

Der Sohn des Gärtners.

Roman von

Philipp Galen.

Leipzig.

Chr. E. Kollmann.

1861.

ERSTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. MEINE ERSTEN JUGENDJAHRE.

Viele Freuden hat der Mensch vor Anderen voraus, dessen Wiege an einem schönen Orte dieser Erde stand. Denn von Jugend an, von hochbewaldetem Berge herab, die weite Welt mit ihren grünen Fluren und ihrem blauen Himmel zu betrachten oder mitten unter Blumen, duftenden Gesträuchen und rauschenden Bäumen die ersten Eindrücke kindlichen Lebens zu empfangen, ist eben so lieblich und wohlthuend, wie am fließenden Wasser zu wohnen, die sich kräuselnde Welle kommen und verschwinden zu sehen und Morgens um Abends wie einen Gruß aus der Ferne die Stimme der Natur zu vernehmen, deren Gaben immer die köstlichsten und dauerndsten sind, womit uns der gütige Schöpfer das irdische Leben gesegnet hat.

Ob meine Wiege an einem so bevorzugten Orte dieser Welt stand, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß meiner Eltern Haus, als ich zur Unterscheidung der mich umgebenden Gegenstände und Dinge gelangte, auf einem reizenden Flecke lag, so daß ich lange Zeit meine kleine Heimat für die schönste auf dem ganzen Erdenrunde hielt. Und in der That, wenn auch nicht die schönste von allen, schön lag und erschien sie gewiß Jedem, der sie zum ersten Male sah. Mein Vater war nämlich fürstlicher Hofgärtner in einem jener kleinen souverainen Fürstenthümer, woran Deutschland, wie man weiß, leider so

überreich ist, und das Fürstenthum W***, eins der abgerundeten und wohlhabenden Ländchen, ist wegen seiner Naturschönheiten von eher für eine der kostbarsten Perlen im großen Länderschatze unsers Vaterlandes gehalten worden. Das ganze Gebiet besteht aus lustig an einander gereihten Bergen und Thälern, an die sich saftige Weiden, üppige Felder und schattige Waldungen lehnen, und gerade im Mittelpunkt, hoch auf baumreichem Felsplateau, erhebt sich das alte fürstliche Schloß, das seit Jahrhunderten der Stammsitz einer eben so ritterlichen wie allen Künsten des Friedens ergebenden Herrscherfamilie ist. Unmittelbar um das, stolz und frei über die tiefer stehenden Waldwipfel ragende Schloß dehnt sich fast bis zum Fuße des terrassenförmig abgestuften Berges der wohlunterhaltene Schloßgarten aus; breite und schmale Schlangenwege laufen durch üppige mit Blumen geschmückte Rasenflecke hinauf und hinab, und die von der Natur freundlich dargebotenen Plätze hat sinnig die Kunst benutzt, um dem Ganzen eben viel Abwechslung wie dem Einzelnen Behaglichkeit zu verleihen, denn von zahllosen Ruhesitzen blickt man nach allen Seiten durch offene Waldlichtungen über die darunter liegenden Thäler und Ebenen fort, welche gar malerisch ein Flüßchen durchrieselt, dessen anmuthige Windungen nicht wenig dazu beitragen, die Aussicht von oben her noch mannigfaltiger und reicher zu machen.

Wohl fünfhundert Schritte tiefer als das Schloß auf einer breiteren Terrassenfläche und mitten im schönsten Rosengarten, lag nun das kleines Haus, welches meine

Eltern bewohnten. Es war meines Vaters Dienstwohnung und hatte bereits seit langer Zeit den Hofgärtnern zum Aufenthalt gedient. Schon die Vorgänger meines Vaters mochten ihre ganze Kunst aufgeboten haben, es in Bezug auf seine Umgebung so reich wie möglich auszuschnücken und damit zu zeigen, was ein Gartenkünstler im engeren Kreise hervorzuzaubern vermöge; an seiner baulichen Gestaltung und Ausbesserung dagegen war wohl seit vielen Jahren nichts geschehen, wenigstens hörte ich meinen Vater oft darüber klagen, daß man seine Hütte so lange werde stehen lassen, bis ihm das altersschwache Dach über den Kopf zusammenstürze.

Allerdings war zu dieser Befürchtung wohl einiger Grund vorhanden, denn das mit dünnen Holzschindeln bedeckte Dach erlag fast der Last des immergrünen Hauslauchs und den gewichtigen Stämmen jahrhundertalten Epheus, der sich mit tausend Aesten und Zweigen darüber hinschlingelte, jedoch dadurch nicht wenig zur Verzierung des Hauses und seiner Umgebung beitrug. Das ganze, nur ein Stockwerk hohe Gebäude sah aus wie ein grüner Hügel, aus dem kaum im Abendsonnenschein die Fenster hervorleuchteten, denn alle vier Seiten waren so dicht mit Weinblättern und Rankengewächsen überzogen, daß nirgends ein Stück des verwitterten Mauerwerks sichtbar wurde.

Aber außer dieser an sich schon schweren und das Bauwerk allmählig zerstörenden Last hatte das kleine Gebäude noch eine andere, wiewohl nicht minder schöne zu tragen. Von allen vier Ecken des Daches liefen

gewaltige Aristolochiengewinde und andere Schlingflanzen nach vier ihnen gegenüberstehenden Lindenbäumen, umschlangen diese und setzten sich, allmählig dünner und leichter werdend, nach den vier Pfosten eines alten Gitterwerks fort, welches den Rosengarten nur zum Schein umschloß, da die Eingänge desselben, nachdem die Thüren längst zertrümmert und beseitigt waren, Tag und Nacht den Besuchenden von Seiten offen standen. So übertünchte und verschönerte die Natur in Verbindung mit ihrer Lieblingstochter, der Kunst, einen Ort, dem das Handwerk minder wohlgevolllt hatte, ja, den es beinahe vergessen haben schien, und gerade weil die Lücken und Spalten des Ganzen durch den reichlichen Blätter schmuck nicht so leicht zu Tage traten, hatte man verabsäumt, dem Gebäude des Gärtners die Rücksicht widerfahren zu lassen, welche sonst wohl auf die übrigen Dienstwohnungen der fürstlichen Beamten verwandt wurde.

Rings um meiner Eltern Haus nun, allmählig bergansteigend bis zum Schloßplateau hinauf, zog sich, wie gesagt, der Blumengarten, weniger jedoch stimmt, um den Hofleuten einen angenehmen Aufenthalt oder Gelegenheit zu Spaziergängen zu bieten, als um im Sommer zur Vorrathskammer der Gewächse und Blumen zu dienen, die, je nach der Jahreszeit, nach der obersten Terrasse wanderten und die nächste Umgebung des fürstlichen Schlosses schmückten, so sich im großen wiederholte, was ich eben im Kleinen um meines Vaters Haus geschildert habe. Gewaltig, stark und hoch strebten hier aus

dem Blumengewirr die Mauern des alten Fürstensitzes auf, hier Thürme und Thürmchen, dort Bastionen und Zinnen zeigend, wie sie eins nach dem andern der Geschmack der Zeit oder die Nothwendigkeit der äußeren Verhältnisse aufgebaut und dem ursprünglich einfachen Gemäuer bald ein schützendes Bollwerk, bald eine beliebte Zierrath beigefügt hatten.

Verlassen wir jedoch das Schloß, seine äußeren und inneren Schätze noch eine Weile und kehren wir zunächst noch einmal nach dem bescheidenen Häuschen des fürstlichen Hofgärtners zurück.

So niedlich sich das Ganze von Außen darstellte, und so erwünscht dem Uneingeweihten der Aufenthalt darin erscheinen mochte, die inneren Verhältnisse entsprachen leider, wie so häufig, den poetischen Erwartungen nicht, die ein Fremder, der es zum ersten Male flüchtig betrachtete, wohl davon hegen konnte. Ich war das einzige Kind, welches, so lange meine Eltern bewohnten, darin aufwuchs, spielte, die Blumen in einer Umgebung blühen und die Früchte reifen sah. Meine Mutter war eine unendlich sanfte, gute und dabei sehr hübsche Frau, die, wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften allgemein beliebt, keine Neiderin im ganzen Umkreise besaß, was an einem so kleinen Ort und unter den zahlreichen Beamten einer fürstlich Hofhaltung eine seltene Erscheinung sein dürfte. Sie war die Tochter eines ziemlich bemittelten Geistlichen, der, einige Meilen von W*** entfernt, auf einem Dorfe wohnte, das jedoch nicht unserm Fürsten,

sondern seinem mächtigeren Nachbar, dem Herzog von B*** gehörte.

Noch immer sehe ich die milde, ergebungsvolle Miene und den wie unter einem schweren Drucke gebeugten Gang dieser vielfach geprüften Dulderin vor mir. Ihr ruhiges, harmloses Gesicht, so wohl zu Lächeln geschaffen, war in der Regel tief beschattet von tausendfältigem inneren Weh, und nur selten zuckte ein flüchtiger Freudenstrahl darüber hin. Ruhig in ihr Schicksal ergeben, bewegte sie sich vor meinen Augen auf und nieder, verrichtete alle Arbeit in sinnendem Schweigen und erfüllte ihre Pflichten in musterhafter Pünktlichkeit vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Nur sehr selten habe ich ihre sanfte Stimme im fröhlichen Gelächter erschallen hören; Freude kehrte nur dann in unser stilles Haus ein, wenn, was indessen leider nicht allzu häufig geschah, ihr Vater sie besuchte, denn dieser Besuch war er einzige, der sie mit dem glücklicheren Leben der Außewelt verknüpfte, da ihre Mutter sehr früh und ihre ältere Schwester schon vor Jahren gestorben war. Außer ihrem Vater liebte sie mich am meisten auf der Welt, das hat sie mir nicht nur sehr oft selbst gesagt, sondern das sah ich und fühlte ich auch an jeder wohlthätigen Handlung, die sie so reichlich auf mich häufte, so daß ich es ihr jetzt, wo sie längst im Grabe liegt, nicht genug danken kann. Mit mir beschäftigte sie sich außerordentlich viel; meine Kleidung stellte sie in den frühesten Kinderjahren nur mit eigenen Händen her, hielt auf eine ungewöhnliche Sauberkeit an meinem Leibe und wandte große Sorgfalt

auf meine Erziehung, meine geistige Entwicklung und mein physisches Wohlhehagen, da, nach Lage der Dinge, von andrer Seite her sehr wenig dafür geschah. In allen Stücken erwies sie mir so eine ungemein mütterliche Zärtlichkeit, ja, dieselbe nahm bisweilen und gerade in den unglücklichsten Momenten ihres Lebens eine fast leidenschaftliche Innigkeit an, die ihre höchste Höhe erreichte, wenn mir von Außen her, wie nur zu oft, irgend ein unverdientes Leid drohte.

Dieses Leid ging, so weit ich es wenigstens beurtheilen kann, stets von meinem Vater aus, und zu dieser Ueberzeugung gelangte ich sehr früh, indem sie, soviel ich mich erinnere, fast mit den ersten Symptomen meines erwachten Selbstbewußtseins zusammenfällt.

Man sollte meinen, es müßte mir schwer werden oder sehr peinlich sein, das, was ich jetzt erwähnen will, der größeren Welt mitzutheilen, allein dies ist nicht der Fall. Ich bin von Jugend an, erst von meiner braven unglücklichen Mutter, dann von einem bei Weitem höher stehenden Freunde, dessen natürliche Geistesanlage und frühe Charakterentwicklung einen sehr großen Einfluß auf mich ausübten, daran gewöhnt worden, stets unbefangen und mit offener Kundgebung meiner Meinung vor die Augen und Ohren der Menschen zu treten, so daß ich auch in diesem Falle von keinem falschen Schaamgefühl verleitet werde, die Wahrheit zu verschweigen; überdies zwingt mich die Nothwendigkeit dazu, wenn ich, ander

die Absicht hege, daß der Leser, als der stille Theilnehmer meiner jugendlichen Freuden und Leiden, all meine Verhältnisse klar durchscheinen soll.

Mein Vater, der Hofgärtner, war nämlich ein sogenannter Quartaltrinker. Mehrere Wochen, ja Monate lang, blieb er der nüchternste, fleißigste, vernünftigste Mensch, der in jedem Punkt, als Gatte, Vater und Christ, seine Pflicht erfüllte. In dieser Zeit lag er mit seltener Hingebung und unverwüstlicher Ausdauer seinem Amte ob; er pflegte die Blumen, gab die praktischsten Anweisungen im Kreise des ihm anvertrauten Gebietes, entwarf wunderschöne Anlagen auf dem Papier und führte sie dann mit seinen Gehülften pünktlich in Park und Garten aus, Alles auf's Beste ordnend und bedenkend, bei welchen Verrichtungen er sich stets als ein höchst productiver, durch und durch gebildeter Gartenkünstler zeigte, den sein Herr mit Recht schätzte und ihm deshalb viel durch die Finger sah, da die Schattenseiten seiner Existenz demselben leider nicht unbekannt geblieben waren.

Allerdings war er in dieser seiner gemüthlichen Periode der Nüchternheit wenig gesprächig, er zog sich sogar gern vom Umgange mit anderen Menschen zurück, lebte lieber für sich und gab sich einem brütenden Schweigen hin, das manchmal den Anschein einer heimlichen Reue annahm, da er sich alsdann seiner traurigen Leidenschaft nur zu gut bewußt sein mochte. War nun Alles eine Zeit lang recht gut und zu allgemeiner Zufriedenheit gegangen, so hörte er plötzlich auf zu essen, zu arbeiten, zu

ordnen, und erst heimlich, dann offenbar und sich vor keinem Menschen mehr scheuend, trank er unglaubliche Quantitäten von allerlei berauschenden Getränken. In der Regel fing er gemächlich mit Wein an; erst eine halbe, dann eine ganze Flasche täglich, dann zwei oder drei, bis ihm dieser verhältnißmäßig zu milde Genuß keinen Reiz mehr bot und er nun zu Rum oder Cognac überging, den er zuletzt quartweise verschluckte.

Die Folgen dieses unmäßigen Genusses kann man sich leicht vorstellen. Er kam in diesen Zeiten fast nie aus dem Hause, die ganze übrige Welt ekelte ihn an, er saß unbeweglich in seinem Zimmer auf einem ledernen Sessel, in der Nähe seines Vorrathsschranks, bekümmerte sich weder um das Wetter, noch seine Geschäfte, und hatte vor keinem Menschen auf der Welt den geringsten Respect. In diesen traurigen Tagen führte meine Mutter hauptsächlich das Regiment, indem sie nicht allein den unglücklichen Mann vor allem Schaden zu bewahren suchte, sondern auch außer dem Hause nach Möglichkeit seine Geschäfte verrichtete, den Gehülfen die nothwendigste Arbeit anwies, die Rechnungsbücher führte und alle Sorgen für das Hauswesen und meine Erziehung übernahm.

Im höchsten Paroxysmus der Trunkenheit meines Vaters konnte sie allerdings nur wenig oder gar nicht das Haus verlassen, hier mußte sie ihre Kräfte, ihre Sorgfalt, ihre Mühwaltung um das Zehnfache steigern, denn in diesem Zustande geberdete sich der Unglückliche wie ein wildes Thier. Alles was in seinen Bereich, unter seine

Hände kam, schlug er, strafte er ohne Erbarmen für früher begangene Mißgriffe, für die er ein ungeheures Gedächtniß entwickelte; die ihm nahe tretenden Menschen beschädigte er, alle erreichbaren Gegenstände, Möbel, Hausgeräth, vernichtete er und war so im Stande, in blinder Wuth ein Werk zu zerstören, woran er Wochen lang mit Anstrengung gearbeitet hatte. In diesem traurigen Zustande kannte er keine Achtung vor Geschlecht und Alter, zwischen Fürst und Bettler machte er wenig Unterschied; seine Frau, mich selbst, die Gartenarbeiter behandelte er mit derselben schonungslosen Rohheit, demselben feindlichen Hasse, und Jeder, den er von uns mit Würfen oder Püffen erreichen konnte, fiel unter seinen Streichen, bis seine Wuth der Erschöpfung wich und ein durch das ganze Haus sich hörbar machender Schlaf uns und ihn selbst von seinen Leiden befreite. Meine Mutter, ich und ein braves altes Hausmädchens, welches aus der heimatlichen Pfarre mit der ersteren hierhergewandert war, litten zu solchen Zeiten die Qualen der Hölle, und nur wenn, was bisweilen geschah, der Fürst oder die Fürstin selber in seinen Gesichtskreis traten, mäßigte er sich vorübergehend, und seine erhitzten Wangen und seine wild rollenden Augen verriethen dann allein den in ihm kochenden Vulkan, der um so stärker wieder zum Ausbruch kam, je länger die aufgezwungene Mäßigung gedauert hatte.

Von den Leiden meiner Mutter in diesen sich jährlich mehrmals wiederholenden Perioden will ich schweigen, sie liegen zu offen am Tage, um noch beschrieben werden

zu müssen. Der Eindruck aber, den sie auf mein junges Gemüth hervorbrachten, war fürchterlich und ich glaube, nichts auf der Welt hätte mir einen so bitteren Widerwillen gegen den übermäßigen Genuß berauschender Getränke einflößen können, als der Anblick meines in toller Wuth tobenden Vaters. Wenn es irgend zulässig war, vermied ich daher diesen Anblick; bleich und zitternd verkroch ich mich in irgend einen Winkel des Hauses oder Gartens, blickte verzweifelnd und die Hände ringend den Himmel an, und bat wiederholt Gott, nur meine arme Mutter zu schützen, damit ich nicht ganz verlassen auf Erden und ohne alle Hülfe den wüthenden Händen des schrecklichen Mannes preisgegeben sei.

Gott muß meine mit Thränen gesprochenen Gebete erhört haben, denn er schützte in der That meine Mutter, und wenn ich, nach überstandener Angst in's Haus zurückkehrend, ihr bleiches Gesicht, ihre selbst im höchsten Herzenskummer mich freundlich anlächelnde Miene sah, stürzte ich mich in ihre Arme, schluchzte laut und erwiderte aus vollem Herzen die schmeichelnden Liebkosungen, mit denen sie mich dann zu überhäufen pflegte.

Der Uebergang zur Nüchternheit und Besonnenheit erfolgte bei meinem Vater eben so rasch und ohne allen sichtbaren Grund, wie der zur Trunksucht. Aus dem Schlafe erwachend, rieb er sich die Augen, blickte gleichsam Hülfe suchend um sich und nahm mit Dank die erquickenden Speisen und Getränke entgegen, die meine Mutter alsdann schon für ihn bereit hielt. Nachdem er nur wenige liebevolle Worte zu ihr oder mir gesprochen,

wusch er sich, kleidete sich ordentlich an und ging in den Garten, wo er sogleich alle Geschäfte an dem Punkte und mit dem alten Eifer wieder aufnahm, wo er sie beim Ausbruche der Leidenschaft gelassen hatte.

Es wundert mich noch heute, daß seine Autorität über seine Untergebenen unter diesen Umständen so wenig litt; ich glaube aber, daß diese guten Leute seinen leidenschaftlichen Hang von der rechten Seite erfaßt und erkannt hatten: daß er mehr ein unglücklicher als strafbarer Mann sei, und so fühlten sie ein tiefes Mitleid mit ihm und widmeten vor wie nach seiner höheren Einsicht willig ihre Kräfte, wozu denn auch wahrscheinlich der Umstand viel beitrug, daß der Arme in seinen gesunden Tagen der leutseligste, ruhigste und leidenschaftsloseste Vorgesetzte war, der allen ihren Wünschen ein offenes Ohr lieh und that, was in seinen Kräften stand, um ihnen das Leben und Wirken bei ihm so angenehm wie möglich zu machen.

Nach meines Vaters frühzeitig ausgesprochenem Wunsch und Willen, sollte ich Kunstgärtner und sodann einst sein Nachfolger im Amte werden, wofür er alle Mittel aufzubieten versprach; ein Ziel, welches allerdings nicht so überaus schwer zu erreichen gewesen wäre. Allein meinen Beifall fand diese Absicht durchaus nicht. Ich sah und roch zwar die Blumen sehr gern, hatte auch meine Freude an den alle Jahre sich neu gestaltenden Verbesserungen und Verschönerungen des fürstlichen Parks und Gartens, verschmähte ebensowenig die reifen Obstsorten der Treibhäuser und Spaliere, aber mein ganzes

Leben mit der Pflege dieser Zierden der Gartenkunst hinzubringen und das mir durch alle seine Kleinigkeiten und Mühseligkeiten zuwidergewordene Geschäft meines Vaters fortzusetzen, dazu verspürte ich nicht die geringste Lust in meinem auf Größeres und Weiteres gerichteten Geiste. Mein ganzes Bestreben vielmehr, in jüngeren Jahren unbewußt, in späteren von ernstem Willen unterstützt, ging einzig und allein dahin, ein Gelehrter von Fach zu werden. Was das Wort ›von Fach‹ bedeute, wollte mir allerdings noch lange nicht klar werden, allein es war mir von meinem Großvater, dem Prediger, einmal in's Ohr geträufelt und da wirkte es fort und fort, bis es meine Seele entzündet hatte, die mit einer seltenen Fähigkeit und Zähigkeit begabt war, alles einmal Erfasste wunderbar schnell weiter zu entwickeln und unverwischbar festzuhalten. Der alte Pfarrer hatte sehr bald meine Neigung, feinem Wunsche zu willfahren, erkannt und erschürte das stille Feuer mit belebendem Hauche, so daß er, meine Mutter und ich selbst es endlich als gewiß annahmen, ein Gelehrter solle und müsse aus mir werden, was es auch kosten möge und wie es auch bewerkstelligt werden solle.

Von dem Augenblicke an, wo ich in der Stadtschule, nach der ich jeden Tag zweimal über den hohen Schloßberg wanderte, da das Hauptstädtchen unseres Fürstentums jenseit desselben lag, lesen gelernt und von meiner Mutter weitere Anleitung empfangen hatte, das Gelesene zu begreifen und meinem Gedächtnisse einzuprägen, gab es für mich kaum einen anderen, geschweige denn

einen größeren Reiz als eben das Lesen selbst. Allerdings war die Hauptquelle, aus der ich diese geistige Nahrung schöpfte, nur sehr einfach und wenig umfangreich, aber sie war gut. Außer meinen Schulbüchern befanden sich im Besitze meiner Mutter nur eine sehr schön gedruckte Bibel, einige Reisebeschreibungen von fernen Weltgegenden und Schiller's Gedichte. Alle diese Bücher las ich von Anfang bis zu Ende wiederholt durch, bis ich große Abschnitte daraus auswendig wußte, die ich sowohl meinem Vater, wenn er vernünftig war, wie meiner Mutter zu jeder Zeit lebhaft vertrug. Ersterer duldete diese unschuldige Gedächtnißübung stets, so lange er nüchtern war; begegnete er mir dagegen im trunkenen Zustande mit einem Buche in der Hand, so hieb und riß er es mir jedesmal fort, woher es denn kam, daß sämtliche Bücher in unserm Hause bald beschädigt, theilweise sogar halb entblättert waren.

»Geh' in's Treibhaus,« schrie er dann gewöhnlich, indem er mir fürchterliche Püffe mit auf den Weg gab, »und lerne mit Pflanzen umgehen! Das ist das einzige Vernünftige auf der Welt, alles Uebrige ist Spiegelfechterei der Hölle!«

Solche Vor- und Nachschläge trieben mich dann jedesmal aus seiner Nähe und ich flüchtete so schnell und weit wie möglich, nur um dem Wütherich rasch aus den Augen zu kommen. Eines Tages aber, ich erinnere mich desselben sehr wohl und lange Zeit hat das Gehörte in meinem Kopfe fortgesummt, konnte ich wegen starken Unwetters das Haus nicht verlassen, ich blieb also in der

nächsten Stube, wo gewöhnlich meine Mutter arbeitete, in einem Winkel hocken und hörte da zu meinem Entsetzen den ganzen schrecklichen Vorgang mit an, der obiger thatkräftiger Ermahnung auf dem Fuße folgte.

Mein Vater war an diesem Tage besonders unwirsch, und meine Mutter bemühte sich mit allen Mitteln, ihn auf seinen Stuhl und zum Schläfe zu bringen. Allein das gelang diesmal nicht, die Scene wurde sogar noch ärger und meine arme Mutter flüchtete endlich selbst weinend und händeringend in ihr Zimmer, wo sie mich zu ihrem nicht geringen Erstaunen mit klappernden Zähnen sitzen und meinen zerfetzten Schiller bebend in den Händen halten sah.

»Wie,« sagte sie schluchzend und mich an drückend, »hast Du gehört, Kurt, was der Vater gesprochen hat?«

»Ja, meine Mutter, ich habe es sehr deutlich gehört; hat er denn mich mit dem ›Strolche‹ gemeint?«

»Gott bewahre, mein Kind, er sprach von einem ganz anderen Menschen!« erwiderte sie bebend und noch viel bleicher werdend als vorher.

Das Gespräch oder vielmehr das Gezänk zwischen meinen Eltern aber hatte folgendermaßen gelautet.

»Der nichtswürdige Strolch!« brüllte mein Vater in seiner schrankenlosen Wuth. »Wenn er kein Gärtner wird, drehe ich ihm den Hals um!«

»Sprich nicht so gottlos und unchristlich!« antwortete schluchzend meine Mutter. »Du wirst ihm nichts zu Leide thun, dafür laß mich sorgen.«

»Abgemacht! Ich drehe ihm den Hals um, wenn er kein Gärtner wird.«

»Dann mußt Du ihn mir zuerst umgedreht haben, und mein Mörder wirst Du doch wohl nicht werden wollen?«

»Von Dir ist nicht die Rede, von der unnützen Brut, dem Jungen rede ich, der mir alle Tage lästiger wird und den ich mir abschütteln werde bei der ersten Gelegenheit, wie eine überreife Birne vom vollen Baume.«

»Flemming, sei nicht so unmenschlich, ich fürchte mich fast vor Dir, wenn Du so sprichst.«

»Das sollst Du auch, ich will Allen Furcht einjagen, das ist meine Lust!«

»Wehe, Mann, daß Du so sprechen kannst. Meinst Du so die feierlichen Gelübde zu halten, die Du mir einst in ernster und doch freudiger Stunde ausgesprochen hast? War *das* die Absicht des edlen Mannes, der unglücklichen Mutter –«

»Still, Schweig mir mit Deiner Absicht, ich kenne Dein Geschwätz schon. Was geht mich die Absicht eines Anderen an – he? Wer hat mir hier etwas zu befehlen, – ich frage, wer?«

Die Antwort meiner Mutter verstand ich nicht recht, denn sie wurde mit leiserer Stimme, die oft von lautem Schluchzen unterbrochen wurde, gegeben, aber mein Vater erwiderte kreischend und auf meine Mutter losschlagend:

»Jetzt ist es mit meiner Geduld vorbei! Da hast Du Dein Theil! Und nun bekenne augenblicklich, was ich wissen will und nie erfahren kann. Wer war der edle Mann, der

verfluchte Vater von der erbärmlichen Bestie, sprich, ich will es wissen, oder Deine letzte Stunde hat geschlagen!«

Bis hierher hatte ich nur das Gezänk verfolgen können, denn es endigte unerwartet schnell. Mein Vater selbst, von einer plötzlichen Müdigkeit oder einem Anfall von Reue ergriffen, hatte sich auf seinen Stuhl geworfen und meine Mutter war in ihrer Herzensangst auf ihre Stube geflüchtet. Daß er mich nicht mit der erbärmlichen Bestie gemeint hatte, woran ich nach der Versicherung meiner Mutter nicht mehr zweifeln konnte, da sie nie die Unwahrheit sprach, war mir ein wahrer Trost, denn mich mit einem solchen Namen selbst von meinem unzurechnungsfähigen Vater nennen zu hören, wäre mir ein Vorwurf gewesen, den meine jugendliche Philosophie von mir abzuschütteln sich vergebens bemüht hätte. Wie gesagt, lange schwirrten die gehörten Worte in meinem Gedächtnisse, ich sprach sogar noch einmal mit meiner Mutter darüber, allein ihr sanfter Zuspruch und ihre wiederholte Aussage, daß ich keineswegs gemeint gewesen sei, beruhigten mich endlich gänzlich und ich habe glücklicher Weise nie wieder ein ähnliches Gespräch zwischen meinen Eltern zu belauschen Gelegenheit gehabt.

Daß ich unter den erwähnten Umständen meinen Vater nicht übermäßig liebte, braucht kaum gesagt zu werden, er erstickte nur zu oft den Durchbruch meines kindlichen Gefühls gegen ihn und trieb seine blinde Wuth bisweilen so weit, daß ich mich sogar oft auf der Absicht ertappte, ihn von ganzem Herzen zu hassen, wie mir von

jeher der Haß gegen alles Böse und Gewaltthätige eingeflößt worden war. Und nicht allein in Folge der rohen Angriffe, die mir selbst zu Theil wurden, verlor sich allmählig die Neigung zu meinem Vater ganz aus meiner Brust, vielmehr war es die unwürdige Behandlung meiner Mutter, die mich am heftigsten erbitterte, zumal diese, ohne zu wanken und zu weichen, fortfuhr, ihre Pflichten gegen den gewaltthätigen Ehemann zu erfüllen und ihn mit der innigen Sorgfalt zu umgeben, die ein zärtlich liebendes Weib nur für den braven und ehrbaren Mann zu zeigen pflegt.

Jenes Gefühl der Abneigung und des Unwillens gegen meinen Vater nun ist bei mir auch in späteren Jahren leider das vorherrschende geblieben, während ich meine Mutter bis an das Ende ihrer Tage zärtlichst geliebt habe und ihr bis zur heutigen Stunde für alle ihre Mühwaltung in meiner unberathenen Jugend Dank sage und sie segne, daß sie mich gehegt, und gepflegt, wie nur eine Mutter ein wohlgerathenes Kind hegen und pflegen kann.



Wenn man die bisher geschilderten Verhältnisse in meinem elterlichen Hause erwägt, wird man es erklärlich finden, daß unser Verkehr mit der Außenwelt nur ein sehr beschränkter war. Mein Vater hatte fast gar keinen Umgang. Niemand wollte sich mit ihm verbrüdern, vielmehr vermied ihn Jedermann nach Kräften in der

Trunkenheit, wie er Jeden in der Nüchternheit vermied. In letzterem Zustande war er, wie schon erwähnt, sehr schweigsam, zurückhaltend, fast menschenscheu, und das nahm mit den Jahren und dem allmäligen Verfall seiner Gesundheit in einem so hohen Grade zu, daß er zuletzt nur zu seinen Untergebenen das Nothwendigste sprach und selbst die gewöhnlichen Abendunterhaltungen mit meiner Mutter fallen ließ.

Nur zuweilen suchten einige reiche Gutsbesitzer oder Pächter aus der Nachbarschaft ihn auf, um seinen Rath einzuholen, den er ihnen gern ertheilte, sobald es einem seine Kunst betreffenden Gegenstande galt. Alle Leute in der ganzen Umgegend kannten seine Einsicht und seinen guten Geschmack, und wo es also einen hübschen Park oder einen reizenden Garten anzulegen gab, mußte er immer seine Meinung sagen oder wohl gar Pläne entwerfen, die dann genau nach seiner Angabe ausgeführt wurden.

Auch der Pfarrer, mein Großvater, besuchte uns jedes Jahr ein- oder zweimal, aber er hielt sich nie lange auf; er sprach nur mit der Mutter einige Stunden sehr angelegentlich und lebhaft, küßte mich, strich mir das dunkle Lockenhaar aus der Stirn und ermunterte mich, recht fleißig zu sein, damit ich ein tüchtiger Gelehrter werde. Mit dem Vater hatte er nicht gern etwas zu thun; er redete in der Regel nur wenige Worte mit ihm, reichte ihm kühl die Hand und verließ stets hastig das ›traurige Haus im Paradiese‹, wie er unsere Wohnung nannte, über das er so oft vergebliche Segenswünsche ausgesprochen hatte.

Meine Mutter besaß allerdings einige gleichaltrige Freundinnen in der nahen Stadt, meist Frauen von Beamten, wie sie selber, aber diese kamen auch nur selten zum Besuch, denn der Kummer meiner Mutter war zu groß, um sich ihnen ganz mitzuthemen, und allein aus diesem Grunde, vermuthete ich, zählte sie, unter ihren näheren oder ferneren Bekannten keine einzige wahre Herzensfreundin. Viele Frauen sogar mit denen sie sehr gern sprach, wenn sie einmal in der Stadt war, fürchteten sich, unser Haus zu betreten, da sie nie wissen konnten, ob der Dämon darin entfesselt sei oder nicht, und ob sie nicht einem Familientrauerspiel entgegengingen, dessen Anblick keinem zartfühlenden Menschen Freude und Wohlbehagen verursachen kann.

Eine große Abwechslung in meinem Leben ward mir in der frühesten Jugend also nicht zu Theil; Spielkameraden hatte ich eben so wenig, denn auch die Kinder der Nachbarschaft flohen unser Haus oder wurden absichtlich davon fern gehalten; für alle diese Entbehrungen entschädigte mich aber eine andere Unterhaltung, die ich sogar, sobald ich sie nach Erwachung meines Selbstbewußtseins richtig würdigen lernte, mit zu den größten Genüssen zählen muß, die mir in meiner Jugend vergönnt worden sind.

Wenn nämlich in unserm Hause einigermaßen Friede herrschte, der Vater bei seinen Geschäften und das Hauswesen vollkommen in Ordnung war, liebte es meine Mutter, einen Spaziergang in die freie Natur zu unternehmen und denselben oft eine Meile weit nach irgend einer

Richtung in der Umgegend des Schlosses auszudehnen. Sie nahm mich dabei sehr gern mit, zeigte mir alles Bemerkenswerthe, machte mich auf jedes Schöne aufmerksam und weckte so in mir die Vorliebe für eine herrliche Natur, deren Weben und Walten sie mit einer unnachahmlichen Spürkraft auch in den kleinsten Aeüßerungen derselben zu entdecken vermochte. An ihrer Hand einherhüpfend und ihren milden, belehrenden Worten lauschend, hatte ich auf diese Weise sehr bald die nähere Umgebung unseres Städtchens kennen gelernt, und über Wiesen, Fluren und Aecker hin strebten wir, je älter ich wurde, in um so weitere Ferne, bis wir endlich unsre Ausflüge sogar bis auf jenen spitzen Bergkegel ausdehnten, der beinahe eine Meile von unsrer Wohnung entfernt, sich noch höher als das Schloß selbst erhebt und den schönsten Fernblick auf dessen alterthümliche Architektur wie über das ganze, gleich einem Garten rings umher liegende Land gewährt.

Auf der Spitze dieses Bergkegels, den bis zur halben Höhe mächtige Waldbäume bedeckten, blieben wir dann gewöhnlich sitzen; meine Mutter zog eine leichte Arbeit hervor und ich, neben ihr Platz nehmend und mit ihr sprechend, pflückte Feldblumen aller Art, die in bunter Mannigfaltigkeit auf diesem schönen Erdenfleck wuchsen.

Sehr häufig aber bemerkte ich dabei, daß die Hände meiner Mutter unbeweglich in ihren Schooß gesunken und ihre Augen mit wehmuthsvoller Starrheit auf das stattliche Schloß in der Ferne gerichtet waren. Auch kam

dabei wohl eine Thräne in ihr sanftes blaues Auge, jedesmal aber, wenn sie bemerkte, daß meine spähenden Blicke darauf achteten, versuchte sie zu lächeln, gab mir einen liebevollen Wink und fragte: »Ist das nicht schön, mein lieber Kurt?«

Nur um ihr zu gefallen, brachte ich anfangs ein schnelles ›Ja, ja, Mutter!‹ hervor, später aber entdeckte ich wirklich die angedeutete Schönheit und mein, die Gegenstände allmählig verständlicher erfassendes Auge gewann Einsicht in die verschiedenen Farbenbilder, die Lichtreflexe und die grell oder lieblich sich abstuftenden Gegensätze von Berg und Thal, Wald und Fluß, Himmel und Erde.

Außer diesen kleinen Fußwanderungen, die mir, mit dem trüben Leben in unsrem Hause verglichen, einem großen Feste gleichkamen, gab es für mich noch eine andere Freude, die mein junges Herz oft hochauf schlagen machte und eine um so größere Bedeutung für mich gewann, je älter und vernünftiger ich wurde. Diese Freude hing mit dem eben erwähnten Schlosse zusammen, das mir von frühster Jugend an als etwas Hochheiliges, Ehrwürdiges und Unantastbares geschildert und vorgekommen war. Mit den Bewohnern desselben trafen wir im Ganzen selten oder höchstens nur durch einen Zufall persönlich zusammen. Der Fürst ließ meinen Vater stets zu sich befehlen wenn er mit ihm zu sprechen wünschte, und war mein Vater zu der festgesetzten Zeit gerade unzugänglich, so ward er für krank ausgegeben, was der Fürst verstand, da ihm, wie allen übrigen Schloß-

und Stadtbewohnern, die unglückliche Leidenschaft seines Hofgärtners bekannt war. Die Fürstin kam fast nie in die Nähe unsrer Wohnung; sie liebte die weiten Spaziergänge, zumal das Bergsteigen nicht, und deshalb erging sie sich gewöhnlich auf der obersten Schloßterrasse und den dieselbe zunächst begränzenden Gartenanlagen. Die Damen und Herren des Hofes dagegen kletterten bisweilen auf den Abhängen des Berges herum und spazierten auch wohl durch den Rosengarten meines Vaters, wenn er in voller Blüthe stand, an unser Haus heran aber wagte sich Niemand und den Kindern des Fürsten war es geradezu untersagt, bis auf eine gewisse Entfernung sich unsern Gränzen zu nähern, wenn sie einmal ihre Ausflüge mit ihren Erziehern und Kammerfrauen in die Richtung unsrer Wohnung unternahmen.

Nur ich allein genoß bisweilen den Vorzug, in das Schloß zu kommen und sogar den Einen oder Anderen vom Hofe zu sehen und zu sprechen, und das hing folgendermaßen zusammen.

Von den höchsten Personen des Hofes sowohl wie von denen ihres Gefolges wurden sehr häufig, zu jeder Jahreszeit, Blumen und namentlich Bouquets bestellt, da viele Festlichkeiten bei Hofe dergleichen zum Geschenk für Andere oder zum eigenen Schmuck erheischten. Auch Obst wurde, in zierliche Körbchen reizend verpackt und mit Blättern und Blumen verziert, fast täglich hinaufgesandt, und da war denn meine Mutter immer diejenige, welche alle diese Sendungen mit eigenen Händen zurechtete, denn sie besaß ein außerordentliches Geschick

und einen ungemein feinen Geschmack, Blumen auszuwählen, zu ordnen und zu binden, weshalb mein Vater auch nie etwas dagegen einzuwenden hatte, wenn sie sich dieser Arbeit unterzog, zumal sie genau wußte, welche Blumen und Früchte sie schonen mußte und welche sie schneiden und brechen durfte.

Wenn ihr dann einmal ein Strauß recht wohl gelungen, oder wenn die Pfirsiche, die Kirschen, die Trauben recht auserlesen waren, beauftragte sie oft mich, ihren Lieb- ling, die Körbchen nach dem Schlosse zu tragen, und ich stieg dann, stolz auf meinen Auftrag und mit möglichster Behutsamkeit die steilen Bergpfade hinan, um im Schlosse selbst dem Kastellan oder dem diensthabenden Kammerdiener die lieblichen Kinder Flora's und Pomona's zu überlieferte.

Bei diesen Gängen kam es denn nicht gar zu selten vor, daß mir Personen vom Hofe begegneten, und trat mir einmal die Fürstin selbst in den Weg, so rief sie mich stets an, nickte mir freundlich zu und fragte: »Bist Du wieder da, Kurt? Hat Deine Mutter auch diese Blumen gewunden?« Und aus mein ohne alle Schüchternheit gesprochen: »Ja, Durchlaucht!« pflegte sie dann wohl zu sagen: »Grüße Deine Mutter von mir. Adieu, Kurt!«

Am liebsten aber trug ich Blumen und Früchte nach dem Schloß hinauf, wenn wußte oder ahnte, daß die kleine Prinzeß davon ihr Theil erhielt, denn dieses engelgleiche, liebliche Kind mit den blaßgoldenen wogenden Locken, die einzige Tochter des fürstlichen Paares, wurde von meiner Mutter abgöttisch verehrt, weshalb sie auch

mir eine ganz besondere Anhänglichkeit und Neigung dafür eingeflößt hatte.

Doch ich glaube, daß hier die beste Gelegenheit ist, einige wenige Worte über unsern Fürsten und seine Familie, so wie über das Verhältniß zuzusagen, in dem die Mitglieder derselben unter einander lebten und zu uns, allen übrigen Bewohnern der Stadt und also auch des ganzen Ländchens standen.

Der Fürst war ein Mann im kräftigsten Mannesalter, hoch gewachsen, mit stolz edlem Gesicht und einer Haltung, wie sie nicht ritterlicher und vornehmer gedacht werden kann. In seinem Wesen nach Außen war er mehr ernst als freundlich, doch im Ganzen leutselig und Jedermann zugänglich. Bisweilen und zwar wenn er zornig oder bei übler Laune war, hatte er etwas Herrisches im Ausdruck der Miene, etwas unduldsam Strenges in seinen Forderungen, im Allgemeinen aber zeigte er in jederlei Hinsicht eine große Herzensgüte, wieweil auch ein zähes Festhalten an allen durch das Herkommen geheiligten Gebräuchen und Gewohnheiten damit verbunden war. So herrschte denn auch eine beinahe an militärische Pünktlichkeit gränzende Gleichförmigkeit in allen Vorgängen auf dem Schlosse, mochte es nun Geschäfte oder Vergnügungen, besondere Feste oder den regelmäßigen Lauf des alltäglichen Lebens betreffen. Jahr aus, Jahr ein bewegte sich Alles in seinem etwas steifen und vorgeschriebenen Schritt fort. Jeder Tag hatte seine besonderen Arbeits- und Vergnügungsstunden, jede Jahreszeit ihre eigenthümlichen Einrichtungen und Genüsse, jeder

Beamte und Diener seinen ganz genau begränzten Geschäftskreis; eine auch nur geringe Abweichung von der schematisirten Vorschrift war verpönt und rief stets einen Verweis oder wenigstens eine bekittelnde Meinungsäußerung höheren Orts hervor. Das wußte Jeder genau und so befließigte man sich, den üblichen Schritt, das hergebrachte Maaß einzuhalten und nur in den allerseltensten Fällen davon eine Ausnahme zu machen.

Im Ganzen bewahrte das Leben im Schlosse und vorzüglich durch die Neigung des Fürsten dazu hervorgehoben, einen etwas patriarchalischen Anstrich; alte treue deutsche Sitte herrschte überall und nur wenige Mitglieder des fürstlichen Gefolges verriethen die Neigung, von der alten Etikette abzuweichen, höhererseits unliebsame Neuerungen einzuführen und hinter den Rücken des Fürsten ihren eigenen Genüssen und Vergnügungen zu leben. So waren auch die Stunden der Tafel, die Zahl der Gänge dabei und das Dessert vorgeschrieben, und eine willkürliche Abweichung davon kam einem öffentlichen Vergehen gleich, das zwar nicht mit gesetzlichen Strafen, aber mit Stirnrunzeln und rügenden Bemerkungen gebrandmarkt wurde.

Einen größeren Gegensatz, als er zwischen den Fürsten und seiner Gemahlin bestand, kann man sich kaum vorstellen; sie wich fast in jeder Beziehung von ihm ab, weshalb es ihr auch Mühe und manche Ueberwindung gekostet haben mag, sich an das einfache und abgemessene Hofleben in W*** zu gewöhnen. Als Tochter des Herzogs von L***, mit großen Glücksgütern gesegnet

und an ein äußerst glänzendes Hoflager gewöhnt, fand sie sich schwer in die allerseits sparsamere Einrichtung des kleineren Hofes in W***, allein die Liebe, die sie zu ihrem Gemahl hegte, ließ sie in ihrer Jugend die Gewohnheiten früherer Jahre bald vergessen und sich allmählig an die Gebräuche der zweiten Heimat gewöhnen. Sie war eine zierliche, zart bleiche aber dabei sehr schöne Dame, etwas reizbar, nervös, aber fromm, gütig und gerecht, so daß sie überall Menschen fand, die sich ihr willig fügten, obwohl Einige der Meinung waren, daß sie etwas weniger stolz und ceremoniös hätte erscheinen können. Während der Fürst mehr die Bewegungen im Freien, die Jagd, das Reiten und Fahren liebte, zog sie es vor, im Innern des Schlosses kleine Feste zu feiern, im Kreise ihrer Damen das Neueste des Tages zu besprechen oder allein für sich in einem guten Buche zu lesen, wohin der Fürst schwer zu bringen war. Seine Natur war kräftiger, mehr das Aeußere des Lebens umfassend; die ihre feiner, ätherischer, mehr das Innere des Menschenherzens erwägend. Er war ein Mann festen, unumschränkten Willens, geradeaus zum Ziele führender That, sie eine Frau von bedenklicher Ueberlegung, mit einem Geiste endloser Prüfung und zaudernder Unentschlossenheit begabt, so daß es häufig Vorkommnisse in Beider Leben gab, in denen sie sich nie geeinigt haben würden, hätte die Fürstin nicht eine unglaubliche Nachgiebigkeit besessen und am Ende immer das Ja gesprochen, welches nicht selten von der anderen Seite gebieterisch und gleichsam als unumgänglich vorausgesetzt wurde.

So war der Charakter des Hofes und der meisten Personen daselbst ein fester, ernster, bisweilen sogar strenger; Humor habe ich später in Nichts gefunden und Leichtfertigkeit gehörte zu den am meisten verpönten und also seltensten Dingen.

Die Ehe dieser beiden fürstlichen Personen war mit fünf Kindern gesegnet, von denen der Erbprinz, Bruno, sechs Jahre älter als seine Schwester Hildegard war, welcher dann drei Prinzen, Alexander, Leo und Armin, folgten, von denen der jüngste zu der Zeit, von der ich hier spreche, noch auf den Armen getragen wurde.

Bruno, der Erbprinz, war ungefähr mit mir in gleichem Alter und ein für seine Jahre großer, kräftiger und dabei schöner Knabe, der in seinem ganzen Wesen die Eigenschaften des Vaters vorherrschend zeigte, obwohl in gemildertem Grade, was er gewiß den sanfteren Einflüssen seiner Mutter verdankte. Er hatte dunkles Haar, braune feurige Augen und liebte ein rasches entschiedenes Handeln, zu dem er sich nie zu entschließen brauchte, sondern zu dem ihn stets ein innerer lebhafter Trieb hinzureißen schien. Nie habe ich ihn in späteren Jahren, wo ich ihm so nahe stand, schwanken und zaudern gesehen, immer war er in und mit sich fertig, immer zu der That augenblicklich bereit, die er für unaufschiebbar oder nothwendig erkannt. Und namentlich muß ich das von ihm nachrühmen in allen Dingen, wo es sich um einen guten und edlen Zweck handelte. Konnte er nützen, so nützte er bald, fühlte er sich zum Helfer berufen, so half er schnell, mußte er ein Opfer bringen, so

brachte er es auf der Stelle. Um Jemanden etwas Uebles anzuthun, ihn zum Beispiel für eine schlechte Handlung zu strafen, verfuhr er dagegen viel langsamer; er besann sich lange, erwog Alles hin und her und rief sich die guten Eigenschaften des Menschen in's Gedächtniß; kam er aber dann zum Schluß, es müsse schnell mit frischer Hand zugegriffen werden, so verfuhr er rasch wie der Blitz, und mächtig war der Schlag, der auf das auserkorene Opfer niederfiel.

Aus diesen nur leicht hingeworfenen Eigenschaften will ich keine Schlußfolgerungen für künftige Zeiten ziehen, man kann sich aber wohl vorstellen, daß ein solcher Charakter, wenn er einmal auf den Thron gelangte, von entscheidendem Einfluß auf sein ganzes Land, alle seine Unterthanen und noch weit darüber hinaus werden mußte, eine Erwägung, die außer mir später viele Andere anstellten und namentlich der alte Fürst, der schon in jungen Jahren vor seinem Erbprinzen, obwohl er sich sonst vor nichts fürchtete, eine wahre Angst hatte, wenn er die Schnelligkeit und Schärfe gewahrte, mit der sein Sprößling die wichtigsten Dinge erfaßte, sie kurz überlegte und mit Windeseile in's Leben führte.

Einer einzigen vorherrschenden Neigung will ich hier noch gedenken, die den kräftig heranwachsenden Prinzen schon in früher Jugend beseelte. Das war die fast leidenschaftliche Liebe zu seiner um sechs Jahre jüngeren Schwester Hildegard, die sich auf Schritt und Tritt hervorkehrte und Jedermann bekannt war, der nur im

Entferntesten die fürstlichen Kinder zu beobachten Gelegenheit hatte. Allerdings war die Prinzeß ein liebreizendes, bildschönes Kind von fast engelgleicher Milde und Anmuth, und außerdem Bruno's Schwester, allein Beides findet sich sehr häufig, ohne daß die Brüder eine so abgöttische Verehrung für ihre kleinen Schwestern zeigen. Wo er sie traf oder nur von Weitem erblickte, eilte er auf sie zu, hob sie mit seinen kräftigen Armen empor und küßte und herzte sie, wie ein kleines Mädchen seine herzallerliebste Puppe küßt und herzt. Auch war die kleine Prinzeß empfänglich für diese heiße brüderliche Inbrunst, sie hatte ihren großen Bruder ebenfalls außerordentlich lieb, und oft habe ich den alten Fürsten von Weitem stehen und mit sichtbarer Rührung die zärtliche Gruppe dieser beiden Kinder betrachten sehen.

Im Aeußern wich die kleine Hildegard nicht unbedeutend von dem älteren Bruder ab. Er hatte dunkle Haare und Augen, sie, wenigstens im Kindesalter, seidenweiche hellblonde Locken und blaue Augen, und diese Augen waren so seltsam geformt, daß ich schon in früheren Jahren nicht wußte, worin sie eigentlich von den Augen anderer Menschen so sehr abwichen, bis ich viele Jahre später erst die Erfahrung machte, daß es nicht allein die Größe und Rundung derselben sei, was so auffallend erschien, sondern hauptsächlich der fast blendende Glanz und die unergründliche Tiefe, in die man bei ihnen gleichsam bis in die innerste Seele ihrer Besitzerin hineinzublicken glaubte.

Beide Kinder – von den drei jüngeren Prinzen will ich hier nichts Näheres sagen, da sie nur sehr geringen Einfluß auf mein Leben äußerten und weit weniger mit mir in Berührung traten – waren für meine Mutter und mich die Gegenstände unserer höchsten Verehrung und Ergebenheit, wir hatten sie unaussprechlich lieb, ohne eigentlich zu wissen, warum. Vielleicht liebten wir sie so, weil sie die Kinder unser guten Herrn waren, der so manche Nachsicht gegen meinen unglücklichen Vater übte, oder weil der Eine der Inbegriff aller künftigen Hoffnungen und die Andere sein Augapfel war. Ich hätte Jahre lang mein Frühstück und Vesperbrod darum gegeben – und das will für einen schnell wachsenden und kräftigen Knaben viel sagen – nur um mit ihnen ein paar Worte reden zu dürfen, und doch geschah dies nur selten, da außer den Blumen und dem Obst, welches ich ihnen brachte, kein Verbindungsglied zwischen uns vorhanden war.

Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich mich oft darauf ertappte, von irgend einem Hinterhalte aus die kleine Prinzeß zu belauschen, um vielleicht nichts weiter als höchstens einen einfachen Stimmlaut aus ihrem Munde oder den blendenden Schimmer ihres weißen Kleidchens zu erhaschen. Ein solches geheimes Beginnen, wenn es mit Erfolg gekrönt war, stimmte mich immer außerordentlich glücklich, ich vergaß darüber das namenlose Weh des elterlichen Hauses, welches alle Tage zunahm und kein Ende verhieß, und fühlte mich dadurch wenigstens im Geiste in Kreise versetzt, an die ich doch unter

meinen Verhältnissen höchstens mit der Phantasie hinanreichen konnte.

So weiß ich noch recht gut, daß ich einmal einen wahren Festtag in dieser Art feierte. Ich wandelte auf einer der höheren Schloßterrassen herum und pflückte Himbeeren, wozu ich den Auftrag von meiner Mutter empfangen und zu diesem Zweck einen hübsch geflochtenen Korb mit auf den Weg erhalten hatte. Eben in bester Arbeit begriffen, hörte ich Stimmen von ferne auf derselben Terrasse entlang ertönen, und als ich vorsichtig lauschte, erkannte ich die Prinzeß, die mit ihrer Erzieherin, einer jungen Gräfin von *Wetterau*, und einer französischen Bonne des Weges kam, laut lachte und scherzte und dabei ihr silbernes Stimmchen wie die Lerchen des Aethers erschallen ließ.

Schnell sprang ich, um ihnen nicht im Wege zu sein, hinter ein dichtes Himbeergesträuch, aber gerade dieses war es, dem auch die kleine Prinzeß zustrebte. So stand sie mir bald gegenüber, nur durch die Blätter von mir getrennt, die das Gebüsch entfaltete. Und siehe, als die älteren Damen näher kamen, erfuhr ich den Grund dieses Zufalls, denn gerade in dem genannten Busch hatte ein Hänfling sein Nest gebaut und in demselben lagen drei bis vier halb federlose Junge, die melodisch zwitscherten, als die Alte entflog und die Prinzeß das volle Nest den Damen zeigte. Wie gebannt blieb ich auf meinem Posten stehen; ich hatte endlich einmal die Gelegenheit beim Schopfe gefaßt und konnte ungestört in das wunderbare Augenpaar blicken, das voll kindlicher Freude

und glänzend vor innerem Entzücken auf das Nest und seinen Inhalt gerichtet war.

In diesem Augenblick bemerkte die Gräfin meinen Korb mit Himbeeren, den ich unglücklicher Weise mitten auf dem Wege hatte stehen lassen, und so dauerte es nicht lange und ich war entdeckt. Aber da sollte ich eine neue Freude erleben. Denn als ich hervorgetreten war und den Grund meiner Anwesenheit angegeben hatte, betrachtete die Prinzeß mit Wohlgefallen die von mir gesammelten funkelnden Himbeeren, und als ich ihr davon zu essen anbot, setzte sie sich mit den Damen auf den Rasen nieder und speiste meinen ganzen Vorrath auf, während ich sprachlos und in bewunderndes Anschauen versunken dicht daneben stand und kaum so viel Geistesgegenwart besaß, die Fragen zu beantworten, welche die sehr vornehm und hochfahrend sich geberdende Hofdame an mich zu richten mir die Ehre erwies.

Als ich hieraus nach Hause zurückkehrte und meiner Mutter den abermals gefüllten Korb überreichte, fühlte ich mich hoch beglückt, den ganzen Tag über schwamm mein Herz in namenloser Wonne und zum ersten Mal beschwerten mich die Wuthausbrüche des Vaters nicht, der gerade an diesem Tage in einem unsäglich beklagenswerthen Zustande war.

Auch andere kleine Freuden ähnlicher Art wurden mir in Folge meiner häufigen Spaziergänge in der näheren Umgebung des Schlosses zu Theil, indem ich dabei oft Zeuge der Spiele und Unterhaltungen der fürstlichen Kinder und namentlich des Erbprinzen ward. Für diesen

nämlich und seinen Gesellschafter, den Sohn des Hofmarschalls Grafen von Treufels, war ein besonderer Spielplatz hergerichtet, der aus einer breiten und geräumigen Terrasse in der Nähe des Schlosses, nur etwa hundert Fuß tiefer als dieses lag. Ueppige Buchen, Kastanien und Linden schlossen diesen Platz von dem übrigen Park ab und der Boden war überall mit dem weichsten Rasen bewachsen. In der Mitte desselben hatte man Kletter-, Wipp- und Springbäume aufgepflanzt, an denen die Knaben von ihrem Turnlehrer unterrichtet wurden und um die herum sich sehr häufig ein schaulustiges Publicum versammelte, um die Sprünge und sonstigen Kunstfertigkeiten der eifrigen Schüler zu bewundern. Etliche Male war ich so glücklich, wenigstens als ungesehener Zuschauer an diesen die Muskeln stärkenden Uebungen Theil zu nehmen, hinter einem dicht belaubten Gebüsch verborgen, sah ich wohl eine Stunde lang allen diesen mir unbekanntem Spielen zu und lachte herzlich mit, als auf der einen Seite die Knaben, auf der andern der Turnlehrer an einem Seile zogen, welches jene dann plötzlich losließen, wodurch der Lehrer zu Falle kam und unter allgemeinem Gelächter den Rasenabhang hinab in das Gebüsch kollerte, dessen Blätter mich verbargen.

Es betraf dieses Mißgeschick, welches wahrscheinlich nicht ohne Absicht herbeigeführt war, einen Mann, der fast vom ganzen Hofpersonal sehr wenig und am wenigsten von seinen Schülern geschätzt, aber dennoch vom Fürsten selbst aus unbekanntem Gründen überaus gnädig berücksichtigt wurde. Er hieß Beau und werde ich ihn

später noch sehr oft zu nennen haben, da er auserlesen war, viele Jahre hindurch auch auf mein Leben verschiedene Einwirkungen zu äußern. Der Fall that ihm keinen Schaden, nur ärgerte ihn das Gelächter der Knaben und umstehenden Zuschauer, denn er wurde ganz blaß und gab für diesen Tag seine Turnübungen auf.

Dergleichen Vorfälle ereigneten sich öfter, und da ich die Unterrichtszeit genau kannte, so stellte ich mich so oft in meinem geheimen Versteck bei demselben ein, als es meine Verhältnisse gestatteten. Wenn ich dann mein unermüdliches Auge an dem kleinen Schauspiel gesättigt hatte und nach Schluß des Unterrichts einsam nach Hause schlich, überfiel mich nicht selten eine mir sonst nicht eigenthümliche traurige Gemüthsstimmung. Man glaube nicht, daß es ein im Stillen wucherndes neidisches Gefühl war, was mich dabei peinigte, ach nein, Neid kannte ich damals noch nicht und auch später hat mir dieser böse Dämon nur wenig zu schaffen gemacht. Es war vielmehr, einen anderen Grund konnte ich mir wenigstens nie dafür angeben, das immer lebhafter in mir aufkeimende Bewußtsein meiner isolirten freudlosen Lage, der innere Trieb, auch mich unter Menschen zu mischen, mit ihnen Gedanken und Wünsche auszutauschen und an Freuden Theil zu nehmen, die für eine strebensvolle Jugend geschaffen sind und also im kindlichen Herzen eine so natürliche Neigung für ähnliche Genüsse erwecken. Wen hatte ich zu Gespielen, zu Gefährten meiner erwachenden jugendlichen Träume und Hoffnungen? Niemanden. In meine Nähe kam kein Knabe, dessen Seele

ich die wucherisch aufschießenden Bilder der meinigen hätte anvertrauen können, denn meine Schulkameraden sprachen in den kurzen freien Zwischenräumen des Unterrichts nur wenig mit mir und in meinem Hause ließ sich keiner blicken, weshalb ich also aus einem gewissen Stolze, der so leicht sich zur Einsamkeit gesellt, keinen anderen aufzusuchen die Neigung empfand. Auch ward ich, wenn ich einmal die heiße Lust fühlte, mich diesem oder jenem Knaben inniger anzuschließen, von einer gewissen Scheu heimgesucht, einen Fremden in das trostlose innere Getriebe unsers häuslichen Wesens blicken zu lassen; unwillkürlich, fast instinctartig bebte ich vor allen, diesen Punkt berührenden Aufklärungen zurück und so blieb ich vor wie nach mir selbst überlassen, eine vollkommene Beute der traurigen Gedanken, die sich allmählig in meinem Kopfe einzunisten begannen.

Am seltsamsten war mir eines Tages zu Muthe und nie zuvor hatte ich etwas Aehnliches erlebt, gefühlt, gedacht; von diesem Tage an zogen wunderbare Gestalten, Wünsche und Begierden durch meine Seele, die mich ein ganzes halbes Jahr begleiten, ja selbst bei Nacht verfolgen sollten, so daß selbst meine Träume gleichsam auf ein unerreichbares Ideal hinzudeuten anfangen.

Ich muß dieses Tages etwas genauer gedenken, denn von ihm schreibt sich eine neue Periode meines Jugendlebens her, wie denn auch bald danach mein ganzes Leben eine Wendung nehmen sollte, die weder meine Eltern noch ich selbst im Entferntesten voraussehen konnten. Es war ein lieblicher, warmer und sonnenreicher Julitag,

auf den der Geburtstag des Erbprinzen fiel. Wenige Tage vorher hatte ich selbst dasselbe Alter erreicht und Niemand mir dazu einen Glückwunsch gesprochen als meine Mutter und unsre alte Magd. Mein Vater bekümmerte sich nie um dergleichen Tage im Bereiche seiner Familie, und noch niemals hatte er mir ein Geschenk gemacht, wie es doch bei fast allen Vätern Sitte ist und eben so viel Freude erweckt, wie es das kindliche Herz dankbar und zufrieden stimmt.

Daß zu dem Ehrentage des Prinzen, um ihn recht feierlich zu begehen, große Vorbereitungen getroffen wurden, wußte ich aus Erfahrung, diesmal aber, wo er das zwölfte Jahr abschloß, sollten ungewöhnliche Vergnügungen stattfinden, und so waren denn, wie sehr bald verlauteete, alle Söhne der adligen Familien der Residenz eingeladen, um an dem Feste auf dem Schlosse selbst Theil zu nehmen. Meine Mutter wand schon am Tage vorher eine Menge Kränze und Guirlanden, und zwölf reizende, duftende Blumenbouquets wurden in einen Korb gelegt, um am nächsten Morgen nach dem Schlosse zu wandern, während jene von der Dienerschaft bereits am späten Abend abgeholt wurden, um damit das Zimmer des glücklichen Prinzen zu schmücken.

Schon am frühen Morgen, als ich auf dem Wege zur Schule, die ich diesmal in meinen besten Kleidern besuchte, den Korb mit den zwölf Sträußen mitnahm, um ihn auf dem Schlosse abzuliefern, war ich sehr ernst und feierlich gestimmt. Langsam stieg ich den Berg hinan und konnte mein Auge kaum abwenden von dem

Glanze und der Farbenpracht der Blüten, welche meine gute Mutter diesmal mit allem Aufwande ihres feinen Geschmacks zusammengefügt hatte. Als ich vor dem Blumenmeere auf der obersten Terrasse, welches die Vorderfront des Schlosses umfluthete, angelangt war, blieb ich einen Augenblick athemlos stehen und horchte mit Spannung nach dem Schlosse hinauf, aus dessen geöffneten Fenstern ein lieblicher Gesang herabscholl, den die Sänger der Stadt aufführten, um dem geliebten Erbprinzen auch ihren Tribut mit einer fröhlichen Morgenmusik darzubringen.

Mich ergriffen die selten gehörten Töne tief, und, in eigenthümlicher Zerstreung befangen, bemerkte ich kaum, daß ein Lakai zu mir trat und mir die Blumen abnahm, die ich vielleicht selbst dem einstigen Thronerben überreichen zu dürfen gehofft hatte. Da der Gesang nicht sogleich wieder beginnen wollte, entfernte ich mich langsam, schlich der Stadt zu und betrat die Schule, in der ich, wie ich glaube, an diesem Tage nicht viel gelernt habe.

Da ich Nachmittags keinen Unterricht und meine Mutter mir die Erlaubniß gegeben hatte, frei in Park und Garten umherzuschweifen, so begab ich mich sehr bald auf meinen Lauerposten im Gebüsch des Spielplatzes, denn ich wußte sehr wohl, daß hier die Hauptfestlichkeit des Tages stattfinden würde.

Es mochte etwa drei Uhr sein, als der Erbprinz, von seinen Lehrern und den eingeladenen Gästen begleitet, aus dem Speisesaale auf den Spielplatz herabtrat, wo sich

sehr bald ein sehr lebhaftes Gewühl entwickelte und der vielen Anwesenden Stimmen laut durcheinanderschallten. Zunächst theilten sich die Knaben in zwei Parteien und begannen nun Spiele, die ich nur dem Namen nach kannte, denen ich aber noch niemals persönlich beigewohnt. Es wurden Einzelkämpfe und allgemeine Schlachten geliefert, es wurde geklettert und gesprungen, gewippt und am Seile gezogen, und als dies Vergnügen mehrere Stunden gedauert, wurde unter den Bäumen von den Lakaien eine lange Tafel gedeckt und mit auserlesenen Leckereien, Früchten und Confitüren besetzt.

Aus meinem Verstecke gewahrte ich Alles und Jedes bis auf die geringsten Kleinigkeiten, und ich bewundere noch heute die Geduld, mit der ich selbst an meinem Platze ausharrte, als die Geladenen die geschmückte Tafel begaben, ihre Plätze einnahmen und mit augenblicklicher Unterbrechung ihres Freudengeschnatters zu schmausen anfangen.

Plötzlich aber fuhr mir ein seltsamer Ruck durch die Brust. Als hätte ein spitzes Messer mein laut klopfendes Herz berührt, empfand ich ein unaussprechliches Weh darin, und eine unwiderstehliche Macht trieb mich von meinem Platze fort. Ich konnte dem wieder lauter werdenden Feste nicht länger zuschauen und von einem unbekanntem Drange gestachelt, ging ich fast bewußtlos den Berg hinab, auf Pfaden, die ich später niemals wiederfinden konnte, da ich mein Augenmerk auf nichts Aeußeres gerichtet hielt.

Träumerisch schlich ich durch Berg und Thal und beschrieb einen weiten Bogen um mein väterliches Haus, an das ich in diesem Augenblicke nicht erinnert werden mochte. So kam ich am Fuße des Schloßberges an, überschritt die Brücke, die über den kleinen Fluß führte, und war nun auf das freie Feld gelangt, das sich, mit Waldung und Wiesengrund abwechselnd, bis zu dem Bergrücken erhob, den ich schon so oft mit meiner Mutter besucht hatte. Erst als ich die höchste Spitze, unsern gewöhnlichen Ruhesitz erstiegen, glaubte ich den Punkt erreicht zu haben, wo ich meine Gedanken sammeln und über mich selbst und die geheimnißvollen Triebe in meiner Brust zum Klaren kommen könne, und so setzte ich mich auf den Rasen nieder, stützte die Arme auf die Kniee, legte meinen Kopf in die Hände und betrachtete mit einer Art innerlichen Schauers das fernliegende Fürstenschloß, dessen Spiegelfenster eben im letzten Strahle der sinkenden Sonne in Goldpurpur aufleuchteten.

Lange schaute ich darauf hin, bis der letzte Gluthschein des himmlischen Lichtes erlosch und allmählig die grauen Schatten des Abends die Ferne verschleierten. Da erst hatte meine lange Träumerei einen bestimmten Gegenstand, mein hin und her wogendes Gedankenchaos eine erkennbare Gestalt angenommen.

»Wie manche Menschen doch so reich und begütert sind,« sagte ich zu mir, zwar nicht mit denselben Worten, aber ungefähr war das doch der, meiner damaligen Knabenansicht entsprechende Gedankengang, »daß sie sich und Anderen so große Freuden bereiten können, wie ich

sie eben dort drüben habe laut werden sehen! Wunderbar, höchst wunderbar! Wie sind sie zu diesen Reichthümern und Mitteln gekommen? Durch Erbschaft! Alles ist ihnen zugefallen, ohne daß sie eine Hand darum geregt hätten. Seltsam, höchst seltsam! Andere arbeiten Tag und Nacht und quälen sich im Schweiß ihres Angesichts, ohne kaum mehr als das tägliche Brod zu erwerben, das sie und ihre Familie zum Lebensunterhalt bedürfen. Ich begreife eigentlich den Grund und die Absicht dieses Unterschiedes nicht so recht. Sind die Leute, die jenes herrliche Schloß bewohnen, allen übrigen Menschen so hundertfach überlegen an Tugend, Weisheit und Frömmigkeit, daß sie vor ihnen so ausgezeichnet wurden, oder ist es ein Glückszufall, der gerade sie dazu erlesen hat, wie wohl das Gllücksrad bald auf diese bald auf jene Nummer fällt? – Wenn nun jener Fürst durch irgend ein Unglück in die Lage käme, sein Schloß und seine übrigen Güter zu verlieren, würde er das gutwillig ertragen oder würde er das Verlorene erkämpfen und erstreben mit aller Macht? Gewiß würde er das Letzte thun und vielleicht erhielte er es wieder durch eigene Kraft und durch eigenen Willen. Hm! Also man *könnte* doch dergleichen erkämpfen und gewinnen! Der Gedanke ist mir neu und eigentlich ein angenehmer Gedanke. Ach, aber was hilft mir das? Ich bin nur ein armer Mensch, eines Gärtners Sohn, ich erbe von Niemanden einen größeren Besitz, ich kann ihn also auch nicht verlieren und nicht wieder erkämpfen. Aber – welch' wunderbar herrliches Gefühl ergreift mich da – ich habe doch gehört, wie mancher Mensch reich

und groß und mächtig geworden ist, der auch nichts be-
saß als was ich besitze! Also man *kann* doch etwas wer-
den, was man nicht ist, etwas erreichen, was man nicht
hat, etwas aus sich machen. Aus sich machen! Was heißt
das? Alle Kräfte, alle Fähigkeiten, alle Begabung daran
setzen, um sich auf eine Stelle zu schwingen, die hoch
liegt wie jenes Schloß! O freilich, das ist ein köstlicher
Gedanke, denn dahin zu kommen, das müßte eine hohe
Lust und ein schöner Lohn selbst für die schwerste Arbeit
sein! – Dazu fühle ich wohl den Trieb in mir. Ich wollte
mich auch recht anstrengen und nicht solcher Thor und
Schwächling sein wie mein elender Vater da unten! Ja,
das wollte ich und ich will es wenigstens versuchen. Ich
will doch einmal sehen, ob ich nicht auch etwas errei-
chen und werden kann, was die Mühe des Lebens lohnt,
ich will streben, denken, trachten – ach, ja freilich, wenn
ich erst groß und alt genug dazu bin, denn jetzt bin ich
noch zu jung und zu schwach, und ich weiß noch so viel
wie gar nichts. Ich muß lernen – lernen – lernen, bis ich
was weiß, und das, wenn man sich so recht lebhaft die
Möglichkeit davon vorstellt, ist auch ein Triumph! – O,
jetzt bin ich nicht mehr so traurig wie vorher. Ich habe
mich recht mit diesen Gedanken gestärkt. Ich komme mir
ordentlich gewachsen vor. Da – jetzt ist der letzte Schim-
mer von der Sonne verschwunden – jetzt bricht die Nacht
herein – und da brennen schon die Lichter in den fürstli-
chen Gemächern. Hm! Ich möchte auch wohl einmal um
einen Tisch mit ihnen sitzen, wo so viele Wachskerzen
flammen, Ihnen tief in die Augen sehen und sie fragen:

seid Ihr denn wirklich so viel besser und stärker als ich? Ach, aber das liegt noch weit ab, und ehe ich so viel gelernt habe, bis ich unter solchen Menschen sitzen kann, wer weiß, was bis dahin geschehen ist und was ich dann für Neigungen und Wünsche habe, denn meine Mutter sagt: die Neigungen und Wünsche der Menschen wechseln alle Jahre, alle Monate, alle Wochen, ja fast alle Tage, und was wir heute für schön und wünschenswerth halten, scheint uns morgen häßlich und abgeschmackt. Wie wandelbar also doch der Mensch und wie bald groß und bald klein er ist! Aber ich, ich bin nicht so wandelbar. Ich werde dies Schloß noch morgen und immer für schön und wünschenswerth halten, und bevor ich mir nicht ein ähnliches errungen, will ich mich nicht zufrieden geben.«

–

Man sieht, der kleine, winzige Gärtnersohn trug kein geringes Maaß von Wünschen mit sich herum und hoch empor flatterten seine kühnen Gedanken schon in der Kindheit. Die Erfahrung hat mich aber belehrt, daß solche Wünsche nichts schaden, im Gegentheil, daß sie nützen, denn sie treiben den Kern, der in den fruchtbaren Boden gelegt ist, mit Sturmesgewalt empor, sie tragen und heben den Geist, sie sättigen und erquicken das Herz, das so oft schmachkend, unter der Glühhitze des Lebens verwelkt, und oft, ja sehr oft, sind die Wünsche und Triebe der Kindheit die Fittige gewesen, auf denen der erwachsene Mensch zur erstrebten Höhe emporgeflogen ist, wie ja schon Goethe ganz richtig bemerkt: ›was man

sich in der Jugend wünscht, hat man oft im Alter die Fülle, und Goethe war ein practischer Mensch und hat an sich selbst die Menschen studirt und ihre Geschicke geprüft.

Doch um auf jenen Abend wieder zurückzukommen, der, ich wiederhole es, wichtig für meine ganze fernere geistige Entwicklung war, da er mich mit eisernem Eifer an die Arbeit und zum Nachdenken trieb, so stieg ich viel munterer wieder den Berg hinab, als ich hinaufgeschlichen war, und die kindlichen Träume in mir, die sich zu großartigen Visionen gestaltet hatten, nach deren Verwirklichung meine ganze Seele lechzte, nagten seitdem in mir fort, rissen mich oft gewaltsam aus dem müßigen Schläfe und jagten mich mit einem wahren Ungestüm in die mächtigste Strömung geistigen Lebens, in das Studium hinein, dem ich fortan alle Kräfte zu widmen beschloß, um so einen Platz in der Menschheit zu erringen, der mir durch meine äußeren Verhältnisse auf ewig versagt schien.

ZWEITES KAPITEL. EINE THAT, DIE WICHTIGE FOLGEN FÜR MICH HAT.

Den Sommer und Herbst desselben Jahres, in welches die oben beschriebene Feier des prinzlichen Geburtstages fiel, verlebte ich ganz so wie die früheren Jahre, nur daß ich meinem stillen Vorsatze treu blieb, einen außerordentlichen Fleiß auf meine Schularbeiten verwandte und demzufolge auch die Beleidigung meiner Lehrer und die

Zufriedenheit meiner Mutter einerndtete. Neues und besonders Bemerkenswerthes, dessen ich mich lebhaft erinnerte, fiel weder in unsrem Hause noch außer demselben vor; erst dem nächsten Winter war ein Ereigniß vorbehalten, das ich auch dem Leser genauer schildern muß, da sich von ihm nicht allein die vollständige Umwandlung meines bisherigen einförmigen Daseins, sondern auch die eigene Gestaltung meines ganzen späteren Lebensschicksale beschreibt.

Der Winter des Jahres 1824 rückte sehr frühzeitig in unser bergiges Ländchen ein und schon im November fror es so stark, daß die Eisdecke auf unserm kleinen Flusse fast die Dicke von einer halben Elle erreichte. Ich war damals etwa zwölf und ein halbes Jahr alt, aber man hätte mich für fünfzehn halten können, da ich ungewöhnlich früh entwickelt und sehr kräftig gebaut war. Daß ein harter Winter für Knaben meines Alters und meiner Constitution seine besonderen Freuden hat, weiß jeder Mensch, ich aber theilte dieselben weniger mit den gleichaltrigen Söhnen unsrer Nachbarschaft, denn ich hatte ja keinen eigentlichen Gefährten, der meinen Beitritt zu den allgemeinen Vergnügungen vermittelt hätte, ich war allein auf mich selbst angewiesen und meine Freuden mußte ich bei Weitem mehr in der stillen Arbeit im elterlichen Hause als in Spielen und dem gewöhnlichen Zeitvertreib für Kinder meines Alters außerhalb desselben suchen. Nur *ein* Vergnügen hatte und beutete ich aus, und das war das Schlittschuhlaufen auf der seeartigen Erweiterung unseres Fließchens, das jenseits

des Schloßberges, nicht weit von der Stadt, ein geräumiges Wasserbecken bildete, welches der fröhlichen Jugend im Winter zum allgemeinen Tummelplatze diente. Ich hatte das Schlittschuhlaufen schon sehr früh gelernt und, weil ich muthig und kräftig war, eine bedeutende Fertigkeit darin erlangt, so daß ich für den bei Weitem besten Läufer in meiner ganzen Klasse galt.

Da meine Eltern in der Regel erst um halb zwei Uhr zu Mittag aßen, so hatte ich von meiner Mutter ein für alle Mal die Erlaubniß erhalten, nach Schluß des Unterrichts eine Stunde auf dem Eise zu bleiben, und ich benutzte diese Erlaubniß fast täglich, wenn es das Wetter irgend gestattete. Es war dies auch die Stunde, in welcher der Erbprinz mit seinen Begleitern gewöhnlich Schlittschuh lief, und ich hatte bisweilen die Ehre, von ihm bewundert und sogar begrüßt zu werden, wenn ich im vollsten Laufe an ihm vorüberflog, da dies eine Kunst war, in deren Ausübung er, in allen übrigen körperlichen Geschicklichkeiten sonst so bewandert, mir auf keine Weise gleichkam.

Das allgemeine Wintervergnügen der jungen Stadtbewohner auf diesem Eisspiegel mußte einen anlockenden Reiz gewähren, denn bisweilen erschienen sogar die Damen des Hofes mit einigen Cavalieren, und wenn sie auch damals noch nicht, wie es jetzt fast überall Sitte ist, an den Uebungen und Wettläufen Theil nahmen, so standen sie doch, in ihre warmen Pelze gehüllt, am Rande des zugefrorenen Sees still und schauten neugierig und voller Spannung dem Gewühle zu, das sich vor ihren Augen entwickelte.

So war es fast den ganzen Winter hindurch gewesen, sogar bei bitterer Kälte, und so war es noch mehr der Fall, als die Witterung gelinder wurde und die wärmeren Strahlen der Februarsonne schon die allmälige Annäherung des Frühlings verkündeten.

Es war der 28. Februar, ein mir unvergeßlicher Tag, gekommen. Am 24. hatten wir noch starken Frost gehabt, in der folgenden Nacht aber stellte sich ein warmer anhaltender Südwind ein und in den nächsten Tagen folgte entschiedenes Thauwetter, so daß das Eis mürbe wurde, jedoch noch stark genug blieb, um uns leidenschaftliche Schlittschuhläufer ohne anscheinende Gefahr zu tragen.

Als die letzte Unterrichtsstunde des Vormittags vorüber war, packte ich meine Mappe zusammen, nahm sie unter den Arm und trug in der andern Hand meine Schlittschuhe, um sie wahrscheinlich zum letzten Mal in diesem Jahre zu benutzen, da meine Mutter bereits die Warnung hatte fallen lassen, das Eis würde uns kaum noch tragen und wir möchten behutsam zu Werke gehen.

Als ich eben aus dem Stadtthor trat, kam mir ein Gärtnergehülfe meines Vaters entgegen, und da er mich die Schlittschuhe in der Hand halten sah, blieb er stehen und sagte: »Willst Du zu Eise gehen, Kurt? Thu es nicht, das Eis ist zu mürbe, Du könntest einbrechen.«

Durch diese Worte nicht im Geringsten eingeschüchtert, setzte ich nur um so rascher meinen Weg fort, in der Hoffnung, dadurch noch einige Minuten vor dem völligen Aufgang des Eises zu gewinnen. Der Gehülfe aber schien die Wahrheit gesprochen zu haben, denn ich

fand das Eis ziemlich leer von seinen gewöhnlichen Besuchern, obgleich die Söhne vieler Hofbeamten, unter ihnen die Gäste des Erbprinzen bei seiner letzten Geburtstagsfeier, am jenseitigen Ufer standen, hie und da das wankende Eis prüften und ein lautes Gelächter erschallen ließen, wenn einer von ihnen bis an das Knie einbrach und dann an das Ufer waten mußte.

»Die Thoren!« dachte ich in meinem allzu kühnen Sinn, »da stehen sie drüben, wo das Eis schon geborsten ist; hier auf meiner Seite hält es noch und ich werde ihnen zeigen, daß ich noch eine Lustfahrt unternehmen kann.«

Gedacht, gethan! Nach kurzer Ueberlegung warf ich meine Mappe auf den Boden, kniete nieder, schnallte mir die Schlittschuhe fest, wenig darauf achtend, daß man mir vom jenseitigen Ufer her zurief, das eingeleitete Wagniß noch vor dem Versuch wieder aufzugeben.

Da geschah etwas, was mich vielleicht vom Untergange rettete, indem es mich vom Schlittschuhlaufen zurückhielt, nichts destoweniger aber mich wider alles Erwarten in eine Lage brachte, die verhängnißvoll für mich geworden ist. Es kam nämlich in demselben Augenblick, als ich das mürbe Eis betreten wollte, eine vierspännige Hofequipage vom Schlosse losgefahren, und mit meinen Falkenaugen erkannte ich sehr bald darin die Prinzessin Hildegard mit ihrer Erzieherin, der Gräfin Wetterau, der gegenüber ihr damaliger Anbeter, der Kammerherr Graf Hohenheim, Platz genommen hatte.

Da sie gerade auf den Platz zufuhren, wo ich stand, so wußte ich was geschehen würde, und begab mich daher eilig hinter einen dort stehenden Holzschuppen, um die Anlangenden gleichsam auf einem Hinterhalte völlig ungestört beäugeln zu können. Es dauerte nicht lange, so hielt die glänzende Equipage still, der Kammerherr sprang von seinem Sitze herab, hob zuerst die kleine Prinzeß heraus und half dann auch der Gräfin beim Aussteigen. Von einem Lakaien gefolgt, setzten sich die drei vornehmen Leute in Bewegung und gingen im langsamsten Schritt längs des kleinen Sees dahin, um die milde Luft und den Morgensonnenschein mit möglichstem Behagen zu genießen.

Anfänglich hielt die Gräfin die Prinzeß an der Hand, als sie sich aber bald in ein eifriges Gespräch mit ihrem Verehrer einließ, entschlüpfte ihr das kleine holde Wesen und ging, sich anmuthig wiegend und blickend, hüpfend und springend hinter den Beiden her, wie es die Gewohnheit lebhafter Kinder ist, wenn sie sich einmal vom täglichen Zwange erlöst und der eigenen Willkür überlassen sehen.

So hatte ich denn Gelegenheit und Muße genug, die kleine Prinzeß, den allgemeinen Liebling des Hofes, recht nach Herzenslust zu betrachten, und es machte mir ein außerordentliches Vergnügen, bei ihren hastigen Kinderbewegungen ihr blondes Lockenhaar und die weißen Federchen ihres feinen Seidenhutes im Winde flattern zu sehen.

Die beiden erwachsenen Personen, in ihre eigenen Angelegenheiten überaus vertieft, mochten die Prinzeß wohl unter der Obhut des nachfolgenden Dieners gesichert glauben und schritten, ohne sich ein einziges Mal umzublicken, etwas rascher auf dem eingeschlagenen Pfade fort. Die Prinzessin aber sprang bald hierhin bald dorthin, und konnte es trotz der Abmahnungen des alten Lakaien nicht unterlassen, bisweilen auf das Eis zu treten und darüber hin zu schlittern, wie sie es die Knaben am jenseitigen Ufer thun sah.

Endlich gelangten die unachtsamen Spaziergänger an eine Stelle des Sees, die rings mit Stangen bezeichnet war, welche andeuteten, daß das Eis hier nicht fest sei und daher nicht betreten werden dürfe. Die Gräfin schritt mit ihrem Begleiter rasch an dieser Stelle vorüber; Beide schienen die ganze Welt um sich her vergessen zu haben und waren in ihre Plauderei so arg vertieft, daß sie sich erst umdrehten, als ein furchtbarer Angstschrei hinter ihnen erscholl, der vom jenseitigen Ufer her sein zwanzigfaches Echo fand.

Dieser Schrei aber kam aus dem Munde des alten Lakaien, der, schon lange voller Angst am Ufer hin und her laufend, dem gefährlichen Vergnügen der unerfahrenen Prinzeß zusah, ohne daß er Macht genug über sie besitzen hätte, sie von dem schwankenden Eise zurückzurufen. Denn plötzlich, etwa zwanzig Schritte vom Ufer, gerade da wo der See über sechs Fuß Tiefe hatte, war die kleine Prinzeß vor seinen Augen verschwunden, die morsche Eisdecke hatte unter ihren Füßen nachgegeben und

sie war, einen hellen Hülferuf ausstoßend, in das eiskalte Wasser gefallen. Die drüben am Ufer spielenden Knaben hatten den Vorgang mit angesehen, standen aber, als das Unglück geschehen, gleichsam erstarrt still und schrieten nur um Hülfe, während doch keiner von ihnen über das Eis lief, um diese Hülfe möglicher Weise persönlich zu bringen.

Ich selbst hatte jeden einzelnen Schritt der Prinzeß mit adlerscharfen Augen aus meinem Versteck verfolgt, und ich muß gestehen, mir sträubten sich dabei vor nie empfundenem Grauen die Haare aus dem Kopfe und mein Herz schien still zu stehen, denn es war mir zu Muthe, als erriethe ich durch ein instinctartiges Ahnungsgefühl, was zunächst kommen würde. Kaum aber sah das dunkelblaue mit Hermelin besetzte Sammtmäntelchen verschwinden, so riß mich ein unwiderstehlicher Drang aus meinem Verstecke hervor und, wohl wissend, daß ich vom Ufer her an der Stelle des Vorfalls nicht an die Untergesunkene gelangen könne, sprang ich mit einem verzweiflungsvollen Satze mitten auf das gebrechliche Eis und lief aus allen Kräften dem Orte des Unheils zu. Wie ich mit heiler Haut dahin gelangt, weiß ich noch heute nicht anzugeben; ich sah, hörte und fühlte nichts, was um mich und unter mir geschahl, mein brennendes Auge war nur auf den einen Punkt gerichtet, wohin ich mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften strebte. Wohl schwankte und wogte das lose Eis unter mir, so haben es alle Zuschauer nachher mir wohl hundertmal erzählt, aber was that es mir, der ich nur *ein* Ziel vor Augen hatte,

das ich so schnell wie möglich erreichen mußte, wollte ich nicht zu spät kommen.

Endlich war ich da – aber ach – das haltbare Eis war zu Ende und vor mir sah ich das kalte Wasser über zerstückelte Eisschollen wirbeln, zwischen denen das liebliche kleine Geschöpf, die Zierde unser Fürstenhauses, anscheinend rettungslos verschwunden war.

Da packte mich ein nie empfundener, wüthender Schmerz in der Brust. Himmel und Erde verrannen mir wie ein graues Nebelgewölk vor den Augen und ich that etwas, dessen Erfolg ein sehr zweifelhafter, aber unter den obwaltenden Umständen für mich wie vielleicht auch für das arme Opfer von Entscheidung sein mußte. Ich glaubte nämlich im Wasser das weiße Hütchen der Prinzeß wahrzunehmen – es schien mir erreichbar, und da ich schwimmen konnte, dachte ich im Stande zu sein, das Leben der Gefährdeten zu retten. Ich sprang also, wie ich war, vom schon brechenden Eise in das Wasser und, wunderbar genug, in demselben Augenblick tauchte, wie von ihrem guten Engel empor- und mir entgegengehoben, die Prinzeß auf und ich ergriff mit meiner Linken, die ihr zunächst war, den Hut, und da dieser sogleich sich aus seinen Banden löste, auch das Haar der Sinkenden, während ich mit der Rechten und den Füßen furchtbare Anstrengungen machte, mich über Wasser zu halten und dem Ufer zuzuschwimmen.

Ob mir das völlig gelungen wäre, weiß ich nicht; ich fühlte nur, daß mir sehr bald die Kräfte schwanden, daß

ich selbst mehrere Male unter das Wasser kam, von Eischollen gestoßen und geritzt wurde, aber immer gelangte ich wieder auf die Oberfläche, wobei ich Besinnung genug behielt, um wahrzunehmen, daß ich dem Ufer immer näher kam und daß von demselben her ein Mann, bis zum Leibe im Wasser watend, mir angstvoll schreiend und winkend entgegenstrebte.

Plötzlich fühlte ich mich von meiner Last befreit, der Lakai hatte sie mir abgenommen und auf das Land getragen; von allen Seiten aber liefen nun schreiende und die Hände ringende Menschen herbei, von denen, wie ich zu bemerken glaubte, die Gräfin Wetterau am lautesten und jämmerlichsten schrie.

Um mich bekümmerte sich weiter Niemand und das fand ich auch ganz in der Ordnung. Halb besinnungslos kroch ich an's Ufer, schüttelte mich und sank dann nieder, um einen Augenblick frischen Athem zu schöpfen. Nur glaubte ich noch wahrzunehmen, daß man die regungslose Prinzeß in den nahen Schuppen trug, in's Leben zurückzurufen, da bereits der Wagen, der sie gebracht, ganz um den See herumgefahren war, um sie unterhalb einer zweiten Brücke, die dort über den Fluß führte, wieder in Empfang zu nehmen.

Plötzlich wachte ich wie aus einem angstvollen Traume auf. Ich blickte um mich und da kam eine schreckliche Angst über mich. Es war mir, als ob ich allein an dem Vorgefallen schuld sei, und von einem unbestimmten Triebe aufgejagt, an allen Gliedern bebend und mit den Zähnen klappernd, riß ich mir die Schlittschuhe ab, erhob mich

dann, vergaß selbst meine Mappe mit den Büchern vom Boden aufzuheben und lief, was ich laufen konnte, am Ufer des Sees, des Flusses entlang, bis ich die erste kleine Brücke erreichte, über die man schreiten muß, wenn man vom Schloßberge auf das freie Feld gelangen will, von wo ich nur noch zehn Minuten bis zur Wohnung meiner Eltern hatte.

Eben als ich triefend und schon starr vor Kälte über die Brücke eilen wollte, versperrte mir dieselbe ein Wagen. Ich warf einen Blick darauf und sah, daß es der Hofmedicus Doctor Hünerbein war, der von einem Krankenbesuche über Land heimkehrte. »Herr Doctor,« rief ich athemlos, »geschwind, geschwind, die Prinzessin ist ertrunken – dort, dort im Schuppen liegt sie!«

Ich sah noch, wie der Kutscher auf die Pferde einhieb und der Wagen mit Windeseile über den starren Boden rasselte, dann weiß ich nicht mehr, was hinter mir geschah, denn ich lief wieder, so rasch mich meine erstarrten Beine tragen konnten und als hätte ich nun erst meine Schuldigkeit gethan, dem Garten zu, den ich auch bald erreichte und, allein durch den inneren Frost dazu angetrieben, darin das Ananastreibhaus aufsuchte, wo, wie ich ja so gut wußte, immer eine Hitze von einigen dreißig Graden herrschte.

Glücklicherweise war die Thür des Treibhauses nicht verschlossen; ich huschte hinein und hockte mich nun im äußersten Winkel unmittelbar auf dem warmen Ofen nieder, wo ich mir zum ersten Male Zeit anahm, meine

wirren Gedanken zu ordnen und das heftige schlagende Herz zur Ruhe kommen zu lassen.

Wie lange ich hier brütend saß und tausend neue, nie gedachte Entwürfe in meinem aufgeregten Hirne heraufbeschwor, weiß ich nicht, daß ich aber innerlich außerordentlich beschäftigt war, bewies mir nachher die Uhr, denn zwei ganze Stunden waren mir unglaublich schnell vergangen, ohne daß mich irgend ein äußeres Ereigniß aus meinem Brüten geweckt oder ein im Treibhause beschäftigter Gärtner in der Verarbeitung meiner Phantasieen gestört hätte. In diesen zwei Stunden waren auch meine Kleider wieder ganz trocken geworden, der Frost, der mich vorher geschüttelt, war einer behaglichen Wärme gewichen und nur der Gedanke peinigte mich zuletzt: »Was wird sich nun zunächst begeben? Wer wird mich aus der Angst reißen oder mir sagen: die Prinzessin ist todt, Du hast sie zu spät zu retten versucht und ihr dabei ganz das schöne goldne Lockenhaar ausgerissen!«

In solchen mich selbst am meisten quälenden Fragen befangen, ward ich plötzlich durch die laut kreischende Stimme meines tobenden Vaters in's wirkliche Leben zurückgerufen, und als hätte mir Jemand den ganzen Zusammenhang alles in den zwei letzten Stunden Geschehenen zugeflüstert, wußte ich alsbald, daß man mich zur Essenszeit vergeblich zu Hause erwartet, daß man mich

überall gesucht und mein Vater endlich, der gerade wieder im Beginn seiner Trinkperiode war, da er mich nirgends gefunden, in Wuth gerathen sei und mir den Untergang geschworen haben, wenn er mich an irgend einem Orte treffen sollte, an dem ich ohne sein Wissen und Wollen verweilte.

Allein dies war noch nicht Alles, was sich während dieser zwei Stunden zugetragen, und will ich das Fehlende hier gleich nach meiner späteren Erkundigung ergänzen. Als mein Vater, nachdem man mich umsonst eine Stunde am Mittagstisch erwartet, eben in vollster Wuth aus einem Winkel in den andern lief, um mich zu suchen und zur Rechenschaft über mein Ausbleiben zu ziehen, brachte ein Gehülfe, der auf dem Schlosse zu thun gehabt, die Nachricht des von mir erzählten unglücklichen Vorfalles in mein väterliches Haus; mein Vater aber, anstatt durch die Mittheilung, daß ich eine rühmliche That vollbracht, besänftigt zu werden, verfiel nur in einen noch größeren Zorn und schob in seiner Ideenverwirrung die Schuld des Vorgefallenen allein auf mich. Niemanden seine Absicht mittheilend, ergriff er einen Kantschu, den er zu beliebigem Gebrauche stets irgendwo versteckt hielt, stürzte in's Freie und rief nach mir mit einer Stimme, die durch den ganzen Garten schallte. Da er mich vergeblich bald hier, bald dort suchte, steigert sich seine blinde Wuth nur um so mehr, und als ihn der Zufall endlich in das Treibhaus führte, wo ich mich versteckt hielt und er mich bald erspähte, stürzte er auf mich los, zerrte mich tobend und

schreiend an den Haaren in's Freie und schlug hier unbarmherzig auf mich los, trotzdem ich ihm mit lauten Bitten und Vorstellungen zu beweisen suchte, daß ich ja gar nichts gethan hätte, eine solche unerhörte Züchtigung zu verdienen. In Wahrheit, nie war eine edle That übler vergolten worden, das heißt für den Augenblick, denn Gott selbst, dessen Lohn wie Strafe nicht immer gleich auf das Haupt des Thäters fällt, hatte in seinem allmächtigen Willen beschlossen, daß mir zehnfacher Segen aus jener meiner Handlung ersprießen sollte. Vielleicht Aehnliches denkend oder vielmehr hoffend, empfang ich denn meine unverdienten Schläge mit unglaublicher Resignation. Keine Klage, kein Laut drang mehr über meine Lippen, so wehe die hageldicht fallenden Streiche mir auch thaten, nur mit den Zähnen knirschend und meines Vaters zorngeröthetes Gesicht mit einer an Haß gränzenden Bitterkeit betrachtend, sagte ich mir zehnmal in einem Athem: »Laß ihn sich nur austoben, endlich wird er doch aufhören. Es ist seine Natur, zu schelten und zu schlagen, ohne Grund und Einsicht, und wenn er sich müde gemacht hat, wird die Aufklärung kommen, er wird sich schämen und Du wirst gerechtfertigt dastehen, vor ihm wie vor allen übrigen Menschen.«

Diese Aufklärung und Rechtfertigung aber sollte jetzt sehr bald und wie sie Niemand, am wenigsten ich selbst erwartete, erfolgen, denn plötzlich hörte ich verschiedene Stimmen sich uns nähern und endlich trat meine Mutter, meinem Vater schon aus der Ferne zurufend, von mir abzulassen, an uns heran, während dicht an ihrer Seite

ein Knabe lief und, sobald er das unerwartete Schauspiel gewährte, meinem Vater in den Arm fiel und mit Worten der höchsten Entrüstung und des gerechtesten Tadels ihm sein schonungsloses Verfahren vorhielt.

Dieser Knabe war kein Anderer als der Erbprinz selber; wie er aber hierhergelangt und was ihn zu meiner Mutter geführt, will ich jetzt erst in der Kürze erzählen, bevor ich in der Entwicklung der schnell sich folgenden Ereignisse fortfahre.

Unmittelbar nachdem ich die Prinzeß aus dem Wasser geholt und sie an das Ufer getragen, wo der alte Lakai sie meinen Händen entnahm, hatte man das Kind anscheinend leblos in den erwähnten Schuppen gebracht. Wie von Gott gesendet traf hier der durch mich benachrichtigte Hofmedicus ein, dem es alsbald gelang, das Kind in's Leben zurückzurufen, worauf er es in seinem eigenen Wagen nach dem Schlosse fuhr und hier seine Bemühungen fortsetzte, das erstarrte junge Blut in Bewegung zu bringen und im warmen Bettchen die feindliche Kälte mit den erforderlichen Mitteln zu verscheuchen.

Hier erfuhren denn auch zuerst die fürstlichen Eltern den haarsträubenden Vorfall in seinem ganzen Umfange, und die hastigen Erzählungen des Grafen Hohenheim, der sich eifrigst bemühte, die Schuld von sich und der Gräfin Wetterau ab und auf den alten Lakeien zu wälzen, dem sie die Betrachtung der Prinzeß vergeblich anvertraut haben wollten, trugen nicht wenig dazu bei, die Gefahr für das Kind als eine außerordentliche und mein

Verhalten als ein äußerst rühmliches erscheinen zu lassen. Die bestürzten Eltern wichen nicht aus dem Zimmer der Kranken, und erst als der Arzt erklärt hatte, es sei nun keine Gefahr mehr vorhanden und das Kind werde nicht den geringsten Schaden davon erleiden, beruhigten sie sich und dankten Gott, daß er die Hülfe zur rechten Zeit in meiner und des Arztes Person herbeigeführt habe.

»Ja, ja,« sagte dieser gutmüthige Mann, dem Jungen, dem Kurt, verdanken Ew. Durchlaucht allein das Leben der Prinzeß; er hat sie nicht um Wasser geholt; sondern auch mich zur rechten Zeit in den Schuppen gesandt.«

Als der Erbprinz diese Worte und die Erzählungen der bei dem Verfall Anwesenden vernahm, gerieth er vor Entzücken fast außer sich. Er liebte seine kleine Schwester so zärtlich, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, den Retter ihres Lebens zu sehen und ihm mit überströmenden Worten den Dank seines Herzens zu spenden. Aber erst als die Prinzeß endlich die Augen aufschlug, lächelnd um sich blickte, ihre Eltern und Geschwister bei Namen nannte und sich auf Befragen ganz wohl erklärte, gaben Erstere hochbeglückt den ungestümen Bitten des Knaben nach und befahlen, einen Boten nach mir zu senden und mich, wenn ich in der Lage wäre, vor ihnen zu erscheinen, auf das Schloß zu führen, um mir für meine Heldenthat ihren vorläufigen Dank auf der Stelle abzutragen.

Als der Prinz diese Absicht aussprechen hörte, hielt er sich selbst für den schnellsten Boten, und ohne eine Minute zu verlieren, stürzte er fort und kam gerade in dem

Augenblick bei uns an, als ich den ersten Dank aus der Hand meines Vaters empfing.

So erfuhr denn dieser erst jetzt, was eigentlich geschehen war, und auf der Stelle ernüchtert, ließ er von mir ab und schlich beschämt in seine Stube, wo er sich einschloß und den ganzen Tag über keinem Menschen vor Augen kam.

Ich selbst aber, an allen Gliedern bebend, hatte nur Ohren für die Mittheilung des Prinzen, der mir die Hände drückte und, mich im Triumphe mit sich fortziehend, mir wiederholt versicherte, daß seine Schwester gerettet sei und daß ich ihm nur folgen solle, um den Dank seiner Eltern von diesen selbst zu erhalten.

So kam ich denn, ohne zu wissen wie es geschah, mit ihm oben auf dem Schlosse an, ward in das Krankenzimmer geführt und sah hier das gerührte fürstliche Paar und einen großen Theil der obersten Hofbeamten in lebhaft redenden Gruppen um das Bett der kleinen Prinzessin stehen, die eben im Begriff war einzuschlafen, weshalb wir uns Alle, außer dem Arzte und einer dienstthuenden Kammerfrau, in ein anstoßendes Zimmer begaben, wo sich dann der Dank der beglückten Eltern in einem endlosen Strom über mich ergoß. Nachdem mir Beide und alle Uebrigen die schmeichelhaftesten Worte gesagt

und der Erbprinz mich seiner vollsten Ergebenheit versichert, kam ich erst allmählig wieder zu mir und der vorher im Treibhause, als mich mein Vater schlug, mir aufgestoßene Gedanke, davonzulaufen und meinem tyrannischen Peiniger, der mich wie einen Mörder behandelte, zu entfliehen, schwand bald vor den Ausbrüchen des Dankes dahin, der mir von allen Seiten gespendet ward, und es that mir unendlich wohl, als ich bemerkte, daß man mich mit Augen betrachtete, als hätte ich dem Fürsten ein neues Reich erobert oder als wäre ich ein Wunderthier, dem man nicht ohne Befriedigung in das vor Rührung schwimmende Auge blicken könne.

So beruhigte ich mich denn allmählig und sammelte meine arg durch einander gerüttelten Lebensgeister, bis ich endlich mit einiger Ueberlegung die verschiedenen Fragen beantworten konnte, die bald von dieser, bald von jener Seite auf mich einstürmten. Als aber der Fürst mir zuletzt nahe trat, mich wohlwollend anschaute und fragte, ob ich auch schon ganz trocken und ob mir kein Schaden aus meiner kühnen That erwachsen sei, da kam der Erbprinz lebhaft an uns heran und, noch immer in Folge des ganzen unerwarteten Ereignisses leidenschaftlich aufgereggt, berichtete er mit fliegenden Worten, wovon er im Garten so eben Zeuge gewesen, wie mein berauschter Vater mich unverdient geschlagen, und bat darauf, möglichst dahin zu winkte, daß dergleichen nicht wieder geschehe, vielmehr eine meiner That entsprechende Vergeltung mir zu Theil werde.

»Ich will daran denken, mein Sohn,« erwiderte der gütige Fürst, »nur wollen wir uns nicht übereilen, damit wir auch in Wahrheit etwas Gutes für den Kurt ersinnen. Also laß ihn für jetzt nach Hause gehen, bis morgen haben wir Zeit genug, sein Wohl zu bedenken.«

Gern stimmte der junge Prinz in diesen Vorschlag ein, wenngleich er nach seinem feurigen Naturell am liebsten auf der Stelle mir eine große Belohnung hätte aussetzen sehen; dafür aber beschenkte er mich seinerseits mit einem ganzen Haufen eilig zusammengeraffter Dinge, von denen er glaubte, daß sie mir angenehm sein könnten, und so kehrte ich endlich nach Hause zurück, wo ich der immer noch weinenden Mutter alles Vorgefallene auf's Genaueste erzählte. Sie schloß mich in die Arme, küßte mich lange und wiederholt und ermunterte mich, Geduld zu haben mit dem Vater, es werde ja endlich wohl besser mit ihm werden, sie habe auch Geduld und immer die Erfahrung gemacht, daß, wer sein ihm aufgebürdetes Schicksal mit Ergebung trage, zuletzt in Allem den Sieg erringe.

So kehrte ich denn an meine Arbeit zurück, besuchte am nächsten Tage die Schule wieder und empfing von dem Vorsteher derselben ein warmes Lob, indem er den Vorfall des verwichenen Tages meinen Mitschülern als Beispiel aufstellte und auf mich als das Werkzeug Gottes hinwies, welches auserwählt gewesen sei, das hohe Fürstenhaus vor einem großen Schmerze zu bewahren, indem ich mein eigenes Leben auf's Spiel gesetzt habe, um das der kleinen Prinzessin zu retten.

Man verzeihe, daß ich hier so viel Aufhebens von einer That mache, die im Ganzen mehr die Eingebung einer augenblicklichen Regung als das Resultat einer überlegten ruhmwürdigen Aufopferung gewesen war; ich führe auch alle Einzelheiten nur darum an, um dem Leser mitzutheilen, daß alles auf mein Haupt gefallene Lob mich weder eitel noch stolz machte, nein, vielmehr fühlte ich mich dadurch gedemüthigt, indem ich nicht begreifen konnte, was denn eigentlich so Großes darin liege, daß ich mich ein wenig naß gemacht und der Kälte ausgesetzt habe, da ich doch dadurch das Leben eines Kindes gerettet hätte, dessen Erhaltung für uns Alle von so großer Bedeutung war. Von diesem Gedanken ergriffen, schlich ich beinahe zerknirscht im Hause umher, allmählig aber, als ich mir Alles in stillem Nachdenken wiederholte, was mir seit den letzten beiden Tagen geschehen, kam eine feierlich gehobene Stimmung über mich und in dieser blieb ich den ganzen Tag hindurch, wozu noch die Art und Weise das Ihrige beitrug, mit der meine gute Mutter mich behandelte, indem sie mir eine zarte Aufmerksamkeit erwies, als wäre ich plötzlich aus einem Kinde ein erwachsener Mensch geworden, auf den man einige Rücksicht nehmen und dem man daher mit Achtung begegnen müsse.

Selbst mein Vater schien sich von diesem Benehmen einigermaßen leiten zu lassen, wenigstens ließ er mich in Ruhe und bekümmerte sich gar nicht um mich. Das Ereigniß des vorigen Tages hatte wenigstens das Gute

bei ihm gehabt, daß es ihn diesmal gewaltsam aus seiner Trunkenheit aufgeschüttelt; er hatte augenblicklich die Flasche weggeschlossen und seine Arbeit wieder aufgegriffen, was bisher noch nie so rasch und plötzlich geschehen war.

So verging uns dieser Tag und auch der größte Theil des folgenden, ohne daß wir die geringste Kunde vom Hofe her vernommen hätten; nur am Mittag des zweiten Tages kam ein Lakai vom Schlosse, bestellte einige Blumen und erzählte auf Befragen meiner Mutter, daß die kleine Prinzeß sich vollkommen wohl befinde und mit ihren Brüdern im Zimmer spiele wie früher.

Als es an diesem Tage zu dunkeln begann und nur der Mond voll und prächtig am Horizonte emporstieg, saß ich bei meiner Mutter am Fenster; da tauchte plötzlich ein Schatten draußen auf und ehe wir es uns versahen, trat der Erbprinz in's Zimmer, begrüßte uns freundlich mit wenigen Worten und lud mich dann ein, mit ihm ein wenig hinauszukommen, da er mir etwas Wichtiges zu sagen habe.

Natürlich folgte ich sogleich dieser Aufforderung und bald war ich mit dem fürstlichen Knaben allein, der meine Hand erfaßt hatte und mit mir den Weg nach dem Schlosse einschlug, aus dem er sich, wie ich aus einzelnen Andeutungen zu entnehmen glaubte, diesmal heimlich und aus dem einzigen Grunde entfernt hatte, um mit

mir einige Worte reden zu können. Nachdem er über verschiedene Dinge gesprochen, mich nach meinen Neigungen für die Zukunft befragt und auf schonungsvolle Weise auch die traurige Leidenschaft meines Vaters berührt hatte, sagte er, indem er einen Augenblick stehen blieb:

»Höre, Kurt, ich will Dir einmal etwas sagen, aber Du darfst noch mit Niemanden darüber reden, am wenigsten mit Deinem Vater, damit er uns keinen Strich durch die Rechnung macht. Hättest Du wohl Lust, Dein elterliches Haus zu verlassen, zu uns auf das Schloß zu ziehen und am Unterrichte meiner Lehrer mit mir Theil zu nehmen?«

Erschrocken stand ich bei diesen Worten vor dem fürstlichen Knaben, der mir mit edler Ruhe und freundlicher Miene diesen unerwarteten Vorschlag machte, und mir fehlten im vollen Sinne die Worte, ihm darauf nur das Geringste zu erwidern. Er fuhr daher fort, indem er etwas lebhafter wurde und mir dadurch nur zu sehr seinen eigenen Wunsch verrieth, daß ich das Dargebotene annehmen möchte.

»Sieh, sagte er, »ich habe meinen Vater gebeten, Dich aus Deinem väterlichen Hause zu nehmen, weil Du daselbst nichts lernen kannst, und mein Vater hat mir versprochen, meine Bitte zu erfüllen, falls Du selbst und Deine Eltern nichts dagegen haben. Damit Du nun vorbereitet bist und Zeit zur Ueberlegung hast, komme ich selbst zu Dir, morgen Mittag aber wird meine Mutter die Deine rufen lassen und ihr das Ergebniß ihrer Berathung mit meinem Vater mittheilen. Wenn sie Dich dann nach Deinem Willen fragt, wirst Du Dich auf die Antwort schon

vorher besonnen haben und hoffentlich ohne Zögern bestimmen. Nicht wahr? Oder habe ich mich in meinen Erwartungen getäuscht?«

Was ich auf dieses hochherzige und unvermuthete Anerbieten erwiderte, weiß ich nicht mehr, ich war so sehr überrascht, daß ich nur wenige Worte zu stammeln vermochte; auch schwindelte es mir im Kopfe, daß meine kindlichen Wünsche, die ich so oft im Stillen gehegt, so bald erfüllt werden und ich in dem Schlosse selbst wohnen sollte, das mir von jeher als der Inbegriff alles Großen und Schönen auf Erden erschienen war. Dennoch mußte der Erbprinz mit meiner Erwiderung zufrieden sein, er dankte mir, und indem er mir noch einmal die Hand reichte, entfernte er sich mit raschen Schritten die letzte Terrasse ersteigend, bis wohin wir in unserm leisen Zwiegespräche gelangt waren.

Beinahe taumelnd und oft still stehend und mein neues Glück wiederholt im Fluge überdenkend, schritt ich nach Hause zurück, und dankte Gott, daß ich meinen Vater nicht im Zimmer bei meiner Mutter traf, denn ich hätte ihm diesmal nicht in's Gesicht sehen können, da ich eine unbestimmte Furcht empfand, er werde nicht mit meinem und des Prinzen Wunsche übereinstimmen und sich meiner Uebersiedelung in das Schloß widersetzen, eine Furcht, die ganz unbegründet war, wie schon der nächste Tag lehren sollte. Meiner Mutter aber verschwieg ich den Plan des Fürsten nicht und es kam mir vor, als wäre sie mehr erschrocken als erfreut darüber und als bestehe sie einen inneren Kampf, mich von sich

zu lassen, trotzdem die gemeinschaftliche Erziehung mit dem Sohne des Fürsten doch nur ersprießliche Folgen für mich haben konnte.

Am nächsten Morgen fand ich die Augen meiner Mutter von reichlich vergossenen Thränen geröthet, aber sie war gefaßt und, wie mir schien, entschlossen, in meinen Abzug aus dem väterlichen Hause ohne Widerspruch zu willigen, obgleich sie über die ganze Angelegenheit kein Wort sprach und nur bisweilen insgeheim einige innige Blicke über mich hinschweifen ließ.

Gegen Mittag, gerade als wir zu Tische gehen wollten, erschien ein Lakai und berief im Namen der Fürstin meine Mutter auf das Schloß. Mein Vater machte verwunderte Augen, um so mehr, als meine Mutter den Befehl mit großer Ruhe hinnahm und kein Wort des Erstaunens hören ließ. Nachdem wir gegessen, kleidete sich meine Mutter zum Besuche auf dem Schlosse an und ging langsam, gleichsam mit feierlichen Schritten, in ihrem schwarzseidenen Kleide durch den Garten den Schloßberg hinauf, während ich sie mit klopfendem Herzen so lange auf diesem Wege verfolgte, als ich sie mit den Augen erreichen konnte.

Meine Mutter blieb ungewöhnlich lange bei der Fürstin, wenigstens schien es mir in meinem erwartungsvollen Zustande so. Was zwischen Beiden insgeheim verhandelt, habe ich nie erfahren, denn das kurze Resultat, welches uns nachher mitgetheilt ward, konnte unmöglich beide Frauen so lange beschäftigt haben. Nur so viel steht fest, daß meine Mutter weinend nach Hause

kam, mich lebhaft küßte, nachdem sie in's Zimmer getreten, und den ganzen Tag in Sonntagskleidung blieb, da es vielleicht ihre feierliche Stimmung also erheischte. Als bald nach ihrer Rückkehr mein Vater in's Zimmer trat und fragte, was die Fürstin von ihr gewollt habe, berichtete meine Mutter sehr kurz und bündig, daß es sich um meine Zukunft handle, daß der Erbprinz, nachdem er mich in Folge der letzten Vorfälle liebgewonnen, auf eine großartige Belohnung bestehe und daß der Fürst daher beschlossen habe, mich auf das Schloß zu nehmen und mit seinem Sohne erziehen zu lassen.

Als meine Mutter so weit gekommen, schwieg sie und blickte still vor sich nieder, wahrscheinlich irgend einer Aeußerung meines Vaters entgegensehend. Dieser aber brummte unverständlich einige Worte vor sich hin und fragte dann, was sie der Fürstin geantwortet habe.

»Natürlich,« sagte meine Mutter tief aufathmend, »habe ich den großartigen Vorschlag angenommen; es kann für Kurt nichts Besseres geben, seine Zukunft wird dadurch gesichert, und mag man ihm eine Stellung anweisen, welche es sei, so wird er doch Gelegenheit haben, alle seine Neigungen zu befriedigen und etwas Tüchtiges zu lernen. Nicht wahr, mein Sohn?«

Ich bejahte diese Frage und lehnte mich dankbar an die Schulter meiner Mutter; es kam mir aber seltsam vor, daß diese so selbstständig über mich beschlossen und

nicht einmal vorher meinen Vater darüber zu Rathe gezogen hatte. Allein dieser schien damit ganz einverstanden zu sein, wenigstens gab er weder Beifall noch Widerspruch zu erkennen, am andern Tage aber glaubte ich wahrzunehmen, daß er ganz besonders wohlgelaunt sei, als ob er sich freue, eine Sorge weniger auf den Schultern zu haben und mich dabei in so guten Händen zu wissen.

Den ganzen Abend kramte meine Mutter in meiner Wäsche herum, die immer im besten Zustande erhalten war, und da erfuhr ich denn nachträglich, daß, wenn der Doctor Hünerbein, der morgen bei uns einsprechen werde, um sich von der völligen Gesundheit und Makellosigkeit meines Körpers zu überzeugen, ein günstiges Urtheil über mich fällen würde, mein Einzug in das Schloß schon am nächsten Tage stattfinden und daß ich außer meiner Wäsche nur meine Sonntagskleider mitnehmen sollte, da der Fürst vom ersten Augenblicke meines Aufenthaltes bei seinem Sohne an für alle meine Leibes- und Lebensbedürfnisse Sorge tragen lassen werde.

Ueber den bevorstehenden Besuch des Hofmedicus erlaubte ich mir im Stillen einige Verwunderung zu äußern, denn was der an meinem Körper noch untersuchen wolle, war mir damals durchaus nicht klar; später aber, als ich sehr genau mit den Eigenthümlichkeiten der fürstlichen Familie, so wie mit den unumgänglichen Hausgesetzen der ganzen Hofhaltung bekannt wurde, sah ich ein, warum man den Arzt zu mir geschickt, und damit der Leser wenigstens sofort im Klaren sei, will ich hier gleich einer ganz besonderen Eigenthümlichkeit in den

Ansichten, Bestrebungen und Vorurtheilen unserer höchsten Herrschaften, so wie ihrer Anforderungen an die sie umgebenden Personen gedenken, da an dieser Stelle vielleicht die beste Gelegenheit ist, dergleichen Dinge zu besprechen.

Am Hofe des Fürsten, der selbst ein schöner Mann war und eine sehr schöne Frau besaß, war vor allen Dingen das Schönheitsgesetz im Schwange, das heißt, man nahm auf äußere Begabung und Reinheit der Formen eine un-gemeine Rücksicht, pflegte sie auf jede Weise und suchte sie überall zu cultiviren. Das galt nicht allein von den Gegenständen, mit denen man sich umgab, das galt auch insbesondere von den Personen, aus denen man die Hofhaltung zusammensetzte.

So waren die Kammerdiener und Lakaien sämmtlich ausgesucht schöne Leute und nirgends habe ich besser gestaltete und sauberer gekleidete Kutscher und Reitknechte gesehen als am Hofe zu W***. Aber nicht nur auf das in den unteren Regionen dienende Personal erstreckte sich diese Liebhaberei, auch auf das viel höhere dehnte man sie aus, und ich glaube wohl annehmen zu dürfen, daß ein Beamter bei Hofe, wenn er sehr schön war, mehr Aussicht auf Anstellung und Beförderung hatte als ein Mann, der sich durch Kenntnisse oder Geist auszeichnete, falls ihn die Grazien vernachlässigt. Man konnte dies allerdings eben so wohl als eine in seiner Natur begründete ästhetische Nothwendigkeit wie auch als eine Schwäche des Fürsten betrachten, und als solche war sie, wie ich

später selbst erfahren, oft von sehr unangenehmen Erfahrungen begleitet, allein es war einmal Brauch, danach zu verfahren, und Niemand in der Umgebung der fürstlichen Personen besaß Einfluß genug, denselben auszurotten und das legal gewordene Schönheitsprincip, wie man es officiell nannte, durch ein auf würdigerer und gerechtfertigterer Grundlage ruhendes zu ersetzen. Der Erbprinz, der in dieser Beziehung eine ganz andere Richtung nahm, als sie sein Vater befolgte, kämpfte späterhin vergeblich dagegen, das Schönheitsprincip wurde stets in seiner ganzen Ausdehnung beibehalten, die Gnade des Fürsten – so nannten wir spottweise, wenn wir unter uns waren, die schönen Hofleute und die ganze nähere Umgebung des Landesherrn – vermehrte sich täglich, und es wurde in den obersten Regionen stets eine große Freude laut, wenn es gelungen war, für ein abgegangenes Individuum ein an äußerlichen Vorzügen reich begabtes neues zu finden und einzustellen. Der Fürst selbst erklärte diese in ihm zur Richtschnur gewordene Handlungsweise für eine Befriedigung des allgemeinen Schönheitsgefühles, welches jedem feinen und noblen Manne beiwohne, und bezeichnete einen Menschen, der ihn auf diese Weise befriedigte, als einen Menschen von Exterieur, weshalb das Wort ›Exterieur‹ auch bei uns sehr beliebt war, jedoch stets auf ironische Weise an den Mann gebracht wurde.

Was mich nun selbst betraf, als ich des Glücks theilhaftig werden sollte, in die nächste Umgebung des Prinzen

gezogen zu werden so lag es nach obigem Hauptgrundsatz bei Hofe ganz auf der Hand, daß man sich vergewissern wollte, ob ich auch in jeder Beziehung begabt genug sei, dem herrschenden Schönheitssinn nicht auf irgend eine Weise störend in den Weg zu treten. Mein Gesicht kannte man hinreichend und es entsprach den allgemeinen Anforderungen; meine Entschlossenheit war auch bekannt, und so wollte man sich bloß versichern, ob ich auch nicht insgeheim an irgend einem plebejischen Gebrechen litte, etwa an einer ansteckenden und die intacte Schönheit des untadelig gewachsenen Prinzen gefährdenden Hautkrankheit, vor der man bei Hofe eine fast kindische Furcht hegte, oder an einem sonstigen Uebel, das mich nicht geeignet erscheinen ließ, im Kreise fürstlicher Personen aufzutreten, mit ihnen an einem Tische zu sitzen und in nächster Gemeinschaft mit ihren Kindern zu leben. Aus diesem Grunde also wollte man den Hofmedicus zur Prüfung zu uns senden, und ich mußte mich schon dem Ausspruch dieses Mannes unterwerfen, der in jeder Beziehung geschaffen war, der Aengstlichkeit der höchsten Personen in besagter Richtung Vorschub zu leisten, da er mit allen Gewohnheiten und Eigenheiten derselben bekannt und ehemals selbst ein Mann von Exterieur gewesen war, der, wie man sich erzählte, vorzüglich seiner geraden Haltung und seinem blühenden Gesichte, auf dem keine Falte aufkommen durfte, die einträgliche Hofmedicusstelle verdankte.

Es war zufällig ein Sonntag, an welchem dieser Herr seinen amtlichen Besuch abstatten sollte, und nachdem

ich mit meiner Mutter aus der Stadtkirche gekommen war, saß ich in ziemlicher Spannung am Fenster, um den bedeutungsvollen Mann zu erwarten, der darüber zu entscheiden hatte, ob ich in höhere Regionen entrückt werden oder in der Dunkelheit meines geringen Standes verbleiben sollte. Schon ging es stark gegen Mittag und er war immer noch nicht da. Meine Mutter hatte sich zu mir gesetzt und wir sahen uns wiederholt schweigend an, vielleicht Beide bedenkend, ob denn wohl der wichtige Ausspruch noch vor Tische erfolgen werde oder nicht, wonach ich beinahe eine kindische Sehnsucht, mit Angst vor dem Ausgang gemischt, zu hegen begann.

Da klopfte es plötzlich sehr vorsichtig und leise an das nach der hinteren Gartenseite gelegene Fenster und die große Gestalt des Hofmedicus Doctor Hünerbein, dessen Gesicht heute jedoch einen etwas ängstlichen Ausdruck darbot, wurde sichtbar. Der Herr Doctor war nämlich trotz seiner herkulischen Erscheinung ein leidlich furchtsamer Mann; er hatte aus Erfahrung zur Genüge kennen gelernt, wie schwer mit meinem Vater umzugehen sei, wenn er nicht gerade bei Laune war, einen Fremden zu empfangen, und da er nicht wußte, ob er jetzt zur günstigen Stunde gekommen, so pochte er behutsam an das Fenster meiner Mutter, um vorläufig einige nähere Erkundigungen einzuziehen. Natürlich sprang ich sogleich hinzu, öffnete es und lud den Herrn ein, näher zu treten.

»Ja, ja,« sagte er wispernd, »ich will wohl hereinkommen, aber es ist doch Alles in Ordnung, mein Junge, he? Der Hofgärtner ist doch bei Laune?«

»Er ist gar nicht da, Herr Hofmedicus,« erwiderte meine Mutter, aus der Tiefe des Zimmers hervortretend, »kommen Sie nur herein, Sie sind willkommen.«

Gleich darauf schritt die hohe Gestalt des fürstlichen Leibarztes durch die Thür, aber obgleich er gehört, daß mein Vater nicht anwesend sei, konnte er es doch nicht unterlassen, einen scheuen Blick in alle vier Winkel des Gemachs zu werfen, gleichsam um sich zu vergewissern, daß er keinen Ueberfall irgend woher zu besorgen halte.

»Also Alles in Ordnung, meine beste Frau?« sagte er freudig. »Hm, das ist prächtig! Was mich betrifft, so möchte ich mich nicht so grob behandeln lassen, wie Ihr Mann den armen Jungen da behandelt hat, nachdem er eine so gute That vollbracht. Na, diesmal haben die Prügel eine angenehme Folge gehabt, Kurt, und ich wollte meinen Buben gleich hauen, wie Dein Vater Dich gehauen hat, wenn ich wüßte, der Fürst übernehme statt meiner die Sorgen und Kosten seiner Erziehung.«

»Thut er es denn allein darum, Herr Hofmedicus?« fragte meine Mutter mit einem ganz leisen Schmollen, das ihr nur zu leicht eigen war, wenn irgend Jemand mich in ihren Augen anzutasten versuchte.

»Nein, nein, das will ich nicht sagen, aber es ist doch hauptsächlich der Grund, warum der Erbprinz den Fürsten so lange mit Bitten bestürmt hat, Ihren Sohn seinem Vater zu entziehen. Natürlich – ich weiß es recht gut, warum man den Kurt in das Schloß nimmt.«

»Nun, warum denn, Herr Hofmedicus?«

»Weil er den Augenblick wahrzunehmen versteht, eine fürstliche Person dem Verderben zu entreißen. Der Prinz kann auch einmal in die Patsche gerathen, und da ist es trostreich, Jemanden in seiner Nähe zu wissen, der zugreift, wo das Zugreifen an der Zeit ist. Hoho, mein Junge, das war hübsch von Dir, ja, ja, und obendrein Deine Geistesgegenwart, mich an den Ort der Gefahr zu schicken! Es hätte schlimm ausgesehen, wenn ich fünf Minuten später gekommen wäre, und weil das glücklicher Weise nicht geschehen ist, habe ich auch den Orden erhalten, den ich – sehen Sie hier – heute zum ersten Male trage.«

Meine Mutter trat an ihn heran, betrachtete das mit funkelnagelneuem Glacehandschuh ihr entgegengehaltene Ehrenzeichen und lächelte fein, woraus sie ihren Glückwunsch abstatten.

»Hoho, sagte der redselige Hofmedicus, »ich weiß, warum Sie so schlau lächeln. Ihr Junge, meinen Sie, hätte den Orden eher verdient als ich, und ohne sein Zuthun wäre ich gewiß zu spät gekommen. Haha, das ist wahr, sehr wahr! Aber einem solchen Buben kann man doch noch keinen Orden verleihen, und ich bin außerdem ein Mann, der ihn schon lange verdient hat. Na, haben Sie Geduld, der Orden wird sich später auch bei ihm einfinden, der Junge hat so Etwas an sich, was die Blicke der Menschen auf ihn lenkt. – Doch nun, mein Bürschchen, muß ich Dich ganz genau besehen – zeig' mir einmal Deinen Mund her – hm! Die Zähne sind gut, weiß wie Milch und stark wie Wolfszähne, – nun, werde nicht roth, mein

Junge; starke und feste Zähne zeugen von einem starken und festen Charakter. Dein Gesicht ist auch nicht übel, frisch und offen, mit blauen Augen und braunen Haaren, keine üble Verbindung – also das ›Exterieur‹ ist da. Nun aber ziehe einmal Deine Jacke aus und laß mich Deinen inneren Menschen auch betrachten.«

Meine Mutter verließ lächelnd das Zimmer, um nicht zu stören, wenn der Doctor meinen ›inneren‹ Menschen betrachtete, wie er sich seltsam genug ausdrückte, und ich zog meine Jacke aus, womit indessen noch nicht alles Nöthige geschehen war, und so fiel ein Stück nach dem andern von mir ab, bis ich vollkommen entblößt vor dem wichtigen Manne stand, der ein heimliches Schmunzeln blicken ließ, als er erst meine Armmuskeln und so nach und nach meinen ganzen übrigen Körper einer genauen Prüfung unterwarf.

»Es ist genug, mein Junge,« sagte er endlich, »ziehe Dich wieder an;« und da in diesem Augenblicke meine Mutter draußen am Fenster vorüber ging, rief er sie herein und sagte, gleichsam gratulirend: »Meine liebe Frau Flemming, ich bin mit Ihrem Jungen zufrieden. Er ist gewachsen wie eine Tanne und blank wie eine Taube. Ich werde mich sogleich zu Sr. Durchlaucht begeben und meinen unterthänigsten Rapport abstaten. Bereiten Sie sich also immer auf den Umzug vor, der Erbprinz will seinen Kumpan haben, lieber heute als morgen. – Ah, da kommt der Hofgärtner, nun wird es Zeit, daß ich gehe. Adieu, adieu, meine liebe Frau! Auf Wiedersehn, mein Junge!«

Mein Vater trat gerade durch die eine Thür herein, als der Hofmedicus durch die andre verschwand und mit etwas hastigen Schritten seinen Wagen zu erreichen suchte, der auf der Hinterseite des Hauses hielt. Alsdann gingen wir zu Tische und nahmen unsere Mahlzeit so schweigsam ein, als hätten wir sämmtlich unser Sprachorgan verloren, denn so war es Sitte bei uns, seitdem die traurige Verfassung meines Vaters alle Neigung zur fröhlichen Mittheilung aus meiner Mutter und meinem Herzen verbannt hatte.

Am Abend desselben Tages aber erschien ein fürstlicher Lakai bei uns und brachte den Befehl, mich am folgenden Morgen um elf Uhr auf das Schloß zu senden, meine Sachen würde man schon vorher abholen und ich könnte mich also gefaßt machen, die Nacht darauf unter dem fürstlichen Dache zu schlafen.

Ich schloß in der folgenden Nacht kein Auge vor Aufregung. In Gedanken sah ich schon alle meine kindlichen Träume verwirklicht, und doch hatte ich eine unbestimmte Angst vor neuen bitteren Erfahrungen, die mir bevorständen, und vor der Erfüllung von Aufgaben, denen meine junge Kraft noch nicht gewachsen war. Endlich aber beruhigte ich mich, sprach ein warmes Gebet zu Gott, das mich wunderbar kräftigte, und schlief dann sanft ein, als hätte alles Weh der Welt von jetzt an ein Ende für mich genommen.

Als ich am nächsten Morgen in das Zimmer meiner Mutter trat, wo ich mein Frühstück einzunehmen pflegte, – mein Vater trank schon sehr früh seinen Kaffee allein auf seinem eigenen Zimmer – sah ich meine Mutter abermals im schwarzseidenen Kleide, und dieser Anblick prägte mir von Neuem den Ernst des Tages ein, dem ich entgegenging. Meine Mutter begrüßte mich herzlich und wischte sich die Thränen aus den Augen, die sie schon, wie ich sah, frühzeitig und reichlich vergessen hatte. Die nächsten Stunden wurden in feierlichem Schweigen verbracht, ich wollte lesen, aber ich hatte keine Aufmerksamkeit dazu; eben so erging es meiner Mutter bei ihrem häuslichen Thun, denn sie eilte unschlüssig hin und her, faßte Dies und Jenes an, ohne merklich die Arbeit zu fördern, die ihr doch sonst so leicht von der Hand floß. Je näher aber die Stunde meines Aufbruchs kam, um so unruhiger wurde sie, und als nach zehn Uhr ein Diener erschien und meine paar Habseligkeiten in Empfang nahm, von denen ich mich nicht trennen mochte, fing sie laut an zu schluchzen, als sollte ich in eine Wildniß entführt werden. Dennoch aber schien sie mir nicht unglücklich zu sein, das entnahm ich aus den Ausrufungen, die ihr von Zeit zu Zeit unwillkürlich entschlüpften; vielleicht war ich noch nicht in der Lage, den eigentlichen Grund ihrer Gemüthsbewegung zu entdecken, und indem ich mich ihr näherte, um sie zu liebkosen, überließ ich mich auch meinen Thränen, die bei Kindern ja so leicht fließen, wenn sie ihre Lieben weinen sehen. Mein Vater, der an diesem Morgen mehr als gewöhnlich bei uns

ab- und zugegangen war, befand sich dagegen in einem eigenthümlichen Zustande. Obgleich er oft in unsere Nähe trat, hatte er doch weder Blicke noch Worte für uns; dennoch schiert er gepeinigt zu sein und vielleicht Reue über manche seiner gegen mich verübten Handlungen zu fühlen, was er jedoch mehr durch sein Benehmen errathen ließ, als daß er es klar an den Tag gelegt hätte.

Diesem unheimlichen Zustande machte plötzlich die Ankunft des Erbprinzen ein Ende. Als er etwas hastig bei uns eintrat und unsere von Thränen gerötheten Gesichter wahrnahm, schien er verwundert, trat dicht an mich heran und sagte: »Nun, Kurt, warum weint Ihr denn? Was ist denn geschehen, das Euch so traurig macht?«

»Wir sind nicht traurig,« erwiderte ich, »meine Mutter weint nur, weil ich aus ihrem Hause scheide.«

»O, Frau Flemming, sagte der edle Knabe, in dem er sich liebevoll an die wieder in Thränen ausbrechende Frau wandte, »weinen Sie nicht über das Schicksal Ihres Sohnes. Denken Sie denn, daß ihm bei mir Uebles widerfahre? Nicht doch, Sie werden bald von ihm den Trost empfangen, daß es ihm wohl geht, und was an mir liegt, so soll er es so gut haben wie ich und der Graf Treufels, der auch seine Mutter verlassen hat, um bei mir zu leben. Und Du, Kurt, sei getrost in allen Dingen, mein Vater hat mir volle Freiheit gegeben, Dir in Allem Genüge zu thun. Komm und sieh, wie gut Du es haben wirst.«

Als er dies gesagt, nahm er seinen kleinen Hut, den er auf einen Stuhl gelegt, und meine Mutter sah nun, daß die Scheidestunde gekommen war. Sie schloß mich

noch einmal in die Arme, küßte mich lebhaft und befahl Gott dem Herrn, über mich zu wachen und aus mir in jedem Fall einen braven Menschen zu machen. Da mein Vater bei diesem Aschied nicht zugegen war, sondern des Prinzen wegen in seinem Zimmer auf- und abschnitt, ging ich zu ihm hinein und sagte ihm Lebewohl.

»Zieh bin in Frieden,« sagte er ernst, »und ich wünsche Dir alles Gute!«

Das war Alles was mein Vater sagte. Ich reichte ihm die Hand, die er leicht berührte, und in wenigen Minuten folgte ich dem Prinzen, der wie im Triumphe an meiner Seite schritt und wiederholt seine Freude aussprach, daß der Abschied überwunden und ich nun ganz in seine Hand gegeben sei.

DRITTES KAPITEL. DIE ERSTEN JAHRE MEINES HOFLEBENS.

Es war nicht allein für mich ein Festtag, als ich das kleine Haus meiner Eltern verließ und in das fürstliche Schloß einzog, sondern auch der Erbprinz bewies mir durch sein Benehmen, daß er sich freue, mich zu den Seinen zu zählen, und daß er eine Art Genugthuung empfinde, mein Schicksal zu einem angenehmeren umgestaltet zu haben. Er führte mich selbst zuerst seinen fürstlichen Eltern zu, die mir einige freundliche Worte sagten, und dann leitete er mich in das Zimmer, das für mich fortan bestimmt sein sollte und hart an dem lag, welches er selbst mit dem Grafen Treufels bewohnte. Mein Gemach war ziemlich geräumig, freundlich obwohl einfach

möblirt und das Bett stand in einer Mauernische, die bei Tage mit bunten Vorhängen bedeckt wurde. Die Fenster gingen nach dem Schloßgarten hinaus, dessen Bäume im Sommer einen tiefen und kühlen Schatten hineinwarfen und auf deren Zweigen ein ganzes Heer von Singvögeln nistete. Auf diese Weise war ich auch in meinem jetzigen Verhältniß nicht ganz meinen bisherigen Liebhabereien entrückt, ja ich sollte, wie ich zu meiner Freude bald erfuhr, in nicht gar langer Zeit die Freiheit des Umherschweifens durch Park und Garten, über Berg und Thal noch besser genießen als bisher.

Doch bevor ich etwas genauer auf die Verhältnisse eingehe, in die ich nun bald als Theilnehmer oder wenigstens bevorzugter Zuschauer eintrat, will ich einige Worte über die Persönlichkeiten sagen, mit denen ich in der ersten Zeit meines Aufenthalts im fürstlichen Schlosse in engere Berührung kam. Ueber den Fürsten selbst habe ich schon das Nothwendigste mitgetheilt und wird der Leser ihn später aus seinen Handlungen noch viel schärfer beurtheilen lernen; die Fürstin aber erschien mir, als ich ihr jetzt näher trat, noch bedeutender als ehemals, wo ich sie nur selten und dann stets nur aus bescheidener Ferne gesehn hatte. Ihre Schönheit, ihre Haltung, ihr ruhiges Wesen erhoben sie weit über alle Damen des Hofes, obgleich diese gewiß auserlesen waren; in ihrer unachahmlichen Würde schien sie mir über allem Menschlichen erhaben, als ob sie auf Wolken schritte, und als ich erst den Homer kennen lernte, sagte ich mir, daß Jupiters Gemahlin unmöglich etwas Olympisches habe an sich

tragen können, als diese Fürstin, die wie zum Herrschen über alle Welt geboren schien.

Die drei kleinen Prinzen kamen uns nur sehr wenig in den Weg, sie waren zu jung, um mit uns etwas Gemeinsames zu treiben, und da sie auch ihre eigenen Erzieher und Lehrer erhielten, so sahen wir sie in den ersten Jahren sehr wenig und nur dann, wenn, was freilich alle Tage zu einer bestimmten Stunde geschah, die ganze Familie auf einer Stelle versammelt war.

Ein Gleiches kann ich von der jungen Prinzeß sagen, ja sie war noch seltener für uns vorhanden, als ihre Brüder, und wenn die große Zärtlichkeit des Erbprinzen für sie diesen nicht oft zu ihr getrieben hätte, wäre sie für uns, wenigstens in den ersten Jahren, eine unnahbare Person geblieben. Gegen mich aber legte sie stets ein freundliches Wesen an den Tag, denn ihr ältester Bruder versäumte es nicht, ihr von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu rufen, daß ich mein Leben für sie in die Schanze geschlagen und daß sie mir daher zu stetem Danke verpflichtet sei. Gleich am ersten Tage meiner Ankunft im Schlosse hatte ihre Mutter sie zu uns geführt und ihr aufgetragen, mir für meine Hülfe persönlich ihren Dank zu sagen.

Sie hatte das auf eine so reizende und doch verschämte Weise gethan, daß ich mich übermenschlich beglückt fühlte und schon damals nicht zu begreifen anfang, was es denn eigentlich so Großes sei, ein in's Wasser gefallenes Kind aus den Wellen zu ziehen, wenn man die Fähigkeit und den Muth dazu besitzt. Außer den fürstlichen Personen kam ich nun auch mit den Hofleuten in mehr oder

minder nahe Berührung. Wie schon erwähnt, waren es sämtlich schöne wohlgewachsene Männer und Frauen, vollkommen den Anforderungen des am Hofe gebieterrisch auftretenden Schönheitsprincipes entsprechend. Ihr Inneres freilich ließ, was ich jedoch erst später erkannte, Manches zu wünschen übrig, und selten wohl mögen so viele müßige, obenhin lebende, mit nichts Ernstlichem beschäftigte Menschen an einem Orte versammelt gewesen sein wie hier. Nach äußerem Wohlleben trachteten Alle, der innere Gehalt des Daseins war für die Meisten eine unbekannte Welt. Wie man ein Fest nach dem andern herbeiführe, sich so schön wie möglich dazu schmücke, wie man den Leib pflege und vor allen Dingen, wie man die Zeit so rasch wie möglich tödte, das war die Hauptaufgabe, die Jeder und Jede an diesem Hofe mit allen Kräften zu lösen suchte. So war ihre Existenz einer vergoldeten Nuß zu vergleichen, die innerlich hohl und ohne schmackhaften Kern sich zeigte; ein Vegetiren des Leibes und ein vollständiges Vergessen, Ignoriren aller höheren Seelentriebe; eine Reihe von schnell auf einander folgenden Genüssen, ohne einen einzigen Genuß zu würdigen oder dem Schöpfer alles Guten sich dankbar dafür zu erweisen. Man sah stets nur lachende Gesichter, sich tief verbeugende Gestalten, hörte nur heitere und angenehm stimmende Worte. Unnöthige Sorge machte sich kein Einziger, wenigstens gewahrte man nichts davon, und so rollte der Strom des Lebens so leicht und fließend hin, wie nirgends; der geistige Wind, der draußen toben mochte, in höheren oder niederen Regionen, traf

hier auf gut verschlossene Fenster, und vor der Kälte des äußeren Welttreiben wußte man die feine empfindliche Haut durch prächtige Verrichtungen, warme Pelze und lodernde Kamine dauernd zu schützen. Das Wort Politik vor Allem war hier ein streng verpöntes, und ich erinnere mich nicht, in den ersten Jahren meines Aufenthalts im Schlosse je einen Menschen über Dinge sprechen gehört zu haben, welche die Entwicklung der staatlichen Verhältnisse Europa's betrafen. Man lebte so süß, so lustig, so gedankenlos am Hofe zu W*** fort, als wäre dies das einzige Land auf der Erde, als wäre der Fürst von W*** der einzige Fürst der Welt und seine Residenz die einzige große Stadt auf dem ganzen Erdenrund. Daß man also im Allgemeinen daselbst sehr glücklich und zufrieden war, versteht sich von selbst. Erst das noch in der Ferne grollende Jahr 1830 sollte bedenkliche Gesichter, Sorgen und Befürchtungen ganz ungewohnter Art hervorrufen, jetzt aber war man noch weit davon entfernt, Alles ging glatt und rasch dahin wie das gut segelnde Schiff auf der spiegelklaren Woge des gefahrlosesten Meeres.

Auf diese Weise verfloß den höchsten Personen ein Jahr so sanft und ruhig wie das andere. Dann und wann wurde einmal ein kleiner Ausflug nach einem anderen Schlosse unternommen, die größere Reiseluft aber, wie sie heute unter den Fürsten Europa's herrscht, war noch nicht aus ihrem Schlummer erwacht. Theils waren die Wege zu schlecht, theils mochte man sich von seiner ruhigen Bequemlichkeit zu Hause nicht trennen, denn wo in der Welt gab es wohl angenehmere Zerstreuung als

eben zu Hause? Hier erwartete alle Beteiligten zweimal täglich eine herrliche Tafel, oft durch Musik gewürzt, und dreimal konnte man sich täglich in neuen und glänzenden Kleidern zeigen. Spazierfahrten wechselten mit interessanten Ritten und Gängen ab, Concert folgte auf Concert, eine Theatervorstellung auf die andere, Bälle, Maskeraden und Scherze allerlei Art blieben auch nicht aus und wurden von den dazu bestellten Personen in mannigfaltigster Abwechslung erfunden – was konnte ein genußliebender Mensch, ein glatter Cavalier, eine schöne, galante Dame mehr vom irdischen Dasein verlangen?

Doch, wir haben noch Eins vergessen, ein Bedeutendes, Großes, ein Vielsagendes zu heutiger Zeit, damals freilich noch ein Nichts – das Volk, die Unterthanen des Fürsten. Man konnte kein zufriedeneres, ruhigeres Völkchen beherrschen, als das damalige in W*** es war. Mäuschenstill gingen sie ihre gesetzlich erlaubten Wege, gehorsam fügten sie sich in die Vorschriften der Behörden und bezahlten jede Steuer ohne Murren, wie es heute so selten geschieht. Alle bückten sich übermäßig tief und ehrfurchtsvoll vor den Personen des Hofes, alle waren ungeheuer unterthänig, man schrieb noch nicht in den überflüssigen Zeitungen so merkwürdige Dinge, wie heute die schrecklichen Literaten es thun, man schwatzte noch nicht in den Weinstuben über die öffentlichen Fragen, mit denen sich allein die Diplomaten und Minister

abquälten. Ohne geistige Anregung, ohne große weitausliegende Ziele, ohne gewaltige Bestrebungen, die heutzutage das Menschenherz in Bewegung setzen und den Geist beflügeln, lebte man im Beamten- und Bürgerstande im Kleinen fort, wie man bei Hofe im Großen lebte, und Jedermann war mit seinem Erdenloose zufrieden, denn ein süßer Schlummergeist ruhte auf den ganzen Lande und besänftigte und befriedigte sogar Diejenigen, die damals für unruhige Köpfe galten, die man aber nach heutigem Maaßstabe höchstens für alltägliche, nur dem durchaus nothwendigen geistigen Fortschritte huldigende Conservative halten würde.

Das neue Leben, in welches ich nun eingetreten war und das ich vom ersten Tage an in gleichem Zuge mit den Andern führte, als hätte ich schon Jahre darin zugebracht, war allerdings trotz seiner strengen Regelung sehr angenehm, aber so ungeheuer schien es mir nicht von dem anderer Knaben abzuweichen, wie ich mir früher in meinen jugendlichen Träumen es wohl vorgestellt hatte. Mir wenigstens bot sich, die gehäufteren Vergnügungen abgerechnet, welche die bedeutenderen Mittel gestatteten, kein großer Unterschied zwischen meinem ehemaligen und jetzigen Leben dar; höchstens fand ich mehr Gelegenheit, meiner Neigung, etwas Tüchtiges zu lernen, nachzukommen, da die Lehrer ausgezeichnet waren und uns jede mögliche Nachhülfe zu Theil werden ließen.

Die kleinen Abweichungen von meinem früheren Dasein lernte ich sehr bald überwinden, da sie meist in erfreulicher Gestalt auftraten und jeder Mensch sich viel leichter an reichlichere Genüsse in allen Dingen gewöhnt als umgekehrt. Auch in meines Vaters Hause hatte ich von jeher mein eigenes Zimmer gehabt und allein geschlafen, so daß ich darin also nicht den Hauptunterschied finden konnte, der vielen Knaben, wenn sie in neue Verhältnisse treten, so bedeutend erscheint. Hegte ich einmal, was in der ersten Zeit ziemlich oft geschah, besondere Sehnsucht nach meiner Mutter, so lief ich in der ersten besten Zwischenstunde rasch zu ihr hin, küßte sie und kehrte dann, durch ihre und meine Freude doppelt beglückt, mit neuen Kräften und guten Vorsätzen in das Schloß zurück.

An meinen Vater dagegen dachte ich von jetzt an sehr wenig und seine traurige Verirrung bekümmerte mich nur meiner Mutter wegen; bei Hofe wurde seiner niemals Erwähnung gethan, sei es nun, um mir eine unausbleibliche Beschämung zu ersparen, sei es, weil man es nicht der Mühe werth hielt, von einem Manne zu sprechen, der sich so oft der Gnade seines Fürsten unwürdig erwiesen hatte. Bisweilen begegnete ich ihm an irgend einer Stelle des Schloßgartens, dann näherte ich mich ihm und erkundigte mich nach seinem Befinden, da er, wie mir meine Mutter gesagt, bald nach meinem Ausscheiden aus dem Hause zu kränkeln anfang, woran gewiß sein unregelmäßiges Leben am meisten schuld war.

Meines neuen Zimmers Lage nach dem Garten, wo so schöne Bäume standen, so herrliche Blumen dufteten und die Vögel so munter in der Morgenfrühe sangen, erheiterte mich sehr. Mit dem ersten Tone dieser Stimmen, das heißt sobald sie an mein Ohr drangen, erhob ich mich von meinem Lager, das allerdings nicht so weich wie im mütterlichen Hause war, da nach dem Willen des Fürsten der Prinz eben so wenig wie wir Uebrigen sich auf irgend eine Weise verweichlichen sollte, trat dann an das Fenster und schaute in die freie Natur hinaus, die von jeher die Theilnehmerin aller meiner Freuden und Leiden gewesen war. Hatte ich hier Auge und Ohr gelabt, so wusch ich mich und kleidete mich an und zwar in die neuen und schönen Kleider, die ich gleich am ersten Tage meines Einzuges erhalten und die denen des Prinzen ganz gleich, obwohl selbst im Winter etwas leicht waren, um uns auch hierin von aller Verwöhnung fern zu halten. Sodann begab ich mich durch das Nebenzimmer, in welchem der Prinz mit dem Grafen Treufels wohnte, in das Zimmer des ersten Lehrers, der den Rang eines Gouverneurs bekleidete, wo das Frühstück gemeinschaftlich eingenommen und dann sogleich zur Arbeit geschritten wurde. Das Frühstück mußte Sommer und Winter so früh aufgetragen werden, daß der Unterricht Punkt sieben Uhr beginnen konnte, und nur an Sonn- und Feiertagen fand darin eine Ausnahme statt, so lange ich selbst ein Bewohner des Schlosses blieb. Von sieben bis zehn Uhr ging der Unterricht ununterbrochen fort, bald in der einen, bald in der andern Disciplin, um zehn Uhr aber

ward das zweite Frühstück eingenommen und zwar, sobald es das Wetter oder die Jahreszeit erlaubte, im Garten, im Schatten einer schönen, alten Linde auf der obersten Schloßterrasse, wo man zu diesem Zwecke einen hinreichend großen Tisch mit Bänken aufgestellt hatte. Von elf bis zwölf Uhr war wieder Unterricht. Um Zwölf wurden kindliche Spiele und Promenaden, unter Aufsicht des einen oder anderen Lehrers unternommen, jedoch dehnte sich letztere nie über den Schloßpark aus, um sich für die Nachmittagsstunden zu ermüden und für das ernstere Studium unzugänglich zu machen. Um zwei Uhr wurde gegessen und zwar aßen wir drei Knaben mit dem Gouverneur allein, nur an Fest- und Geburtstagen hatten wir die Ehre, zur fürstlichen Tafel gezogen zu werden, falls keine vornehmen Gäste anwesend waren. Von drei bis vier Uhr war wieder Unterricht, entweder im Schreiben oder Zeichnen, und von Vier bis Fünf turnten wir an der schon früher von mir bezeichneten Stelle der Terrasse. Dieser Turnunterricht wich von dem jetzt gebräuchlichen einigermaßen ab, denn wir kletterten, sprangen und liefen nicht allein, wie man es heute noch auf Turnplätzen sieht, sondern wir wurden auch in allen möglichen ritterlichen und höfischen Stellungen geübt, um uns so die Eigenschaften anzueignen, die ein wohlgebildeter Mann aus hoher Familie besitzen muß, wenn er überall und immer eine respectable Figur zur Anschauung bringen will. Namentlich waren es die Stellungen des Geradestehens, des Brustherausstreckens und die Zierlichkeit der verschiedenartigsten Verbeugungen, die hier gelehrt

worden, wozu noch später die Exercierübungen mit dem Gewehre, die Fecht- und Schießunterweisungen kamen, die uns viele Unterhaltung und manches Vergnügen gewährten und die in der That außerordentlich dazu beitragen, uns für spätere Zeiten Kraft, Anmuth der Bewegungen und eine leichte Art und Weise der sogenannten Repräsentation beizubringen.

Um fünf Uhr endlich waren wir des strengen Dienstes und der schulmeisterlichen Aufsicht enthoben, von dieser Zeit an blieben wir uns meistens selbst überantwortet, und wenn uns auch in der Regel unser Gouverneur aus freien Stücken noch ferner Gesellschaft leistete, so besaß er doch Tact genug, die ernste Schulmeistermiene abzulegen und uns mehr und mehr unserm eigenen Naturell und unsern speciellen Neigungen zu überlassen. Wir benutzten die Stunden von fünf bis acht Uhr gewöhnlich zu weiteren Ausflügen, die wir theils zu Fuß, theils auf kleinen Eseln unternahmen, die uns zu diesem Behufe überliefert waren und in deren Führung uns ein besonders angestellter Reitknecht die nöthigen Anweisungen ertheilte, was ihm sehr leicht wurde, da wir jungen Leute von der Natur Dreistigkeit und, wie es schien, auch Anlage genug dazu mitgebracht hatten. Um acht Uhr fand das Abendessen statt, das wir wieder mit unserm Gouverneur allein einnahmen, wenn wir nicht mit der fürstlichen Familie einen Ausflug machten, was im Sommer sehr häufig geschah. Nach dem Abendessen blieben wir bei einander und ergötzten uns an verschiedenen Spielen, an Lösung ohn Charaden, Kopf und Gedächtniß übenden Aufgaben

und anderen ähnlichen Unterhaltungen. Um zehn Uhr endlich gingen wir zu Bett, um vortrefflich zu schlafen und uns zur Erneuerung des nächsten Tagewerks mannhafte zu stärken. So blieb es im Ganzen und Einzelnen Jahre hindurch; kleine Aenderungen, je nach der Jahreszeit, der Witterung und dem Belieben des Fürsten blieben allerdings nicht aus, im Ganzen aber bekümmerte sich der Letztere scheinbar sehr wenig um uns, und wenn wir nicht nach ihm sahen, er selbst schien nie nach uns zu sehen. Er hatte seine Schuldigkeit in Bezug auf seinen ältesten Sohn gethan, indem er seinen Lebenslauf geregelt, und da er ihn in den besten Händen wußte oder wenigstens glaubte, so lag auch mit Ausnahme einiger besonderer Veranlassungen keine Nothwendigkeit vor, ihm noch speciellere Pflichten und Lasten aufzubürden.

Doch hier muß ich nun endlich einige gestaltete Mittheilungen über die uns zu Theil gewordenen Lehrer folgen lassen, da deren Unterrichtsweise, ihr geistiges Uebergewicht und auch ihr besonderer Charakter einen großen Einfluß auf unsere fernere geistige und leibliche Entwicklung übten. Die Lehrer, die in der nahegelegenen Residenz, einem etwas mittelalterlichen und langweiligen Städtchen zu finden waren, genügten dem fürstlichen Paare zur Erziehung ihres Erbprinzen nicht und so hatte man sich dazu entschließen müssen, mit nicht geringen Opfern einige auserwählte Leute aus größerer oder geringerer Ferne zu diesem Zwecke zu verschreiben. Jene hielt man theils für zu spießbürgerlich, zu pedantisch, für zu wenig unterrichtet oder in Bezug auf die

äußeren Formen zu wenig entwickelt für den fürstlichen Dienst, namentlich aber entsprachen sie nicht dem höfischen Schönheitsprincipe, sie waren nicht geleckert, nicht glatt genug und trugen nur zu sehr den Anstrich eines gemeinen Herkommens zur Schau. So waren denn endlich mit Mühe einige feine und überaus gebildete Herren aufgefunden, die es sich für guten Lohn und noch bessere Tafel angelegen sein ließen, einen fürstlichen Knaben und seine Gefährten mit irdischer Weisheit zu füllen; wir hatten einen Lehrer für Mathematik, Geschichte und Sprachen, einen anderen für Musik und Naturwissenschaften und endlich einen dritten für das Zeichnen, Schreiben und den unentbehrlichen Turnunterricht erhalten.

Der erste aller drei Lehrer, der in Mathematik, Geschichte und Sprachen unterrichtete, war der schon genannte Gouverneur oder eigentliche Erzieher des Prinzen. Er war der Sohn eines armen Officiers, der, nachdem ihn das Schicksal höchst traurige Erfahrungen hatte machen lassen, es für gut gehalten, sich seines Adels als eines überflüssigen Ballastes zu entledigen und als einfacher Privatmann ein bürgerliches Geschäft zu beginnen, von dem er nothdürftig lebte und seine Kinder erzog. Hier bei Hofe hatte man sogleich die Abstammung des ältesten Sohnes dieses Ehrenmannes ausgewittert, seinen Adel hergestellt und so hieß derselbe von jetzt an wieder, wie sein Vater seither geheißen: Herr von Transfeld. In meiner Jugend habe ich keinen geistreicheren, fleißigeren und seinen Pflichten eifriger ergebenen Mann

gekannt, und ich sowohl wie der Erbprinz und sogar der von uns Dreien am wenigsten lernbegierige Graf Treufels, verdanken ihm einen großen Theil unsers gelehrten und allgemein weltlichen Wissens. Streng in den Unterrichtsstunden, war er immer aufgelegt, uns im Guten, Rechten und Schönen zu unterweisen, und in den Mußestunden war er unser treuster Gefährte, zu allem Erlaubten geneigt, jeden unserer billigen Wünsche mit Nachsicht erfüllend und stets bereit, bei dem Fürsten für uns das Wort zu führen, wenn von anderer Seite her, was, wie man sehen wird, nur zu oft geschah, Klage über uns geführt wurde. Ich habe nie einen Menschen kennen gelernt, der ein solches Geschick besaß, ein Gespräch für die ihm anvertraute Jugend interessant zu machen, sie für den Gegenstand, den er vortrug, zu begeistern und die Neigung zu erwecken, immer Höheres und Besseres zu erstreben, als was in der Welt für hoch und gut genug gehalten ward. Er mochte vom Allergewöhnlichsten zu sprechen beginnen, immer erhob sich der Flug seiner Gedanken zu etwas Edlerem, so daß zuletzt mit Bedeutendem und Großartigem schloß und wir stets eine ganze Fülle von Dingen lernten lernten, die gar nicht im Kreise seiner Lehrobjecte lagen. So erinnere ich mich zum Beispiel eines seiner Gespräche auf einem Spaziergange in die benachbarte Waldung sehr wohl. Es fing an zu regnen und der Erbprinz wollte schon darüber ein knabenhelles Murren hören lassen, als Herr von Transfeld plötzlich über den Witterungswechsel zu sprechen begann, von da auf die verschiedenen Temperamente der

Menschen übergang, darauf auf die Neigungen derselben schloß, bald so bald anders regiert zu werden, sodann den Charakter und die Gesinnung der jetzt in Europa regierenden Herrscher beleuchten, auf die verschieden begabten Völker und Nationen kam, von der Neuzeit auf das Alterthum übergang und endlich auf diese Weise bei der Grazie, der Bildsamkeit und der Schönheitsidee der Griechen anlangte, über die er sich gern und häufig auszusprechen beliebte. Es zog sich immer wie ein goldener Faden ein innerer Zusammenhang durch seine Vorträge wie durch seine alltäglichsten Gespräche und wir lernten nicht nur stündlich bei ihm, sondern nahmen auch unbewußt goldene Regeln von ihm auf, die uns auf seinem Munde immer viel werthvoller als aus dem anderer Lehrer erschienen.

So kam es denn auch, daß er uns in vielen anderen Dingen als die er hauptsächlich zu lehren hatte, unterwies und daß wir durch ihn auf Gegenstände geführt worden, die einen Prinzen zu leisten damals noch nicht in der Mode war oder in der augenblicklichen Nothwendigkeit lag. Er war zum Beispiel ein sogenannter starker Politiker und seine Ansichten entsprachen keineswegs den damals geltenden Ansichten des Hofes und des Fürsten, der ihn zur Erziehung seines Sohnes berufen hatte; er war ein freisinniger, seine Gedanken mit ruhiger Würde ohne Leidenschaft entwickelnder Mann, und wenn man geahnt hätte, was im Kopfe dieses seltenen Lehrers verborgen sei und welche Ideen der junge Erbprinz daraus schöpfen werde, so würde man gewiß

Anstand genommen halten, ihm seinen wichtigen Posten anzuvertrauen, falls seine ausgezeichnete Persönlichkeit auch hier den Sieg davon getragen hätte. Denn er war durchweg ein schöner Mann, an Haltung, an Gesichtsausdruck, von edler und ruhiger Sprechweise und nobel in seiner Gesinnung, was man in so hohem Grade von den übrigen Lehrern durchaus nicht behaupten konnte.

Was mich betrifft, so hatte ich sehr bald das Glück, von diesem Erzieher liebgewonnen zu werden; mein Fleiß, mein Eifer, alles Mögliche zu lernen, gefiel ihm, er gab sich Mühe, mir recht verständlich zu werden, zumal er hoffte, daß auch der Erbprinz von meinem Triebe mit fortgerissen werden würde, was allerdings in vieler Hinsicht der Fall war. Auch ich gewann ihn außerordentlich lieb, und als dies Verhältniß uns Beiden erst offenbar ward, strebten wir uns immer näher zu rücken, uns immer größeres Vertrauen zu schenken, und Lehrer wie Schüler hatten Erfolg und Freude in Fülle davon. Da er dem Prinzen und mir sehr lange erhalten blieb, uns nach mehreren Jahren auf die Universität und große Reisen begleitete, und später sogar ganz in die speciellen Dienste des Erbprinzen trat, so werde ich noch oft Gelegenheit haben, seiner Erwähnung zu thun und bemerke hier nur, daß nie etwas zwischen uns Dreien vorfiel, was unsere gegenseitige Achtung und Zuneigung nur auf eine halbe Stunde erschütterte hätte.

Die übrigen Lehrer entsprachen im Allgemeinen der Erwartung, die man von ihnen hegte; sie zeichneten sich durch nichts Besonderes, weder Gutes noch Schlimmes,

aus und hatten demzufolge mehr oder minder Erfolg bei ihren Schülern. Ich lernte von allen soviel in meinen Kräften stand, denn ich war wißbegierig, wie nur ein regsamer Knabe es sein kann, von Anfang an, wie ich es selbst noch heute bin, denn für mich giebt es nun einmal keinen Zustand als den des Wachsens, Zunehmens und Lernens, und ich glaube, selbst wenn ich das Unglück hätte, hundert Jahre alt zu werden, würde man mich, falls die Geisteskräfte und meine Sinne mich nicht verließen, noch eben so gern in die Schule des Lebens und Lernens gehen sehen, wie ich es damals that. Der Prinz selbst lernte nur das leicht, was ihm ein besonderes Vergnügen gewährte, und das war die Mathematik, die Geschichte vor allen Dingen, und die neueren Sprachen. Für alles Uebrige hatte er wenig Sinn, er war zu reell, zu sehr den Handlungen des Lebens geneigt, um an den feineren und unzugänglicheren wissenschaftlichen Spitzfindigkeiten Gefallen zu finden, und da seine Thatkraft sehr zeitig auf die Bühne der Welt trat, wie denn überhaupt seine ganze geistige und körperliche Entwicklung gleich der meinigen äußerst früh erfolgte, so war auch der Kreis seines schulmäßigen Lernens sehr bald geschlossen, woraus jedoch nicht hervorgehen soll, daß er ein beschränkter und unwissender Mann ward, im Gegentheil, das Leben selbst begann da die Fortsetzung seiner Lehren, wo die Schule die ihrigen beschlossen hatte, und von ihm lernte der thatkräftige Prinz ungeheuer viel, viel mehr, als mancher niedriger geborene Mensch wohl sein ganzes Leben lang

in der Schule lernen würde, wenn er sie ohne Unterlaß besuchte.

Habe ich nun von dem guten Genius unserer lernbegierigen Jugend gesprochen, so muß ich auch dem Leser den bösen Dämon vor Augen führen, der uns wohlweislich zu Theil geworden war, damit auch bei uns die Bäume nicht die Neigung verriethen, in den Himmel zu wachsen. Alle übrigen Lehrer, die man für den Prinzen gewonnen, entsprachen mehr oder weniger als Herr von Transfeld den Anforderungen des Schönheitsprincips des Fürsten, dieser eine aber, von dem ich jetzt sprechen will, entsprach ihm auf keine Weile. Es war unmöglich gewesen, für die gymnastischen Uebungen, den Schreib- und Zeichenunterricht einen Adonis aufzutreiben, und so hatte man, in Verzweiflung über diese Grausamkeit des unbeugsamen Schicksals, sich entschließen müssen, einen Mann anzunehmen, der allerdings am allerwenigsten für einen fürstlichen Hof und die Erziehung so stolzer, ehrliebender und gutgearteter Knaben geschaffen war. Merkwürdiger Weise hieß er Beau, war aber im Ganzen und Einzelnen ein Scheusal. Woher sein Name stammte, ob er ein angeborener oder angenommener war, weiß ich nicht, nur so viel ist gewiß, daß nichts in seinem Wesen demselben entsprach, und so wollte es uns oft in unsrer schalkhaften Laune bedünken, als hätte man sich bei Hofe, da man kein schönes Exterieur für diesen Posten hatte finden können, wenigstens mit dem Namen eines solchen begnügt. Um zuerst von diesem Exterieur zu sprechen, so war Herr Beau ein Mann von mittlerem

Wuchse, hager, knochig und sah stets, trotzdem er gewöhnlich für Viere aß und trank, verhungert und verkümmert aus. Sein Körper, der sich übrigens gewandt und in den leichteren gymnastischen Uebungen sogar sehr geschickt zeigte, war höchst dürftig entwickelt und nahm beim Gehen oder Laufen stets eine abscheuliche Verzerrung an, indem sich sein Oberleib von den Hüften bis zum Halse zu winden schien, weshalb wir ihn oft mit einer Schraube verglichen, die beim Gehen in ewiger Bewegung von unten nach oben begriffen war. Auf der Spitze dieser Schraube nun saß ein Kopf mit einer fuchsig-perrückten Perrücke, dessen hintere Seite von dem gewöhnlichen Menschenhaupte in nichts abwich, von vorn aber gesehn uns von jeher, nicht Schrecken und Furcht, aber den größten Widerwillen eingeflößt hatte, denn es konnte kein affenartiger grimassirtes und dabei abstoßendes Menschenantlitz geben. Das noch leidlich jugendliche Gesicht war schlaff, reichlich gefaltet und nahm jederzeit eine Miene von Bedeutung an, die aber nur lächerlich wurde, und höchstens das Gepräge pädagogischer Affectation verrieth. Sobald er mit seiner scharfen, schrillenden Stimme in didactischer Weise langsam und feierlich redete, zog er die Augenbrauen bis zur Hälfte der niedrigen Stirn empor und verzerrte dabei so gräßlich den Mund, daß man befürchten mußte, das ganze Gesicht werde ihm gleichsam aus dem Munde fallen. Dabei befließ er sich, nur sehr schön gewählte Worte hören zu lassen, er sprach überaus blumenreich, poetisch und legte einen

ganz bedeutenden Nachdruck auf jedes seiner höchst unbedeutenden Worte.

Da er ein starker Schnupfer war, dieser Leidenschaft jedoch nur heimlich fröhnen konnte, indem die Hofetikette Leuten seiner Stellung gewisse Schranken darin auferlegte, so ließ er ein eigenthümliches Schnüffeln hören, wenn seine dicke Nase ein Bedürfniß nach der braunen Speise empfand, und sah er den günstigen Augenblick ab, wo es unbemerkt geschehn konnte, so stopfte er sich mit unnachahmlicher Virtuosität und Schnelligkeit einen ganzen Ballen des aufgespeicherten Vorraths in die Nasenhöhlen.

Im Unterricht war er Pedant durch und durch und setzte sich seinen Schülern gegenüber stets auf das hohe Pferd, als wäre er aller menschlichen Weisheit oberster Priester und die ganze Welt müsse sich ihm unterthänig erklären, obgleich er nichts als Schreiben und Zeichnen lehrte. Als Turner war er, wie gesagt, gut, als Lehrer ritterlicher und vornehmer Stellungen aber nahm er eine so lächerliche Figur an, daß wir trotz des besten Willens oft laut lachen mußten, was dann jedesmal eine Rüge von dem Fürsten hervorlockte, dem unser geringes Schicklichkeitsgefühl bei passender Gelegenheit hinterbracht worden war.

War der Unterricht beendet, so liebte es Herr Beau, sich in unsre Gesellschaft zu drängen, da wir aber mit den fortschreitenden Jahren sehr bald seiner überdrüssig wurden, so suchten wir ihn abzustreifen wo es ging, was jedoch schwer hielt, denn Herr Beau hatte etwas von der

Natur der Klette an sich oder des Blutigels, der, hat er sich einmal festgesogen, sitzen bleibt, bis er von süßem Saft überquillt.

Auch beim Essen bot dieser gute Mann eine höchst widerliche Erscheinung dar; er stopfte sich nämlich mit solcher Hast voll, daß es aussah, als fürchte er, man würde ihm darin zuvorkommen und ihm nichts übrig lassen, um seinen fürchterlichen Hunger zu stillen, der so sehr alles schickliche Maaß überschritt, daß er allein mehr, als wir drei Knaben und Herr von Transfeld zusammen, aß.

Die bisher geschilderten Eigenschaften aber, so unendlich sie erscheinen mögen, waren bei Weitem noch nicht seine unliebenswürdigsten, ja wir wären glücklich gewesen, wenn wir nur diese zu übersehen oder zu überwinden gehabt hätten. Herr Beau hatte etwas Jesuitisches, Schlangenartiges, Kakodämonisches an sich, was sich äußerlich nur durch sein irrendes lauernes Auge und durch den schadenfrohen Zug um seinen Mund bemerklich machte, heimlich aber hinter dem Rücken Derer ausbrach, denen er ein Ungemach bereiten wollte. Mit einem Worte, Herr Beau war der geheime Spion am Hofe zu W***, der Belauerer aller Intriguen, Vorfälle, Ereignisse, mochten sie betreffen was und wen sie wollten, und wer ihm ein gutes Wort, oder gar ein paar Flaschen Wein und ein reichliches Essen gab oder nur von ferne riechen ließ, der konnte ihn um den Finger wickeln, die Schlange kroch aus ihm heraus und er wandte sich scherwenzelnd so lange hin und her, bis er das Gift eingesogen hatte, was er ausspritzen wollte.

Es hat mich immer gewundert, daß der Fürst, ein so edler, ruhiger Mann, diesem Menschen gegenüber so lange in einer Selbsttäuschung verblieb, indem er sich gern seine Bemerkungen erzählen ließ und oft danach zu unserem und Anderer Schaden handelte. Wodurch Herr Beau des Fürsten Gunst gewonnen, ist immer un- aufgeklärt geblieben und haben wir später stets die Meinung gehabt, daß es allein die kriechende unterthänige Schmeichelei war, die dem eitlen Fürsten wohlgethan. Gewiß ist, daß Beau nur deshalb ein heimlicher Aufpaser aller noch so kleinen Vorfälle war, um sie in vergrößertem Maaßstabe an die große Glocke zu schlagen und dadurch sich selbst auf eine höhere Stufe der Gunst und Anerkennung zu schwingen, was ihm leider nur zu gut glückte und wodurch er jetzt und später mehr Unheil am Hofe stiftete, als irgend ein anderer Mensch.

Freunde hatte er übrigens bei Hofe nicht, man vermied ihn instinctmäßig, denn Jedem waren seine bösen Eigenschaften bekannt, und unter allen Personen, die ich zu nennen habe, war es nur eine, die mit ihm ein näheres Bündniß einging, aus dem einzigen Grunde, weil sie auf ähnliche Weise als Weib war, was Herr Beau als Mann vorzustellen die hohe Meinung von sich hegte. Diese eine Person, von der ich leider noch oft zu sprechen haben werde, da ich ihr sehr viel Bitteres verdanke, war die Erzieherin der Prinzeß Hildegard, die Gräfin Wetterau, spätere Gräfin von Hohenheim.

Was diese beiden sich in allem Uebrigen so fern stehenden Personen mit einander verband, ist immer nur

eine Vermuthung unter uns gewesen. Die stolze, in ihrer Jugend nicht ganz unschöne, aber in ihrem Wesen stets sehr hoffärtige Gräfin konnte an Herrn Beau keinen persönlichen Reiz finden, und doch gab es Augenblicke, in denen man stark diesen Verdacht hegen mußte. Unserer Meinung nach hatten allein die auf Stelzen geschraubten Schmeicheleien des Turnlehrers, die er sogar in gereimten Versen seiner Angebeteten darzubringen den Muth oder vielmehr die Frechheit besaß, ihren hochfahrenden Sinn geschmolzen und ihren sehr eitlen Geist dem würdigen Sänger entgegengeführt; außerdem war sie eine Intrigant, wie er ein Intrigant, Beide begegneten sich also in ihrem Lieblingstreiben und Beide suchten dadurch Macht und Einfluß zu gewinnen, was ihnen auch bis zu einer gewissen Höhe gelang, wobei sie sich denn bei Gelegenheit nach Kräften in die Hände arbeiteten und gegenseitig unterstützten. Von Herrn von Transfeld erfuhr ich einmal später, daß Beau sich durch den lehrreichen Umgang mit der in allen höfischen Dingen wohl unterrichteten Gräfin zu einer höheren diplomatischen Carrière habe einweihen lassen wollen, und das glückte ihm in der That vollständig, denn Herr Beau ward wirklich ein Diplomat, nur so hoch für uns und Andere, daß wir nicht die geringste Lust hegten, aus seinem kühnen Luftfluge ihm zu folgen, aus dem er denn auch zur Zeit, wie die Folge lehren wird, wie Ikarus zur Erde taumeln sollte.

Die Gräfin ihrerseits behauptete der Fürstin gegenüber, die sie einstmals über ihr Verhalten zu Herrn Beau zur

Rechenschaft zog, daß nur eine reine platonische Zuneigung zwischen ihnen stattfinde, daß das Aeußere des Mannes bei ihr durchaus nicht in Betracht komme, sondern daß nur der höhere Gedankenflug, die schwungvolle Phantasie seines edlen Geistes und die unergründlich reiche Poesie seines Herzens ihr zusage, wodurch sie von ihm mehr lerne, als man aus allen Büchern lernen könne, wie ihr denn auch erst durch ihn die großen Dichter des In- und Auslandes zum Verständniß gekommen seien.

Hier nur soviel von beiden Personen. Man verzeihe mir, daß ich so viele Worte über sie gemacht habe, allein Beide waren vom Schicksal dazu auserlesen, mich hart zu prüfen, und namentlich die Gräfin hat mir in späteren Jahren viel Bitteres bereitet, wogegen gerade Herr Beau dazu bestimmt war, mein Verhältniß zum Erbprinzen zu einem viel innigeren zu gestalten und viel dauernder zu machen, als es von Natur schon war und jemals werden zu können in der Möglichkeit zu liegen schien.



In der angedeuteten Weise nun lebten wir unbekümmert einen Tag wie alle Tage einige Jahre fort und merkten den Umschwung der Zeit an nichts, als daß wir größer und stärker wurden, daß allmählig unsre Augen sich aufthaten und die Welt betrachteten, und daß wir ganz im Stillen anfangen, uns Meinungen über Personen und Dinge zu bilden, die wir früher weniger beurtheilt als, laut unantastbarer Tradition, für vollendete Größen und

unerreichbare Wunder gehalten hatten. Ich war damals vollkommen glücklich oder, um mich richtiger auszudrücken, ich hatte keine Klage, denn das Bewußtsein des Glücks oder Unglücks, was nothwendig zu dem Begriff desselben gehört, war mir noch fern; ich war jung, heiter, fröhlich; keine Unruhe weckte mich am Morgen, keine Sorge hielt mich Abends vom Schlafe ab, und mein ganzes Leben war so geregelt und für alle meine Bedürfnisse dergestalt gesorgt, daß ich undankbar gewesen wäre, wenn ich noch irgend einen Wunsch darüber hinaus hätte hegen sollen. Der einzige Kummer, den ich in früheren Jahren gehabt, die Betrachtung der traurigen Leidenschaft meines Vaters, war von mir gewichen, seitdem ich nicht mehr so oft Zeuge davon war; zwar sah ich ihn oft irgend wo, sprach auch bei ihm vor, wenn er nüchtern war, was ich immer auf irgend eine Weise zu erkunden wußte, aber in einen Zwist gerieth ich nicht mehr mit ihm, da alle früheren Verbindungen zwischen uns aufgehört zu haben schienen. Er selbst zeigte nie mehr die Miene, mir etwas zu Leide thun zu wollen, ja, er ging mir sogar aus dem Wege, wenn er nüchtern war, sobald er es nur unbemerkt thun konnte, und sichtbar erfreut war er jedesmal, wenn ich nach längerem Besuche wieder sein Haus verließ, um nach dem Schlosse zu meinen Gefährten, meinen Büchern und Spielen zurückzukehren

Meine Mutter blieb vor wie nach die sorgende, gute, liebevolle Frau, sie sah mich immer lieber kommen als gehen und stets floß sie von Zärtlichkeit über, wenn ich

sie wie ehemals liebteste und sie wegen unserer Trennung zu trösten versuchte. Da sie selbst kein Glück auf der Welt genoß, so freute sie sich wenigstens über das meine, und jedesmal gelang es mir, ihr wehmüthiges Gesicht aufzuheitern, wenn ich ihr erzählte, wie gut es mir im Schlosse erginge. Erst jetzt erkannte ich, mit welcher christlichen Geduld sie ihr trauriges Geschick ertrug und wie wenig Freuden ihr auf Erden beschieden waren, ja, später, als mein Vater in Folge seiner unregelmäßigen Lebensweise schwächlich und hilflos wurde und einer sorgfältigen Pflege bedurfte, bewunderte ich sie, denn sie opferte sich für ihn auf, ging ihm Tag und Nacht zur Hand und niemals kam ein murrender Laut oder eine leise Klage über ihre Lippen, wenn sie bei dieser unablässigen Plage die Abnahme ihrer eigenen Kräfte spürte oder bei irgend einem hervorbrechenden körperlichen Weh wohl selbst der Ruhe und Pflege bedurft hätte.

Mit dem Prinzen, dem Grafen und mir wuchsen auch die kleinen Brüder des ersteren und vor allen erfreulich sein Liebling, die Prinzess, heran. Im Ganzen kamen wir wenig mit ihr in Berührung, denn da sie ihre eigenen Lehrerinnen und Gespielerinnen und ihre besondere Lebensordnung hatte, die nicht ganz mit der unsrigen zusammenfiel, so trafen wir sie nur bisweilen zufällig, was bei dem Prinzen jedesmal eine laute, bei mir aber eine zunehmende stille Freude hervorrief, da wir Beide das kleine Wesen, das alle Tage reizender wurde, beinahe vergötterten. Auf Abendspaziergängen der fürstlichen Familie in schönen Sommertagen, an denen wir zuweilen Theil

nehmen durften, wenn kein fremder Besuch da war, sah ich sie am häufigsten und ich war glücklich, wenn ich ihr einmal wie früher dabei einen schönen Strauß überreichen konnte, den ich mir zu diesem Behufe oft genug heimlich von meiner Mutter vorbereiten ließ. Da sie sich aber sehr wenig um mich bekümmerte, vielmehr mit ihren Freundinnen ausschließlich verkehrte und von ihren Lehrerinnen absichtlich von den ›wilden Jungen‹ fern gehalten wurde, so war unsere Annäherung immer nur von sehr kurzer Dauer, was ich eben so sehr beklagte wie der Prinz, dessen Neigung zur Schwester in stetem Wachsen begriffen blieb. Ja, in Zukunft, je älter wir wurden und je stattlicher und schöner die Prinzeß heranwuchs, wurde die kluftartige Trennung zwischen ihr und uns immer größer, und zuletzt war es dem Prinzen fast nur in den Zimmern der Mutter, wohin ich ihm nie folgte, gestattet, mit seiner Schwester länger in vertraulicher Unterhaltung zu verweilen, da eine ganz unnütze Prüderie von Seiten der die Prinzessin umgebenden Damen sie von allem und jedem Verkehr mit jungen Leuten männlichen Geschlechts zurückzuhalten strebte, was uns und auch Herrn von Transfeld damals und später als eine ganz naturwidrige Erziehungsmethode erschien.

Von dem Entwicklungsgange, den wir drei Knaben so allmählig einschlugen und namentlich was den des Prinzen betrifft, werde ich in einem künftigen Kapitel sprechen, zunächst jedoch habe ich drei besondere Vorfälle

mitzuthellen, die etwa nach zwei oder drei Jahren Aufenthalts im Schlosse sich ereigneten und das Bemerkenswertheste sind, was aus dieser Periode meines Lebens den Leser interessiren dürfte. Aber auch deshalb bin ich sogar verpflichtet, wenigstens den ersteren Vorfall des Genaueren zu erörtern, da er von großer Bedeutung für mich war, indem er ein viel vertraulicherer und innigeres Verhältniß zwischen dem Prinzen und mir hervorrief, als es sonst zwischen zwei so verschieden gestellten Personen stattzufinden pflegt, ein Verhältniß, durch welches mein ganzes ferneres Leben wahrscheinlich seine eigenthümliche und mir vom Schicksal beschiedene Gestaltung empfing.

VIERTES KAPITEL. DAS ATTENTAT AUF HERRN BEAU.

Wir mochten etwa zwischen dem vierzehnten und fünfzehnten Jahre stehen, als sich der erste Vorfall zutrug, dessen Held Herr Beau, unser gymnastischer Lehrer war. Die beiden Jahre, in denen wir drei Knaben genügende Gelegenheit gehabt hatten, diesen Mann aus nächster Nähe zu beobachten, waren hinreichend gewesen, uns über seinen Charakter, seine guten und bösen Seiten aufzuklären und ich muß bekennen, daß wir einen gründlichen Widerwillen gegen ihn hegten, der sogar oft auf dem Sprunge stand, in offene Fehde und erbittertsten Haß überzugehen. Und allerdings trug Herr Beau hiervon ganz allein die Schuld, denn unsern übrigen Lehrern waren wir auf das Freundschaftlichste zugethan, wie es zwischen Personen in diesem Verhältniß so natürlich

ist, da gutgeartete Knaben, wie wir es alle Drei waren, stets Diejenigen zu lieben und zu achten pflegen, von denen sie nur Gutes lernen, vorausgesetzt daß dieses Gute nicht mit dem Kantschu eingebläut oder mit pädagogischer Ueberhebung und wissenschaftlichem Hochmuth eingetrichtert wird.

Auge in Auge uns gegenüber, war zwar Herr Beau immer mehr glatt, fast kriechend artig, einschmeichelnd zudringlich und seine Lippen flossen von Zärtlichkeit und lehrerhafter Sorgfalt für unser Wohl über. Hinter unserem Rücken aber, und das hatten wir nicht allein selbst oft erlauscht, sondern auch von einem alten Kammerdiener des Fürsten erfahren, dessen Augapfel der Erbprinz von jeher gewesen, verläumdete und verklagte er uns beim Fürsten, wo er nur konnte; jedes unschuldige Versehen, mochte es nun in einer linkischen Bewegung, in einem Schreibfehler oder einem falschen Grundstrich bestehen, stellte er als Verbrechen erster Classe dar und beschwor dadurch nicht selten eine fürstliche Ungnade über unsere Häupter herauf. Dieses thörichte und eben keine große Lebensweisheit verrathende Benehmen entsprang nicht etwa aus der wohlmeinenden Absicht, uns durch die erzwungene Rüge Seitens der väterlichen Autorität zu bessern und um so leichter vom abschüssigen Wege des Leichtsinns fernzuhalten, sondern allein aus angeborener Klatschsucht, aus dem unwiderstehlichen Triebe, selbst die erbärmlichsten Intriguen zu spinnen, und dem unbezwinglichen Drange, sich einen Einfluß zu verschaffen, der, auf wessen Hülfe er sich auch stützen

mochte, dem Herrn Lehrer einst von Vortheil zu werden verspräche. Leider hatte er sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Der Fürst der sonst ein redlicher, gerader und scharfsichtiger Mann war, besaß die Schwachheit, für Klatschereien, wenn sie interessant vorgebracht wurden und dadurch seine ärgste Feindin, die Langeweile verscheuchten, sehr zugänglich zu sein, und leider erzählte Herr Beau seine halb erfundenen, halb übertriebenen Geschichten mit solcher Meisterschaft, daß die Wahrheit derselben dem Fürsten gleichsam in's Gesicht zu springen schien.

In gleichem Maaße, wie sich Herr Beau nun dem Fürsten durch solche heimliche Mittheilungen liebes Kind zu machen verstand, hatte er sich ganz und gar um unsre Neigung gebracht, und nachdem in Folge einiger Zurechtweisungen und ernstlicher Vorwürfe Seitens des Fürsten der Krieg zwischen jenem und uns erst einmal ausgebrochen war, konnte man bei unsrer Beharrlichkeit wohl voraussetzen, daß wir ihn solange fortführen würden, bis eine ernstliche Niederlage auf dieser oder jener Seite erfolgt und so ein erzwungener Friede wiederhergestellt wäre.

Wir hatten jedoch, als wir diesen Krieg mit unsern anfangs sehr schwachen Mitteln begannen, nicht auf die schmiegsame Katzennatur unsers Gegners gerechnet, der sich überall, wo er den Kürzern zu ziehen glaubte, blitzschnell zurückzog, die Krallen verbarg und ein freundliches Schnurren hören ließ, dagegen, sobald er seinen Vortheil voraus sah, plötzlich auf seiner Höhle wieder

hervorsprang und seine Krallen triumphirend in die Seiten des schwächeren Feindes schlug. Es war daher wohl leicht, den Herrn Beau in einer offenen Feldschlacht zu besiegen, aber im Plänklergefecht und namentlich im Hinterhaltlegen und Lauern waren wir ihm bei Weitem nicht gewachsen, da uns diese seine Haupttaktik in unsern Jahren gänzlich unbekannt war. Zu jener offenen Feldschlacht nun rüsteten wir uns insgeheim, indem wir uns vornahmen, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, unserm Feinde einen so gewaltigen Schlag auf das Haupt zu versetzen, daß er ein für allemal an seiner Wiedererhebung verzweifelte und durch weises Nachgeben einen unverbrüchlichen Frieden mit uns einginge.

Welche Trugschlüsse in unsern Jahren und Verhältnissen! Was konnten wir dem verhaßten Manne wohl anthun, um ihn ganz und für immer aus dem Felde zu schlagen? Doch, unsre Gedanken reichten damals nicht weiter als unsre Augen, und diese tummelten sich in einem so engen Kreise, daß unser Irrthum uns wohl zu verzeihen war. Genug, unsre Feindschaft war auf's Höchste gestiegen und nahe daran, in offene Rebellion auszubrechen, und wenn wir uns noch eine Weile in Ruhe verhielten, so dankten wir dies blos den Ermahnungen des Herrn von Transfeld, der sehr häufig ein Ohrenzeuge unsrer Attentatsvorbereitungen war, die Sache aber einmal für zu spaßhaft hielt, um sie ernstlich zu untersuchen, sodann, aber auch dem Herrn Beau so wenig gewogen war, daß er ihm einen kleinen Hieb von unsrer Hand von Herzen gönnen mochte.

Wie dem nun sein mag, endlich waren wir zum Angriff entschlossen und nur um das Wie und Wo handelte es sich noch. Wir waren noch nicht recht einig, was wir beginnen wollten, als uns der Zufall den rechten Moment in die Hand spielte und Herrn Beau in unsre Schußlinie brachte, um ihm wenigstens eine nachdrückliche Verwarnung zukommen zu lassen, daß er nicht fortfahren dürfe, ein Anderer vor unsern Augen als hinter unserm Rücken zu sein.

Es war damals Mode bei uns – und fast alle Jahre brachten andere Moden auf – mit dem Blasrohr nach allen möglichen Zielen zu schießen. Von uns Knaben war dieser Zeitvertreib sogar auf die größeren Leute übergegangen und man konnte sehr häufig Damen und Herren irgendwo im Schloßgarten versammelt finden, wo sie aus sehr zierlich gearbeiteten Blasröhren, welche Mundstücke von Glas oder Metall hatten, mit allerliebsten befiederten Eisenstiften nach einer Scheibe schossen, woran sogar der Fürst und die Fürstin in sofern Theil nehmen, als sie bisweilen sehr wünschenswerthe Preise für die geschickten Sieger aussetzten. Mochten nun diese erwachsenen Personen nicht unsre Geschicklichkeit darin besitzen oder nicht den Werth auf diese Kunst legen, den wir darauf legten, genug, kein Einziger von ihnen faßte das Ziel so scharf in's Auge wie wir, und wenn wir einmal aufgefordert wurden, in Gegenwart Aller unsern Meisterschuß zu thun, so erregte unsere Sicherheit den allgemeinsten Beifall und wir fühlten uns nicht wenig geschmeichelt und zu neuen Anstrengungen ermuthigt,

wenn Einem von uns, unter denen kein Neid herrschte, ein reizender kleiner Gewinn zufiel. Der unfehlbarste Schütze von uns Dreien war der Graf, nach ihm kam der Prinz, dem ich mich erst in dritter Linie anschloß, obgleich es mir durchaus nicht schwer wurde, einen Sperling sicher aus den höchsten Baumzweigen zur Erde zu befördern oder eine emporgehaltene Degenklinge auf dreißig Schritt Entfernung zu treffen.

Dank dieser Geschicklichkeit und unsrer großen Liebhaberei für diese Uebung sah man uns denn auch fast nie ohne unser Blasrohr im Park einhertrotten, und überall, wo wir gingen und standen, führten wir außer unserm scharfen Geschütz, den gefährlichen Nägelpuscheln, noch ein Stück weichen Thons in der Tasche, aus dem wir geschickt und geschwind kleine Kugeln kneteten, mit denen wir äußerst gern nach Zielen schossen, die uns unser Wurfgeschöß nicht wieder zurückgaben.

Herr Beau, der etwas kurzsichtig war, aber aus Eitelkeit keine Brille tragen wollte, liebte dies Spiel eben nicht sonderlich und wahrscheinlich nur deshalb nicht, weil er darin nicht unser Meister sein konnte, weshalb er auch stets dagegen eiferte und nicht genug von dem Unheile predigen konnte, welches ein übelangebrachter Schuß im Gefolge haben könnte. Nichtsdestoweniger behielten wir diesmal die Oberhand und, von unserm Erzieher geleitet, streiften wir durch Wald und Flur, um uns in unserm Jägerhandwerk zu vervollkommen und Ehre bei den etwaigen Zuschauern einzulegen.

Eines Tages nun hatte Herr Beau auch wieder bei Ew. Durchlaucht Klage geführt, daß wir mit unsern Blasröhren zu eifrig umgingen und darüber wichtigere Uebungen vernachlässigten, eine Klage, die durchaus unbegründet war, da wir am wenigsten die Uebungen vernachlässigten, in denen Herr Beau mitzusprechen hatte, weil sie unserm Geschmacke gerade sehr zusagten. Dennoch ging der Fürst auch diesmal auf die Klage ein, berief Herrn von Transfeld und untersagte zur Strafe drei Wochen lang das Schießen mit unserer Lieblingswaffe.

Als dieser Befehl uns in aller Form überbracht wurde, ergriff uns und namentlich den Prinzen eine entsetzliche Wuth gegen den Urheber dieses Verbots und wir thaten uns schon am ersten Abend zusammen, um über eine Rache zu brüten, die dem uns widerfahrenen Unrecht und unserm Aerger die Wange hielt. Endlich, nachdem wir lange vergeblich hin und her gesonnen, verfielen wir leider auf einen sehr ungeschickten und kindischen Plan, indem wir beschlossen, bevor wir die dreiwöchentliche Strafe anträten, noch den Hauptprobeschuß zu thun, der in nichts Anderem bestehen sollte, als dem Herrn Beau selber, dem Gegenstande des allgemeinen Widerwillens, die Perücke, die immer sehr lose auf seinem Kopfe befestigt war, so daß sie bei jeder Bewegung wackelte, vom Kopfe zu schießen. Dabei waren wir Alle so sehr von unsrer Geschicklichkeit überzeugt, daß wir an keinerlei Gefahr dachten, am wenigsten aber die Absicht uns innewohnte, die lebendige Zielscheibe unsrer Geschosse ernstlich zu beschädigen. Es kam also nur darauf an, den

zu befolgenden Plan festzustellen, um uns vor den Folgen möglichst zu schützen, die wir überdies in unsrem Eifer auf keine Weise zu berücksichtigen uns Zeit ließen. Schon am nächsten Tage war der Plan fertig und bestand aus folgenden einzelnen Zügen.

Herr Beau pflegte sich Nachmittags einige Minuten vor dem Beginne der gymnastischen Uebungen auf dem dazu auserwählten Platze einzufinden und sich dann, namentlich wenn es heiß war, unter einem alten Lindenbaume niederzulassen, um dessen dicken Stamm eine wohlerhaltene Rasenbank lief. An dem zum Probeschuß festgesetzten Tage sollten wir Drei schon vor der Ankunft des Herrn Beau uns am Orte einfinden, aber wohlweislich verborgen halten. Die beiden besten Schützen, der Prinz und der Graf sollten sich, der Eine links, der Andere rechts im Gebüsche, die Kugel im Laufe, versteckt halten, ich selbst aber sollte mich im Augenblicke des Attentats hinter die Linde schleichen und, im Fall der Schuß gelang und während die Ueberraschung den Getroffenen außer Fassung brachte, die abgefallene Perücke ergreifen und irgend wo in die Gebüsche werfen, damit der also baarhaupt gewordene Mann – und das war unsere Hauptabsicht – genöthigt würde, zum Gespötte der ganzen Schloßdienerschaft in seiner kahlen Blöße, worin ihn noch Niemand gesehn, auf sein Zimmer zu eilen, was ihn, wie wir wußten, in große Verlegenheit setzen mußte, da er nicht sogleich einen anderen sauber gelockten Haarputz besaß.

Aus diesem kleinen Plane ersieht man, daß wir nicht allein sehr kühne Leute, sondern auch sehr unbesorgt um die Folgen desselben waren, und zur Feststellung dieser sorglosen Kühnheit muß ich des Weiteren berichten, daß wir keinen Augenblick zögerten, den Plan auszuführen, nachdem er in seinen Hauptpunkten erst festgestellt war.

An demselben Tage noch sollte das große Werk vollführt werden, und, obgleich ich von einigem Herzklopfen über den Ausfall des Unternehmens geplagt wurde, als ich mich behutsam an die Stelle des Attentats schlich, so war ich doch eben so pünktlich auf meinem Posten wie meine beiden Kameraden, die sich mit aufopfernder Bereitwilligkeit den bedenklichen Theil des Probestücks vorbehalten hatten.

Als ich, leise schleichend wie ein wohldressirter Hühnerhund, unhörbar mich der großen Linde näherte und ein gelindes Rauschen in den seitwärts stehenden Gebüschen mir verkündete, daß die beiden Jäger dem Anstandsorte zueilten, saß Herr Beau mit unterschlagenen Armen, wahrscheinlich schon wieder feine Listen gegen uns ersinnend, auf der Bank, mit lauernenden Augen sehnsüchtig in die Ferne schauend, aus der seine hoffnungsvollen Schüler hervortreten sollten, um seinen edlen Unterricht zu empfangen. Als wir für's Erste nicht erschienen, wurde der Herr etwas unruhig, ohne Zweifel brütete er schon einen neuen Anklageact ob unsrer Verspätung bei der so überaus wichtigen Stunde aus, rückte hin und her und trocknete sich von Zeit zu Zeit mit einem rothseidenen Taschentuche den Schweiß von der Stirn, nach

welcher Procedur er jedesmal seine Nase mit einer Prise versorgte, deren wollüstige Einsaugung er stets mit einer eigenthümlichen Schnüffelmusik begleitete.

Endlich war ich, ohne von ihm bemerkt zu werden, hinter den Baumstamm gelangt und wartete nur auf das Zeichen von den beiden Jägern, daß sie schußfertig seien, um mich auf die Erde niederzukauern und nach der röthlichen Perücke zu greifen, die ich in der Phantasie schon auf dem Rasen liegen sah.

Plötzlich ertönte das verabredete Zeichen, ein gut einstudirtes Miauen; von der rechten Seite ließ sich der Graf, von der linken der Prinz mit seltener Virtuosität vernehmen. Ich kauerte mich nieder und streckte schon die Hand aus, um den zur Erde gefallenen Hauptschmuck triumphirend zu ergreifen. Fast in demselben Augenblicke hörte ich das Blasen von beiden Seiten; es drang aus voller Brust hervor und die Schüsse fielen fast zu gleicher Zeit auf das Opfer. Aber o Schrecken! Nicht die Perücke fiel zur Erde, sondern der ganze Lehrer der Gymnastik und Zeichenkunst, und obendrein stieß er ein so mörderisches Wehgeschrei aus, daß ich anfangs nicht umhin konnte zu glauben, man habe ihm einen scharfen Pfeil mitten in's Gehirn gebohrt und er sei nahe daran, seinen schöpferischen Geist auszuhauen.

Mehr erschrocken als vorberechnet war, erhob ich mich sogleich, während meine beiden Gefährten, von ihrem unglückseligen Schusse eben so in Angst gesetzt, wie zwei Wiesel davonstoben, so daß die rings um sie

knackenden Zweige der Gesträuche deutlich die Richtung ihrer Flucht verriethen. Ich aber, anstatt davon zu laufen, sprang aus meinem Verstecke hervor und auf das an der Erde liegende Opfer zu, ob aus Neugierde, ob aus Angst oder Theilnahme – ich weiß es selbst nicht zu sagen.

Ich fand Herrn Beau in einer ganz verzweifelten Stellung, aus der er sich jedoch bald wieder erhob und, mit den Händen nach dem Kopfe und dem einen Auge fahrend, ein furchtbares zweites Wehgeschrei ertönen ließ. Der Schuß von der rechten Seite, den der Graf gethan, hatte sicher wie immer sein Ziel erreicht und die Perücke halb vom Kopfe auf die andere Seite gedrückt, die Thonkugel des Prinzen, aber die wahrscheinlich eine Secunde früher abgesandt, war etwas zu tief gefallen und hatte gerade die Stelle getroffen, wo die etwas bläuliche Nase des Herrn Beau sich zum Auge abdachte. Der Schmerz des Getroffenen mußte entweder sehr groß oder er selbst des Glaubens sein, sein Auge sei ausgeschossen, weshalb er denn auch wie unsinnig schrie und nach kurzem wilden Umherfahren spornstreichs nach dem Schlosse lief, unterwegs noch die verschobene Perücke auf den ihr zukommenden Platz rückend. Daß er mich bei seinem raschen Umblick wahrgenommen, konnte ich mir nicht verhehlen, er mochte mich also wohl für den Thäter halten, was indessen wieder nicht möglich war, wenn er mit einiger Ueberlegung meine Stellung hinter dem Baume in Anschlag brachte.

Ich verlor ihn bald aus den Augen und traf mit meinen sich vor Lachen schüttelnden und doch etwas geängstigten Genossen aus dem dazu bestimmten Platze zusammen, wo wir uns niederließen und nun das zunächst Nothwendige beriethen. Wir kamen bald dahin überein, uns so rasch wie möglich nach dem Turnplatze zurückzugeben, um, gleichsam ohne alle Wissenschaft des Vorgefallenen, unsern Lehrer daselbst zu erwarten. Dies wurde ausgeführt, aber nachdem wir etwa eine Viertelstunde ruhig auf der Bank gesessen, die kurz vorher unser Opfer eingenommen, erschien in großer Aufregung der Fürst selber, an seiner Seite Herr von Transfeld und außerdem noch einige andere Herren, die gerade bei Ersterem gewesen waren, als die große Kunde des unerhörten Attentats das ganze Schloß in Aufregung versetzte und als ersten Schritt die Nothwendigkeit erkennen ließ, einen Lakaien nach der Stadt zu entsenden, um den Hofmedicus Dr. Hünerbein eiligst zu dem Verwundeten zu rufen, der sein Augenlicht für alle Ewigkeit verloren ausgegeben hatte.

Nie habe ich den sonst so ruhigen Fürsten in solcher Aufregung gesehen; er faßte seinen Sohn heftig am Arm und schüttelte ihn vor Zorn, indem er laute Worte der Entrüstung mit Androhung der härtesten Strafe ausstieß. Sodann gebot er uns Dreien, ohne Verzug auf unsre Zimmer zu gehen und dieselben an diesem Tage nicht mehr zu verlassen; die Strafe werde unmittelbar erfolgen, sobald der Thatbestand festgestellt sei und der Arzt seinen

Ausspruch über Leben oder Tod des Opfers abgegeben habe.

Mäuschenstill und etwas stark eingeschüchtert gehorchten wir dem strengen Befehle und lauschten mit klopfendem Herzen auf die Ankunft des Arztes, die auch bald erfolgte, worauf einige Bewegung im Zimmer des Verwundeten entstand, die uns noch unbehaglicher stimmte. Endlich nach einer bange verlebten halben Stunde erschien der alte Kammerdiener, der dem Erbprinzen mit Leib und Seele ergeben war, heimlich bei uns und berichtete zu unserer Herzensbeschwichtigung, daß Dr. Hünerbein erklärt habe, die Blutung, die am Patienten sichtbar wäre, käme ganz allein von dem Klaps auf die Nase und hätte nichts zu bedeuten; das Auge selbst aber sei gar nicht verwundet, jedoch müsse man jeder Entzündung vorbeugen und Eis auf das beschädigte Organ legen; Ruhe thue dem Patienten vor allen Dingen Noth und er müsse wenigstens acht Tage das Zimmer hüten.

Unser Herz schlug höher auf, als wir diese Nachricht empfangen, ward aber einigermaßen wieder beunruhigt, als bald darauf Herr von Transfeld erschien und den Bescheid brachte, daß wir, so lange Herr Beau das Zimmer hüten müsse, Gefangene auf den unsrigen seien; diese Gefangenschaft aber habe mit der eigentlichen Bestrafung nichts zu thun und letztere werde erfolgen, sobald der Thäter bekannt geworden wäre. Er rathe uns als Freund, ein reumüthiges Bekenntniß abzulegen, um dadurch das Strafmaaß, welches der Fürst sonst ohne

Zweifel sehr hoch bestimmen würde, bedeutend zu verringern.

Außerdem sagte uns der gute Mann kein Wort, wenigstens an diesem Tage nicht; er mochte in seiner einsichtsvollen Weise und in Betracht der großen Anreizung zu dem Attentate, die Herr Beau selbst verschuldete, wohl eine Milderung unserer That erblicken, die, wenn man die Absicht erwog, die wir vor Augen gehabt, eher zu knabenhaft übermüthig als übertrieben verbrecherisch war.

Ein reumüthiges Bekenntniß also wurde von uns verlangt? Ja, aber das war gerade das, was von uns am wenigsten zu erwarten stand, denn wir hatten uns sämmtlich gelobt, niemals und bei keiner Gelegenheit Einer den Andern zu verrathen, und daß Jeder von uns Wort halten würde, wußten wir nur zu gut. Wir schwiegen also auch diesmal still und als der Erzieher noch längerem Warten keine befriedigende Antwort erhielt, empfahl er sich mit Achselzucken, um, wie es von ihm verlangt worden war, höheren Orts den ungünstigen Ausfall seiner Voruntersuchung zu berichten.

Schon eine Stunde nachdem Herr von Transfeld das Zimmer verlassen, ward uns der Befehl zu Theil, uns in das Privatgemach des Fürsten zu verfügen, um daselbst vor ein strenges Gericht gestellt zu werden. Wir erschrecken, denn dergleichen war noch nicht vorgekommen und wir wußten zur Genüge, daß der Fürst, wenn er einmal einen ernstern Vorsatz gefaßt, auch der Mann dazu war, ihn eben so schleunig wie streng durchzuführen.

Mit einer Art Verbrechermiene, die besonders am Grafen stark auffiel, während der Prinz der unbefangenste von uns war, traten wir den bitteren Gerichtsgang an. Der Prinz schritt zuerst, ich zuletzt in das Audienzzimmer, wo der Fürst mit gerunzelter Stirn auf einem Stuhle am Fenster saß und las, während Herr von Transfeld in sichtbar peinlicher Lage am anderen Fenster lehnte. Als wir uns der Reihe nach vor unserm Richter aufgestellt und verbeugt hätten, erhob Seine Durchlaucht sich ruhig, stellte sich ebenfalls drei Schritte vor uns herrisch auf und ließ einen merkwürdig forschenden Blick über uns laufen, so daß mir zu Muthe war, als müsse er schon jetzt im Stande sein, in unsern Herzen zu lesen und auf's Genaueste eines Jeden Thäterschaft bis in's Kleinste zu beurtheilen.

»Wer von Euch,« fing er mit gebieterischer Stimme zu sprechen an, »hat es gewagt, auf Herrn Beau, Euern Lehrer und mir sehr werthen Diener, aus der Ferne wie ein ächter Buscklepper feige und hinterlistig zu schießen?«

Auf diese allgemeine, an uns Drei zugleich gerichtete Frage erfolgte keine Antwort, wir waren junge Charaktere, und da Jeder schwieg, schöpfte Einer aus der Haltung des Anderen Muth.

Der Fürst schien über unser schweigsames Verhalten ein gewisses triumphirendes Gefühl zu hegen, wenigstens warf er Herrn von Transfeld einen seltsamen Blick zu, sagte aber dann mit gesteigertem Ernste: »Also Ihr schweigt! Das konnte ich mir fast denken, Ihr seid alle Drei versteckte Buben. Was hast denn Du, Bruno, zuerst

auf meine Frage wegen der Thäterschaft in Rede zu erwidern?«

Der Erbprinz hob seinen schönen dunklen Kopf in die Höhe, erröthete leicht und sagte dann ruhig und mit fester Stimme: »Ich habe darauf nur das Eine zu erwidern, daß ich weder feig und hinterlistig, noch ein versteckter Bube bin.«

So wenig uns diese Antwort überraschte, da sie ganz der Art und Weise des Prinzen entsprach, so sehr ward der Fürst selbst davon betroffen. Er dehnte seine mächtige Brust gewaltig aus, biß sich auf die Lippen und fuhr zum Grafen gewendet fort: »Und Du, Treufels, welche Antwort hast Du Dir ausgedacht?«

»Keine, Durchlaucht!« erwiderte der Gefragte treuherzig, worüber der Fürst und sogar Herr von Transfeld ein flüchtiges Lächeln blicken ließ.

»So denke Dir jetzt eine aus,« fuhr der Fürst etwas milder fort, »und gieb mir den Thäter und die Veranlassung dazu an.«

Der Graf schwieg mit seltener Standhaftigkeit, er hatte sich bereits in sein Schicksal ergeben und wartete nur auf Entlassung aus diesem schrecklichen Verhör, um jede, auch die härteste Strafe geduldig über sein Haupt ergehen zu lassen.

»Also Du schweigst hartnäckig, fuhr der Fürst fort. »Gut, das ist ein genügendes Eingeständniß. So sage denn Du, Kurt, wer der Anstifter und Hauptthäter Eurer ruchlosen That ist.«

»Gnädigster Herr,« sagte ich, mich leicht verherrgend und, wie mir selbst schien, mit etwas bebender Stimme, »wenn der Prinz und der Graf schweigen, ziemt es mir nicht, auch nur ein Wort zu sagen.«

»Hoho!« fuhr der Fürst auf, »ich weiß hier nichts von einem Prinzen und Grafen, Ihr alle Drei seid vor meinen Augen nur drei gleichartige Spießgesellen, also sprich getrost.«

»Gnädigster Herr,« fuhr ich im bescheidensten Tone fort, »ich wage dennoch nicht, die Frage nach dem Thäter zu entscheiden, da ich selbst darüber in Zweifel bin.«

»Aha, gut! So seid Ihr es alle Drei gewesen. Nun, das dachte ich mir und so sollt Ihr denn auch alle Drei dieselbe Strafe erleiden. Herr von Transfeld, diese Burschen sind Ihre Gefangene; ich überantwortete sie Ihnen und spreche den Befehl aus, sie abgesondert in einzelne Zimmer zu bringen, sie nie zusammen kommen und keinen Schritt vor die Thür setzen zu lassen. Ihre Gefangenschaft aber soll so lange dauern, als das geringste Zeichen der Verletzung an Herrn Beau wahrzunehmen sein wird und sollte es ein halbes Jahr dauern. Ich will und werde streng sein, damit solchen Ungebührlichkeiten und frecher Selbsthülfe ein für alle Mal vorgebeugt werde. Und nun noch Eins. Jeden Morgen wird Bruno um acht, Treufels um neun, und Flemming um zehn Uhr zu Herrn Beau geführt, um ihm für die ihm angethane Unbill Abbitte zu leisten. So will ich es und so soll es sein, der Mann hat schon um mich diese Genugthuung verdient. Ich bin fertig und damit Punctum!«

Er wies gebieterisch mit der Hand nach der Thür, wir aber blieben alle Drei, wie auf einen und denselben geheimen Antrieb, gleichsam verblüfft stehen und sahen ihn groß an. Hätte uns schon die Aussicht auf eine möglicherweise halbjährige Gefangenschaft niedergedonnert, der letzte Zusatz der täglichen Abbitte vor unserm bittersten Feinde, versteinerte uns und ich hätte es beschwören können, daß wenigstens der Prinz sich nie dazu verstehen würde, denn ich kannte ihn und wußte, wie er über dergleichen dachte.

Da wir nun aber dem Winke des Fürsten keine Folge leisteten und er uns seinen Willen zur Genüge kundgethan zu haben glaubte, so ging er selbst aus der Thür, und da Herr von Transfeld ihm auf dem Fuße folgte, so blieb uns nichts anderes übrig, als ebenfalls das Zimmer zu verlassen, da uns nichts mehr darin zurückhielt. Was der Prinz und der Graf auf diesem kurzen Wege dachten oder was sie sprachen, wußte und hörte ich nicht; mein ganzes Innere wirbelte durch einander und ein unwiderstehlicher Anreiz drängte sich mir plötzlich auf, mich für den Prinzen zu opfern, um ihm die überaus demüthigende Abbitte bei Herrn Beau zu ersparen. Während also die beiden Knaben langsam nach ihren Zimmern gingen, zog mich eine unbekannte Gewalt dem Fürsten nach, und als ich ihn auf der obersten Schloßterrasse entlang gehen sah, eilte ich auf ihn zu und nachdem ich ihn erreicht, wagte ich es, mich ihm in den Weg zu stellen und mit lauter Stimme auszurufen:

»Durchlaucht, nehmen Sie die Strafe vom Prinzen ab, ich will Ihnen augenblicklich den Thäter nennen. Ich bin es selbst gewesen, der dem Herrn Beau in's Auge geschossen hat.«

Aber da sollte mir etwas Unerwartetes und in meiner jetzigen Lage für mich ganz Fürchterliches geschehen.

»Ah!« rief der Fürst und blieb gleichsam verduzt vor mir stehen. »Also Du bist es gewesen? Siehe, von Dir habe ich das am wenigsten erwartet, denn ich hielt Dich für denkbarer, als Du Dich damit erweistest. So sei denn dem Prinzen, wie Du ihn nennst, die Strafe erlassen, Du aber, Du gehe aus meinen Augen. Deine Strafe soll darin bestehen, daß Du dahin zurückkehrst, woher Du gekommen bist, und mag Dich Dein Vater mit seinen Prügeln besser erziehen, als Du es hier mit Zuckerbrod hast haben wollen.«

Nach diesen Worten drehte er mir stolz den Rücken und schritt langsam seinen Weg weiter, mir aber war zu Muthe, als ob die Sonne plötzlich vom Himmel gefallen und dunkle Nacht auf mich herabgesunken wäre. Wie ich von der Terrasse in den tiefer gelegenen Garten und Park gelangte, weiß ich nicht, mir steht nur noch der Moment vor Augen, als ich plötzlich vor dem bescheidenen Häuschen meiner Eltern stand und mein Vater mit weit geöffneten Augen mich in meiner demüthigen Stellung gewahrte, die an und für sich schon hinreichte, ihn beinahe errathen zu lassen, was mir so eben begegnet sei.

Aber da sollte der Blitz erst ganz auf mich herniederfallen, denn kaum hatte ich meinem Vater gesagt, der

Fürst habe mich im Zorne nach Hause geschickt, so brach seine alte Wuth gegen mich auf und, nach dem ersten besten Stock greifend, wollte er auf mich losstürzen und mich schlagen wie ehemals.

Indessen nur bis hierher sollte meine Demüthigung und Erniedrigung sich erstrecken. Der Schreck und die Furcht, diese alte längst vergessene und überstandene Brutalität jetzt noch einmal wieder erwachen und sich gegen mich kehren zu sehen, gab mir mit einem Male den Muth und die Kraft der Verzweiflung ein, denn kaum hatte der Vater den Stock erhoben, um den ersten Schlag zu führen, so fiel ich ihm in den Arm und rief ihm mit schmetternder Stimme zu, daß ich mich nicht mehr ohne Grund von ihm schlagen ließe, daß ich an eine andere Behandlung gewöhnt sei und daß ich dem Fürsten selbst jetzt noch, trotzdem er mir zürne, meine Klage über ihn vorlegen werde.

Der Ausdruck meiner Miene mußte meine Worte kräftig unterstützen, denn kaum hatte ich leidenschaftlich erregt jene Sätze ausgestoßen, so ließ mein Vater den Stock fallen, warf mir einen merkwürdig scheuen Blick zu und schlich in den Garten, als sei er sich seines Unrechts bewußt und weiche nicht allein dem Gebote des Rechts, sondern auch der Kraft des Stärkeren.

Ich aber trat darauf in das Haus, fiel meiner Mutter um den Hals, und diese, immer an Thränen Ueberfluß

habend, vergoß unzählige, indem sie mich mit allen möglichen Gründen zu trösten versuchte, die ihr die mütterliche Angst und Sorge um mich augenblicklich eingeben mochte.

Man kann sich die Stimmung vorstellen, in der wir die nächsten Stunden mit einander verbrachten. Endlich hatten wir uns ausgeweint, meine Mutter hatte den ganzen Zusammenhang erfahren, aber auch ihr blieb der eigentliche Thäter verschwiegen, da es nicht mehr in meiner Absicht liegen konnte, den Groll des Fürsten auf seinen Sohn zu wälzen, für den ich mich allein, um ihn zu schützen, als Opfer dargeboten hatte.

Eine nicht minder große Niedergeschlagenheit hatte sich meiner bisherigen Gefährten bemächtigt, als sie bald nach meinem Weggehn in Erfahrung gebracht, welcher Handlung ich mich zu meinem eigenen Schaden unterzogen. Sowohl der Prinz wie der Graf hatte mich lieb und Beide konnten meine Gesellschaft nicht mehr gut entbehren. Aber auch des Prinzen Ehrgefühl wurde dadurch geweckt; sein Gerechtigkeitsgefühl konnte nicht dulden, daß ein Anderer für eine That leiden sollte, die er selbst begangen, und so berieth er sich schnell mit dem Grafen, und die Folge davon war, daß der Prinz, ohne sich an seine Haft zu kehren, zum Fürsten ging, meine Unschuld betheuerte und sich selbst als den Schuldigen angab.

Später hat mir die Fürstin selbst erzählt, daß diese gegenseitige Aufopferung von uns beiden Knaben, die am lautesten Zeugniß von unsrer Neigung ablegte, den Fürsten tief gerührt und dieser deshalb beschlossen habe,

diesmal Gnade für Recht ergehen zu lassen. Ich kann nur so viel sagen, daß ich gegen Abend dieses Tages, als ich mit meiner mich immer noch tröstenden Mutter am Fenster saß, plötzlich den Fürsten selber in den Garten meines Vaters treten, auf unser Haus zuschreiten und dann, was er noch nie gethan, zu uns in das Zimmer kommen sah.

Mir zitterten die Kniee dergestalt vor Angst, daß ich ihm kaum entgegengehen konnte; als er aber die wieder thränenden Augen meiner ihm die Thür öffnenden Mutter gewahrte, machte er eine beschwichtigende Geberde mit der Hand und sagte gütig:

»Lassen Sie das Weinen, Frau Flemming! Die Sache hat sich zu Gunsten Kurt's aufgeklärt und Bruno hat sich selber als Thäter angegeben. Wirst Du auch jetzt noch läugnen, Kurt, daß mein Sohn den schlimmsten Schuß abgefeuert? Du kannst es dreist sagen, Bruno hat Alles eingestanden.«

Mir pochte das Herz vor unendlicher Wonne, aber dennoch konnte ich mich nicht entschließen, meinen geliebten Prinzen der bewußten That zu bezüchtigen.

»Durchlaucht,« sagte ich mit flehendem Tone, »wenn Bruno selbst Ihnen gesagt, daß er es gewesen, dann brauche ich es ja nicht einzugestehn. Das Wort eines Fürstensonnes, Ihres eigenen Sohnes, muß mehr Geltung bei Ihnen haben als das meine.«

»So,« sagte der Fürst und lächelte dabei freundlich, »so also steht die Sache! Nun, Du bist ein braver Junge, Kurt; komm und laß Alles vergessen sein. Ihr werdet drei Tage

Stubenarrest erhalten und das soll diesmal Eure ganze Strafe sein.«

Meine Mutter wollte in der Freude ihres Herzens dem Fürsten die Hand küssen, er aber litt es nicht und sagte nur zu mir:

»Lauf, lauf hinauf, sie erwarten Dich schon, ich habe noch mit Deiner Mutter zu sprechen.«

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Flüchtig meine Mutter umarmend, sprang ich hinaus, und als ich oben im Zimmer beim Prinzen anlangte, wo er schon einsam als Gefangener saß, wurde ich von ihm mit Triumphgeschrei empfangen und er sagte mir folgende Worte, die ich nie vergessen habe, da er sie mir mein ganzes Leben hindurch gehalten hat:

»Kurt, Du bist in Wahrheit ein braver Junge, denn Du hast nicht nur meine Schwester vom Tode gerettet, sondern mir auch eine ehrenrührige Demüthigung vor diesem speichelleckerischen Beau erspart. Ich vergesse Dir das mein Leben lang nicht. Ja, Du sollst von jetzt an mein bester und wahrer Freund sein und ich will Dir beweisen, wie lieb ich Dich habe. Von heute an sagst Du zu mir Du und wenn sie sich auch Alle die Zunge darüber abbeißen vor Aerger, ich will es vor mir selbst und meinem Vater verantworten.«

Mit diesem Triumphe für mich also schloß die Geschichte des Attentats auf Herrn Beau, und für diesen selbst hatte dasselbe glücklicherweise keine anderen Folgen, als daß er einige Tage das Zimmer hütete und daß,

wie Graf Treufels später sagte, seine Nase nur etwas bläulicher geworden sei und er noch häufiger als sonst bei seinen schönen Reden schnüffele.

FÜNFTES KAPITEL. DIE PLATONISCHEN FREUNDE.

Der zweite Vorfall, den ich hier erwähnen will, ist ganz anderer und etwas delikater Natur, und gleicht dem ersten nur insofern, als er sich ebenfalls auf Kosten des Herrn Beau ereignete, der sich aber diesmal in der Gräfin Wetterau, seiner platonischen Freundin und Lehrerin in der höheren Diplomatie, eine Schicksalsgefährtin auserkoren hatte. Wie man es sehr natürlich finden wird, blieb zwischen unserm Lehrer und uns, nachdem der Krieg einmal begonnen und zu nicht unbedeutenden Niederlagen auf beiden Seiten geführt hatte, immer ein Rest von Groll und Mißtrauen zurück, der auch nie mehr ganz schwand und selbst noch fort dauerte, als wir schon längst Herrn Beau's Fuchtel entwachsen waren und dieser durch die Gunst des Fürsten und seine Heuchelei eine nicht ganz unansehnliche Carrière am Hofe zu W*** gemacht hatte, die ihn zu der Zeit, als wir Knaben waren, wohl kein Mensch in der ganzen Stadt vorausgesagt haben würde.

Zwischen dem ersten Attentate und diesem Angriffe auf die beiden geheimen Verbündeten mochte etwas mehr als ein halbes Jahr liegen; man glaubte allgemein den Frieden zwischen uns wiederhergestellt, und da es kein weiteres öffentliches Aergerniß gab, wonach man

ja, oberflächlich genug, in der Regel die inneren Zustände der Menschen und ihre Verhältnisse unter einander beurtheilt, so schmeichelte man sich von einer Seite, des Fürsten Macht und Wille habe uns imponirt und die Furcht vor seinem strengen Strafgericht werde uns ein für alle Mal von ähnlichen Attentaten zurückschrecken. Aber ach! wie hatte man sich in der kräftig heranwachsenden Selbstständigkeit einiger junger Leute und der unbeugsamen Willensenergie des Prinzen verrechnet! Nein, nie konnte der Widerwille, den er einmal gegen den katzenartigen Lehrer gefaßt, bezwungen werden, nie konnte zwischen Beiden ein anderes Gefühl die Oberhand gewinnen als die wohlbegründete Abneigung einer höheren und edleren Natur gegen ein mit Gewalt von Außen aufgedrungenenes Wesen, das aus Falschheit, Heuchelei und kriechender Schlangenlist bestand und vor dem alle rechtlich Denkenden schon in damaliger Zeit einen unwillkürlichen Schauer empfanden, wenn es nur in ihre Nähe kam.

Auch in Herrn Beau mochte der Groll gegen uns Drei fortwurmen, und wenn er auch stets mit lächelnder Miene unter uns trat und uns den schönsten, herrlichsten guten Morgen bot oder mit hochtrabenden Worten unsere Leistungsfähigkeit bei gewissen halsbrechenden Uebungen herausstrich, er meinte es nicht ehrlich mit uns, ja, wir wußten es nur zu gut, er suchte jede Gelegenheit auf, uns, wie schon früher, beim Fürsten oder der Fürstin insgeheim herabzusetzen oder, wo dies nicht anging,

unser Licht wenigstens mit einigem Schatten zu umgeben. Jedoch war er mit seiner vereinzelter Kraft nicht im Stande, in dieser Hinsicht mit Erfolg gegen uns anzustreben, dazu mangelte es ihm an der nöthigen diplomatischen Gewandtheit und auch an allgemeiner Machtvollkommenheit, und eben weil er seine Unzulänglichkeit darin selbst erkannte, so suchte er sich eine Gefährtin, die gemeinschaftlich mit ihm gegen uns operirte und, im Besitze weit größeren Einflusses, auch den seinigen mit vergrößern half.

Diese Verbündete war und ward ihm immer mehr jene intrigante Dame, die schon damals in jungen Jahren ihr Wohlgefallen darin fand, in ihrer bevorzugten Stellung eine bedeutende Rolle zu spielen und sich so viel Ansehen wie möglich zu verschaffen, um künftig noch eine größere zu übernehmen, was ihr auch in mancher Beziehung bis zu einer gewissen Gränze vollkommen geglückt ist.

Obgleich auf ganz verschiedener Stufe der Bildung und des Herkommens stehend, obgleich von Innen wie von Außen einander ganz unähnlich, hatten diese beiden Personen doch etwas Gemeinsames, und das war ihr herrschsüchtiger Charakter, ihr planvolles Losarbeiten auf ein höheres Ziel, eine angeborene Vorliebe zu Kabbalen und Intriguen und, was dazu gehört und dabei hilft, ungemein viel Talent zur Heuchelei und Kriecherei.

Ob diese beiden Personen sich nun einen bestimmten Plan gemacht, auf einem genau abgesteckten Wege nach einem festen Ziele zu schreiten, weiß ich nicht und

glaube ich kaum, meiner Meinung nach begegneten sich vielmehr ihre gemeinen Naturen anfangs nur zufällig, sie fanden einigen Geschmack an einander, erkannten an ihren Augen, daß sie zum Katzengeschlecht gehörten, und gingen nun gemeinschaftlich auf Raub aus, denjenigen Theil der Beute immer für sich behaltend, der ihrem Naturell und Appetite am meisten zusagte.

Ob man aus diesem Bündnisse schließen kann, daß die Gräfin gegen ihren, allgemein für ihren Bräutigam gehaltenen Verehrer, den Grafen Hohenheim eine falsche Rolle spielte, glaube ich kaum, wenn ich nicht annehmen will, daß sie überhaupt eine Person war, die gegen Jedermann, mochte es sein wer es wollte, falsch war und stets nur nach ihrem augenblicklichen Interesse handelte. Sie liebte es einmal, recht viel verehrt und häufig angebetet zu werden, und warum sollte man ihr diesen Vorzug nicht einräumen, da sie ihrer eigenen Meinung nach wirklich eine kleine Gottheit in ihrem Kreise auf Erden war? Wenn also Graf Hohenheim, der damals nur ein unbedeutender Kammerherr war und erst später von seinem damals noch lebenden Oheim ein ziemlich bedeutendes Vermögen erben sollte, sie öffentlich verehrte und hinter ihr her lief, warum sollte sie nicht auch den stillen Huldigungen des Herrn Beau ein geneigtes Ohr leihen, die dieser bei günstiger Gelegenheit herrlich in gereimten Versen zu stammeln wußte, mit denen er die vornehme Digne überschüttete und an denen er mit Kopfzerbrechen arbeitete, selbst wenn er uns Unterricht ertheilte? Ja, sie

war das Alpha und Omega seiner Phantasieen und Poesieen, das wußten wir, denn wir hörten oft Abends, oder wenn der ganze Hof auf Besuch außerhalb und bloß die Gräfin wegen der Prinzessin zurückgeblieben war, seine mit Pathos vorgetragenen Declamationen an, die er anfangs mit lauter Stimme in deren Zimmer vortrug, dann aber, sobald die Bezüglichkeiten zu seiner Dulcinea zur Sprache kamen, leiser und zuletzt, wenn er die völlige Zerknirschung seiner Seele zeigen wollte, nur flüsternd hervorhauchte.

Durch diese immer nur insgeheim stattfindenden Besuche geriethen wir jungen Leute sehr bald auf den Verdacht, daß dieselben absichtlich hinter dem Rücken des Grafen Hohenheim geschähen und daß dieser sich sehr ärgern müsse, wenn er etwas davon erführe. Und da er auch mit zu den Personen gehörte, die wir aus verschiedenen Gründen nicht leiden konnten, so bildete sich sehr bald in unseren Köpfen der Wunsch aus, unseren drei Widersachern zugleich einmal eine kleine Schlacht zu liefern und uns und ihren übrigen zahlreichen Gegnern eine anmuthige Komödie aufzuführen. Als wir einmal erst so weit gelangt waren, blieb bei unserer Erfindungsgabe und unserm kühnen Unternehmungsgeiste nur noch ein Schritt zur Ausführung selbst übrig und dieser zögerte sich nur aus dem einzigen Grunde, weil wir gerade einen geeigneten Moment abwarten wollten, um vollkommen siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen.

Doch bevor ich den Knabenstreich erzähle, den wir in unserer Unbefangenheit, ohne uns eigentlich der Tragweite seiner möglichen Folgen bewußt zu sein, und vielmehr nur um eine Probe unserer Phantasie abzulegen, diesen drei Personen spielten, muß ich noch einen Hauptgrund anführen, der uns gegen die Gräfin und Herrn Beau damals in Harnisch brachte. Wir erlangten nämlich von Tage zu Tage mehr die Ueberzeugung, daß Beide, wo sie nur konnten, uns nicht nur jeden Genuß verkümmerten und absichtlich dahin arbeiteten, uns den fürstlichen Eltern als überaus wilde und unbezähmbare Buben darzustellen, sondern daß sie auch, Letzteres als Grund vorschützend, Alles aufboten, um uns, so selten wie möglich die Unterhaltung mit der Prinzessin Hildegard genießen zu lassen, wonach wir doch von jeher mit ganzer Seele trachteten, da wir sie alle Drei, der eine mit brüderlicher, die andern Beiden mit abgöttischer Inbrunst verehrten.

Man stelle sich nun vor, um wie viel ergrimmt wir werden mußten, wenn wir sahen, daß Herrn Beau in dieser Beziehung Alles vergönnt war, was wir zu erstreben vergeblich die größte Mühe aufwendeten. Er besuchte nicht nur die Gräfin auf ihrem Zimmer, um mit ihr zu zeichnen oder ihr seine Gedichte vorzulesen, und traf da natürlich fast immer die Prinzeß, der er die süßesten Schmeicheleien auftischte, – es war ihm ferner nicht nur gestattet, Beide auf kleinen Spaziergängen zu begleiten, nein, er genoß auch den Vorzug, mit der Prinzeß, seiner Gönnerin und dem Grafen Hohenheim in einem Wagen zu sitzen und an größeren Parthieen Theil zu nehmen,

von denen wir zufolge unsrer vorgeblichen Verwilderung grundsätzlich ausgeschlossen blieben. Und das sollte uns nicht gegen beide Personen in Feuer und Flamme bringen, die überdieß nur zu oft unsre jugendliche Ohnmacht mit witzelnden Worten und höhnischen Blicken bespötelten. Denn daß sie dies thaten, war uns leider zu oft klar geworden. Man brauchte nur einmal die triumphartige Miene dieses häßlichen Beau zu sehen, wenn er mit seiner schönen Begleitung stolz an uns vorüberrollte und wir in stillschweigender Verehrung unsre Hüte zogen, um der festen Ueberzeugung zu sein, daß er eben einen vergifteten Pfeil auf uns abschieße und das Ohr der Prinzeß mit Stachelwörtern über unser wildes Gebahren bearbeitete. Nein, das konnte nicht länger ertragen werden, und mußte es dennoch geschehen, so sollten Herr Beau und Gräfin Wetterau wenigstens erfahren, daß wir uns für so viel Geringschätzung zu rächen verständen.

Die Ausführung dieser Rache ließ etwas lange auf sich warten, aber sie kam endlich und eine zufällige Mißstimmung zwischen der Gräfin und dem Grafen Hohenheim selbst war es, die uns die Gelegenheit dazu bot.

Dieser Ehrenmann, der in der That später der Gemahl der Gräfin Wetterau wurde, sein und ihr väterliches Vermögen aber zusammen zu Grunde richtete und dann irgend wo ein klägliches Ende nahm, während er, wie wir sehen werden, seine Wittve der Großmuth der Prinzeß Hildegard überließ, war, wie viele Hofcavaliere seiner Zeit, ein sehr nachsichtiger Herr in allen den Punkten,

in denen auch er gern auf die Nachsicht seiner Herzensdame rechnete, allein er litt doch bisweilen an einigen Anwandlungen von Eifersucht, die dann jedesmal eine Art kleinen Guerillakrieges zwischen ihm und der Gräfin herbeiführten.

Da diese selbst eben so wenig wie Herr Beau unter dem Hofpersonal beliebt war – die Dienerschaft war entschieden gegen Beide, was mir ein sicheres Licht auf ihre Charaktere zu werfen scheint – so fehlte es nicht an bisweiligen Anspielungen und Neckereien, mit denen man den Grafen Hohenheim auf die Gefährlichkeit des Herrn Beau aufmerksam zu machen sich den Spaß erlaubte. Er lächelte dann aber stets sehr hofmännisch und schaute mit vornehmer Miene auf den armen Tölpel von Lehrer herab, der sich seiner Meinung nach nicht anmaßen durfte, auf fremdem Revier einen Sperling zu schießen und der sich in der That dennoch anmaßte, nicht allein Sperlinge, sondern sogar Hochwild zu jagen. Nichtsdestoweniger stieg einiger Groll gegen Herr Beau in ihm auf und alle Welt sah allmählig das Ungewitter heranrücken, das sich über diesen zusammenzog. Das war natürlich Wasser für unsre Mühle. Wir horchten und lauerten, wo wir nur konnten, und sobald wir eine Aeüßerung erschnappten, daß nun bald einmal etwas Großes geschehen müsse, um das seltsame Verhältniß in ein klareres Licht zu stellen, da freuten wir uns nicht wenig und gelobten, unsrerseits mitzuhelfen und mit eigenen Händen die Schlinge auszuwerfen, die über den Köpfen unsrer beiden Hauptfeinde zusammengezogen werden sollte. Das Wie und Wo war

natürlich auch hier noch verborgen, aber der Zufall gab uns auch diesmal den Sieg in die Hand, der noch dazu so vollständig sein sollte, wie wir ihn uns nie hatten träumen lassen. Uebrigens muß ich erwähnen, daß Treufels und ich diesmal nur die Zuschauer, wenigstens nur die Mitberather waren, und daß der Prinz allein die Schlinge zuzog, in denen er die beiden Vögel zum Ergötzen des ganzen Hofes fing.

Die Fürstin hatte mehrfach von dem eigenthümlich platonischen Verhältniß sprechen hören, welches zwischen der Gräfin und Herrn Beau bestand, und sie hatte es nicht unterlassen, in ihrer zarten Weise der Ersteren einige Worte darüber zu sagen und dabei auf die Plaudereien hinzudeuten, die hie und da laut wurden. Das hätte der Gräfin ein hinreichender Wink sein müssen, auf der Huth zu sein, und da auch Herr Beau von Herrn von Transfeld einige Andeutungen erhielt, mit Schonung zu Werke zu geben, so mußte ein Jeder auch von ihm erwarten, er werde seine Besuche seltener eintreten lassen und die Aufmerksamkeiten verringern, die er überall und immer der platonischen Freundin spendete.

Allein gerade diese Winke hatten das Gegentheil zur Folge, die beiden Personen fühlten eine gewisse Kraft in sich, dem allgemeinen Andringen Trotz zu bieten, mit gänzlicher Hintansetzung jeder Autorität allein nach ihrem Gefallen zu leben und ihr vertrauliches Verhältniß vor wie nach fortzusetzen. Eines Tages nun hatte sich Graf Hohenheim bemüßigt gefunden, der Gräfin seine

Verwunderung hierüber zu äußern, und dabei von derselben hören müssen, sie sehe Herrn Beau nur, wenn er ihr Zeichenunterricht ertheile oder Vorträge über Literatur halte. Sie betrachte das als eine sehr günstige Gelegenheit zu ihrer weiteren geistigen Ausbildung und sie werde sich von Niemanden darüber Vorschriften machen lassen, da die Fürstin selber sie ermuntert habe, die Anwesenheit Beau's zu benutzen, um nicht sowohl ein Vergnügen mehr zu haben, als um ihre überflüssige Zeit würdig zu benutzen.

Etwas schmollend verließ der Herr Kammerherr diesmal die Dame seines Herzens, mit der dies Gespräch auf einem Spaziergang stattgefunden hatte. Es war im Frühjahr und die ersten Märzlüfte wogten kosend durch die aus ihrem Schlummer erwachte Natur; Alles ging, ritt und fuhr spazieren, Tag aus, Tag ein, und nur Diejenigen blieben zu Hause, die, wie wir, sich an vorgeschriebene Stunden halten mußten oder durch andere wichtige Gründe an ihr Zimmer gefesselt waren.

Herr Beau, der von Herrn von Transfeld einen zweiten und etwas herberen Wink erhalten hatte, seine Aufmerksamkeiten gegen die Gräfin nicht zu übertreiben, knirschte vor Wuth darüber, gelobte zwar Nachachtung, war aber innerlich nur sehr wenig geneigt, seine platonischen Unterhaltungen dem einseitigen Belieben Anderer aufzuopfern.

So weit waren die Verhältnisse gediehen, als der vom Schicksal auserlesene Tag erschien, welcher den Huldigungen des Herrn Beau ein gewaltsames Ende bereiten

sollte. Es war in den ersten Tagen des April. Eine warme Sonne sandte ihre beglückenden Strahlen vom Himmel hernieder und schon früh am Morgen ward vom Fürsten selbst eine große Parthie zu Wagen nach einem beliebten Vergnügungsort des Hofes angesagt. Groß und Klein sollte daran Theil nehmen, nur wir drei Knaben nicht, um unsere Stunden nicht zu unterbrechen, dafür aber war uns zugesagt, um fünf Uhr Nachmittags dem Zuge nachzureiten, um wenigstens von dem Schlusse des allgemeinen Vergnügens unsere kleine Beute zu erhaschen. Wir waren damit zufrieden, denn wir fanden an unseren eigenen Unterhaltungen schon damals mehr Geschmack, als an den Genüssen der Erwachsenen, unter denen wir doch nur geduldete Leute und erst halbberechtigte Theilnehmer waren. Um drei Uhr Nachmittags nach der Tafel sollten die Wagen vorfahren und die im Schlosse versammelte Gesellschaft abholen. Wir trieben uns um diese Zeit auf dem Schloßhofs umher und erfuhren zufällig dabei, daß die Gräfin Wetterau nicht an der Parthie Theil nehmen werde, da sie sich habe krank melden lassen. So stieg denn die Prinzeß in den Wagen zu ihrer Mutter und in wenigen Minuten war der ganze Zug hinter dem Bergrücken verschwunden und rollte munter seiner Bestimmung zu. Wir aber begaben uns in unser Arbeitszimmer, wo sehr bald Herr Beau eintraf und mit sichtbarer Erregung uns einen sehr flüchtigen Unterricht ertheilte. Schon lange vor Ablauf der festgesetzten Zeit schloß er denselben, indem er sagte, er wolle uns an diesem Tage, wo alle Welt Freude hätte, auch welche gönnen, und wir

möchten die Stunde bis Fünf nach unserm Belieben benutzen. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so steckten wir die Köpfe zusammen und hielten eine schnelle diplomatische Berathung ab.

»Alle Welt hat heute Freude,« sagte der Prinz, »uns hat Herr Beau auch welche gegeben, ich finde es also sehr natürlich, daß er ebenfalls eine hat. Wohlan denn, ich weiß was ich weiß, und wenn mir das Schicksal günstig ist, soll er heute die Strafe für alle seine Sünden bezahlen und die verwetternete Dame da oben auch. Folgt mir und gehorcht pünktlich meinen Befehlen!«

Wir wollten zögern, uns einige Aufklärung erbitten, allein der Prinz war unerbittlich, er hatte seinen Plan gefaßt und wollte keine Minute verstreichen lassen, um ihn in's Werk zu setzen. Der Graf mußte auf sein Gebot nach Herrn Beau's Zimmer gehen und beobachten, wann und wohin er sich aus demselben entferne; ich selbst erhielt den Auftrag, mich zu vergewissern, daß die Thür, die aus dem Empfangszimmer der Gräfin in unser Schulzimmer führte, verschlossen und verriegelt sei, und den Schlüssel zu mir in die Tasche zu stecken. Der Prinz selbst aber begab sich auf den Corridor hinaus und postirte sich hier so, daß er den Eingang zu den Gemächern der Gräfin im Auge behielt, selbst aber dabei von Niemanden gesehn wurde, was an diesem Tage um so weniger zu befürchten war, als der größte Theil der Schloßdienerschaft die Wagen begleitete.

Um nun dem Leser das Folgende begreiflich zu machen, muß ich ihm einige Andeutungen über die Lage

der Zimmer geben, in denen sich die Hauptszene zutrug. Ueber dem Erdgeschoß des Schlosses, in welchem sich die Keller, Küchen, Vorrathszimmer und einige Domestikenwohnungen befanden, lag ein hohes Parterre. Dieses nahm auf der Hauptfront der Fürst und die Fürstin ein. An die Zimmer der Letzteren schlossen sich im Seitenflügel zunächst das Zimmer der Prinzeß, dann das der Gräfin, dann ein leerstehendes Empfangszimmer für Letztere und endlich unser Schulzimmer und des Erbprinzen Wohnung, der sich die unsrigen anreiheten. Die Thür, welche die Gemächer der Fürstin von denen ihrer Tochter trennte, wurde stets verschlossen gehalten und konnte nur von der Fürstin selbst geöffnet werden, wenn sie die Prinzeß sehen oder deren Unterricht beiwohnen wollte. Diese Thür war also auch jetzt verschlossen und da die Fürstin abwesend war, konnte von hieraus Niemand in das Zimmer der Gräfin gelangen.

Hierauf hatte der Prinz seinen Plan gebaut, da auch von der andern Seite her Niemand auf der Gräfin Zimmer in das unsrige gelangen konnte und der Zugang zu demselben nur vom Corridore aus möglich war. Er stand noch nicht lange auf seinem Beobachtungsposten, so kam Graf Treufels angestürzt, mit der Meldung, Herr Beau werde sogleich in einem seiner besten Anzüge erscheinen, um irgendwo eine Visite abzustatten. Er sehe sehr feierlich aus und trage ein Packet Bücher unter dem Arme. Der Prinz hieß ihn schweigen und zog ihn mit in sein Versteck. Hier standen sie nicht lange, so schraubte sich der platonische Freund wie eine frisch gedrechselte Puppe

die Treppe herauf, und als er vor der Thür der Gräfin angelangt war, blieb er stehen, räusperte sich, blickte sich etwas erregt nach allen Seiten um und klopfte dann rasch an die Thür. Eine Minute später war er hinter derselben verschwunden und nun trat der Prinz hervor, schlich sich auf dem mit einem Teppich belegten Corridor leise zu derselben Thür, drehte mit ungemeiner Fingerfertigkeit und vorsichtiger Bedächtigkeit den Schlüssel im Schlosse um, zog ihn leise heraus und steckte ihn in die Tasche, woran wir alle Drei, nachdem dies an mehreren Thüren wiederholt war, flüchtigen Fußes und glücklicher Weise von Niemanden bemerkt die Treppe hinabschlüpfen und einen unserer Spielplätze aufsuchten, wo wir uns vor Lachen ausschütteten, denn nach aller Menschen Berechnung war Herr Beau jetzt, so lange der Prinz es wollte, ein Gefangener auf dem Zimmer der Gräfin und kein Mensch im Stande, ihn aus demselben zu befreien.

Eben aber hatten wir uns von unserm Lachen erholt und fingen eine neue Berathschlagung an, was sich nun zunächst ereignen werde und was wir dabei zu thun hätten, als wir von einem sehr heftigen Unwetter überrascht und in das Schloß zurückgetrieben wurden. Schwarze Wolken in gedrängten Massen waren am Himmel heraufgezogen, ein eiskalter Wind blies über die Felder und ein heftiger Regenguß verbreitete sich blitzschnell über Nähe

und Ferne, die noch soeben unter den Strahlen der Frühlingssonne gelächelt hatte. Kaum aber waren wir in unsern Zimmern angelangt, so ereignete sich eine neue unerwartete Scene. Die zur Lustparthie abgefahrenen Wagen, die den Witterungswechsel schon früher wahrgenommen als wir, waren auf Befehl des Fürsten umgekehrt und fuhren nun einer nach dem andern in das Schloß ein.

Wir, einigermaßen überrascht und im ersten Augenblicke nicht an Herrn Beau denkend, sprangen lebhaft die Treppen hinab, um an den Ankommenden, die von Wasser triefen, eine neue Freude zu haben, aber eben als wir am Fuße der Treppe anlangten, fuhr der Fürst ein, stieg im Portale aus und schritt die Treppe nach seinen Gemächern hinauf. Als er unser hier ansichtig ward, grüßte er freundlich und sagte:

»Seid zufrieden, daß Ihr zu Hause geblieben; es ist unangenehm, mitten auf einem Vergnügungswege umkehren zu müssen. Wo ist Herr Beau, Bruno, ist Eure Stunde denn schon zu Ende?«

»Ja, Vater, sie ist zu Ende,« erwiderte der Prinz ruhig. »Herr Beau hat uns einige Freude gönnen wollen und vor der Zeit frei gelassen.«

»So, so!« erwiderte der Fürst nachdenklich. »Aber, wo ist er jetzt?« fuhr er, wie mir schien, etwas neugierig fort.

»Ich weiß es nicht, mein Vater.«

»Man suche Herrn Beau,« sagte der Fürst zu einem anwesenden Diener, »und schicke ihn sogleich zu mir, ich habe mit ihm zu sprechen.«

Hiermit schritt er nach seinen Zimmern empor, wir aber schlichen etwas besorgt auf die unsrigen, denn wir ahnten dunkel, was nun kommen könnte, wenn man Herrn Beau, der bei der Gräfin eingesperrt saß, überall suchen und nirgends finden würde.

So geschah es denn auch. Herr Beau wurde anfangs von einem, dann von mehreren Dienern gesucht, aber keiner war so glücklich, ihn anzutreffen und ihm den Bescheid des Fürsten mitzutheilen.

Herrn Beau's Lage in den Zimmern der Gräfin und die Situation dieser selbst muß nicht sehr angenehm gewesen sein, als sie plötzlich die rückkehrenden Wagen hereinrollen hörten, Herr Beau sich schleunigst zurückziehen wollte und eingeschlossen fand. Welche Mittel sie ausgesucht, um aus der Klemme zu gerathen, weiß ich natürlich nicht; daß sie nichts unversucht gelassen, setze ich voraus, aber Alles half ihnen nichts, kein Mensch hatte den Schlüssel, keiner öffnete die Thür von unserer Seite, um den Platoniker entschlüpfen zu lassen, und von der Seite der Fürstin her war höchstens eine demüthigende Ueberraschung aber keine Rettung zu erwarten

So mochte etwa eine gute Stunde vergangen sein, das Wetter hatte sich aufgeklärt, der Regen war vorübergezogen und man konnte also wieder den Garten betreten. Wir waren froh, wieder in's Freie zu kommen, denn es lastete ein kleiner Alp auf unserem schuldbewußten Herzen, und doch waren wir unendlich neugierig, wie sich die Komödie entwickeln würde. Dem Fürsten hatte man bereits die Meldung gemacht, Herr Beau sei nirgends zu

finden, und der Befehl war darauf ertheilt, man solle ihn zu ihm schicken, sobald man ihn sähe.

Jetzt aber nahte die Entwicklung von einer anderen Seite her. Die Fürstin, die bis dahin die Prinzeß in ihrem Zimmer behalten, hatte einen Diener zur Gräfin gesandt, um sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen; erst wenn sie erfahren, daß sie außer Bett sei, wollte sie zu ihr gehen. Der Lakai aber kam sehr bald mit der Meldung zurück, das Zimmer der Gräfin sei verschlossen und der Schlüssel müsse inwendig stecken oder abgebrochen sein. Niemand aber habe auf sein Klopfen und Rufen eine Antwort ertheilt, weshalb er glaube, daß die Gräfin ihr Zimmer verlassen habe.

Dies war eine sonderbare und höchst überraschende Nachricht, da man wußte, daß die Gräfin wegen Krankheit die Nachmittagsfahrt nicht habe mitmachen wollen.

Etwa zu dieser Zeit trat der Fürst bei seiner Gemahlin ein und vernahm nun auch, was vorgegangen war; auch unter der Dienerschaft verbreitete sich das Gerücht, weder Herr Beau noch die Gräfin sei zu finden, und sobald es die Diener wußten, erfuhren es auch die Hofleute, die nun herbeigelaufen kamen, die Köpfe zusammensteckten und sich ganz lächerliche und wunderbare Geschichten erzählten.

Einer von ihnen allein aber lachte nicht und das war der Graf Hohenheim. Kaum hatte er vernommen, was vorging, so begab er sich selbst an die Thür der Gräfin und klopfte bescheiden an. Da aber auch er keine Antwort erhielt und die Thür wirklich verschlossen war, so

begab er sich in den Garten und beobachtete von hier aus die Fenster seiner Geliebten. Auch an diesen Fenstern war Niemand zu sehen. In einiger Aufregung schritt er durch den Garten hin und traf zufällig uns, die wir mit dem besten Humor Ball schlugen und thaten, als ob uns die ganze Welt nichts angehe.

»Sagt,« rief uns der Graf an, »habt Ihr Euern Lehrer Beau nicht gesehen?«

»Nein,« erwiderte der Prinz ruhig und mit einer Miene, die des Gottes des Geheimnisses würdig war, »aber vor einer Viertelstunde, glaube ich, hat er dort oben am Fenster der Gräfin gestanden.«

Graf Hohenheim stutzte, als ob eine Kanonenkugel ihm in's Gesicht zu fliegen im Begriff stände. Im Augenblick darauf aber eilte er ohne den geringsten Gruß von uns fort und begab sich zur Fürstin, um ihr den Ausdruck des Prinzen zu überbringen.

Der Fürst saß noch bei seiner Gemahlin, als der Graf eintrat und Beiden mit seinem Aussehen Schrecken einflößte. Er stotterte seine Neuigkeit hervor und schien sich nicht zu wundern, als der Fürst seiner Gemahlin einen bedeutsamen Blick zuwarf. Diese aber erhob sich im Augenblicke, bat die Herren ihr zu folgen und öffnete in einem der folgenden Gemächer die Thür, die zu dem Zimmer der Prinzessin führte. Bis hierher folgten der Fürst und der Graf, die Fürstin aber schritt allein in das Zimmer der Gräfin, und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie diese in Thränen gebadet auf einem Sopha sitzend und

Herrn Beau in unbeschreiblicher Verwirrung mit schlotternden Knien und bebenden Lippen vor ihr stehen sah.

Auf der Fürstin Ruf trat der Fürst und auch der Graf ein und – hier könnte ich den Vorhang vor diesen Act unserer Jugendgeschichte fallen lassen, wenn ich nicht ganz einfach noch zu sagen hätte, daß Herr Beau mit einem sehr ungnädigen Gesicht durch die Zimmer der Fürstin aus seiner unfreiwilligen Haft entlassen wurde, die Hofkabale sich aber in einen endlosen Strom von Erfindungen über die geheimnißvollen diplomatischen Unterhaltungen des eingeschüchterten Paares ergoß.

Nur Eins war und blieb ein Räthsel, nämlich, daß Niemand auf den Gedanken kam, daß einer von uns die Hand im Spiele gehabt, Niemand, sage ich, aber ich meine hiermit nicht die Betheiligten selber. Wenigstens das weiß ich aus späteren Erfahrungen bestimmt, daß die Gräfin stets mich für den Verruchten gehalten, der ihr diesen heillosen Streich gespielt und daß sie mir deshalb Wiedervergeltung zugeschworen, die auch, wie der Leser später erfahren wird, auf mein in dieser Sache gewiß unschuldiges Haupt gefallen ist.

Die eben erzählte Komödie hatte aber noch ein sehr hübsches und interessantes Nachspiel, welches allgemeines Staunen und nicht enden wollende Verwunderung erregte, als es bekannt wurde. Nachdem nämlich der Fürst mit Herrn Beau an demselben Tage noch ein, wie es scheint, sehr ernstes Gespräch geführt und von ihm erfahren hatte, daß irgend ein böswilliger Mensch der Gräfin und ihm diesen Streich gespielt haben müsse, wurde

etwas später im Schlosse bekannt, daß vom Fürsten für den Ueberlieferer der abhanden gekommenen Schlüssel ein Preis ausgesetzt sei, da man möglicherweise vom Orte des Auffindens derselben auf den Thäter zurückschließen könne. Daß also ein eifriges Suchen danach stattfand, ist sehr erklärlich, aber Niemand war an dem ersten Tage so glücklich, den Fund zu thun und den beträchtlichen Preis zu verdienen.

Am nächsten Morgen aber fand ein neugieriger Stiefelputzer beim Reinigen der Kleider die *corpora delicti* in – man denke sich das frohlockende Erstaunen des ganzen Hofes, als auch dieser Umstand sehr bald bekannt wurde – der Tasche des Hausrocks von Herrn Beau selber.

Wie sie dahin gekommen, ist sehr bald gesagt. Als Alles zu Bett gegangen, war der Prinz noch einmal auf den Corridor hinausgeschlichen, welchen unsere Lehrer bewohnten, um sich der bis dahin glücklich verborgen gehaltenen Schlüssel zu entledigen, und als er dabei die über die verschiedenen Stühle gelegten Kleider der Herren sah, hatte er die Laune, gerade Herrn Beau's Rock die kostbaren Preisstücke einzuverleiben. Eben so gewiß, wie die ganze Sache höchst komisch, war es auch, daß das Geheimnißvolle derselben dadurch noch vermehrt und lange Zeit das Räthsel blieb, an dessen Lösung sich unzählige Köpfe versuchten, ohne einen anderen Erfolg als höchstens den einer dunklen Vermuthung über die wahren Urheber der sehr natürlichen Zauberei zu erzielen. Wir aber lachten oft im Stillen darüber, hüteten uns jedoch sehr wohl, ein neues Complot gegen unsern

Urseind zu schmieden, da es zu Tage lag, daß solches nicht immer so günstig verlaufen würde, wie es mit dem letzten geschehen war.

SECHSTES KAPITEL. ALESSANDRA, DIE PROPHETIN.

Der dritte Vorfall, den ich hier erzählen will, ereignete sich in demselben Sommer, stand mit den beiden vorigen in gar keiner Verbindung und betraf mich zumeist, indem das ernste und fast seltsame Ereigniß mich auf kurze Zeit zum Gegenstande wunderbarer Vermuthungen und räthselhafter Neugierde machte, obwohl es keinen wesentlich nachwirkenden Einfluß auf meine Zukunft ausübte.

Es war ein heißer Sonntag im August und wir befanden uns in der kleinen Schloßkirche, in welcher der Oberhofprediger eine sehr langweilige und einschläfernde Predigt hielt, was ihm und uns leider nicht selten begegnete. Die Schloßkirche lag auf der Stadtseite des Schlosses und nahm den größten Theil eines massiven Thurmes ein, der schon im Mittelalter erbaut war und in Construction wie Ausschmückung die unverkennbaren Spuren seines hohen Alters, aber auch seiner Dauerhaftigkeit blicken ließ. Eine spitzgewölbte Decke ruhte auf zwölf starken Pfeilern von Quadersteinen; in der halben Höhe dieser Pfeiler lief eine Galerie herum, welche die Logen für die Damen des Hofes und der bevorrechteten Stände der Stadt enthielt, während auf den unteren Bänken nur die Cavaliere und Hofbeamten, so wie die wenigen Officiere Platz fanden, die zu der kleinen Truppe

gehörten, welche in der Residenz garnisonirte. Die fürstliche, blau drapirte Loge lag auch in der erwähnten Galerie, dem Altare zunächst, wenige Schritte von der alten aus steinhartem Holze geschnitzten Kanzel entfernt; unter der winzigen Orgel, die dem Altar gegenüber auf der schmalen Seite der Galerie stand, befand sich die Eingangsthür.

Da die Kirche nur sehr klein und deshalb auch nur für die Personen des Hofes und seiner nächsten Umgebungen bestimmt war, so wurde sie natürlich von dem größeren Stadtpublicum nie besucht und es gingen diesem daher die herrlichen Reden verloren, die der geistvolle Oberhofprediger seinen vornehmen Pfarrkindern alle Sonntage darin zu halten pflegte.

Nur selten verirrte sich ein neugieriger Fremder hierher und gab dann jedesmal die sehr unkirchliche Veranlassung, die Aufmerksamkeit der höchsten und hohen Herrschaften von den Worten des Geistlichen abzuleiten, indem man sich in aller Stille die Köpfe zerbrach, wer der fremde Eindringling sein und aus welcher Gegend der Welt er wohl herkommen möge.

Da der Fürst und namentlich die Fürstin sehr strenge auf den Kirchenbesuch hielt, Beide auch niemals Sonntags fehlten, wenn sie nicht krank oder abwesend waren, so mußten wir Knaben natürlich sehr eifrige Kirchgänger sein, und damit wir nicht träumend dasäßen oder unser der Andacht geweihtes Nachdenken auf ungehörige Dinge richteten, war der Gebrauch eingeführt, daß wir uns eine Stunde nach dem Schluß des Gottesdienstes in

des Fürsten Gemach begaben, um daselbst Rechenschaft abzulegen, welche Eindrücke die Rede des ehrwürdigen Predigers in unserm Herzen und Gedächtniß zurückgelassen hätte.

Ich erinnere mich, daß unsere Antworten nicht immer den Erwartungen entsprachen, die man an uns zu stellen sich für berechtigt hielt, ja daß nicht selten Verweise von Seiten des strengen Vaters unmittelbar auf die milden Auslassungen des Predigers folgten. Auch fielen bisweilen einige Entgegnungen von unserer Seite vor, die allgemeines Lachen hervorriefen, wenn sie in weiteren Kreisen bekannt wurden, was die fürstlichen Eltern jedoch niemals abhielt, schon den nächsten Sonntag wieder unsere Aufmerksamkeit zu prüfen und nach dem Ausfall der Antworten die Fortschritte unserer geistigen Capacität zu bemessen.

Um hier nur zwei kleine Fälle der Art zu erwähnen, so standen wir Drei eines Tages bald nach einer Fröhpredigt im fürstlichen Gemache zur Prüfung bereit. Die Fürstin saß auf einem Divan mit sehr feierlich gehaltener Miene und der Fürst, ernst wie immer, auf einem Stuhl daneben, während im größeren Kreise die dienstthuenden Hofdamen und Kammerherren auf Sesseln ihre Plätze behaupteten. Wir hatten uns schon vor dem fürstlichen Paare und dem versammelten Rath verbeugt und erwarteten nun mit einiger Spannung die gewöhnlichen Fragen.

»Guten Morgen, meine Kinder,« sagte mit seinem väterlichsten Tone der Fürst. »Ich will wünschen, daß die

heutige schöne und eindringliche Predigt unsers Herrn Oberhofpredigers großen Eindruck auf Euch gemacht und Euern Sinn zu den besten Vorsätzen für alle Zukunft ermuthigt hat. Bruno, mein Sohn, sprich laut und deutlich, was hat der ehrwürdige Redner heute gesagt?«

Der Prinz, der niemals ein Schalk war, stets offen, geradeaus und ehrlich sprach, wie er es meinte, wurde diesmal etwas verlegen, was sonst nicht in seiner Natur lag. Er erröthete, senkte den Kopf, erhob ihn dann plötzlich wieder und sagte endlich mit fester Stimme:

»Eigentlich hat er nur sehr wenig gesagt, wenigstens nichts, was mir besonders aufgefallen wäre.«

Kaum war das ehrliche und der Wahrheit völlig entsprechende Wort heraus, so fing der ganze Kreis der Damen und Herren an erst zu kichern, dann aber, als Einer sich an dem Andern ermuthigte, laut zu lachen, bis endlich sogar das fürstliche Paar seine ernste Miene nicht mehr beherrschen konnte und seine lachenden Gesichter hinter den vorgehaltenen Tüchern verbarg. Glücklicherweise trat eine Störung ein, welche das Examen unterbrach, indem ein hoher Besuch aus der Nachbarschaft eintraf, ich weiß sonst nicht, wie dasselbe geendigt haben und wie der Fürst zu dem Ernst zurückgekehrt sein würde, den doch die feierliche Stunde und seine Absicht erheischen mußte.

Ein andermal standen wir in ähnlicher Weise vor unserm Herrn und Meister und wieder ertönte die an den Prinzen gerichtete Frage: »Bruno, mein Sohn, was hat der Prediger heute Gutes gesagt?«

»Sehr viel, mein Vater!« lautete die augenblickliche Antwort.

»Das ist brav, mein Sohn; führe weiter aus, was Du behalten hast.«

Und mit dreister Stirn fuhr der Prinz fort: »Er hat uns aufmerksam gemacht auf den Leichtsinn der Damen und Herren bei Hofe, er hat ihre Putzsucht getadelt und ihren Lügengeist gezeißelt –«

»Halt ein, mein Sohn,« unterbrach ihn der Fürst, da alle Welt ringsum sehr lange Gesichter machte und noch mehr von den ihnen aufgebürdeten Gebrechen zu hören fürchtete.

»Du sprichst nur vom Nebensächlichen; er hat allerdings Andeutungen ähnlicher Art gemacht, allein was war der Hauptgegenstand seiner Predigt?«

»Mein Vater, ich habe gerade das von mir so eben Gesagte für die Hauptsache gehalten und das Uebrige habe ich nicht recht verstanden.«

Die Fürstin rückte verlegen auf ihrem Divan hin und her, die Damen räusperten, die Herren schneuzten sich und Alles war im Begriff, in einen sehr verzeihlichen Aufruhr zu gerathen, als die Thür aufging und der Oberhofprediger selber eintrat, der diesmal vom Fürsten die Einladung erhalten hatte, bei Hofe zu erscheinen, um später an der leckeren Tafel für seine Mühwaltung sich zu erholen.

Als ihn der Fürst in der Thür erblickte, stand er sogleich lächelnd auf, schritt ihm entgegen und sagte:

»Ew. Hochwürden kommen zur rechten Zeit; diese Knaben da wollen uns eben auseinandersetzen, was sie als die Hauptsache von Ihrer heutigen Predigt erkannt haben.«

Der Fürst hatte gleichsam nur im Scherz gesprochen und darin eine Nothbrücke zu etwas Anderem finden wollen, der Prediger aber nahm es für Ernst und erwiderte: »Nun, da bin ich sehr neugierig!« ließ sich auf den gebotenen Platz nieder und sah uns fragend an, als die Fürstin sich in's Mittel legte und dadurch klüglich der peinlichen Scene ein Ende machte, in die der unbeugsame Prinz den frommen Mann unzweifelhaft versetzt haben würde.

An dem Sonntage nun, von welchem ich Eingangs dieses Kapitels sprach, saßen wir in der gedrängt vollen Kirche. Es war übermäßig heiß und der Geistliche trug in Wahrheit nichts zu unserer Erbauung oder Erfri-schung bei. Alles war matt und schläfrig, alle Mienen ab-gespannt, alle Augen trübe. In dem Momente der höch-sten Erschöpfung nun, als sogar einige alte Damen aus der Stadt schon mit dem Kopfe nickten, erweckte alle Zu-hörer plötzlich das Knarren der Eingangsthür unter der Orgel, und als sie sich weiter aufthat, wurde eine selt-same Gestalt sichtbar, die sicher noch nie in diesem ge-weihten Raume erblickt worden war.

Alle richteten die Köpfe empor, der Fürst, die Fürstin, ihre nächste Umgebung und endlich sogar die müdesten und verschlafensten Zuhörer; ja, der Oberhofprediger auf der Kanzel selbst hielt einige Zeit im Reden inne und

schaute mit offenem Munde und gleichsam verzaubert den hier nie gesehenen Gast an.

In der That, dieser Gast war eine Erscheinung, wohl des aufmerksamen Anschauens werth, denn es war eine Zigeunerin, wie man sie bisweilen noch in den bergigen Gegenden Süd- und Mitteldeutschlands von Land zu Land wandern sieht. Sie war noch jung, hoch gewachsen und von wunderbar schönem Gesichtsausdruck, trotzdem ihr tiefdunkler Teint auf den ersten Blick etwas Unreines bot, – aber nur auf den ersten Blick, denn hatte man das seltsam um ihren Kopf verschlungene schwarze Haar und die glühenden dunklen Augen, die blendend weißen Zähne zwischen den kleinen kirschrothen Lippen wahrgenommen, so dachte man nicht mehr an das einzelne Fremdartige, sondern das allgemeine schöne Ganze brachte den mächtigsten Eindruck hervor, trotzdem die Umhüllung, in der sie einhertrat, nicht ganz den Anforderungen entsprach, welche die Oberhofmeisterin an die Besucherinnen dieser Kirche zu stellen gewohnt war.

Nur etwa eine Minute lang hatte die Fremde, die sich auf ihrem Umherstreifen ohne Zweifel an diesen Ort verlaufen, in die Kirche geschaut, dann aber, als sie die vielen ernsten Gesichter der Versammlung voller Spannung auf sich gerichtet sah, zog sie sich blitzschnell zurück und schloß sogleich die Thür, die wiederum ihr widerwärtiges Knarren hören ließ.

Diese eine Minute hatte hingereicht, alle Müdigkeit und Langeweile der frommen Zuhörer für den ganzen

Tag zu verscheuchen. Jedermann richtete den Kopf empor, raffte sich zusammen und der Geistliche suchte mit Mühe den verlorenen Faden seiner Predigt aufzufinden, was ihm endlich gelang und wobei er schließlich in sein Gebet die Umherirrenden, Obdachlosen und Bedürftigen mit einschloß, was diesmal einen großen Beifall bei dem ganzen Publicum hervorbrachte.

Als der Gottesdienst zu Ende war, trennte sich die kleine Gemeinde und Jeder begab sich an die ihm zugewiesene Stelle oder in sein Haus zurück. Wir drei Knaben bestanden an diesem Tage unsere Prüfung sehr gut und erndteten dafür Lob und die Erlaubniß ein, an demselben Nachmittage uns der Vergnügungsparthie anzuschließen, die bereits seit einigen Tagen vom Fürsten vorbereitet war.

Kaum aber hatten wir die Prüfung bestanden, so benutzten wir noch die Zeit vor Tische, um nach dem schönen Störenfried zu forschen, der heute Morgen den Gottesdienst unterbrochen und auch uns, nach gegenseitigem offenen Geständniß, ein so großes Interesse eingeflößt hatte. Aber so viel Anfragen wir überall hielten, so rasch wir auf allen Wegen, die das Mädchen eingeschlagen haben konnte, durch den Garten, den Park bis zur Brücke des Flusses hinunter um den ganzen Schloßberg herum trabten, wir waren nicht so glücklich, dasselbe zu entdecken oder nur eine Spur von seinem flüchtigen Roß ausfindig zu machen.

Zur Tafel im Schlosse fanden sich an diesem Tage sehr viele Gäste aus der Stadt und Umgegend ein, denn der

Fürst hatte, da er ihn wegen irgend eines mir entfallenen Ereignisses feiern wollte, eine große Anzahl eingeladen; vom schönsten Wetter begünstigt, trat man denn auch nachher in einer endlosen Reihe von Wagen den etwa eine Meile langen Weg nach dem beliebten bairischen Häuschen, einem fürstlichen Jagdschlosse im Habichtswalde an, und Alle, die die Ehre genossen, an der Fahrt Theil zu nehmen, erfreuten sich der besten Laune, vor Allen der Fürst, der selbst zu Pferde war, wie denn auch wir auf Eseln schon eine halbe Stunde vor Abgang des großen Zuges unsre Reise angetreten hatten.

Auf dem grünen Rasen, der die ganze Lichtung bedeckte, auf deren höchster Stelle mitten im dunklen Walde das Forsthaus sich erhob – welches ich dem Leser künftig noch viel näher zu beschreiben haben werde, weil sich dort viele für uns wichtige Ereignisse zutragen sollten – war eine endlos lange Tafel gedeckt und mit zahllosen Tassen und den appetitlichsten Kuchen besetzt, denn hier sollte Kaffee getrunken und dann unter den Bäumen, an einer eigens dazu hergerichteten Stelle, getanzt werden.

Die zahlreiche Gesellschaft, aus dem größten Theil des Adels der Umgegend und dem ganzen Hofpersonal bestehend, langte sehr bald nach uns an, und wir drei Knaben hatten die Ehre, ganz unten an dem einen Ende des langen Tisches ein Eckchen zu erhalten, wo nicht allein unsre Lehrer, sondern diesmal – o Freude! – auch die Prinzessin Hildegard mit ihren Gespielinnen und außerdem

noch ein sehr ansehnlicher Ringelkuchen, recht dick mit Zucker bestreut, ihren Platz gefunden hatten.

Als der Kaffee eingenommen und der größte Theil des Kuchens verzehrt war, zerstreuten sich die Erwachsenen nach verschiedenen Richtungen, um irgend ein beliebtes ›geistreiches‹ Spiel zu beginnen, und da sie zu unserm Aerger die Prinzeß mit wegnahmen, so hielten wir uns durchaus nicht für verpflichtet, in ihrer Nähe zu bleiben und zogen es wie gewöhnlich vor, auf eigene Hand Unterhaltung zu suchen, weshalb wir bald den lärmenden Haufen verließen und nach irgend einer Seite des Waldes hin die Schritte lenkten.

Wir waren eben so weit gekommen, daß wir nur noch matt das Lachen und Jauchzen der Spielenden aus der Ferne vernehmen konnten, als unser Freund, der Förster Waldstein, den der Leser als Kastellan des bairischen Häuschens auch noch näher kennen lernen wird, uns begegnete und, indem wir freudig seine biedere Hand schüttelten, vertraute, daß wir heute einen ganz besonderen Genuß haben würden, indem eine Viertelstunde von dieser Stelle entfernt eine wandernde Zigeunertruppe ihr Lager aufgeschlagen, und daß der Fürst, dem er bereits davon Meldung gemacht, erlaubt habe, daß sie die Nacht dort bliebe. Uebrigens komme er eben von dem Lager her und habe die Leute in dankbarer Ergebenheit zurückgelassen, denn der Fürst habe ihnen alle möglichen Leckerbissen, ein ganzes Kalb und ein Dutzend Flaschen Wein zugesandt, die sie nun am Abend zu verschmausen gedächten.

Wir dankten ihm und folgten der Richtung, die er angegeben, denn es war klar, daß wir nun kein anderes Ziel als das Zigeunerlager vor uns haben konnten, und da der Fürst selber in seiner Herzensgüte den armen Leuten ein Geschenk gemacht, beschlossen wir unarerseits ihnen ebenfalls eins zu machen. So setzten wir uns denn zuerst im Walde nieder, zogen unsre kleinen Börsen hervor und zählten ihren Inhalt. Der Prinz hatte etwa drei Thaler, der Graf beinahe eben so viel, ich aber sogar einen Dukaten darin, den mir einst meine Mutter zum Geburtstage verehrt und den ich seitdem wie eine Reliquie überall mit mir herumgetragen hatte. Die gute Laune, in der wir einmal waren, bewog uns, sehr freigebig zu sein, wir thaten also unsre Baarschaft zusammen – ich opferte natürlich meinen Dukaten – wickelten das ganze Geld in ein Stück Papier und beschlossen großmüthig, dem schönen Mädchen, welches am Morgen die Kirche besucht, wenn es zu der Truppe gehörte, das Geschenk zu überreichen, um sich dafür ein neues Kleid zu kaufen, da uns das alte, obgleich wir es nur sehr flüchtig gesehen, für die Reize, die es umschloß, lange nicht mehr gut genug zu sein schien.

Als wir eben wieder aufbrechen wollten, that der Graf die naive Frage, wer denn der Glückliche von uns sein sollte, der es ihr überreichte? Der Prinz besann sich kurz. »Kurt,« sagte er, »hat eigentlich das Meiste geopfert und billiger Weile sollte er der Spender sein; aber wir wollen loosen, oder nein, hier liegen Steine: wer mit einem davon jene Birke trifft, ist der Sieger.«

»Wenn wir sie aber alle Drei oder nur Zwei treffen?« fragte der immer sicher gehende Graf.

»Wenn Zwei treffen, so stechen sie, bis Einer verliert – alle Drei treffen wir sie gewiß nicht.« –

Gesagt, gethan. Drei Steine flogen in die angegebene Richtung, aber nur einer traf – der meinige.

»O, wenn doch jedes Recht so leicht und sicher siegte!« rief der Prinz frohlockend, gab mir das Geld, das er bereits in der Tasche getragen und eilte dann mit uns rasch der kleinen Lichtung zu, in welcher die Zigeuner, male- risch genug, ihr wanderndes Lager aufgeschlagen hatten.

Diese Lichtung von einigen hundert Schritten Umfang und rings von dunklen Tannen eingefast, zeigte nur an einzelnen Stellen ein niedriges Buschwerk, der übrige Grund war frei und mit frischem Waldmoos ausgepolstert. Genau im Mittelpunkte hatten die Zigeuner ein tiefes Loch gegraben, worin ein kleines, von trockenem Reisig langsam genährtes Feuer brannte. An dem einen Rande der Tannen hockten drei bis vier Männer, mit dem Zertheilen des geschenkten Kalbes beschäftigt; zwei ältere Frauen kochten am Feuer und mehrere kleine Kinder, halbnackt, lagen hier und da herum, schlafend oder spielend, wie es ihnen beliebte, denn hier herrschte nirgends ein Zwang, eine Vorschrift. Den das Mahl zurüstenden Männern gegenüber, ebenfalls dicht an den Bäumen, standen zwei kleine Zigeunerwagen, mit verwittertem grauen Tuche überspannt, vier bis sechs polnische abgemagerte Pferdchen liefen ohne Zügel frei umher, Gras

und was sie sonst vorfanden, mit seltenem Behagen verspeisend. Zur Seite des letzten Wagens war ein ziemlich großes Zelt aufgerichtet, dessen Thür durch einen zurückgeschlagenen Leinwandzipfel bezeichnet war. Innerhalb des Zeltes sah man einige wollene Decken und auf oder unter ihnen mehrere junge Weiber mit Kindern, diese nährend oder mit ihnen spielend, bunt durcheinander gemischt liegen.

Wir hatten den Weg bis zum Lager mit einiger Hast zurückgelegt, als wir aber die eben beschriebene Einrichtung genauer in's Auge faßten, schritten wir langsamer vor, denn es schien uns doch nicht so ganz geheuer, ohne Weiteres unter diese wilden Kinder der Natur zu geraten. Allein kaum hatten uns zuerst die Frauen am Feuer bemerkt, so riefen sie uns in verständlichem wiewohl seltsamem Deutsch heran und erzählten mit vor Freude blitzenden Augen, daß sie heute alle sehr glücklich wären, der Fürst hätte ihnen große Geschenke zukommen lassen und sogar einen Besuch in der nächsten Stunde verheißen.

Diese letzte Nachricht war uns neu und befriedigte uns eigentlich nicht; wir wären am liebsten ein Stündchen allein bei den traulichen Waldleuten geblieben, die uns, je länger wir sie betrachteten, um so besser gefielen, selbst die Männer, die ein ungemein wildes Aussehn und doch dabei ein sanftes und zuthuliches Wesen zeigten.

Gleichsam wie in Folge früherer Verabredung ließen wir alle Drei unsere Blicke in die Runde schweifen, aber

die Person, die wir suchten, fanden wir nicht, bis ich endlich die Frage laut werden ließ, ob nicht ein junges Mädchen von ihnen heute Morgen im Schlosse gewesen und dabei aus Zufall in die Kirche gerathen sei.

»Wir besuchen nicht gern die Kirchen Eures Volks,« antwortete eine der Frauen, »aber ich glaube, Du hast Recht, wenn Du sagst, der Zufall habe eine unserer Töchter dahin geführt. Sie hat Euch wohl gestört, Ihr blanken Hofkinder, wie? Nun, verzeiht ihr, sie hat es nicht gewollt und noch weniger übel gemeint. Wenn Ihr wüßtet, wer sie ist und was sie kann, Ihr würdet Ihr deshalb nicht zürnen.«

»Wir zürnen ihr nicht im Geringsten,« rief der Prinz, »aber wer ist sie und was kann sie denn?«

»Sie ist Alessandra, die Prophetin, und sie kann erkennen, was Gut und Böse ist, auf hundert Schritt, denn ihr Auge ist Feuer und ihr Herz ist Milch, wie nie eins der Kinder unsers Stammes so rein und lauter war.«

»Wo ist sie denn?« wagte der Graf schüchtern zu fragen.

»Sie liegt dort im Zelt und ruht sich, denn sie ist nur ein Weib und der lange Weg hat sie müde gemacht.«

Bei diesen Worten hatten wir wieder einen Genuß, denn die Ohren Alessandra's, der Prophetin, schienen, wie ihre Augen Feuer und ihr Herz Milch, ebenfalls von bester Gattung zu sein, da sie die nur leise gesprochenen Worte der Alten vernommen hatte und schon fast unhörbar aus dem Zelte heraus getreten war.

Wir Knaben standen ganz erstarrt vor dem Zigeunermädchen, als es langsam und majestätisch auf uns zuschritt, und beinahe hätten wir die Mützen vor ihr gezogen, so überraschend wirkte ihr wunderbarer Wuchs und die glänzende Schönheit ihres Gesichts auf uns. Ich, der ihr zunächst stand, hatte schon das Papier mit dem Gelde gefaßt, denn daß nur sie es von mir empfangen würde, war ausgemacht.

»Guten Tag, Ihr schönen Knaben!« sagte herzlich und liebevoll das Mädchen. »Es ist hübsch, daß Ihr zu uns kommt, ich bin auch heute Morgen bei Euch gewesen. Aber was hältst Du da in der Hand, dunkler Schelm,« sagte sie zu mir. »ich sehe, daß Du es mir geben willst, was ist es?«

»Du scheinst wirklich eine Prophetin zu sein,« erwiderte ich, »wenigstens hast Du diesmal meine Absicht erraten. Sieh, es ist nur eine Kleinigkeit, aber wir Drei, die wir es Dir gemeinschaftlich bieten, haben nicht mehr bei uns gehabt.«

Die Zigeunerin streckte den bis zur Schulter entblößten runden Arm aus und nahm mit ihrer bronzenen Hand das Packetchen in Empfang, welches ich ihr hinreichte. Sie wog es mit einer graziösen Kopfbewegung und lächelte dann.

»Es ist Metall!« sagte sie mit einem rasch über uns hinblitzenden Blick, »Ihr seid nicht allein reich und vornehm, Ihr seid auch gut, Gott lohne es Euch – doch was ist das?«

Die Hand, mit der sie das Geld genommen, deutete bei diesen Worten nach dem Walde und ihr Hals dehnte sich weit vor, als wollte sie die Nahenden schon aus der Ferne durchmustern. Rasch drehten auch wir uns um und sahen nun den ganzen Hof daherkommen, der Fürst und die Fürstin an der Spitze, von der Dienerschaft und Allem gefolgt, was um das bairische Häuschen versammelt gewesen war.

Die Eltern des Prinzen schienen sich nicht zu wundern, uns schon an Ort und Stelle zu treffen, vielleicht auch hatte ihnen der Förster gesagt, daß wir das Lager aufgesucht; vielmehr waren sie mit ihrem zahlreichen Gefolge eben so begierig wie wir vorher, die seltsamen Gestalten der braunen Wanderer und ihre nomadischen Verrichtungen zu betrachten, die, von dem ehrenvollen Besuche überrascht, sich in ihrer ganzen wilden Grandezza in malerischen Stellungen vor ihm gruppirten und die Anrede des hohen Herrn zu erharren schienen, die auch nicht lange auf sich warten ließ.

Nachdem einige freundschaftliche Worte ausgetauscht und von Seiten des Zigeunerhäuptlings warme Danksagungen gesprochen waren, ließ sich das Fürstenpaar die ganze Familie der Fremden vorstellen und unterhielt sich leutselig mit ihnen, wie es so ganz in ihrer Art lag, und so kam es denn, daß auch die Herrschaften sich bald nach dem jungen Mädchen erkundigten, welches schon am frühen Morgen ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Da trat denn Alessandra zum zweiten Mal hervor und auf Alle machte sie sichtbar denselben vortheilhaften Eindruck

wie auf uns. Als aber der Fürst einige Andeutungen von dem hohen Ansehn erhielt, in welchem das Mädchen unter ihren Verwandten stand, lächelte er heiter und fragte wie im Scherz, ob sie wirklich die Gabe der Weissagung besitze.

»Der hohe Herr möge mich prüfen!« erwiderte das Mädchen, stolz ihre Rabenhaare schüttelnd und die bronzenen Hände feierlich vor dem Busen kreuzend und sich verbeugend.

»Wohlan denn,« rief der Fürst nach kurzem Besinnen, »wir wollen es versuchen! Ohne Zweifel weißt Du, wer ich bin und wer diese Dame hier an meiner Seite ist?«

»Ich weiß es,« lautete die Antwort, die mit einem bescheidenen Neigen des schönen Kopfes gesprochen wurde. »Der Stern Gottes leuchtet in Euren Augen und zeigt mir, daß Ihr mächtige Fürsten der Erde seid.«

»Nun, nicht gar mächtig zwar, aber Fürsten sind wir allerdings. Sag' an, Mädchen, und scheue Dich nicht, die Wahrheit zu sprechen: werde ich lange leben und immer der geliebte Vater meines Volkes sein?«

»So gieb mir Deine Hand, Herr, auf daß ich in ihr die Antwort lese, die Du begehrest.«

Der Fürst zog seinen weißen Handschuh aus und reichte die feine Hand hin, welche die Zigeunerin dreist ergriff und lange prüfend beschaute. »Ja, Herr,« sagte sie dann mit freudigem Gesichtsausdruck, »Du wirst lange leben und immer der geliebte Vater Deiner vielen Kinder sein.«

»Wird mein Erbe glücklich werden und auf den Spuren weiter wandeln, die ich ihm vorgetreten habe?«

Das Mädchen schaute aus der Hand, in die sie wieder geblickt, empor und sah dem Fragenden fest in die freundlichen, aber hoheitsvoll leuchtenden Augen. »Er wird Sturm, viel Sturm erleben,« sagte sie langsam und feierlich, »mehr als Du wünschest und er denkt.«

»Hast Du ihn schon gesehen und ist er Dir als mein Erbe bezeichnet worden?«

»Ich glaube ihn gesehen zu haben, aber als Deinen Erben hat ihn mir Niemand bezeichnet.«

»So sieh dahin – da stehen drei Knaben. Wenn Du die ächte Weisheit besitzt, so wirst Du aus ihnen den rechten herauserkennen – wer von ihnen ist mein Erbe und wer wird den Sturm erleben, von dem Du sprachst?«

Die Augen aller Anwesenden flogen wie elektrisiert durch diese Frage auf uns herüber. Wir standen dicht vor dem Mädchen, ich ihr zufällig zunächst, dann kam der Graf und zuletzt der Prinz. Ich war damals wie auch später der größte und stärkste unter meinen Gefährten, obwohl der Prinz, wie ich mir denke, ein ausdrucksvolleres, wenn auch weniger in die Augen fallendes Gesicht hatte, als das meine war. Als Alessandra nun diese neue und sicher schwierige Aufgabe erhielt, trat sie noch näher an uns heran, legte, bei mir beginnend, die Hand auf unsere Köpfe, sah uns mit brennendem Auge fest an und nach kurzem Besinnen haftete es auf mir und sie sagte:

»Das ist des Fürsten Sohn und Erbe oder keiner von diesen Dreien; er wird große Stürme zu Wasser und zu

Lande erleben, aber am Ende glücklicher sein als Ihr Alle!«

Kaqu hatte sie diese Worte gesprochen, so brach die ganze Gesellschaft des Fürsten in ein lautes und jubelndes Lachen aus. Der Irrthum war zu handgreiflich, um von leichtblütigen Höflingen stillschweigend hingenommen werden zu können.

Als das Mädchen aber zürnend, wiewohl ohne im Geringsten eingeschüchtert zu sein, sich abwenden wollte, erhob der Fürst die Hand, um Stille zu gebieten und sagte lächelnd: »Kind, Deine Prophezeiung war diesmal falsch. Der, dem Du seine Zukunft enthüllst, ist gar nicht mein Sohn und eben so wenig ein Fürst. Besinne Dich also noch einmal und zeige uns den wahren Erben.«

»Herr!« rief das Mädchen mit erhobener Stimme und einem wahrhaft flammenden Gluthblick, »Du siehst nur mit des Menschen Auge, ich aber sehe mit dem Auge Gottes. Du denkst an das Aeußere und beurtheilst es, ich aber sehe und beurtheile das Innere, und so sage ich Dir noch einmal, es ist nicht falsch, was ich sprach, sondern wahr. Wenn dieser Knabe auch nicht von Fürsten gezeugt ist, so wird er doch sitzen auf fürstlichem Stuhle und die Besten unter Euch werden ihn einst als den Ihrigen lieben und halten.«

Sobald sie diese Worte gesprochen, drehte sie sich stolz und langsam um und ging mit majestätischen Schritten ihrem Zelte zu, in dem sie bald verschwand.

Diesmal aber erfolgte kein Gelächter, sondern ein allgemeines Staunen und Schweigen, dem nicht undeutlich eine unwillkürliche Verstimmung beigesellt war.

Bald darauf brach der Fürst mit seinem Gefolge auf und begab sich nach dem Forsthause zurück, was auch wir in tiefster Stille und einigermaßen enttäuscht thaten. Ich fühlte eine Anwandlung von geheimer Schaam, obwohl ich keinen Grund mich zu schämen hatte, und das mochte sich in meinem stillen Wesen und meinem verlegenen Gesicht ausdrücken.

Als der Prinz dies gewahrte, umfaßte er mich herzlich, drückte mich an sich und sagte: »Kurt, ich weiß nicht, warum Du so schweigsam und wie niedergedonnert bist; ich würde an Deiner Stelle frohlocken, denn Dir ist eine schöne Zukunft prophezeit. Mich hat der Ausspruch jenes Mädchens befriedigt und ich gratulire Dir im Voraus. Aber halt, da steht die Gräfin Wetterau, sie hat uns was Wichtiges zu sagen. Hören wir, was ihr rosiger Mund für köstliche Worte spenden wird.«

In der That, unter einer alten Eiche, die dicht am Wege nach dem Forsthause sich erhob, stand meine alte Feindin, die junge Gräfin, und ihr zur Seite ihre beiden Verehrer, Graf Hohenheim und Herr Beau, alle Drei hohnlächelnd und wie zum Angriff auf einen ohnmächtigen Gegner gerüstet. Als wir näher traten, lächelte mich die Gräfin in ihrer vornehmen spitzen Weise an, und niemals war sie mir widerwärtiger als in diesem Moment gewesen, wo ich eher einer Ermunterung als einer Demüthigung bedurft hätte.

»Die jungen Herren gehen ja sehr langsam,« sagte sie bitter, »am liebsten wären sie wohl bei den Zigeunern geblieben, um sich noch mehr solche schöne Wahrheiten sagen zu lassen, wie sie zu unserer Freude so eben vernommen haben?«

»Da haben Sie Recht,« rief munter der Prinz, der immer bereit war, ehrlichen Kampf auf der Stelle auszufechten. »Mir wenigstens hat es dort besser gefallen, als unter dieser alten Eiche, denn da war Licht über uns, wo hier nur Schatten um uns ist.«

Die Gräfin knixte ironisch gegen den Prinzen und erwiderte: »Diesmal, mein junger Herr hatte ich nicht Lust, mit *Ihnen* eine Lanze zu brechen; ich wollte nur dem künftigen Fürsten gratuliren, der heute seine Krone *in spe* aus sehr schönen, aber nichts destoweniger sehr schmutzigen Händen empfangen hat.«

»So danke ich Ihnen,« sagte ich in einer Anwendung nie empfundenen Stolzes, der mich immer unwillkürlich überfiel, wenn ich mich mit dieser Dame Augen in Auge sah. »Auch mit *dieser* Krone, die mir Alessandra verheißen, bin ich zufrieden, da ich noch nie auf eine andere Anspruch erhoben habe.«

»Anspruch erhoben!« scherzte die Dame heiter und ging mit ihren Begleitern langsam von der Eiche fort. »Wahrhaftig, ich glaube, er möchte ein Prätendent werden, dieser Gärtnerknabe! Bilde Dir nichts ein, mein Sohn!« rief sie mir dann nach, als wir rasch seitwärts schritten, um aus ihrer Nähe zu kommen, »höchstens kannst Du ein Fürst werden, wie der Vater der Prophetin

einer ist. Nicht wahr, meine Herren, das war ein köstliches Schauspiel. Hahaha!«

Der Leser glaube nicht, ich habe ihm diese kleine Scene mitgetheilt, um ihn etwas Großes und Ungewöhnliches in Bezug auf meine Person vorzubereiten. Das war nicht mein Wille und meine Absicht. Ich habe sie ihm nur erzählt als ein Ereigniß aus meinem Leben, wie es so häufig der Zufall hervorruft und damit Staunen, Aergerniß oder vergebliche Hoffnungen erregt. Ich bin nicht zu der hohen Ehre und Würde auf einem Thronsessel zu sitzen gelangt, dazu sind nur wenige Menschen berufen und glücklicher Weise gehörte ich nicht zu diesen. Allein wie in allen derartigen Prophezeihungen etwas Wahres liegt, wenn man sie zu deuten oder das verschleierte Bild in ihnen zu entschleiern versteht, so lag Auch für uns und mich etwas Wahres darin, was der Leser zu seiner Zeit erfahren wird, wenn auch er im Stande ist, die mir zu Theil gewordenen Zeichen auf richtige Weise zu deuten.

SIEBENTES KAPITEL. DAS BAIRISCHE HÄUSCHEN.

So verging die Zeit allmählig und unvermerkt, und wir traten aus den Jahren der Kindheit in das Alter eines reiferen Bewußtseins unserer selbst und der uns umgebenden Personen und Gegenstände, ohne daß große äußere oder innere Revolutionen unsre geistige Entwicklung überstürzt, oder gar, was noch schlimmer ist, unsre allgemeine und specielle Bildung mit einem höfischen Firniß

überzogen hätten. Nein, wir wuchsen langsam, naturgemäß und aus einem inneren Nothwendigkeitstriebe empor, und jeder Tag in unserm Leben, jeder Schritt in unserer Kenntniß baute einen Stein nach dem andern auf den guten Grund, den die Mutter Natur in unser Herz und unsern Geist gelegt hatte.

Geistig entwickelte sich von uns Dreien der Prinz am schnellsten, kräftigsten, wenigstens in Bezug auf die Festigkeit seines Willens, auf die Beharrlichkeit seines Charakters und eine gewisse, unmöglich näher zu bezeichnende Weise, das ihn umgebende Leben von der rechten Seite zu erfassen und sich gegen die Angriffe desselben mit einer Art eisernen Panzers zu umgürten. Er war wie eine junge Eiche, die mit großer intensiver Naturkraft begabt ist und von allen um sie tosenden Winden nur gestärkt und gefestigt, nie aber gebeugt oder gar umgeworfen wird. Schon in seinen jungen Jahren sah man dem kleinen, gedrungenen Zweige an, welche ein stolzer, unbeugsamer Stamm er einst im Sturme des Lebens werden sollte. Unbeugsam, das ist das passendste Wort, wenn man sein ganzes Wesen genau und völlig bezeichnen will. In gewisser Beziehung kam er mir immer wie von Eisen oder Stahl vor, denn was er sich einmal in den Kopf gesetzt, führte er durch, mochten die Hindernisse auch noch so mannigfaltig und bedeutend sein. Die weitesten Ziele erreichte er gleichsam spielend, die schwersten Aufgaben errang er mit unwiderstehlicher

Gewalt, und wenn ihm etwas einmal recht schwer wurde, so pflegte er zu sagen: »Siehe da, ein neuer und hoher Berg! Wohlan denn, nehmen wir unsere Kräfte zusammen! Hinauf müssen wir, für uns sind die Höhen und Gipfel! Vorwärts, meine Freunde!«

Und diese Charakterstärke, diese Lebenskraft entwickelte und arbeitete er aus sich heraus, ohne allen Eifer, ohne alles Abjagen, ohne die geringste Hast und Begier zu zeigen. Langsam aber kräftig rückte er vor und bei jedem ferneren Lebensabschnitte wurde seine Ruhe sichtbarer, dauerhafter, in sich selbst ausgebildeter. So gerieth er selten in Leidenschaft; mit dem größten Gleichmuth, der besonnensten Umsicht nahm er die schwierigste Aufgabe vor, und wie er langsam sprach, ging, aß und arbeitete, so prägte sich in jeder seiner Bewegungen, Geberden und Handlungen eine gewisse plastische Ruhe aus, die ganz seiner edlen und festen äußeren Erscheinung entsprach, und Jedermann überraschte, der Gelegenheit hatte, sein feuriges Auge zu sehen und doch dabei den klaren Geist zu spüren, der dieses Feuer bändigte und das lebhaft fortrollen wollende Rad in das Geleise der Ruhe und Mäßigung zurücklenkte. Nur auf dem Pferde zeigte er diese stete Ruhe nicht; das langsame Reiten war ihm von jeher ein Gräuel gewesen und kein Pferd flog ihm schnell genug, denn für ihn gab es nie einen Weg zum Ziele, sondern nur das Ziel selbst.

Der vollkommene Gegensatz von ihm war der kleine schwächliche Graf Treufels. Dieser entsprach im Ganzen

und Einzelnen den Neigungen und Bestrebungen der Familie, aus der er entsprossen war. Er war ein kleiner Hofmann von Jugend an. Leichtsinnig, wandelbar, alle Gestalten annehmend, sich beugend wenn es nöthig, sich wieder aufrichtend wenn es zulässig, nahm er das Leben von seiner leichtesten Seite, und die angenehmsten Augenblicke desselben waren ihm stets auch die Hauptaugenblicke. So machte ihm auch das Lernen, die Arbeit an und für sich kein Vergnügen, er lernte und arbeitete nur, weil sein Verhältniß zum Prinzen es erforderte; dem Spiele huldigte er schon mit mehr Hingebung, sein ganzes Herz aber weihte er den eigentlichen Tändeleien und kleinlichen Genüssen, wie er sie die erwachsenen Hofleute mit vollem Eifer betreiben sah. So war er auf dem besten Wege ein hoffertiger Cavalier, ein moderner Ritter, ein galanter Modeherr zu werden, und da der Prinz ihn allmählig diese Gestaltung annehmen sah, so wandte er sich innerlich immer mehr von ihm ab, je reifer und männlicher er selbst wurde und je deutlicher sein Charakter das Gepräge erhielt, das er zuletzt für sein ganzes Leben bewahren sollte.

Was mich selbst betrifft, so darf ich vielleicht schon aus Bescheidenheit nicht allzuviel über mich sagen, auch sprechen hoffentlich meine späteren Handlungen mein ganzes Wesen deutlicher aus; nur soviel muß ich erwähnen, daß ich frühzeitig lernte, mich zu fügen, und ohne meiner Männlichkeit etwas zu vergeben, meinen jungen Stamm dahin zu beugen, wohin der herrschende Wind ihn trieb. Und der herrschende und mich beherrschende

Wind blies mir von jeher von meinem fürstlichen Freunde her; wozu *er* mich bestimmte, das that ich, aber da er mich zu nichts Unedlem, Unrechten und Erheuchelten bestimmte, vielmehr nur zu dem, wohin seine ungekünstelte Natur von selber neigte, so hatte ich keinen Schaden davon. Vor allen Dingen war ich dankbar gegen die Vorsehung, daß sie mein Geschick mit so gnädiger Güte in die Hand genommen; ich erkannte völlig, welches Glück mir zu Theil geworden war, und ich vergaß auch nie, den alten Fürsten auf jede Weise meine Empfindungen darüber erkennen zu lassen. So ging ich denn mit dem Prinzen freien, kühnen Schrittes meine mir vorgezeichnete Bahn entlang, mit ihm Hand in Hand überstieg ich die Berge, die sich vor uns aufthürmten, mit ihm Hand in Hand stand ich auf den herrlichen Gipfeln, die wir Dank unserer beharrlichen Bestrebungen erreichten, aber ich theilte auch Arbeit, Mühe und Kampf mit ihm, wie ja das Leben sie jedem Sterblichen in den Weg wirft, den die allmächtige Vorsehung auf diesen seltsamen Planeten gesetzt hat.

Allmählig, als wir heranwachsen und ohne daß wir es so recht eigentlich merkten, wurden wir drei Gefährten in die große Arena eingelassen, die man einen fürstlichen Hof nennt. Erst ließ man uns gleichsam nur durch eine kleine Oeffnung das wirre Getreibe ganz aus der Ferne betrachten; dann machte man uns eine kleine Seitenpforte auf, durch die wir ungesehen einschlüpfen und als unbemerkte Kobolde unser geheimes Wesen trieben;

dann aber lud man uns ein, durch eine breitete Pforte gefälligst näher zu treten, bis wir endlich mit dem großen Haufen durch das weite Thor einströmten, welches man in der Hofsprache: Courfähigkeit nennt.

Offen gestanden aber war der erste Genuß, der uns zu Theil wurde, als wir noch aus der Ferne durch das kleine Guckfenster hineinschanten, der beste gewesen, denn aus solcher Ferne sahen viele Dinge schön, groß und bedeutend aus, die in der Nähe betrachtet in der That sehr häßlich, nichtig und unbedeutend sind. Je näher wir aber der großen Sonne kamen und endlich, als wir uns gar mit dem großen Haufen durch die weiteste Pforte in das Allerheiligste stürzten und von den köstlichen Düften und Genüssen trinken wollten, an denen sich die Uebrigen schon voll gelabt hatten, da fanden wir die so heiß geträumten Strahlen dieser Sonne sehr kühl, die Düfte sehr zweideutig, die Genüsse sehr ärmlich, und was wir für lauter Gold und Edelstein gehalten, war eitel Schaumwerk und künstlich geschliffenes Glas. Welche hohe Meinung hatten wir zum Beispiel in unseren jüngeren Jahren von der alle Welt beglückenden Festlichkeit gehabt, welche man in der Residenz einen fürstlichen Theezirkel nannte. Das muß köstlich, göttlich sein, hatten wir uns gedacht. Ach, als wir aber diesen Theezirkel erst näher kennen lernten, da fanden wir eine ungeheure Fülle von langer Weile vor, so daß wir bald Furcht bekamen, abermals mit einer Einladung dazu beehrt zu werden. Denn was war es für uns junge, naturwüchsige und der Freiheit gewohnte Leute für ein Vergnügen, zwei Stunden lang

mit dem Hute unter dem Arme, die Theetasse vorsichtig in der Hand haltend, damit sie uns um Gotteswillen nicht entschlüpfe, und mit gespannten Augen und Ohren, als müßten wir immer zum Laden oder Abschießen unserer Pfeile gerüstet sein, in einem Kreise von Damen und Herren zu stehen, die sich Alle ungeheure Lügen aufbanden, unverschämte Schmeicheleien sagten, von Geist und Talent schwatzten und doch keins von beiden besaßen, ihr wahres Gesicht hinter einer dicken Maske von Schminke und eingelerntem Lächeln verbargen und nicht ein Korn von der Wahrheit sprachen, die ihnen Gott der Herr ins Herz gelegt hatte? Wir dachten wunder was für Aufschlüsse über das Leben wir in diesem vielgerühmten Zirkel erhalten würden, und was war unsere ganze Ausbeute? Wir erfuhren, daß Seine Durchlaucht heute sehr gnädig, Seine Excellenz sehr gütig seien, daß Ihre Durchlaucht sehr schön aussehe, Ihre Gnaden sehr liebenswürdig wären, und konnten dabei allerdings unsere von Herrn Beau eingetrichterten Verbeugungen, Haltungen und Kopfsenkungen an den Mann bringen, – aber Genuß, Vergnügen oder gar Vortheil hatten wir davon auf keine Weise.

Nein, da war unser stilles und harmloses Naturleben, an das wir von jeher gewohnt, in dem wir fröhlich aufgewachsen, doch schöner und segenbringender; da konnten wir heiter und ungestört unsere Meinungen austauschen und sprechen, wie uns der Schnabel gewachsen war, da brauchten wir nicht zu schweigen, wenn uns das Reden, und zu reden, wenn uns das Schweigen passend

erschien. Da durften wir lachen, wenn Einer einen guten Einfall gehabt, da konnten wir stehen oder sitzen, je nachdem unsre Frische oder Müdigkeit es verlangte, da waren wir mit einem Wort Menschen, und hier – hier waren wir, das gewahrten wir sehr wohl, nur Puppen, die ein bald übermüthiger, bald melancholischer Harlekin, Etikette genannt, an einem unsichtbaren Faden nach seinem Gefallen lenkte.

Was mich insbesondere betrifft, so fühlte ich mich namentlich anfangs noch mehr von dem Zwange dieses Hoflebens bedrückt, als der Prinz, denn ich sagte mir beständig: »Du gehörst nicht in diesen goldenen Kreis, Du bist nur ein Baum, der wider seine Natur in diesen Boden verpflanzt ist und der hier nun und nimmer gedeihen kann.« Meine angeborene Zurückhaltung ließ mich daher wünschen, ein für alle Mal von diesem Zwange frei zu bleiben, zumal mir immer das spitze Gesicht der Gräfin Wetterau in solchen Augenblicken auffiel, die mir zu sagen schien: »Was willst Du Tölpel hier? Du bist eine Krähe unter den Tauben, marsch fort mit Dir zu Deines Gleichen!« Als ich aber den Prinzen bat, mich von der Tortur dieser Hoffreuden zu entbinden und mich nie zu einem Genusse zu zwingen, zu dem mir alle Organe versagt waren, ward er fast unwillig und sagte: »Wie, Du willst mich allein auf diesem glatten Boden lassen? Soll ich straucheln und will mich Niemand halten? Du willst draußen trinken, während ich hier durste? Gott bewahre! Und vor den Gesichtern hier fürchtest Du Dich, vor diesem da« – er meinte die Gräfin – »insbesondere? Daß

ich Dich nicht für feige halte, Kurt! Schneide ihr wieder eins, das kannst Du, denn sie hat keine Macht über Dich; Du bist mein Freund und Gefährte, wenn Du es nicht übel nimmst, mein Schatten, und wo ich also bin, bist Du auch, oder sie soll Alle der Teufel holen, Groß oder Klein, mit oder ohne Bart, wenn sie Dir eine frostige Miene machen!«

So mußte ich denn wider meinen Willen gehorchen und Mitgenoß der vielen Hoffreuden sein, die uns fortan in ewig wiederkehrendem Einerlei geboten wurden, und es ward mir nur sehr selten gestattet, bescheiden aus der Ferne als Zuschauer zu figuriren, wozu mich doch meine ganze Neigung zog. War ich dann aber der Theilnehmer an einer großen Hofaction gewesen, war einmal ein recht glänzendes Fest gefeiert worden, dann kam ich jedesmal mit einer wahren Herzkrankheit nach Hause. Eine eigenthümlich traurige Gemüthsstimmung befiel mich schon in den glänzenden Sälen, ich stahl mich so früh wie möglich fort, um noch einen kräftigen Labezug aus dem reinen Naturduft einzusaugen, und erst hier dehnte sich meine Brust wieder mächtig aus, denn hier, das fühlte ich wohl hundertmal, war ich wirklich zu Hause, hier war ich von Jedermann gern gesehen, hier schaute mich kein geschminktes Gesicht an, hier hörte ich nur Stimmen der Wahrheit, sah ich nur das Lächeln der unverfälschten Natur, und Alles und Jedes verstand meine Meinung, wie ich den Sinn von Allem und Jedem verstand.

Auch der Prinz schien bald etwas Aehnliches zu empfinden; seinem gesunden Magen sagten die süßen Speisen der Hoffeste eben so wenig zu und er sehnte sich nach kräftigerer Kost zurück. Als er aber diesen Widerwillen erst einmal empfunden, sträubte er sich viel energischer und erfolgreicher als ich gegen den unnatürlichen Zwang der Etikette. Sobald er erst mathematisch bewiesen sah, daß er sich nirgends so langweile als bei Hofe, sobald er sich durch den Verkehr mit den glatten Herren und den Augen funkelnden Damen in nichts gefördert erkannte, da lag ein für alle Mal die ganze Hohlheit des sogenannten großen Lebens vor ihm aufgedeckt und er kehrte eifriger denn je zu der kühnen freien Ungezwungenheit zurück, der wir seit Jahren da draußen gehuldigt hatten. So gaben wir uns vor wie nach den leiblichen Uebungen, dem Fechten, Reiten, Turnen, Schwimmen und Schießen hin und zogen uns, so oft es ging, unter irgend einem Vorwande von den officiellen Vergnügungen zurück, nach denen ein so allgemeines Trachten und Drängen stattfand, daß man die Abwesenheit Einzelner wohl bisweilen übersehen konnte. Und so kam es denn, trotzdem uns so mancher Anreiz zu Theil wurde, das Leben von der allerleichtesten Seite aufzufassen, ja vielleicht eben weil man uns gern auf der schlüpfriegen Bahn des allgemeinen Lebensgenusses gesehen hätte, daß wir mehr dem eigenen Naturell als den Einflüssen der uns umgebenden Menschen folgten, daß wir, mit einem Wort, eine ernstere Geistesrichtung einschlugen, als

man uns von vornherein zugeben die Absicht gehabt hatte. Nur Graf Treufels stimmte hierin nicht ganz mit dem Prinzen und mir überein, und um so weniger, je älter wir wurden, bis wir plötzlich wie divergirende Sternschnuppen ganz aus einander liefen, er die glatte Hofbahn betrat, wir dagegen unsre eigene verfolgten, die allerdings den Prinzen wie mich zu Zielen führte, die wir uns in unserer Jugend nicht im Traume hatten beifallen lassen. Aber gerade das Abweichen des Grafen von unsern Neigungen und Bestrebungen war es, glaube ich, was viel dazu beitrug, mich dem Prinzen noch näher zu bringen und ihn noch inniger an mich zu fesseln, denn als ihn der Graf später verlassen, um die Studien der jungen Weltbürger mit den Intriguen des Hofmanns zu vertauschen, wollte er keinen neuen Gefährten an seiner Seite haben, so lebhaft der Fürst diese Absicht auch aussprach; er fühle sich, sagte er ihm wiederholt und eindringlich, in meiner Gesellschaft glücklich, er verlange keinen anderen Begleiter, und so blieb ich, was ich seit meinem zwölften Jahre gewesen und was mich so stolz und glücklich machte: fortan sein einziger und bester Freund.

Doch ich kehre jetzt wieder zu unserer Jugendgeschichte zurück, die nun bald ein lebhafter gefärbtes Colerit

annehmen wird, und versetze den Leser etwa in die Periode, die zwischen unserm fünfzehnten und sechszehnten Lebensjahre lag. Um diese Zeit hatten schon manigfache Veränderungen in unsrer Lebensweise stattgefunden. Die kindlichen Spiele hatten ernsteren Unterhaltungen Platz gemacht, die Blasrohre waren den Pistolen und Flinten, die hölzernen Rappiere den stählernen gewichen, und statt der ehemaligen hartmäuligen Esel hatten wir flinke, munter trabende Ponies erhalten, auf denen wir nun meilenweit in die Lande flogen und uns einer Freiheit und Freizügigkeit erfreuten, die nothwendig ein Besitzthum des denkenden Menschen sein muß, wenn er sich zufrieden und glücklich fühlen will. Aber nicht allein die kindlichen Vergnügungen hatten ernsteren Unternehmungen und leichtere Spiele schwereren Uebungen Platz gemacht, auch in Bezug auf unsre Studien hatten sich von selbst mehrfache Abweichungen von den zuerst aufgestellten Lehrplänen ergeben. Vor allen Dingen war Herrn Beau's Einfluß in den Hintergrund getreten und das war an und für sich schon ein unermesslicher Fortschritt; schreiben und zeichnen konnten wir zur Genüge, das lehrte der edle Mann nun den jüngeren Brüdern des Prinzen, und was das Turnen anbetraf, so hätte er jetzt selbst bei uns in die Schule gehen können, denn nie hatte er so kühne und wagehalsige Luftsprünge gelehrt, als er sie jetzt alle Tage von uns zu sehen bekommen konnte. Zur Belohnung für die Ausbildung unsers

Körpers aber hatte der dankbare Fürst, der, den Sympathieen der Gräfin Wetterau folgend, alle Tage mehr anfang, in dem unschönen Leibe dieses Parasiten eine schöne Seele zu entdecken, demselben die Stelle eines geheimen Privatsecretairs übertragen, der er nun neben seinen übrigen Beschäftigungen auf das Eifrigste oblag. Als solcher fand er Gelegenheit genug, sich in der höheren diplomatischen Carriere zu vervollkommen, wie er früher so oft gewünscht, und alle die geheimnißvollen Talente an den Mann zu bringen, mit denen ihn, zum Nachtheil des vertrauensvollen Fürsten, die Natur so überreich ausgestattet hatte, – doch das wird ja noch deutlicher die Zukunft entschleiern. Alle Stunden aber, die früher Herrn Beau zuertheilt gewesen, nahm jetzt Herr von Transfeld und noch ein anderer Lehrer bei uns ein, und diesen beiden pflichtgetreuen Männern verdanken wir alle Schulweisheit, für die man unsre Herzen schon in jungen Jahren zu entflammen so vernünftig war.

Je bedeutungsvoller aber die Fortschritte sich erwiesen, die wir hierdurch in der Erkenntniß des Guten, Edlen und Schönen machten, um so größere Lust fand sich auch allmählig in uns Beiden ein, die große Welt nicht allein in dem Mittelpunkte, auf dem wir lebten, unsrer Heimat, sondern auch in ihrer Peripherie kennen zu lernen und mit hervorragenderen Menschen in Berührung zu kommen, als damals bisher in unsre Nähe gerathen waren. Glücklicherweise leitete uns auch hierin Herr von Transfeld auf erwünschte Art an, denn er war kein philologischer Pedant, der den Buchstaben für edler als den

Sinn hielt, er liebte die strenge Schulweisheit nur als Mittel zum Zweck, er lebte sich selbst in ein großartigeres, geistreicheres Leben hinein, und das beschränkende Ceremoniell eines kleinen deutschen Fürstenhofes war ihm ein Gräuel, was, da wir es wußten, vielleicht mit dazu beitrug, uns Abneigung dagegen einzuflößen, obgleich jener brave Mann seine Pflicht niemals so weit verletzte, daß er seinen Abscheu vor Hoffesten und den Forderungen der Etikette dabei seinen Schülern offen gezeigt hätte. Allein wir hatten feine Nasen von der Natur empfangen, wir witterten schon von Weitem, was uns zuträglich und erfreulich war, und als wir geistig erst so weit gereift waren, daß wir mit Herrn von Transfeld unsere Meinungen darüber austauschen konnten, öffnete dieser edle Mann das Visir seines Herzens und ließ uns tief und ganz in die Wünsche und Hoffnungen blicken, die er nicht nur für sich, sondern auch für Andere zu ersehnen so ehrlich war.

Als wir aber erst so weit gelangt, begann sich eine neue Morgenröthe am Himmel unserer Hoffnungen zu entschleiern. Der Hof und die Personen, die sich wie Bienen um die Honigwabe daran herumtrieben, kümmerten uns sehr wenig mehr; der Isisschleier des Fürstenglanzes fing an immer tiefer zu sinken, der strahlende Nimbus um eine nur von Aberwitzigen für untrüglich gehaltene und beneidete Größe erlosch allmählig, und im innersten Herzen dämmerte uns die freudige Ahnung von einem freien, glücklichen Menschenleben auf, von dem

aller Fürstenglanz und Reichthum immer nur ein unendlich geringer Bruchtheil ist.

Doch bevor ich in meiner Erzählung zur Darstellung der allmählig in uns auftauchenden Ideenwelt schreite, will ich noch einmal und zum letzten Male in unsere Jugend zurückkehren und dem Leser ein Bild entrollen, das er nun endlich genauer kennen lernen muß. Ich meine jenes bairische Häuschen, in dessen Nähe Alessandra, die Prophetin, mir einen Fürstensessel verbeißen hatte, – ein Ort, der sowohl für den Prinzen wie für mich von einer verhängnißvollen Bedeutsamkeit werden sollte, so verhängnißvoll und bedeutsam, wie wohl keine von allen Personen, die am Hofe des Fürsten lebten, diesen selbst mit einbegriffen, hätte ahnen können, als man uns zum ersten Male dahin führte und sagte: »Da steht das allbeliebte bairische Häuschen, das der Fürst selbst erbaut und mit diesem Namen geschmückt hat.«

Betrachten wir denn diesen Ort und zunächst seine Entstehung etwas genauer; es liegt ein Stück Romantik darin und darauf, und wahrlich! romantisch genug waren die Ereignisse und Vorfälle, die sich noch ferner darin zutragen sollten.

Der Fürst hatte in den ersten Jahren seiner Ehe mit seiner Gemahlin eine Reise nach München und den bairischen Hochalpen unternommen, auf der sie unter Anderen ein junger Forstcandidat, Namens Waldstein, begleitete. Dieser, wie immer die Umgebung des fürstlichen Paares, war ein schöner, kräftiger und dabei vortrefflicher

Mann, ein wahrer Kernmensch, der das Herz auf der Zunge und die Seele im Auge trug. Auch liebte ihn der Fürst sehr und wollte ihm für alle Zukunft wohl. Auf der Reise nun, und zwar bei einer Gemsjagd im Hochgebirge, gerieth der Fürst durch einen Sturz in Lebensgefahr, Waldstein aber hatte das Glück, ihn mit großer Kühnheit und Anstrengung zu retten, und von diesem Augenblicke an blieb Waldstein der erklärte Günstling des Fürsten und Niemand aus der ganzen Umgebung war ihm so theurer wie er. Diese Gunst wußte Waldstein dahin zu benutzen, daß der Fürst ihm die Erlaubniß ertheilte, ein armes aber sehr schönes Mädchen aus jener Gegend, dem er seine Liebe zugewandt, zu heirathen; die elternlose Hochländerin wanderte mit nach dem Norden und gewann sich durch ihre Schönheit und naive Liebenswürdigkeit die Gunst des fürstlichen Paares, wie sie ihr Gatte schon seit langer Zeit besaß. Den jungen Eheleuten eine Aufmerksamkeit zu erweisen, der schönen Frau eine angenehme Heimat zu bereiten und dabei sich selbst eine wohnliche Stätte zu gründen, baute der Fürst gleich nach der Rückkehr von der Reise das bairische Häuschen, das allerdings nur ein Häuschen hieß, aber seinem Umfange und Inhalte nach ein sehr ansehnliches, hübsches und reiches Haus war, und als es fertig geworden, wies er dem glücklichen Paare die unteren Räume zum Wohnsitze an, indem er Waldstein zum fürstlichen Hofförster ernannte, mit welchem Amte eine nicht zu verachtende Einnahme verbunden war. Der Bau selbst war ganz im Style der

Häuser ausgeführt, die der Fürst im bairischen Alpenlande so wohnlich und geschmackvoll gefunden hatte, die Einrichtung aber und die vollkommene Ausstattung, die er darin den jungen Leuten zukommen ließ, entsprach völlig seinem eigenen Geschmacke und legte eben so viel Zeugniß für seine Hochherzigkeit wie seine Freigebigkeit ab.

Das Haus lag, wie schon erwähnt, auf einer rasenbedeckten Lichtung im fürstlichen Gebirgswalde, Habichtswald genannt, und zwar auf einer der höchsten Bergkuppen der ganzen Umgegend. Nach verschiedenen Richtungen hin waren durch die Wälder schmalere Lichtungen gehauen und durch alle diese Oeffnungen schweifte der Blick des Bewohners weit und tief in das Land hinein, in allen Weltgegenden zuletzt auf einem Punkte ruhend, der für das Auge erfreulich wie überraschend war, wie man denn auch von dem großen Saale des Obergeschosses aus in der Ferne das fürstliche Schloß in W*** selbst aus seinen grünen Terrassenbergen herrlich herüber blinken sehen konnte. Auf allen Seiten aber umschloß den Gipfel des Berges, auf welchem das bairische Häuschen stand, ein schöner und schattiger Hochwald, in dem man große Heerden des edelsten Wildes zog, weshalb denn auch hier zu bestimmten Zeiten die fürstlichen Jagden abgehalten wurden, deren Mittel und Brennpunkt das bairische Häuschen selber blieb.

Um es dem Leser noch etwas genauer vor Augen zu führen, obgleich er gewiß schon ähnliche Gebäude irgend wo erblickt hat, so bestand es aus zwei Stockwerken die durch eine außen rings herum laufende Galerie von einander getrennt waren, über die sich aber das weit vorstehende und mit Steinen beschwerte Dach schützend ausdehnte. Die unteren Räume waren theils dem Hofförster zur Wohnung angewiesen, theils dienten sie zu häuslichen Verrichtungen und zur Aufbewahrung von allerlei Jagdgeräth; die erstere war überaus bequem und wohnlich möblirt, glich aber nicht im Entferntesten dem oberen Stockwerke, zu dem man auf einer unter dem vorhängenden Dache liegenden Außentreppe gelangte, an deren Geländer solch eine reiche Fülle wilden Weines und üppiger Schlinggewächse rankte. Obgleich nun der Fürst dieses Waldhaus nur zur Zeit der regelmäßig stattfindenden Jagden besuchte und sonst nur ausnahmsweise dann und wann ein paar Stunden daselbst verbrachte, so war es doch so vollständig zum Bewohnen eingerichtet, daß sogar die ganze fürstliche Familie darin hätte Aufnahme finden können, ohne in ihrer gewohnten Bequemlichkeit irgend eine Einbuße zu erleiden, da es der größeren und kleineren Räume in genügender Anzahl besaß. Die innere Einrichtung nun war im altdeutschen Style gehalten; geschmackvoll ohne Luxus, reich ohne Ueberladung, gemüthlich ohne Einschränkung. Alle Wände waren mit volirtem Holzgetäfel bekleidet und die Fußböden eben so kunstvoll zusammengefügt wie im glänzendsten Zustande erhalten. An

diesen Wänden prangten die herrlichsten Gemälde die sich sämmtlich entweder auf die Jagd oder auf das Leben in den bairischen Alpen bezogen. Dazwischen waren bildliche Darstellungen allerlei Thiere in Holzschnitzarbeit angebracht, denen man in jenen Hochlanden begegnet. In gleicher Weise verriethen alle Möbel und Geräthe schon in ihrer Zusammensetzung dieselbe Absicht, denselben Zweck des Erbauers und Besitzers: hier einen gefälligen Mittelpunkt für das Jagdleben zu schaffen, dem der Fürst in früherer Zeit und auch jetzt noch periodenweise mit Liebhaberei ergeben war. So bemerkte man unter Andern auch sehr schöne Geweihe von Hirschen und Rehen, alle Jagdutensilien in feinsten und vollendetster Gestaltung, ferner alle Bequemlichkeiten, nach denen ein Jäger sich sehnt, wenn er vom Pirschen ermüdet heimkehrt und einer eben so wohlthätigen wie genußreichen Ruhe entgegensieht. Die Kamine in den größeren und kleineren Gemächern verbreiteten im Herbst die angenehmste Wärme, reizende Teppiche, den Moosgrund des Waldes nachahmend, bedeckten den glatten Parquetboden, grüne, warme Portieren von schweren Stoffen verschlossen alle Thüren, geschmackvolle Vorhänge beschatteten alle Fenster, und Keller und Küche lieferten Alles und Jedes, was ein hungriger Magen und eine feine Zunge nur Herrliches und Erfrischendes begehren mag.

Daß wir Knaben diesen Ort, nachdem wir ihn erst einmal betreten hatten, bald lieb gewannen und so oft wie möglich zu besuchen trachteten, versteht sich von selbst. Ich erwähne also nur, daß von einer gewissen Zeit an

unser Streben fast allein nur nach ihm gerichtet war, besonders seitdem wir Pferde erhalten und damit anfangen konnten, was wir wollten, sobald die Stunde unserer Freiheit geschlagen hatte. In der Regel begleitete uns Herr von Transfeld auf diesen Ausflügen, aber oft, wenn er anderweitig beschäftigt war oder, was er sehr liebte, seine einsamen Wege nach irgend einem Orte der Nachbarschaft verfolgte, ritten wir auch allein, nur von des Prinzen Reitknecht Turner begleitet, dem die Pflege unserer Pferde oblag, und mochten wir auch ein ganz anderes Ziel in der Umgebung des Schlosses zuerst erwählt haben, immer kehrten wir schließlich im bairischen Häuschen ein, um dort unsere beliebten Uebungen im Schießen, Turnen, Jagen und Fischen mit dem größten Eifer fortzusetzen.

Der Förster, dessen Aeußeres ich schon als ein sehr stattliches und angenehmes bezeichnet, war ein in seinem Fache gebildeter, aber dabei durchaus ungekünstelter Naturmensch. Bieder, harmlos, verlässlich in jeder Beziehung und dem Fürsten von früher Jugend ergeben, war er besonders dem Erbprinzen von ganzem Herzen zugethan, denn die natürliche Art und Weise desselben, mit allen Menschen und namentlich mit solchen von des Försters Gattung umzugehen, ihr Naturell rasch aufzufassen und sie demgemäß zu behandeln, hatte etwas Unwiderstehliches, und wer dem Prinzen erst einmal in's Auge geblickt und seinen warmen Händedruck empfangen, war ein für alle Mal für ihn gewonnen und fügte

sich ohne Widerrede in den immer fest und unwandelbar ausgesprochenen Willen des allmählig zum Jüngling herangereiften Fürstensohnes.

Waldstein ward denn also unser Lehrer in allen Künsten der Jagd, aber er schloß uns auch mit seinem für die ganze Natur warmfühlenden Herzen den geheimnißvollen Zauber des dunklen Waldlebens auf, für welches er schwärmte, wie einst für seine einzige Jugendliebe. So wurden wir durch ihn zu Schützen mit allen möglichen Feuerwaffen und nach allen möglichen Zielen gebildet, und wir erreichten darin eine Vollkommenheit, wie sie nur dann erlangt zu werden pflegt, wenn eine natürliche Begabung mit frühzeitiger Uebung und angemessener Leitung sich verbindet.

War es also ein Wunder, daß wir Drei, namentlich der Prinz und ich, uns zu dem biedereren Waldstein hingezogen fühlten, daß wir den Forst mit ihm nach allen Richtungen durchstreiften und kaum die Zeit erwarten konnten, wo es uns vergönnt war, das bairische Häuschen auf unsern Pferden zu erjagen, das uns immer heiter und zufrieden stimmte, sobald wir es nur von ferne aus dem Schatten des Waldes auftauchen sahen?

Aber außer dem Förster gab es noch ein anderes Anziehungsmittel im bairischen Häuschen, und ich wage es nicht, genau die Zeit zu bestimmen, wo der Wunsch, nur bei Waldstein zu sein, dem Wunsche Platz machte, auch einem anderen Augenpaar daselbst zu begegnen.

Der Förster bewohnte nämlich sein einsam gelegenes Haus nicht allein; wenn die Vorsehung ihm auch sein

treues schönes Weib schon vor vielen Jahren genommen so hatte sie ihm doch in der einzigen Tochter desselben einen nicht gering anzuschlagenden Ersatz geboten, denn Elsbeth, welche die Eigenschaften beider Eltern im vollsten Maaße geerbt und noch einige andere, nicht minder liebenswürdige, dazu empfangen hatte, war dem vereinsamten Manne ein Kleinod von namenlosem Werth. In ihr, der wohlgerathenen Tochter, erblickte und schätzte er nicht nur die köstliche Hinterlassenschaft der zu früh verstorbenen Gattin, sondern überhaupt das einzige Gut, welches ihn mit dem Leben auf innige Weise verband und diesem selbst den letzten und also unschätzbaren Reiz verlieh.

Elsbeth verdiente aber auch diese gränzenloser Liebe vollkommen; das Ebenbild ihrer Mutter in jüngeren Jahren, wie uns der Vater so oft versichert, machte sie in der Nationaltracht jener, die sie stets beibehielt, von Anfang an einen außerordentlich angenehmen und neuen Eindruck auf uns, und wenn wir das lebhaft feurige und doch dabei sinnige Mädchen in dem schwarzen silbergestickten Sammtmieder und im kurzen runden Röckchen nicht sahen, sobald wir im Forsthause anlangten, schien uns immer die eigentliche Sonne des Waldes zu fehlen, wenn diese auch selbst in ihrer ganzen hehren Majestät ihre Gluthstrahlen uns entgegensandte.

Elsbeth war aber nicht allein ein schönes, frisches, wackeres Kind in jeder Beziehung, nein, sie war auch mit großen Gaben geboren, die ihre Erscheinung zu einer nicht alltäglich wahrnehmbaren stempelten. Von naivem

Wesen, aufgelegt zu jedem Scherz, munter eingehend auf jeden unserer Wünsche, war sie rasch in ihren Bewegungen und führte diese doch so leise aus, daß man sie nie kommen oder gehen hörte, vielmehr wie einen leicht beschwingten Vogel immer schweben zu sehen glaubte. Furchtlos wie selten ein Mädchen, von Jugend auf an das Waldleben gewöhnt, an allen Handlungen und Geschäften ihres Vaters Theil nehmend, begleitete sie diesen und auch uns auf die Jagd, schoß mit uns nach der Scheibe und nur auf Bein fliehendes oder stehendes Wild mochte sie ihre selten fehlende Kugel nicht absenden, da ihr Herz dazu zu weich war und die braunen Thiere ihr zu glücklich schienen, um sie so früh schon diesem Glücke zu entreißen. Auch zum Fischfang auf dem unsern im Walde gelegenen Weiher begleitete sie uns, und kein Weg war ihr zu weit, kein Sonnenstrahl zu warm oder kein Wintersturm zu kalt, wo sie nicht gern unsere Gefährtin gewesen wäre, wenn nur ein Wink von uns sie dazu veranlaßt hätte.

Und seltsam, nicht allein draußen im Walde war Elisabeth zu Allem brauchbar und aufgelegt, auch im Innern des Hauses besaß sie ein großes Geschick, sich überall und immer beliebt und unentbehrlich zu machen. Ja hier erst recht kam ihre weibliche Natur zum Vorschein, denn hier ordnete sie Alles und Jedes mit gefügiger Hand auf das Zweckmäßigste an und bewegte sich dabei so sylphenhaft auf und nieder, daß wir oft nur ein leichtes Rauschen, wie das eines sanften Frühlingswindes, hinter uns vernahmen, wenn sie thätig war, um uns Alles so wohlig

und nett zu machen, daß wir unsere Freude daran hatten, wenn wir es mit Augen sahen. Obgleich sie nun mit den gewöhnlichen Hausarbeiten nichts zu thun hatte, da eine alte Verwandte des Försters darüber die Oberaufsicht führte und dienende Hände genug vorhanden waren, das Ganze in Ordnung zu halten, so liebte Elsbeth es doch, mit eigenen Augen sich zu überzeugen, ob auch im oberen Stockwerk jedes Einzelne so gestaltet sei, wie es sich für die Wohnung eines Fürsten oder Prinzen ziemte, und so fanden wir denn in unsern kleinen Zimmern Alles stets so geordnet und gestellt, wie wir es liebten und die kleine Fee des Hauses es uns mit ihren aufmerksamen Ohren bald abgelauscht hatte. Außer dieser feineren Glättung des höheren Hauswesens war aber Elsbeth auch überaus fleißig in der Anfertigung jener zierlichen Arbeiten, die dem weiblichen Geschlecht insbesondere zugefallen sind, und ein seltenes Geschick bei der Erlernung derselben war ihr von der Natur zu Theil geworden. Was ihre Augen an zarter Stickerei, Häkelei oder dergleichen sahen, – sie ruhte nicht eher, als bis sie es ebenfalls anfertigen und als angenehmes Geschenk bald Diesem bald Jenem verehren konnte. Wunderbar ist es, wie dies Kind, von Jugend auf so von aller Welt geschieden, so selten mit Kindern ihres Alters und Geschlechts zusammenkommend, sich so selbstständig und reich entwickeln konnte, allein abgesehn von dem guten Keime, den die Natur in sie gelegt, hatte sich ihr Vater von jeher ihrer angenommen, war ihr Lehrer in Allem gewesen, was er selbst

wußte, und hatte überdieß bis zu ihrem vierzehnten Jahre eine Lehrerin im Hause gehalten, die ihre Pflicht in der Erziehung des einsamen Kindes vollkommen zu erfüllen verstanden.

In Bezug auf ihr Alter erwähne ich, daß sie nur etwa vier Jahre jünger war als wir selber, also in dieser Beziehung zu uns paßte, da ein von der Natur begabtes Mädchen sich geistig viel rascher entwickelt als Knaben, selbst wenn diese, wie sie uns geboten ward, die beste Anleitung von der Welt haben.

Da dem Förster viele Geschäfte oblagen, die ihn theils weit nach verschiedenen Richtungen in den Forst führten, wo seine Unterbeamten wohnten, theils aber auch an den Schreibtisch fesselten, so war er nicht selten genöthigt, Elsbeth allein in unserer Gesellschaft zu lassen, was stets ohne alle Besorgniß geschah, denn für so treu und redlich wie er selbst war, hielt er jeden anderen Menschen in seiner Umgebung, und etwas Arges, sei es was es sei, vom Erbprinzen und seinen Gefährten zu denken, wäre in seinen Augen ein Zweifel an seiner eigenen Tugend gewesen.

So kam es denn, daß wir vier jungen Leute häufig und in völliger Ungestörtheit bei einander waren. Bei gutem Wetter tummelten wir uns natürlich mehr im Freien, stürmte oder regnete es aber einmal, was uns auch nicht vom Besuche des Forsthauses abhielt, so blieben wir in den schönen Zimmern des oberen Stockwerks und auch da mußte uns Elsbeth Gesellschaft leisten, wo sie bald mit mir, bald mit dem Grafen, am häufigsten aber mit

dem Prinzen Schach spielte, was dieser sie als sein Lieblingsspiel schon lange gelehrt und welches sie so rasch begriffen hatte, daß es mir nicht eben leicht war, ihr eine Parthie abzugewinnen, wobei ich freilich erwähnen muß, daß ich niemals ein bedeutender Schachspieler gewesen und geworden bin.

Daß Herr von Transfeld uns oft nach dem bairischen Häuschen begleitete, habe ich schon gesagt, er störte uns aber nie in unserm Vergnügen, da es nicht in seiner Gewohnheit lag, nach beendigtem Unterricht sich in unsern Zeitvertreib zu mischen, wenn wir ihn nicht etwa selbst um seine Theilnahme baten. Gewöhnlich saß er in irgend einer Ecke, mit einem Buche in der Hand, das er stets in der Tasche trug, oder er wandelte bald allein, bald mit dem Förster im Freien umher, oder er legte sich, was eins seiner Lieblingsvergnügen ausmachte, im Schatten einer Buche nieder und schaute durch ihre Zweige den blauen Himmel an, innerlich brütend und arbeitend, wie ein denkender Geist, gleich dem seinen, es wohl zu lieben pflegt. Aber auch ihm gewährte der Besuch im Forsthaus stets ein großes Vergnügen und ohne Aufforderung spornte er sein Pferd zum kräftigsten Galopp, wenn wir das Schloß verließen und die Richtung nach dem Habichtswalde einschlugen. Was konnte es aber auch Schöneres geben, als da draußen in der Wonne und Frieden athmenden Natur zu leben, Abends im Schatten der Bäume zu sitzen und durch die grünen Zweige die goldene Sonne funkeln zu sehen, wenn sie purpurn niedersank und dann der ganze Wald und seine Bewohner

entschlummerten, so daß feierliches Schweigen ringsum herrschte und wir, in träumerisches Anschauen versunken, unsere jungen Herzen pochen hörten, die der Ferne entgegenschlugen und doch so gern in der Nähe verweilten, als fände zwischen beiden, Nähe und Ferne, eine geheimnißvolle Wechselwirkung statt und als müßten wir erst hinaus in's große Leben, um später mit um so innigerer Befriedigung in die kleine Heimat zurückzukehren. O, wie schmeckte uns die mit süßem Rahm bedeckte Milch, die Elsbeth selbst auf die schneeige Damastdecke des Tisches gestellt, das schöne graue Brod und die frische Butter so gut, die uns hier so freundlich geboten wurden, wie sehnten wir uns schon am Morgen dahin und wie kehrten wir freudig am anderen Tage wieder, wenn die Stunde unserer Freiheit geschlagen hatte! Glückliche Zeit! Wer hat nicht hier oder dort in einer oder der anderen Art eine ähnliche verlebt, wer hat nicht wie wir den Vollgenuß der Jugend dabei empfunden, und wer sehnte sich nicht nach ihr noch in manchen Stunden selbst der spätesten Jahre zurück? Denn wenn wir auch jetzt in anderer Weise glücklich und zufrieden sind – so glücklich, so zufrieden, wie wir damals waren, können wir nur einmal sein und leider niemals wieder werden. Das ist das schöne Vorrecht der Jugend, welches ihr nichts auf der Welt, keine Macht, kein Gebot, kein Wille entzieht, und um es ganz und recht zur Genüge zu genießen, braucht man kein vornehm Geborener, noch viel weniger der Sohn eines Fürsten oder Königs zu sein! –

Aber nicht allein im Sommer und in den schönen Tagen des Frühjahrs und Herbstes pilgerten wir nach unserm kleinen Hochlande, wie wir es im Scherze zu nennen beliebten, auch im Winter und sogar in den kältesten und unfreundlichsten Tagen, bei Sturm und Schneegestöber, gingen, ritten oder fuhren wir hinauf, um zu sehen, was unsere dortigen Freunde machten, und um mit ihnen, vor einem tüchtigen Kaminfeuer sitzend, zu plaudern und unsere in früheren Tagen begonnenen Unterhaltungen fortzusetzen.

So erinnere ich mich noch heute eines solchen Tages mit großer Freude, wo wir beim schönsten Sonnenschein im Februar zu Schlitten hinausfuhren, aber vom Sturm überfallen und bis spät am Abend festgehalten wurden. Es war dies der zum fünften Mal wiederkehrende Jahrestag des traurigen Zufalls, der so glücklich geendet und mich in das Schloß des Fürsten und den näheren Umgang seines Sohnes eingeführt hatte. Wir waren am Morgen, es war zufällig ein Sonntag, nach dem Gottesdienst bei der Fürstin gewesen und hatten ihr und der Prinzeß Hildgard unsere erneuerten Glückwünsche dargebracht. Bei dieser Gelegenheit wurde mir immer die Ehre zu Theil, einen Kuß auf die Hand der schönen Prinzeß zu drücken, so wie das Glück, aus ihrem Munde einige Worte zu hören, die mich jederzeit, auch bei härtester Kälte, noch einmal in das Wasser zu treiben im Stande gewesen wären, wenn ich ihr einen ähnlichen Dienst hätte erweisen dürfen.

Nachdem der Prinz seine Schwester wiederholt umarmt und geküßt und dabei verheißen hatte, nie zu vergessen, daß er mir das Glück, diesen Tag zu erleben, verdanke, sagte er zu mir bei der Rückkehr nach unsern Zimmern: »Sieh, Kurt, das ist heute ein schöner Wintertag, ein bischen kalt zwar, aber das schadet nichts; wir wollen ihn auch wirklich als Feiertag betrachten und unmittelbar nach Tisch nach dem Hochlande fahren.«

»Wir sind ja erst vorgestern dagewesen, Bruno!«

»Das ist einerlei, heute dürfen wir schon ein wenig schwelgen und wer weiß, ob das Wetter lange so günstig bleibt.«

Gesagt, gethan; Herr von Transfeld wurde zu Rathe gezogen und da er nichts einzuwenden hatte, so wurde rasch ein Schlitten bestellt und dem Kutscher befohlen, sich mit dem Reitknecht Turner der Parthie zu Pferde anzuschließen, um bei der Nachhausefahrt am dunklen Abend uns mit Kiehnfackeln den Weg anzudeuten, der bei dem hohen Schneefall und den vielen im Winter schwer zu unterscheidenden Bäumen nicht so ganz leicht innezuhalten war.

Als wir um drei Uhr abgespeist hatten, was wir unter uns thaten, da gerade ein vertraulicher Besuch bei dem Fürstenpaare angelangt war, stiegen wir in die vorgefahrenen Schlitten. Der Prinz, Herr von Transfeld und der Graf saßen zu Dreien auf dem einzigen Sitze, ich nahm meinen Lieblingsplatz auf der Pritsche ein und ließ die

Kraft meines Armes sich im vollsten Glanze zeigen, indem ich so mächtig mit der großen Peitsche knallte, daß alle Welt, die es hörte, sich die Ohren zuhielt.

Die Sonne schien bei der Abfahrt prächtig, sie blitzte in jedem Schneekrystall auf der Erde und den Zweigen der Bäume wieder und die Pferde liefen so schnell, daß es eine Lust war und wir Alle uns in der heitersten Stimmung befanden. Kaum aber waren wir an den Fuß des Schloßberges gelangt und eilten der Brücke zu, die über den kleinen Fluß auf das freie Feld führte, so verschwand die Sonne hinter Wolken, der Himmel verfinsterte sich ringsum und zugleich brauste ein gewaltiger Schneesturm uns entgegen.

»Vorwärts!« rief der Prinz, der die Zügel der schönen Grauschimmel führte, indem er sie ungestüm schüttelte, »tummelt Euch!« und wir flogen plötzlich so eilig davon, daß die voraufreitenden Diener ihre Pferde in starken Galopp setzen mußten. Aber so sehr wir auch eilten, der Sturm faßte uns doch und wir kamen arg mitgenommen und mit hochrothen Ohren und Nasen vor dem Waldhause an, aus dem der Förster und Elsbeth sogleich hervorsprangen, als sie von Weitem unsern beschneiten Zug herannahen sahen.

Nachdem wir die einsamen Waldbewohner freundlich begrüßt hatten und von ihnen eben so willkommen geheißen waren, eilten wir die Außenstiege nach dem Oberhause hinauf und waren nicht wenig verwundert, des Prinzen Lieblingszimmer, ein reizendes kleines Gemach an der vordersten Ecke des Hauses behaglich

warm und die prasselnden Holzstücke im Kamine in voller Gluth zu finden.

»Ha!« rief der Prinz, »es ist Feuer hier, wer hat dies angenehme Wunder bewirkt?«

Der Förster lächelte. »Es wurde beinahe zum Scherz angemacht, Duchlaucht,« sagte er, »aber Elsbeth war heute Nachmittag so bestimmt der Meinung, daß Sie uns besuchen würden, daß ich für alle Fälle sorgen wollte, und so ließ ich es anzünden.«

»Elsbeth ist ein vortreffliches Mädchen und sie hat schon wieder bewiesen, daß sie mehr Verstand als unsere Hofdamen hat. Natürlich leistet sie uns nachher Gesellschaft. Nun aber rasch einen guten Kaffee, Waldstein, und dann« – hier flüsterte er ihm leise zu – »machen Sie uns eine Bowle Punsch. Ich lade Sie mit dazu ein, es ist heute ein gewisser Geburtstag wieder – Sie wissen ja!«

»Ich weiß, ich weiß,« erwiderte der Förster traulich und warf mir einen herzlichen Blick zu, »es soll Alles besorgt werden, wie Ew. Durchlaucht es wünschen.«

Eine Stunde später war es schon halbe Nacht draußen; die Fenster wurden geschlossen und wir saßen beim Kerzenscheine, dicht vor dem flammenden Kamine bei der Bowle, nachdem der Kaffee diesmal sehr rasch beseitigt war.

O, es war dies ein trauliches kleines Zimmer bei solcher Winterzeit, die brausend und ungestüm von Außen her an das Fenster pochte, aber keinen Einlaß zu uns glücklichen Menschen erhielt. Es war gerade groß genug, um sechs Personen bequem zu fassen. Es hatte

nur ein Fenster und eine demselben gegenüber liegende Thür, und diese wurde durch eine Portiere von grünem Plüsch geschlossen, durch welche man in ein größeres Nebengemach trat. An der Wand links vom Fenster stand ein kleiner Divan, mit grünem Sammt überzogen; darüber hing ein schönes Jagdstück von einem niederländischen Meister; vor dem Divan stand der mit Hornstücken und Fuchszähnen ausgelegte Eichentisch, um den wir Alle, die siedende Bowle über einer Spiritusflamme in der Mitte, saßen. Zur Rechten von uns, in der Ecke neben der Thür, loderten die hellen Flammen im Kamin auf und an der Wand rechts vom Fenster, uns gegenüber, erhoben sich zwei kostbare Schränke, mit Gewehren und Pistolen gefüllt, darüber prangten zwei große Jagdbilder und aus den freien Zwischenräumen der Wände sprangen überall kleine Rebkronen hervor, die mit Jagdtaschen und sonstigen zum Waidmannshandwerk gehörigen Dingen beladen waren. Ueber dem Kamine aber blitzte ein herrlicher venetianischer Spiegel den Kerzenglanz zurück und auf dem Gesimse darunter glänzten schöne bunte Krystallpokale, aus denen nur bei Gelegenheit einer großen Jagd getrunken wurde, die dann im Kreise herumgingen und vom Fürsten selbst gefüllt zu werden pflegten.

In der einen Ecke des Divans saß Herr von Transfeld, dem heute ganz behaglich unter uns zu Muthe war; neben ihm, dem Kamin zunächst, der Prinz. Ihm gegenüber, ebenfalls am Kamine, hatte Elsbeth ihren Platz, von Zeit

zu Zeit von dem wohlschmeckenden Feuergetränk nippend und das jugendliche Gesicht strahlend von Schönheit und Lebensfrische. Neben ihr saß ich, dann kam der Graf und zwischen diesem und Herrn von Transfeld saß der Förster selber, der den Wirth machte und die Gläser vollschenkte.

»Meine Freunde!« rief der Prinz plötzlich, »ich bin heute sehr glücklich! Wer weiß, wann solch ein Tag wiederkehrt! Ich finde es immer hübscher hier im Hochlande und wenn – wenn ich erst älter bin, werde ich stets zur Erinnerung an meine schöne Jugendzeit nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter längere Zeit hier wohnen. Wißt Ihr was? Wir wollen darauf ein Friedensglas leeren, wie mein Vater es nennt und wie die Wilden in Amerika ihre Friedenspfeife rauchen, mit der sie es so ehrlich meinen. Herunter da mit dem großen Pokale von Rubinglas und nun füllen Sie ihn, Waldstein, bis an den Rand!«

»Den Pokal hier, Durchlaucht? Es ist das Mundglas Ihres Herrn Vaters! Es wird nicht geben, der Punsch ist zu heiß und der Krystall hält die Hitze nicht aus, er springt.«

»Er springt nicht, verlassen Sie sich darauf. Ich stehe dafür ein. Halt – wir wollen die Haltbarkeit des Glases eine Prophetin sein und es zugleich seine Probe für alle Zeiten bestehen lassen. Hält der Pokal es aus, so gehen unsere Wünsche, hier einst länger zu wohnen, in Erfüllung; springt er, so bleiben unsere Träume Schäume, wie so viele Träume der Menschen!«

Er hielt das Glas hin, der Förster zögerte immer noch, das heiße Getränk einzuschütten, und wir Anderen schauten voller Spannung auf den Vorgang hin, fürchtend, das Glas werde springen, halb hoffend, es werde dem allgemeinen Wunsche genügen und seine Haltbarkeit beweisen.

»Gießen Sie ein, unverzagt!« rief der Prinz mit glänzenden Augen.

Der Förster zögerte nicht länger, er goß vorsichtig einen Löffel voll in den Pokal, dann den zweiten, den dritten und endlich füllte er ihn bis an den Rand. Der Krystall hielt die Probe aus, er sprang nicht, trotzdem sich seine funkelnde Außenseite mit einem dichten Perlschleier, wie vor Angst schwitzend, bedeckte.

»Halloh!« riefen wir und, kindlich vergnügt, klatschten wir Alle vor Freuden in die Hände, daß wir einst in unserm Alter, wie jetzt in der Jugend, längere Zeit auf dem schönen Waldhause wohnen würden.

»Seht Ihr,« rief der Prinz wieder, »man muß nur etwas wagen, wenn man etwas gewinnen will. Nun fange ich aber an ihn zu leeren, oder nein, Elsbeth, weihe Du ihn mit Deinen rothen Lippen ein und Jeder thut einen so langen Zug wie möglich, wir wollen sehen, ob wir ihn so mit *einer* Kreisung leeren. Das soll die zweite Probe für uns sein, daß wir es ehrlich mit unsern eigenen Wünschen meinen.«

Elsbeth probirte das Getränk, aber es war noch zu heiß. »Durchlaucht,« sagte sie freundlich lächelnd, »lassen Sie uns noch eine Weile warten, sonst können wir

beim besten Willen nicht beweisen, daß wir es ehrlich meinen.«

»Du hast Recht; so warten wir noch!«

Zehn Minuten verflossen unter heiterem Gespräch sehr rasch. Da ergriff Elsbeth, die kein Auge von dem Pokale verwandt hatte, das Glas und sagte, mit der Hand es außen beführend: »Jetzt wird es gehen!«

»So trink, Kind, aber vernünftig, nicht wie ein zimperliches Mädchen.«

»Ich werde trinken, so lange ich kann!« erwiderte sie ernst und doch dabei herzlich vergnügt. Und den Pokal an die Lippen setzend, versuchte sie erst langsam, dann aber trank sie mit einigen vollen Zügen und so reichlich, daß wir schon jetzt merkten, der Boden des Glases werde keinen Tropfen mehr aufzuweisen haben, wenn er an den Letzten von uns käme.

»Die meint es ehrlich!« rief der Prinz, beinahe jauchzend. »Jetzt kommst Du, Kurt, ich will diesmal der Letzte sein.«

Ich nahm das Glas aus Elsbeth's Händen und trank nach Kräften. Desgleichen der Graf und der Förster; als aber das Glas in Herrn von Transfeld's Hände kam, lächelte er schalkhaft und sagte: »Ich habe einen sehr großen Durst. Wenn ich es nun zu ehrlich mit meinen Wünschen meinte, Bruno, was sagten Sie dann?«

»Zu ehrlich kann es kein Mensch meinen,« antwortete der Gefragte, »und wenn Sie mir nur einen Tropfen darin lassen, so ist es mir lieber, als wenn wir ihn Alle nicht leer geschafft hätten.«

Herr von Transfeld trank, aber nur mäßig, um kein Spielverderber zu sein. »Bravo!« riefen wir Alle, als der Prinz das Glas zuletzt ergriff. »Freunde,« sagte er aufstehend, »ich sehe, wir meinen es Alle mit einander ehrlich, nun, so trinke ich denn diesen Rest auf Euer Aller Wohl und mag es Euch einst bei mir hier gefallen, wie es mir jetzt schon unter Euch gefällt!«

Er trank das Glas bis auf die letzte Neige leer, stellte es dann bei Seite und bemerkte, es habe jetzt seine Schuldigkeit gethan und nun müßte ein Jeder von uns die seine thun und etwas erzählen. Nach einigem Hin- und Herreden kamen wir überein, daß der Aelteste den Anfang machen müsse, und so begann der Förster nach kurzem Besinnen von seinen Kriegszügen zu erzählen, die er 1813 und 1815 mit dem Fürsten unternommen und wobei er namentlich bei der Schlacht von Belle-Alliance längere Zeit verweilte, indem er die blutigen Vorgänge beschrieb, die den großen Sieg der Verbündeten und die Niederlage der Franzosen zur Folge hatten.

Da sprang plötzlich der Prinz wieder auf und rief: »Lassen Sie es genug sein mit Ihren traurigen Schilderungen, Waldstein; Elsbeth ist ganz bleich geworden und ich bin auch kein Freund von solchen entsetzlichen Scenen. Der Krieg ist ein Unsinn, vom Gesichtspunkte der Civilisation und der hohen Bildung des heutigen Menschengeschlechts betrachtet, das letzte Ueberbleibsel der längst zu Grabe getragenen Bestialität und Barbarei der Menschen. Erzählen Sie uns lieber etwas Angenehmes, da wir doch so gemüthlich beisammen sitzen zum Beispiel von

Ihren Reisen mit meinem Vater in der Schweiz, das hören wir Alle gern, nicht wahr?«

Wir stimmten ihm sämmtlich bei, und so begann denn der Förster sein Lieblingsthema, indem er von den Bergen Tyrols erzählte und uns in die schönen Jahre seines Lebens versetzte, wo er jung und glücklich war und den Schatz seiner Jugend, die Mutter Elsbeth's kennen gelernt hatte. Wir saßen aufmerksam hörend um ihn her; Elsbeth hielt die kleinen Hände im Schooße gefaltet und das Auge gesenkt, als der Lieblichkeit ihrer Mutter mit der schönen Färbung begeisterter Rückerinnerung gedacht wurde. Als er aber von dem Leben in den Thälern und auf den Bergen jenes herrlichen Landes sprach, wurden wir Alle mit ihm entzückt; wir sahen den Aufgang und Niedergang der Sonne, das Strahlen des zwischen Wolkengebirgen hinsegelnden Mondes, und hörten das Glockengeläut der Rinderheerden und den jodelnden Gesang der Bewohner jener Felsthäler. Vergebens sah Herr Transfeld einmal über das Andere nach der Uhr, vergebens winkte ich leise dem Erzähler zu, immer fuhr er weiter fort und immer mit neuem Antheil neigte der Prinz sein aufmerksames Ohr dem Munde des Sprechenden hin. Endlich aber kam dieser zu Ende, blickte sich fröhlich im Kreise um und sagte schließlich:

»Wer die Welt und ihre Sitten und Gebräuebe nicht gesehen, wer die Menschen auf den Höhen und in den Thälern nicht kennen gelernt, der hat nicht gelebt, selbst wenn er tausend Jahre auf dieser Erde wandeln sollte. Wäre ich jung und reich, ich reiste um die ganze Erde

und ruhte nicht eher, als bis ich jedes Land derselben besucht, das einen Namen hat; erst dann würde ich mich befriedigt und beglückt in meiner Heimat fühlen.«

»Sie haben Recht,« erwiderte der Prinz nachdenklich, »reisen muß schön sein und reisen will ich, viel und weit, das ist mein Plan. Gott gebe die Gewährung! Jetzt aber, meine Freunde, wollen wir noch *ein* Glas auf die Erfüllung dieses Wunsches leeren, dann haben wir heute einen glücklichen Abend verlebt und wir wollen ihn im Alter noch öfter wiederholen, uns freuend an den Träumen unsrer Jugend und Gott für die Erfüllung unsrer heißen Wünsche dankend.«

Diesmal füllte Elsbeth die Gläser, bis an den Rand voll, und wir stießen sie fröhlich und hoffnungsvoll aneinander, denn des Prinzen Worte riefen unsre ganze Beistimmung hervor. Der Rest des Punsch's aber wurde den Dienern hinabgesandt, damit auch sie eine kleine Erquickung bei der scharfen Luft genössen; so liebte es der Prinz und hielt es, so oft sich ihm die Gelegenheit dazu bot.

Bald daraus hüllten wir uns in unsre Mäntel, der Schlitten fuhr vor und die Reiter standen schon mit ihren Fackeln bereit, die ein magisches Licht über den Schnee und die freundliche Architektur des bairischen Häuschens warfen. Wir stiegen ein, nachdem wir den Zurückbleibenden die Hände geschüttelt; diesmal aber nahm Herr von Transfeld die Zügel, denn die Pferde waren unruhig und machten jegliche Vorsicht nöthig. Ich stieg

wieder auf meine Pritsche, und als ich mich noch einmal nach dem Hause wandte, in dessen Thür die Tochter des Försters stand und uns glücklich lächelnd nachschaute, fiel gerade das Fackellicht blendend auf ihre zierliche Gestalt und ihr liebreizendes Gesicht. Sie sah dabei so schön aus, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen, und der Prinz mochte das Gleiche empfinden, denn er blieb ungewöhnlich lange vor dem Schlitten stehen und schaute freudig nach dem Hause zurück. Endlich aber saßen wir Alle fest und rasch stoben die Pferde davon, ihr helles Geläut weit durch den Wald sendend, durch den wir in später Abendstunde fahren und dessen verschlungene Wege, von unsern Vorreitern richtig geleitet, wir ohne jeden Unfall hinter uns ließen, indem wir kaum nach stündiger Fahrt wohlbehalten im Schlosse anlangten. Wir waren Alle darin einig, einen so glücklichen Abend erlebt zu haben, wie wir ihn in der Fürstenwohnung gewiß nicht zu erwarten gehabt, denn was ist aller Glanz und Ruhm der Welt gegen den Austausch befreundeter Herzen, die, wenn auch nicht alle gleich jung, wie die unsrigen, doch hier von gleich menschlichen Empfindungen und laute- ren Entschlüssen geschwellt wurden!

ACHTES KAPITEL. WIR WERDEN STUDENTEN.

Wir waren etwas spät nach Hause gekommen, viel später, als es sonst Sitte und Gewohnheit war, und einer der Ersten, der uns im Schlosse begegnete, war Herr Beau, als hätte er auf der Lauer gestanden, um unsre Ankunft

zu erspähen und gehörigen Ortes umgehend kundzutun. Sicher erfuhr er, wo wir gewesen waren, und gerade die häufigen Besuche in unserm Hochlande regten seine Galle auf, denn er wußte, daß wir gern und glücklich daselbst waren, und einen Menschen glücklich zu sehen, dessen Glück er nicht theilen durfte, war für den neidischen Geheimschreiber stets eine unerträgliche Pein gewesen. Daß er seine Erkundigungen mit passenden Bemerkungen an den rechten Mann gebracht, erfuhren wir schon am nächsten Tage zur Genüge, denn Herr von Transfeld wurde sehr früh zum Fürsten berufen und führte mit ihm ein Gespräch von einiger Wichtigkeit, dessen Inhalt ich erst später erfuhr, das ich aber dem Leser gleich hier mittheilen will.

»Transfeld, empfing der Fürst unsern Erzieher mit zwar ruhiger Miene, aber doch von irgend einer kleinen Sorge innerlich bewegt, »wir haben Sie und die Knaben gestern Abend vergeblich zur Tafel erwartet. Wo sind Sie mit ihnen so lange gewesen?«

»Im bairischen Häuschen, gnädigster Herr.«

»So. Sie gehen sehr oft mit Ihren Zöglingen dahin?«

»Aufzuwarten, Durchlaucht. Was kann es auch Gesunderes, Frischeres geben als die Bewegung im Freien, den Aufenthalt in dem lieblichen Hause, und die Uebungen, denen Ew. Durchlaucht Sohn mit seinen Gefährten daselbst obliegt?«

»Das ist ganz gut und ich bin durchaus nicht dagegen. Allein zu häufig wünsche ich den Besuch bei Waldstein nicht. Verstehen Sie mich recht, ich habe gegen

den Mann nichts einzuwenden, er ist mir sogar lieb und werth, aber ich habe einen Verdacht.«

»Einen Verdacht, gnädigster Herr? Dieser Ausspruch überrascht mich. Sprechen Sie Ihre Befürchtungen ganz aus, vielleicht bin ich am besten im Stande, Sie vollständig und für immer zu beruhigen.«

»Das wäre mir lieb – indessen ist es nichts von Bedeutung, wie Sie anzunehmen scheinen. Ich wünsche nur über Etwas in's Klare zu kommen und darum fordere ich von Ihnen, daß Sie mir die Wahrheit sagen. – Man sagt mir und, ich gestehe, es ist eine ›beachtenswerthe Stimme‹, die mir das sagt, daß der Flemming am meisten an Waldstein hängt und daß nur auf seinen Antrieb der Besuch des Forsthauses im Schwange ist. Ist dem so, Transfeld, oder nicht? Und ist es, so will ich wissen, warum es so ist.«

Herr von Transfeld gestand mir später selbst ein, daß er bei diesen Worten des Fürsten in einiges Erstaunen gerathen sei, sich aber sehr bald gefaßt und sogar ein leises Lächeln nicht habe unterdrücken können, denn er habe sofort die ›beachtenswerthe Stimme‹ erkannt, die dem Fürsten den kleinen Verdacht in's Ohr zu flüstern gewußt. »Flemming?« sagte er sodann, »Kurt Flemming? Sie sind durchaus im Irrthum, Durchlaucht, wie ich gewiß weiß. Kurt geht zwar sehr gern nach dem Waldhause, aber vorzugsweise ist er nicht das Triebrad zu den häufigen Besuchen daselbst. Er folgt darin nur den Wünschen des Prinzen, und alle drei jungen Leute, wie auch

ich selbst, finden daselbst Alles, was sie suchen. Unterhaltung, Belehrung, Unterricht in manchen für das Leben höchst wichtigen Dingen.«

Der Fürst lächelte fein. Da ihm Herr von Transfeld aber als ein zuverlässiger und wahrheitsliebender Mann bekannt war, dem er unbedingt vertraute, so nahm er sogleich eine völlig beruhigte Miene an und fuhr fort: »Sie haben Recht, es wird auch nicht anders sein, man muß nicht Alles glauben.«

»Gnädigster Herr,« entgegnete jetzt Herr von Transfeld dreist, »es scheint, als habe man eine wirkliche Befürchtung in Ihnen erweckt. Wollen Sie die Gnade haben, mir dieselbe offen mitzutheilen? Ich als Erzieher des Prinzen des Erbprinzen, gnädigster Herr, bin verantwortlich für Alles, was jetzt und in Zukunft geschieht, und es würde mir wehe thun, zu denken, daß Ew. Durchlaucht auch nur eine kleine Wolke der Sorge an dem Zukunftshorizonte Ihres Sohnes aufsteigen sähe.«

»O, ich spreche nicht von meinem Sohn, Transfeld, so ernst ist es glücklicher Weise nicht. Aber die Verantwortung würde ich doch nicht so ganz und gar übernehmen, wie Sie es zu wollen scheinen. Man kann nie wissen, was in dieser Jugend steckt. Die Welt ist vorgeschritten, schreitet alle Tage mit Riesenschritten weiter vor, und kein Mensch kann dafür stehen, daß sie immer die Wege geht, die wir ihr für jetzt vorgezeichnet haben, also auch Sie nicht.«

»Und dennoch, Durchlaucht, muß ich zu meiner eigenen Beruhigung wünschen, daß Sie mir alle Ihre Sorgen

in dieser Beziehung mittheilen, selbst wenn es nur ein kleiner Schatten davon wäre.«

»O, wie gesagt, Sie nehmen die Sache zu ernst. Das wollte ich nicht. Ich hatte nur den Kurt dabei im Auge. Der Junge ist hübsch, fast zu hübsch für einen Mann seines Standes, und dabei gewachsen wie ein Ballettänzer ersten Ranges. Sapperlot, das ist die Wahrheit. Nun sagte man mir aber, der Junge wisse das und habe ein Auge auf das weibliche Geschlecht –«

»Wie?« unterbrach ihn Herr von Transfeld höchlichst verwundert.

»Nun ja, was will das auch sagen? Es kann immer hier der Fall sein.«

»Es ist aber diesmal durchaus nicht der Fall, gnädigster Herr, das will ich beschwören. Ich kenne ihn genau.«

»So, so, das ist mir lieb. Also keine ordinaire Liebschaft mit der Tochter des Waldstein?«

»Gott im Himmel!« rief Herr von Transfeld beinahe außer Athem aus, »Wer hat Ew. Durchlaucht diese durchaus falsche Meinung von dem Knaben beigebracht?«

»Still, er ist kein Knabe mehr. Ihre Schüler sind lange über die Knabenjahre hinaus, wir können uns das nicht verhehlen, und möglich ist möglich bei so feurigem Blut. Ueberdieß, die Elsbeth ist hübsch und wird noch viel hübscher werden, ich sehe es alle Tage zu meinem Erstaunen; sie gleicht ihrer verstorbenen Mutter wie ein Ei

dem andern, Sehen Sie, im Ganzen habe ich nichts dagegen, Transfeld. Der Kurt kann die Elsbeth später heirathen, das giebt ein schönes Paar, ich statte das Mädchen sogar unter allen Umständen aus, aber – jetzt – jetzt möchte ich noch nicht, daß der Kurt meinen Bruno auf solche albernen Gedanken brächte, sie haben noch ernstere Dinge thun, bis sie Männer sind, und die Leidenschaft wird ohne so frühzeitige Nahrung früh genug in ihnen erwachen. Also aufgepaßt, Transfeld! So kann ich denn ruhig sein?«

»Vollkommen, gnädigster Herr, ich stehe dafür ein, Kurt denkt nicht an eine so vorzeitige Neigung, er hat gar kein Herz, keinen Sinn dafür, sein ganzes Streben ist auf die Arbeit, die geistige Arbeit gerichtet, und ich kenne keinen jungen Menschen seines Alters, der Alles, was er weiß, so fest weiß und solche riesenmäßigen Fortschritte weit über seine Jahre hinaus gemacht hat.«

»Das zu hören ist mir lieb, Transfeld. Nun gehen Sie, ich habe Geschäfte – es bleibt unter uns, was wir gesprochen haben – Sie verstehen mich?«

»Ja, gnädigster Herr, aber ich bitte dringend, hüten Sie sich vor der ›beachtenswerthen Stimme‹, die Ihnen solche unbegründete Mittheilungen macht, ich mißtraue solchen Einflüsterungen immer.«

»Nicht immer, Transfeld, man muß nur vorsichtig sein. Manchmal zünden sie uns ein helles Licht in der Dunkelheit an –«

»Viel öfter aber führen sie uns wie die Blender der Sümpfe in die Irre!« unterbrach ihn Herr von Transfeld mit Nachdruck.

»Auch möglich, Sie haben Recht. Guten Morgen, Transfeld. Halt! Lassen Sie die Knaben aber nichts von unserer Unterredung merken, auch nicht *merken*, sage ich, denn die Taugenichtse haben einen unglaublichen Verstand, Ohren wie die Füchse und Augen wie die Luchse. Sie wittern Alles und Jedes aus, die jungen Raben! Haha! Ich kenne das und man muß vor ihnen verteufelt auf der Huth sein!«

Der Fürst hatte Recht, wir waren wirklich mit Luchsaugen begabt, denn wir sahen Herrn von Transfeld sinnend und nachdenklich sein Zimmer betreten und witterten Unrath, obgleich wir nicht wußten, was wir verbrochen haben sollten. Er aber ließ sich in der That nichts merken und nachdem er einen Spaziergang in den Schloßgarten gemacht und mit Herrn Beau – das hörten wir von einem Diener – einige harte Worte gewechselt, kam er wieder heiter zu uns zurück, um mit uns den Horaz zu lesen, der damals unser Lieblingsdichter war und aus dem der Prinz das *Integer vitae, scelerisque purus* sich zur lebenslänglichen Richtschnur genommen hatte,

Zwischen ernstern Studien, körperlichen Uebungen und unschuldigen Vergnügungen nun getheilt, verfloß

uns die Zeit rasch und unbemerkt, und ehe wir es ahnten, hatten wir das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt und waren in das Jünglingsalter eingetreten. Herr von Transfeld, der nach jeder Richtung hin des Prinzen Interesse mit großer Aufmerksamkeit im Auge behielt, hatte schon oft gegen den Fürsten einige Andeutungen fallen lassen, daß er mit seinem Unterricht bei uns am Ende sei und daß dem Prinzen nun noch andere Unterweisungen zu Theil werden müßten. Diese Andeutungen aber hatte der Fürst stets zu überhören geschienen; es mochte ihm wohl Mühe verursachen, zu einem Entschluß zu gelangen, dessen Ausführung von bedeutendstem Einfluß auf des Prinzen Zukunft sein mußte.

»Sie mögen es immer noch eine Weile so fort treiben,« sagte er eines Tages, als er bei guter Laune war, »und erst zu Weihnachten, – es war im Jahre 1828 – »erwarte ich Ihre Vorschläge, lieber Transfeld, was nun weiter geschehen soll. Gehen Sie genau zu Werke, prüfen Sie scharf und behalten Sie Alles im Auge, was für meines Sohnes Gegenwart ersprießlich ist und für seine Zukunft bedeutungsvoll werden muß. In Allem aber mag Gott seinen Segen geben!«

Damit war also Herr von Transfeld für diesmal entlassen, dagegen mit seinen Anträgen und Rathschlägen auf eine bestimmte Zeit verwiesen. Der Prinz ließ sich das gefallen, da er doch nun eine sichere Aussicht auf irgend eine wichtige Veränderung in seinen jetzigen Verhältnissen gewonnen, die ihm, so angenehm sie waren, doch

nach und nach etwas eintönig, ja mitunter sogar langweilig und gezwungen vorkamen.

Was nun unsere geistige Ausbildung zu jener Zeit betrifft, so waren wir nicht solche unglückliche und doch bisweilen angestaunte Viel- oder Halbwisser, zu welchen die heutige Jugend nur zu oft ausgedrechselt und gleich den Jagdhunden mit moralischer Hetzpeitsche dressirt wird, eine Dressur, die mit schuld ist an dem ganzen Jammer, den wir täglich in fast allen Verhältnissen an den zu Männern heranwachsenden Jünglingen wahrnehmen. Viele von ihnen werden halbreif geboren, sind mit zwölf Jahren überreif im Wissen und Leisten und mit achtzehn schon faul, wie der Apfel, der, im Treibhause gezeitigt, plötzlich in das windige freie Land versetzt, und nun ohne Schutz und Kraft da draußen vom kleinsten Windstoße vom Zweige geworfen wird. Wohin, rufen wir bei dieser Gelegenheit aus, soll unser Erziehungssystem führen, wenn wir von achtzehnjährigen Menschchen schon verlangen, was früher ein bedeutender und erfahrener Mann erst am Ende seines thatenreichen Lebens wußte? Wollen die Männer, die an der Spitze der öffentlichen und privaten Erziehung stehen, durchaus den Dampf und den elektrischen Funken in das organische Leben der Jugend, in Herz und Sinn, Seele und Geist einführen, so mögen sie auf ihrer Huth sein, daß dieser Dampf, dieser elektrische Funke nicht einmal sich gegen die Quelle wende, aus der er entsprungen, und, allen künstlichen Sicherheitsventilen Hohn sprechend, den Dampfkessel, die

ganze Kunstmaschine und den Herrn Maschinenmeister selbst mit in die Luft sprengte.

Eine gute Erziehung, gründliche wissenschaftliche Bildung ist eine schöne und wünschenswerthe Sache, wir wissen und bekräftigen das gewiß aus eigener Erfahrung, aber übereilte Erziehung, universelle Andrehselung in einem noch nicht niet- und nagelfest gewordenen Kopfe ist eine sehr böse und gefährliche Sache, wobei wir nicht einmal die Polypen und Parasiten mit in Anrechnung bringen, die sich schmarotzend mit am Baume der Erkenntniß laben, die so früh zum Durste aufgereizte Seele an eine trübe Quelle locken, aus der sie nur unreine Säfte saugt, und mit dem Körper zugleich auch den Geist verwüsten und vernichten. Das lehren unsere Gefängnisse, unsere ellenlangen Verbrecherlisten, das lehren endlich am schlagendsten – unsere Irrenhäuser. –

Was wir Knaben gelernt hatten, war nicht übermäßig viel, aber was wir wußten, wußten wir ordentlich. Man hatte uns Zeit gelassen, außer dem Wust der Buchstaben und Worte auch den Sinn zu fassen und die Bedeutung des Erlernen dem glücklicher Weise treuen Gedächtniß einzuprägen. Homer und Horaz wußten wir beinahe auswendig, und wie jener alles Griechische einbegriff, was wir konnten, so war dieser die Spitze unsers Lateins. In der Mathematik und Physik hatten wir das Nöthige, in der Geschichte und Erdbeschreibung das Meiste, in der Literaturgeschichte das Beste gelernt. Auch Französisch sprachen wir, wie man erwarten kann, fertig, Englisch leidlich, vor allen Dingen aber kannten und pflegten wir

unsere Muttersprache, die uns die schönste und beste Sprache der ganzen Welt zu sein schien. Hierin ging der Prinz so weit, daß er nie leiden konnte, wenn Jemand in seiner Umgebung ein fremdes Wort gebrauchte, wofür wir ein gutes deutsches besaßen, und jede junge Dame, mochte sie noch so schön und vornehm sein, war in seinen Augen, wenn sie das Deutsche nur als Nothbehelf *parlirte* und dafür lieber fremde Ausdrücke gebrauchte, deren Bedeutung sie oft nicht einmal verstand, eine NÄrrin, was er in späteren Jahren Vielen ohne Scheu in's Gesicht sagte. –

So kam denn endlich das besprochene Weihnachtestfest heran, und als die Feiertage vorüber waren, wurde Herr von Transfeld zu einer ernstern Berathung in das Arbeitscabinet des Fürsten befohlen.

»Haben Sie redlich über die Punkte nachgedacht, Transfeld, die wir vor einem Vierteljahre besprachen?« fragte ihn der Fürst.

»Ja, Durchlaucht, und nach reiflicher Erwägung bin ich kein Haarbreit von meiner früheren Ansicht abgewichen, die ich schon damals anzudeuten mir erlaubte.«

»Still noch davon! Hat mein Sohn niemals den Wunsch geäußert, vielleicht in einem großen Militairstaate sein Heil als Soldat zu versuchen?«

»Nie, Durchlaucht, er hat sich sogar wiederholt und offen dagegen ausgesprochen. Seine engere Heimat, sagte er mir, sei zu klein, um später darin die etwa errungenen Kenntnisse und Liebhabereien zu verwerthen, überdieß

aber habe er keine Lust, sich zu einer Maschine zu erniedrigen, der Soldat, der einen Befehlshaber über sich hat, mehr oder minder immer ist und sein muß. Er halte den Soldaten im Frieden für ein kostbares und überflüssiges Spielwerk, der Krieg aber sei für ihn eine Spätgeburt und gehöre in das Mittelalter hinein, jetzt müßten vielmehr der Geist, die Intelligenz Schlachten liefern und in solchen Schlachten allein wünsche er ein großer Feldherr und ein bekränzter Sieger zu werden.«

»Hm! Nicht übel! In manchem dieser Dinge hat er Recht und ich stimme ihm wohl bei. Im Ganzen jedoch nicht. Wieviel aber ist von Dem, was Sie eben sagten, aus Ihrem und wieviel aus des Prinzen Kopfe geflossen?«

»Fragen Sie ihn selber, Durchlaucht, er wird keinen Augenblick anstehen, Ihnen unumwunden seine Meinung zu sagen.«

»Ich danke. Ich kenne seine Unumwundenheit schon zur Genüge. Er ist ein junger Streithengst, ein Rechthaber, ein Todtschläger mit Worten. Ich mag mich von ihm nicht schlagen lassen. Hm! Nein, machen wir Beide das unter einander ab, ich freue mich, daß Sie sein ganzes Vertrauen und zugleich das meinige besitzen. Nun, wenn er auch noch ein bischen wild ist, er wird sich auch noch die Hörner abstoßen, und wenn er einst in meine Fußstapfen tritt, wird er zahm und still sein, wie wir Alle geworden sind und jeden Tag mehr werden müssen, die wir einen Fürstenhut tragen und ein kleines Scepter in den

Händen halten. – Nun aber sagen Sie mir aufrichtig Ihre Meinung. Was fangen wir mit ihm zunächst an, lassen wir ihn reisen?«

»Noch nicht, Durchlaucht, aber später. Erst muß er eine feste Basis gewinnen, von der aus er sich und die Welt beschaut; er muß große Männer sprechen und lehren hören, er muß, mit einem Worte, Kenntnisse sammeln, um später die Kenntnisse der Menschen würdigen und benutzen zu können.«

»Nun – Sie wollen doch nicht – was meinen Sie?«

»Lassen Sie den Prinzen eine Universität oder zwei, ja drei besuchen –«

»Was!« fuhr der Fürst, einen Schritt zurückprallend, auf. »Sie geben mir da einen schönen Rath! Soll er ein Demagoge werden?«

Herr von Transfeld lächelte milde. »Es wird nicht Jeder ein Demagoge, der Universitäten besucht und das Edle, Schöne und Gute derselben auf die rechte Weise benutzt. Vielmehr hat er dabei Gelegenheit, ein frei und billig denkender Mann zu werden, eine Säule aus sich zu machen, an die Jeder sich in Stunden der Noth und Gefahr lehne, und nicht allein für sich, auch für Andere zu lernen. Das Alles aber ist die Aufgabe eines Fürsten heutiger Zeit, wie ich es wenigstens verstehe.«

Der Fürst ging unmuthig im Zimmer auf und ab. Herr von Transfeld hatte mit kühner Hand die Axt an die Wurzel seiner abweichenden Denkungsart gelegt. »Was, Universität!« rief er dann. »Ich bin auch auf keiner Universität gewesen und doch eine Säule für mich, meine Familie und meine Unterthanen geworden – meinen Sie nicht?«

Herr von Transfeld verbeugte sich und stimmte mit aufrichtigen Worten völlig bei.

»Nun sehen Sie. Ich bin der Meinung, für einen Fürstensohn ist das Leben die beste Universität. Sind Sie nicht *dieser* Ansicht?«

»Nicht ganz, Durchlaucht. Seitdem Sie ein Prinz waren, haben sich die Zeiten, die Menschen und die Anforderungen an dieselben geändert; auch an die Fürsten macht man heute größere Ansprüche, gleich wie an den Lehrer, den Techniker, den Arzt und überhaupt jeden Mann von Bildung.«

Der Fürst senkte den Kopf, ging sinnend auf und nieder und vergaß beinahe Herrn von Transfeld's Anwesenheit. Plötzlich fuhr er wie aus einem Traume empor. »Ich will es mir überlegen, Transfeld,« sagte er hastig, »ich will mit meinen Räthen darüber sprechen. Im Ganzen sehe ich darin kein Unglück. Man kann es jeden Augenblick corrigiren, ihn abrufen. Würden Sie meinen Sohn zur Universität begleiten?«

»Von ganzem Herzen gern. Ich habe ihm meine besten Jahre gewidmet und werde auch ferner fortfahren, sein Hort und Freund zu sein wie bisher.«

»Hm! Das läßt sich hören – dann freilich! Sie haben mir mit diesem letzten Worte in Wahrheit eine beruhigende Arznei eingegeben. Aber wir wollen nichts übereilen – wann ist der beste Termin, die Studien an einer Universität zu beginnen?«

»Kommende Ostern ist meiner Meinung nach der äußerste Termin, Durchlaucht!«

»Und welche Universität schlagen Sie vor?«

»Zunächst Bonn – dann Göttingen – dann Heidelberg und zuletzt vielleicht Berlin.«

»Der Tausend! Das ist viel Gelehrsamkeit für einen Prinzen. Wird er das Alles verdauen?«

»So gut wie er bisher alle seine Schulgelehrsamkeit verdaut hat, wenn sie ihm in den richtigen Dosen eingegeben wird.«

»So sei es denn abgemacht, ich werde es überlegen. Am Sylvesterabend sollen Sie meinen Entschluß vernehmen, bis dahin schweigen Sie gegen Jedermann von unsern Plänen.« –

Der Sylvesterabend kam und mit ihm die Mittheilung an unsern Erzieher, daß seine Ansicht den Sieg davon getragen und daß wir zu Ostern die Universität Bonn beziehen würden. O, welche Aussicht war das für uns junge Leute, die von der Welt noch nichts gesehen und von dem Studententhum eine so merkwürdige Vorstellung gewonnen hatten, daß es uns schwer geworden wäre, davon eine Definition zu liefern, wenn man danach gefragt hätte.

Schon am nächsten Morgen, als wir uns nach altem Brauch bei Zeiten zum Fürsten und seiner Gemahlin

begaben, um ihnen unsern Neujahrswunsch darzubringen, erhielten wir von Ersterem die Bestätigung unseres Glückes, und als Mittags große Cour und der ganze Adel der Umgegend versammelt war, wurde die große Neuigkeit veröffentlicht und rief ein ungeheures Staunen hervor, denn Bruno war der erste Sproß des Hauses W***, der seine Regentenweisheit aus den ersten Quellen des menschlichen Wissens schöpfen sollte. Die ganze Versammlung betrachtete daher den Mann des Tages mit wunderbar weit aufgerissenen Augen und fand ihn plötzlich erstaunlich gewachsen, groß und schön. Jedermann bemühte sich, nur ein Wort mit ihm zu wechseln, und nur einige stolze Barone vom alten Schlage rümpften die Nase, da ihnen die Neuerung, die man mit dem künftigen Regenten beabsichtigte, vollkommen überflüssig und in Bezug auf die Folgen geradezu schädlich erschien.

Am meisten von allen anwesenden Personen aber war die Prinzessin Hildegard betroffen, die damals etwa ihr zwölftes Lebensjahr erreicht hatte. Als sie von der Trennung hörte, die ihr von ihrem theuren Bruder bevorstand, fing sie laut an zu weinen, stürzte sich in seine Arme und sagte, daß sie diese Trennung nicht ertragen würde, weil sie überzeugt wäre, daß sie ihren Bruder nun für das ganze übrige Leben verloren hätte.

»So begleite uns und studire mit uns!« scherzte der Prinz und stellte mir darauf in heiterster Laune das schöne Kind als unsre Gefährtin in Bonn vor, ein Scherz, der die Prinzessin beruhigte, mir aber und dem Grafen, die

wir Beide für die schöne Fürstentochter glühten, das Blut lodernnd in's Gesicht jagte.

Von Seiten des Fürsten ward nun Alles in Bereitschaft gesetzt, um diesen Auszug zu einem feierlicher Act zu gestalten, und lange vor der Abreise wurden für unsre Unterkunft in Bonn die nöthigen Schritte gethan. Die Zeit verging unter Hoffen und Bangen rasch und endlich trennte uns nur noch eine kurze Woche von einem unserer wichtigsten Lebensabschnitte. Die Personen, die den Prinzen begleiten sollten, waren längst ausgewählt, die näheren Verabredungen mit Herrn von Transfeld getroffen, der der oberste Leiter der großen Expedition werden sollte, und es blieb endlich in der Heimat nichts mehr übrig, als dem letzten zu Ehren des Prinzen veranstalteten Feste beizuwohnen, Abschied von unsern Lieben zu nehmen und in den Wagen zu steigen.

Am Tage vor dem Feste auf dem Schlosse bestiegen wir schon Nachmittags gleich nach Tische unsre Pferde und jagten, diesmal ohne Herrn von Transfeld's Begleitung, nach dem bairischen Häuschen hinaus. Noch einmal saßen wir mit dem wackern Förster und seiner schönen Tochter in dem kleinen Lieblingszimmer am lodernnden Kamin, tranken noch einmal Punsch und suchten uns den Abend so angenehm wie sonst zu vertreiben. Aber die frühere heitere Lust wollte diesmal nicht so recht in Gang kommen und als wir uns endlich erhoben, um Abschied zu nehmen, flossen sogar Thränen, denn dem Förster wurden die Augen feucht, als er dem Prinzen seine

Segenswünsche aussprach, und Elsbeth konnte vor lautem Schluchzen sogar zu keinem Worte kommen.

Auch mir ging die Trennung sehr nahe, nur der Prinz blieb äußerlich unerschüttert, trotzdem die Entfärbung der Wangen die in seinem Innern vorgehende Bewegung verrieth. »Ich weiß nicht, warum Ihr Alle traurig seid,« sagte er, »da wir gehen. Wir verlassen Euch ja nur, um zu Männern heranzureifen, und kehren wir wieder, so soll das alte Leben hier von Neuem beginnen, ja es soll noch schöner werden, das verspreche ich Euch, so wahr ich Bruno heiße.«

So war auch dieser Abschied überstanden und wir rüsteten uns am nächsten Tage zu dem großen Hoffeste, bei dem wir Drei diesmal die Haupttollen spielen sollten, denn ich darf es nicht verschweigen, von dem Augenblick an, wo es bekannt ward, ich solle des Prinzen Gefährte selbst auf der Universität, also wahrscheinlich auch sein künftiger Begleiter durch's Leben sein, gewann ich in den Augen der Eitlen, Ehrgeizigen und Speculirenden sichtbar an Bedeutung und man hielt es nicht mehr unter seiner Würde, mit mir freundlich zu reden, ja mir sogar die Hand zu schütteln und die Hoffnung auf frohes Wiedersehen auszusprechen.

Im Schlosse herrschte an diesem Tage eine ungeheure Regsamkeit und aller Glanz ward aufgeboten, den Abschied des Erbprinzen so feierlich wie möglich zu gestalten. Abends um acht Uhr trafen alle Gäste in großer Gala ein und die Festsäle waren von rauschenden Damen und

fein gekleideten Herren fast überfüllt. Allerlei mit goldenen Stickereien bedeckte Uniformen mischten sich mit dem schwarzen Zopfroch, die Damen aber wetteiferten in bunter Farbenpracht und Edelsteinschimmer, wie überall bei dergleichen Gelegenheiten, und die Trompeten und Pauken, zum Tanze auffordernd, schmetterten durch den großen Prunksaal so gewaltig, daß man kaum ein Wort des Zunächststehenden auffangen konnte.

Merkwürdig, zum ersten Mal in meinem Leben stimmte mich dieses Gewirr und Gelärm nicht traurig, sondern fast stolz hob sich dabei meine Brust, in der doch nur bescheidene Zurückhaltung und die alte Scheu vor dem hoheitsvollen Gepränge wohnte. Mag es nun sein, daß ich von dem Festglanze wirklich begeistert war, oder sprach schon der Gedanke mir Muth und Hoffnung ein, daß ich nun bald von einem erkünstelten glänzenden Leben befreit sein würde, in dem ich bisher nur eine untergeordnete Rolle gespielt, daß ich nun in die Freiheit des Lebens und Lernens treten dürfte, wo nur der Geist die Menschen regiert und wo Niemand mich daran erinnerte, daß ich, als niedrig geborener Mensch, nur geduldet und aus Anstand unter Höheren gelitten sei und daß der bloße Hauch eines Gewaltigen mich in die Oede meines früheren Daseins zurückstoßen könne – genug, ich war glücklich, ich war heiter, ich kannte mich selbst kaum mehr.

In die eben angeführten Gedanken verloren, stand ich in einer Ecke des von Kerzen schimmernden Saales und schaute dem bunten Gewirre der Tanzenden zu. Eigentlich sah ich nichts Einzelnes, nur das große Ganze, der

Tumult, der Flitter, floß vor meinen Augen wie ein wogendes Meer hin und her, denn meine Gedanken beherrschten in solchen Augenblicken stets meine Sinne und machten sie unfähig, ihre nächsten Funktionen zu verrichten. Da stieß mich Jemand an den Arm. Ich schaute auf und der Prinz stand an meiner Seite.

»Kurt,« sagte er, »was stehst Du so träumerisch da, als ob Dir das Fest nicht mitgälte?«

»Es gilt auch nicht mir, es gilt allein Dir!«

»So will ich Dir beweisen, daß auch Du mit gefeiert wirst. Sieh dort nach dem Balken hinaus. Siehst Du meine Schwester dort? Nun wohl, Du sollst zu ihr kommen, sie will mit Dir tanzen.«

»Bruno!« rief ich fast erschrocken aus, aber der Prinz war schon von meiner Seite entwichen und in dem großen wirbelnden Haufen verschwunden. Wie von einem bedeutungsvollen, nie geahnten Ereigniß überrascht, fühlte ich mein Hirn schwindeln; alle Pulse klopften und ich sah aus dem ganzen Gewirr sich drohender Menschen nur eine holdselige Gestalt, die auf dem erhöhten Platze unter einem rothseidenen Baldachin saß und lächelnd nach mir herüber schaute. Was sollte ich thun? Aber siehe da, wenn mein Kopf in diesem Augenblick seine Schuldigkeit nicht that, meine Muskeln thaten sie, denn ich bewegte mich, ohne Willen, ohne Kraft, fast nur auf Instinct nach dem Ende des Saales hin, wo, von den Uebrigen getrennt, die höchsten Personen saßen, nur von ihren Trabanten umgeben, wie die kleinen Sterne sich um den großen Mond schaaren.

Da aber blieb ich plötzlich wieder stehen, Dir Gedanke ergriff mich: »Wie, wenn Bruno Dich getäuscht hätte und Du nun eine unerhörte Dreistigkeit an den Tag legtest und dafür mit Verachtung gestraft würdest?« Was ich gethan hätte, wenn ich mir selbst überlassen geblieben wäre, weiß ich nicht; plötzlich aber ergriff eine Hand die meinige und zog mich mit sich fort. Bruno war wieder zu mir getreten und führte mich zu seiner Schwester, indem er sagte: »Da ist Hildegard, er brennt vor Entzücken, mit Dir einen Walzer zu tanzen.«

Stumm verbeugte ich mich, aber da sah ich, daß meine Angst umsonst gewesen war, denn die Prinzessin, wie Hebe holdselig lächelnd, erhob sich von ihrem Stuhle, und eine Minute später flog ich mit ihr die Reihen hinunter, vor Wonne kaum athmend, keines Gedankens mächtig, keines Wortes fähig, welch letzteres ja auch gar nicht verlangt worden war.

Als ich mit wirbelnden Sinnen meinen pflichtschuldigen Walzer beendet und die Prinzessin zu ihrem Platze zurückgeführt hatte, verbeugte ich mich sehr ehrfurchtsvoll, stammelte einige Dankesworte und wollte schon wieder entfernen, als die Prinzessin, tief Athem holend, sagte: »Herr Flemming, ich habe eine Bitte!«

Da war's, als ob ein Schleier vor meinem Hirne niedersänke und alle Gedanken, die mir sonst so reichlich zu Gebote gestanden, waren wieder unter meine Herrschaft zurückgekehrt. »Durchlaucht,« erwiderte ich, mich abermals vorbeugend, »wenn menschliche Kräfte und ein

reiner Wille eine Bitte erfüllen können, so ist die Ihrige schon im Voraus von mir erfüllt.«

»Ich danke Ihnen,« entgegnete sie, sich näher zu mir beugend, da in diesem Augenblick die Gräfin Wetterau an ihre Seite zurückgekehrt war und uns ihr Ohr zugeneigt hielt. »Bleiben Sie meinem Bruder treu wie bisher, und schützen Sie ihn vor jeder Gefahr, wie Sie auch mich einst beschützt haben. Wollen Sie das?«

»Ich will es und werde es!« sagte ich mit wortloser Begeisterung.

»So geben Sie mir die Hand darauf.«

Sie reichte mir ihre feine, leider mit einem glänzenden Handschuh bedeckte Hand hin. Ich wagte es, sie zu ergreifen und meine Lippen darauf zu drücken; dann aber, dann – sah ich nichts mehr. Ich hatte den geschmückten Sitz der erhabenen Personen aus dem Auge verloren, nur die schöne Gestalt, die schönste aller Anwesenden, wie mir schien, die so eben zu mir geredet, stand seit diesem Moment mir überall und immer vor der Seele.

Einige Minuten später ordnete man sich in den Nebensälen zur Tafel. Es war an kleinen Tischen für kleinere zusammengehörige Zirkel angerichtet. Ich weiß nicht mehr, neben Wem ich saß, was man speiste, was man trank; das aber weiß ich bestimmt, daß auch das Souper zu Ende war und Alles sich schickte, nach den vorgefahrenen Wagen zu stürzen, plötzlich am Ausgange des letzten Zimmers eine rauschende Gestalt mir zur Seite erschien und laut und schneidend sagte: »Herr Flemming!«

Ich drehte mich um und sah in das böse Auge meiner Erbfeindin, der Gräfin Wetterau.

»Was befehlen Sie, meine Gnädige?« fragte ich kalt.

»Nichts, nichts, mein Herr Student; aber lernen Sie recht was Tüchtiges, damit auch wir einst von Ihnen profitieren können.«

»Es wird mein ganzes Bestreben sein; und Sie –«

»Und ich – nun, was ich?«

»*Verlernen* Sie Manches bis dahin, damit wir von Ihnen nicht wieder zu lernen brauchen, was wir bis dahin längst vergessen haben werden.«

Ein durchbohrender Blick schoß aus ihrem Auge in das meine, aber ich gab ihn mit Nachdruck zurück, denn so weit war ich dieser Person gegenüber bereits mit meinen Kräften gediehen. »Auf Wiedersehen!« rief die stolze Dame mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke bittersten und herausfordernden Hasses.

»Auf Wiedersehn! Ja, ja!« entgegnete ich fest und ebenfalls bedeutungsvoll, und gleich darauf trennten uns die abgehenden Damen und Cavaliere.



Am nächsten Morgen herrschte eine ungewöhnliche drückende Stille im Schlosse und doch hatten die Diener alle Hände voll zu thun, die verschiedenen Koffer zu füllen und zu verpacken, die dem abreisenden Fürstensohn und seinen Begleitern mit auf den Weg gegeben werden sollten. Endlich um elf Uhr Morgens fand

die Abschiedsscene statt und wir drei jungen Leute hatten uns zu diesem Zwecke mit Herrn von Transfeld in das dazu bestimmte Zimmer begeben. Bald nach unserm Eintritt erschien der Fürst, die Fürstin am Arme führend, und hinter ihnen die weinende Prinzeß, die diesmal zu meiner Freude nicht von ihrem Schatten, der Gräfin, begleitet war. Nach den ersten Begrüßungen hielt uns der Fürst eine lange Rede, in der sehr viel von den Pflichten verlautete, die der Prinz gegen seine Eltern und seine Familie zu erfüllen habe, wobei auch der Pflichten gegen seine einstigen Unterthanen mit einigen vorsichtigen Andeutungen Erwähnung geschah. Auch an den Grafen und mich richtete er einige beherzigenwerthe Sätze, die wir demüthig anhörten, worauf wir auf unser Gewissen versprachen, den Anordnungen des Herrn von Transfeld zu gehorchen, dem Prinzen treu ergebene Freunde und, falls es Noth thue, Beistand in jeglicher Gefahr zu sein.

Als diese Rede beendet, begannen die Abschiedsceremonieen selber, ein mir immer sehr fataler Moment und um so peinvoller, je mehr Zwang man dabei seinen Gefühlen auferlegen muß; erst nachdem der Fürst auch mir die Hand gereicht, ich der Fürstin und der Prinzessin die Hand geküßt hatte, und mich nun draußen in der frischen Luft befand, ward mir wieder wohler und ich fühlte mich mir selbst zurückgegeben. Um zwei Uhr sollte die Abreise erfolgen und da ich bis dahin noch eine Stunde für mich behielt, eilte ich zum letzten Mal den Schloßberg hinunter, um meinen Eltern Lebewohl zu sagen.

Mein Vater, der damals schon häufig kränklich war und ganze Tage das Zimmer hüten mußte, machte mir, wie man sich denken kann, den Abschied nicht sehr schwer. Er sprach einige kurze und bündige Worte, empfahl mir, mich immer der Gunst des Fürsten werth zu zeigen, und ließ mich dann mit meiner Mutter allein, die schon Thränen vergoß, noch während mein Vater sprach.

Als dieser das Zimmer verlassen, kam jene dicht zu mir heran und setzte sich neben mich auf das Sopha, auf dem ich heute hatte Platz nehmen müssen. Sie war in einer merkwürdigen und mir eigentlich unbegreiflichen Stimmung. Bald schluchzte sie vor Freuden, daß ich nun endlich so weit gelangt sei, und bald vor Schmerz, daß sie mich verlieren sollte. Sie war stark und wieder schwach, gebrochen und doch wieder ermuthigt. Bald sprach sie zärtliche Worte der Liebe, bald ließ sie dunkle Andeutungen, geheimnißvolle Winke fallen, die ich zu verstehen beim besten Willen nicht im Stande war. Endlich, ohne zu einem durchgreifenden Entschlusse gelangen zu können, sich mir deutlicher zu machen, wie ich zu glauben anfang, zog ich zufällig die Uhr und da ich sah, daß es eine Stunde nach Mittag war, wo wir zum letzten Male mit dem Fürsten ein Frühstück einnehmen sollten, erhob ich mich, um mein Lebewohl zu sprechen. Meine Mutter schien sich Gewalt anzuthun, umarmte mich innig, segnete mich mit ihrem frommen Sinne zu allen ferneren Wegen und entließ mich endlich, bis auf die unterste Terrasse des Berges mir das Geleit gebend.

Ich war sehr betrübt, als ich sie hinter dem noch kahlen Buschwerk des Parkes verschwinden sah, und stand einige Zeit still, um ihr nachzuschauen und liebevoll an sie zu denken, trotzdem ich keine sichtbare Spur mehr von ihr vor mir hatte. »Die Kinder können nicht immer im Hause der Eltern bleiben,« sagte ich endlich zu mir, »sie müssen in die Welt fliegen wie die jungen wilden Tauben und sich eine neue heimatliche Stätte suchen. So thue ich auch. Lebe wohl, du väterliches Dach, lebe wohl, meine gute Mutter! Der Kummer, den ich bei Dir empfand, ist vergessen und nur Deine unendliche Liebe bleibt mir im treuen Gedächtniß. Mag Dich der liebe Gott für alles Gute segnen, was Du mir gethan, und meinem Vater Besonnenheit und Mäßigung verleihen, das würde auch für Dich das Beste sein, was Du erlangen könntest. So lebe wohl und möglichst beglückt in Deinem von Rosen umdufteten, aber von Dornen noch reicher bedachten Hause, lebe wohl!«

Ich wandte mich rasch und eilte flüchtig den Berg hinauf, wo ich gerade zur rechten Zeit anlangte, um an dem gemeinschaftlichen Familienfrühstück Theil zu nehmen. Als dies aber eilig beendet war, hörten wir schon die Wagen, die uns entführen sollten, vor das große Thor raseln, und als dann ein Kammerdiener eintrat und meldete: »Durchlaucht, die Wagen sind vorgefahren!« sprangen wir Alle zugleich von den Stühlen auf und begannen den letzten, mehr stummen als lauten Abschied zu nehmen. Fünf Minuten später hatten wir unsere Plätze eingenommen und die flüchtigen Pferde stoben davon, uns rasch

dem Westen entgegenführend, der diesmal unser lange ersehntes Ziel war.

Der Fürst, nachdem er erst einmal den Entschluß gefaßt, sich von seinem ältesten Sohne zu trennen und ihn auf die Universität zu schicken, wollte, daß dies mit einigem Pompe und dem Range des jungen Studenten entsprechenden Rücksichten geschehe. Er sollte sich in seinen neuen Verhältnissen nicht allein behaglich fühlen, sondern auch mit Glanz unter die stolze akademische Jugend treten, die zwar damals noch nicht wie in manchem Semester der heutigen Zeit, die Sprößlinge mächtiger Könige und Herrscher zu den Ihrigen rechnete, aber doch viele Söhne des höchsten und hohen Adels aufzuweisen hatte, die hier ihre ersten Lorbeeren erringen und sich für ihre späteren Lebenskämpfe sattelfest machen sollten. So hatte er uns denn mit seinen reichen Mitteln sehr glänzend ausgestattet. Wir nahmen nicht allein drei schöne Equipagen mit auf den Weg, sondern Jeder von uns Vieren hatte auch ein herrliches Reitpferd zum Geschenk erhalten, und selbst der größte Theil unsrer Dienerschaft war gut beritten. Im ersten Wagen saß mit seinen ihm persönlich beigegebenen Dienern, einem treuen Kammerdiener und einem anderen Lakaien, der Prinz und Herr von Transfeld; den zweiten kleineren füllte Graf Treufels und ich mit unserm Diener aus, und der dritte,

dem Turner mit den Pferden voranritt, trug unsre Ausrüstung, die für den ersten Ausflug in der Regel etwas zu reichhaltig auszufallen pflegt.

Da wir von der ersten Station aus, bis wohin uns die fürstlichen Pferde gebracht, mit Postrelais fuhren, unsre eigenen Pferde aber langsam nachkommen ließen, gelangten wir in wenigen Tagen an unser Ziel, und es war im Abenddunkel eines freundlichen Märztages, als wir jenseit des königlichen Rheinstromes die Thürme und Häuser Bonns zu uns herüberleuchten sahen.

Bonn! Die Universität! Das Siebengebirge, der erste Ausflug in die Welt und achtzehn Jahre alt! Mit allen Mitteln versehen, die das Leben angenehm und erfreulich gestalten – welche Aussicht! Welche Fülle von Genüssen lag vor uns, welche Ausbeute erhofften wir, welche sehr erklärliche Sehnsucht schwellte unsre jugendlichen Herzen! Ha! Aller Druck der Welt liegt *hinter* uns, alle Freiheit derselben *vor* uns! Nur Gleichgesinnte, Gleiches Erstrebende erwarten uns, alle Tagen sollen wir neu geboren werden in Jugendlust, Weisheitsdrang und Geistesfülle! O wie thöricht ist, der Dich, Du schöne, wohlgerüstete Jugend, nicht auf die rechte Weise, ganz und doch mit Maaß genießt!

Doch ich will meinen Empfindungen hier keinen allzu freien Spielraum gestatten, ich will mich lieber bald in unser neues Dasein vertiefen, denn wir stehen jetzt erst auf der eigentlichen Schwelle unsers künftigen Lebens und Wirkens, und Vieles ist noch zu schildern übrig, von

dem wir Alle damals, als wir so glücklich und hoffnungsreich nach Bonn flogen, noch keine Ahnung hatten,

In Folge der Fürsorge des Fürsten bezogen wir ein schön gelegenes und geräumiges Haus in einem Garten unfern des Rheinufer, von dessen Fenstern aus wir das köstliche Siebengebirge zu jeder Stunde erreichten konnten. Wir waren geradezu entzückt, als wir den ersten Blick darauf warfen und obenein der klarste Vollmond unsern Einzug verherrlichte. Unsere ganze Wohnung war erleuchtet und der Besitzer derselben, ein wohlhabender Mann, der sich mit den unteren Räumen des Hauses begnügte, führte uns selbst umher und machte uns mit den für uns getroffenen Einrichtungen bekannt. Wir fanden Alles beinahe noch besser als wir es erwartet, die Möbel waren modern, bequem und überaus zweckmäßig für unsre Bedürfnisse aufgestellt. Jeder von uns Vieren hatte ein besonderes Schlafgemach, so hatte es der Fürst gewollt, und sein besonderes Studirzimmer; nur der Speisesaal war zum gemeinschaftlichen Gebrauch bestimmt, und neben diesem gab es noch einige sehr hübsch geschmückte Zimmer, die wir zu beliebigen Zwecken benutzen konnten.

Da uns reichliche Mittel zu Gebote standen, das Leben nach allen Richtungen zu genießen, und da die Vorlesungen in den ersten drei Wochen noch nicht begannen, so traten wir gleich in den nächsten Tagen, nachdem wir die Universität und die Stadt besichtigt, einen kleinen Ausflug nach dem Siebengebirge an, der uns so überaus

behagte, daß wir noch einige Male vor Beginn der Studien sogar zur Wiederholung derselben verlockt wurden. Trotz dieser noch nie genossenen Freuden konnten wir aber kaum die Zeit des Beginns der ersten Vorlesungen erwarten und ich glaube nicht, daß es damals so eifrige Studenten in Bonn gab, wie wir es waren, wozu bei uns allerdings der Reiz der Neuheit das Hauptsächlichste beitragen mochte, da wir keinen rechten Begriff von dem öffentlichen Unterricht an einer großen Universität hatten.

Es versteht sich von selbst, daß wir sämmtlich kein bestimmtes Fachstudium betreiben sollten und daß namentlich dem Prinzen keine wissenschaftlichen Grenzen gesetzt waren. Bei ihm kam es vorzüglich auf die allgemeinere Ausbildung seines Geistes an, er sollte sich geschickt machen zu seinem künftigen erhabenen Berufe, und durch die Vorträge der Lehrer mehr das für die Welt Nützliche und die Menschen Wissenswerthe als die theoretischen Spitzfindigkeiten der Wissenschaften selbst kennen lernen. Was für eine vorzügliche Neigung den Grafen beseelte, weiß ich nicht, er sprach sich wenigstens niemals klar darüber aus; wahrscheinlich wollte er nur der Begleiter des Prinzen sein, denn daß es ihm nicht auf das Studium ankam, bewies er schon dadurch, daß er uns nach einem halben Jahre verließ, als sein Vater gestorben war und seine Mutter ihn in ihrer Nähe zu haben wünschte. Ich füge daher gleich hier bei, daß er schon im Herbst nach W*** zurückkehrte, daß wir allerdings anfangs dadurch eine Lücke in unserm kleinen Kreise empfunden,

die sich aber bald durch größere Innigkeit zwischen uns ausglich und aus der außerdem die Annehmlichkeit erwuchs, zu Hause einen verlässlichen Correspondenten zu haben, der uns von allen Vorfällen schneller und besser in Kenntniß setzte, als es die officiellen Berichte thaten, die hinterher einliefen. Der Graf trat bald nach seiner Rückkehr in die Heimat auf einige Zeit in's Militär, bevor er Kammerherr des Fürsten wurde, und sollten wir ihm daselbst nicht wieder begegnen, so will ich nur bemerken, daß er stets unser Freund blieb und selbst bis auf den heutigen Tag wenigstens eine schriftliche Verbindung unterhalten hat, was wir leider nicht von unsern übrigen Jugendbekannten behaupten können.

Doch ich muß nun auch Einiges von meinen persönlichen Neigungen zum Studium sagen und da kann ich in Wahrheit behaupten, daß ich ein Student war, wie er sein soll, nicht allein mit Leib und Seele, sondern auch an Fleiß und Ausdauer. Ich hatte mir zwar auch keine bestimmten Gränzen gesetzt, aber mein Vorsatz, so viel zu lernen wie möglich, stand fest, denn mich verzehrte ein fast leidenschaftlicher Trieb zu lernen, zu wissen; und mein Durst, aus der reichsten Quelle zu schöpfen, nahm von Tage zu Tage zu, so daß ich auf die uns umgebenden Außendinge meine Aufmerksamkeit weit weniger richtete als der Prinz und sogar der eifrig fortstudirende Herr von Transfeld. So hatte ich mich sehr bald in das Studium der Philosophie vertieft, trieb daneben Literaturgeschichte und Geschichte wie zur Erholung, und behielt selbst noch einige Zeit und Lust übrig, den Prinzen in

seine Collegia zu begleiten, da Herr von Transfeld der Ansicht war, er müsse nicht allein die Staatswissenschaften kennen lernen, sondern auch einen tieferen Blick in die Jurisprudenz werfen und sich nebenbei mit den Geheimnissen der Theologie beschäftigen.

Herr von Transfeld selbst war der fügsamste, gefälligste Mentor, der uns mit aus den Weg gegeben werden konnte, er trat uns nie hemmend entgegen, ging immer munter und willig neben uns her, ertheilte blos hier und da seinen Rath und drängte sich nie unserer Gesellschaft auf, wenn wir ihn nicht besonders dazu ermunterten. Mit seinen eigenen Lieblingsstudien beschäftigt, blieb er viel allein, ging seine eigenen Wege und traf nur dann mit uns zusammen, wenn die festgesetzten Speisestunden schlugen oder ein allgemeines Unternehmen in Ausführung gebracht wurde.

So waren wir sämmtlich sehr bald in den günstigsten Fluß gekommen, schwammen freudig in der begonnenen Richtung mit dem Strome fort und hatten unsere Lust daran, wenn ein frischer geistiger Wind die Segel unserer Hoffnung schwellen machte. Während ich aber mit großem Eifer meinen Studien oblag, weder vor- noch rückwärts schaute und mit der Gegenwart vollauf beschäftigt war, rückte der Prinz langsam und mit ruhigem Gleichmuth vor. Ohne Zweifel war ich von uns Dreien der Fleißigste, aber eben so gewiß ist, daß der Prinz am meisten von uns seinem Nachdenken Raum gab, und das ist auch eine allseitig fördernde Arbeit. Alles, was er hörte, sah, las, suchte er auf die ihm bekannten Verhältnisse

zurückzuführen, anzuwenden und daraus einen Leitstern für künftige Zeiten zu gewinnen. Das ging aber freilich nicht an einem Tage vor, das entwickelte sich erst allmählig, Eins aus dem Andern, und ich merkte es eigentlich erst aus unsern späteren Gesprächen, von denen ich dem Leser nothwendig bald eine Probe geben muß. Im Ganzen lebten wir für's Erste fast eben so wie in W*** fort; die Arbeit wechselte mit dem Vergnügen, Ausflüge reiheten sich an Ausflug, immer aber kehrten wir wieder gern an unsern häuslichen Heerd und in die Vorlesungen der genialen Männer zurück, die damals in Bonn ihr Wissen leuchten ließen.

Unser Umgang war in den ersten Monaten sehr beschränkt; wir schlossen uns zwar nicht von Anderen bedächtig ab, aber wir suchten sie auch nicht zuvorkommend aus. Wie immer in Bonn, studirten auch damals viele Söhne adliger und reicher Familien daselbst, aber sie hatten sich sehr bald in kleine Parteien zerspalten, die ihre eigenen exclusiven Versammlungen abhielten und sich sehr wenig um die übrigen Commilitonen kümmerten. Auch herrschte unter ihnen kein rechtes geistiges Streben vor, sie waren nur dem Namen nach Studenten, zeigten sich zwar in ihrer Kleidung als solche, nahmen auch einen gewissen burschikosen Anstrich an, im Ganzen aber klang ein unleidlicher sublimer Ton durch, der verächtlich auf das übrige Menschengewimmel herabschaute und den Glacéhandschuh, den feinen Hut und den Frack immer mehr und mehr einzubürgern die Neigung verrieth.

In diesen Kreisen nun fand der Prinz keine besondere Befriedigung, obgleich er sich ihnen einige Male anzuschließen versuchte, immer aber kehrte er zu sich selbst und uns zurück. Allmählig jedoch warf er sein scharfes Auge und seinen klaren Geist auf die Studirenden der mittleren Klasse und da fand er denn bald, was er vergebens bei Jenen gesucht. Allein noch zögerte er, diesen jungen Leuten einen Schritt entgegenzuthun, die sich so wenig um die Vornehmeren kümmerten wie diese um sie, denn ein feiner Tact bewahrte ihn stets davor, Verbindungen zu schließen, die sich nachher nicht stichhaltig erwiesen und eine übereilte Trennung erheischten, was immer und überall unter beiden Parteien eine unbehagliche Verstimmung zurückläßt.

Um von der geistigen Bewegung zu sprechen, die damals unter den Studirenden auf fast allen deutschen Universitäten herrschte, so war sie in ihrer gewaltigen Urkraft und ihrer langsam aber sicher fortrückenden Folgerichtigkeit fast allein nur in diesen mittleren Klassen anzutreffen. Ein frischer Geist brach sich unter diesen jungen Leuten mit einer unaufhaltsamen Gewalt Bahn und riß Alles mit seiner Strömung fort, was Hand und Fuß einmal versuchsweise hineingesetzt hatte. Die Verfolgungen, Einsperrungen, die Verbannungen und das systematische Verschließen jeder vaterländischen Laufbahn, welche die eben hinter uns liegende Generation zu drücken, zu knechten, zu perhorresciren begann, hatten nichts, gar nichts gefruchtet, denn der menschliche Geist, namentlich wenn er erst die jugendlichen Seelen in

Flammen gesetzt und die Köpfe berauscht hat, der Geist, der, seiner Bestimmung folgend, zum Höheren, Besseren, Göttlichen strebt, läßt sich auf keine Weise, durch kein Gewaltmittel, keine Strafe, und sei sie auch noch so hart, unterdrücken, bewältigen, auslöschen. Immer wieder bricht er in kleinen Flammen aller Orten aus, züngelt empor, und ehe man es sich versieht, hat sich eine Flamme gebildet, so groß, so intensiv, daß sie nicht allein weit hin leuchtet, sondern auch läuternd und klärend die Gemüther Derer durchdringt, die den Muth haben, ihre Augen darauf zu richten und ihr Herz daran zu erwärmen. Daß ein Entscheidungskampf zwischen den Vorkämpfern der Reaction und Reformation herannahte, war schon lange nicht mehr zu verkennen; eine schwüle Luft, wie Venturini sagt, drückte schon im Anfange des Jahres 1830, gleichsam als Verkündigerin heranziehenden Unwetters, beängstigend die Bewohner aller civilisirten Staaten unsers Welttheils. Nicht blos die Gewalthaber, sondern fast jeder mit gesunden Sinnen den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung beobachtende Mensch fühlte sich durch solche Zeichen der Zeit gedrungen, den Zug der Wetterwolken zu beobachten, die immer sichtbarer am westlichen politischen Horizont sich thürmten.

Wenn nun schon die ruhig an ihrem Heerde sitzenden und gemächlich lebenden Menschen solches Unwetter nahen sahen und ihre Unruhe nicht bergen konnten, wie mußte es erst unter der feurigen Jugend hergehen, die

auf Universitäten zu engeren oder weiteren Kreisen vereint, mit hochgespitzten Ohren und weit aufgerissenen Augen auf den nahenden Sturm lauschte! Waren sie nicht einer Pulvertonne zu vergleichen, in die nur ein zündender Funke zu fallen braucht, um Alles, was sie umgiebt, in Rauch und Flamme zu hüllen?

Und in der That, diese Pulvertonne fing sich auch schon damals in Bonn zu bilden und zu füllen an, und den jungen Menschen stachelte ein leidenschaftliches Begehren, sich an den Ort zu drängen, wo, wie man ihn errathen läßt, Großes sich vorbereitet, selbst wenn damit keine geringe Gefahr verbunden ist.

So hatten sich denn auch in Bonn damals sogenannte Verbindungen gebildet, geheime und öffentliche, erlaubte und unerlaubte, und es ward darin nicht allein wacker gezecht und gesungen, sondern auch ein warmes, ja wohl ein heißes Wort gesprochen. Diesen Verbindungen schlossen wir uns natürlich nicht an, Herr von Transfeld hatte gänzlich davon abgerathen, und auch der Prinz fühlte kein Verlangen, in Verhältnisse sich zu mischen, deren Zwecke und Ziele nicht klar und bestimmt hervortraten und deren Erfolge also jedenfalls außer aller Berechnung lagen. Allein ganz und gar blieben wir, und namentlich der Prinz, doch nicht davon fern. Er hatte gelegentlich hier und da ein Wort fallen lassen, man hatte es aufgefangen, zu eigenen Gunsten gedeutet, und ehe man es sich versah, war eine kleine Schaar um ihn versammelt, die, ebenfalls aus verschiedenen Gründen von bestimmten Verbindungen sich fern haltend, eine Art

freier Gemeinde bildete, deren Wortführer nicht zu verachten und deren Tendenzen, mild und ungefährlich in Bezug auf jene anderen wilderen Verbrüderungen, dennoch nach einem Ziele strebten, welches schon vielen Regierungen Kopfweh verursacht hat und sogar noch heutigen Tages das Blut fieberhaft durch ihre Adern nach Hirn und Herzen treibt.

In diesen kleineren Kreisen weilte der Prinz von Zeit zu Zeit sehr gern; wenn ich durch meine unausgesetzten Arbeiten zu Hause zurückgehalten ward, ging oder ritt er, falls die Versammlung entfernter von Bonn zusammentrat, allein dahin, trank seinen Schoppen Moselwein wie die Uebrigen, und kam am Abends etwas still und in sich gekehrt zurück. Allmählig auch tauchten in seinen Gewohnheiten einige Neuerungen auf, die mir allerdings auffielen, jedoch so bedeutungslos schienen, daß man kaum einen Gedanken der Besorgniß daran knüpfen konnte.

So erinnere ich mich noch eines Abends sehr wohl, wo ich spät bei meinen Büchern saß und ganz und gar die Zeit vergaß, in welcher sonst der Prinz zurückzukehren pflegte. Ich wußte, daß er, wie er sie selbst nannte, seine ›freie Gemeinde‹ besuchte, in der an diesem Abend ein neu angekommenes Mitglied, von geringem Herkommen und ohne äußeres Ansehen, aber ein feuriger Kopf, mit einer vortrefflichen Zunge begabt, eine Disputation über die gegenwärtige politische Weltlage angekündigt hatte.

Erst nach elf Uhr kam endlich der Prinz nach Hause und fand mich über meine Bücher gebückt vor der Studirlampe sitzen. Kaum aufblickend, nahm ich plötzlich einen unwohnten Duft um mich wahr, und als ich meine Augen erhob, sah ich den Prinzen ganz gemüthlich eine Cigarre zwischen den Lippen halten.

»Was!« rief ich aufspringend, »Du rauchst eine Cigarre! Das ist ja etwas ganz Neues und nie Dagewesenes!«

»Warum sollte ich nicht eine Cigarre rauchen?« erwiderte er lächelnd, und besah und beroch schmunzelnd die zierliche Rolle, nachdem er sie seinen Lippen entzogen. »Das Ding schmeckt gut, riecht noch besser und bringt ganz eigenthümliche Gedanken hervor.«

»Eigenthümliche Gedanken?« fragte ich verwundert. »Was denn für welche?«

»Ja sieh, das kann ich Dir nicht so genau und auf einmal sagen, Du mußt es erst selbst versuchen. Aber Du glaubst nicht, wie sonderbar Einem zu Muthe wird, wenn man den Rauch, der so schön duftet, so ungenirt und frank und frei zum Himmel aufwirbeln sieht. Dieser Rauch kehrt sich an nichts, an kein Gebot oder Verbot, er entwickelt sich, steigt auf, sucht irgend eine Oeffnung, durch die er entschlüpfen kann und – fort ist er, wohin ihm Niemand zu folgen vermag – in die Lüfte, wohin auch die Geister der Menschen strömen sollen, wenn sie den irdischen Leib verlassen. Ist das nicht ein Vorzug, den so ein winziges Ding vor vielen anderen bedeutenderen Dingen hat?«

Ich war ganz erstaunt, ihn so reden zu hören und sah ihn mir genau an, ob er nicht etwa einen Schoppen zu viel getrunken habe. Aber das war durchaus nicht der Fall und lag auch gar nicht in seiner Art. Ich sagte nur, indem ich meine Bücher zuschlug: »Was haben wir doch für Fortschritte gemacht, seitdem wir unser heimatliches Dach verließen!«

»Wir werden noch viel größere machen,« erwiderte er ernst und bedeutsam, »verlaß Dich darauf, ich sehe es schon jetzt alle Tage mehr ein. Und Das steht einmal fest, die Cigarre wird in W*** eingeführt, und paß einmal auf, ich sage es Dir voraus: Hunderte werden es mir nachtun, die jetzt noch keine Ahnung davon haben, ich bringe das Rauchen bei uns in die Mode, und so wird, so soll es auch mit anderen Dingen sein.«

»Mit welchen denn zum Beispiel?«

»Mit freiem Denken und freiem Reden! Das gefällt mir, daß der Mensch sagen kann was er denkt. Davon fällt die Welt nicht zusammen und die Fürsten nicht von den Thronen. Gott stehe ihnen bei, wenn sie so wackelig säßen!«

»Aber Du vergissegst die Polizei, die nicht gern liebt, wenn man Alles spricht, was man denkt.«

»Nicht gern sieht? Lächerlich, Kurt, soll man, kann man nur das thun und treiben, was irgend ein Mensch, irgend eine Potenz *gern* sieht? Was geht mich die Polizei an?«

»Dich freilich nicht, aber die Anderen –«

»Oho! Meinst Du, ich beanspruchte Vorrechte? Da irrst Du. Was ich thue, soll jeder Andere thun dürfen, denn ich selbst begehe kein Unrecht. Das ist es eben, was ich will, was ich beanspruche.«

»Aber wenn die Anderen ein Unrecht begehen, was dann?«

»Dann mögen sie es büßen, Gesetze muß es geben, aber vernünftige Gesetze, dem Geiste der Zeit entsprechende und dem göttlichen Willen nicht widerstrebende Gesetze!«



Derartige Gespräche fielen seit dieser Zeit häufiger vor und der Prinz schien seine ganz besondere Freude daran zu haben, seine geistigen Fortschritte, wie er sagte, vor mir glänzen zu lassen. Aber auch in anderen Dingen ließen sich Neuerungen und Abweichungen von früheren Gewohnheiten blicken. So weit ich mich erinnern kann, hatte ich nie eine Zeitung in seiner Hand gesehen; jetzt las er sie, wo er ihrer nur habhaft werden konnte, und nicht lange dauerte es, so abonnierte er selbst darauf und plötzlich fluthete ein ganzes Meer politischer Druckschwärze um uns, denn der Prinz hatte bei Weitem nicht an einer genug, von weit her wurden sie verschrieben und von Tag zu Tag mit lebhafterem Eifer verschlungen.

Um diese Zeit begann auch der Buchladen eine große Anziehungskraft auf ihn zu üben. Stundenlang saß er darin und blätterte alle möglichen Brochüren durch, von

denen er dann immer einige aussuchte und mitbrachte, die er auch uns mittheilte, jedoch dabei im Vertrauen sagte, sie seien eigentlich verboten, doch nur für das dumme Volk. Ein verständiger Mensch könne Alles lesen, selbst das Gefährlichste und Abenteuerlichste, und was ihn selbst beträfe, so könne er, je mehr er dergleichen Dinge lese, um so weniger begreifen, warum solche Blätter verboten würden, einmal, weil man sie doch lesen könne, und zweitens, weil das Gute darin sich von selbst Bahn brechen, das Unnütze und Böse aber keinen Anklang finden würde, denn der menschliche Geist strebe nur zum Guten, das Böse verlocke ihn zwar oft für kurze Zeit aus Abwege, immer aber kehre er wieder zur Wahrheit, das heißt zum rechten Wege zurück.

So las ich denn diese Zeitungen und Brochüren auch, allein ich muß gestehen, sie sagten mir nicht so zu, wie dem Prinzen, und meine Bücher waren und blieben mir lieber. Das erkannte er übrigens, als ich es ihm sagte, an, wie er denn jeden Menschen gern seinen Lieblingsweg verfolgen ließ, und oft äußerte er sich beifällig über meine Consequenz in der eingeschlagenen Richtung. Mein unermüdlich vorwärts drängender Trieb, zu lernen, ließ mir schon damals keine Ruhe mehr. Alles, was andere Menschen wußten und konnten, wollte ich auch wissen und können, und so warf ich mich mit einem wahren Ungestüm auf und in die Arbeit. Aber ach! mir ging es wie allen übrigen Sterblichen mit ähnlichem Willen und ähnlicher Neigung. Alle Tage sah ich mehr und mehr ein, daß ein ganzes Menschenleben, zumal wenn es von

zahllosen zeitraubenden Verpflichtungen und Geschäften in Anspruch genommen wird, nicht ausreichend sei, die Triebkraft des ganzen Feldes zu erschöpfen, welches ein regsamer Geist zu bebauen wünscht, und ich mußte mich täglich mehr beschränken lernen, um wenigstens die nothwendigsten und wichtigsten Fächer des mir für meine Verhältnisse erforderlich erscheinenden Wissens aufzuschließen. Der Prinz sah oft mit Erstaunen auf meinen unablässigen Fleiß und lächelte beifällig darüber. Eines Abends war ich so recht in schwierige Studien vertieft, als er bei mir eintrat und sagte:

»Kurt, Du bist ein fleißiger Mensch und hast eine Ausdauer, wie Wenige. Ich wünschte, mir wäre etwas davon zu Theil geworden. Aber die Menschen sind verschieden begabt, was auch ganz gut sein mag; meine Neigung geht mehr auf das practische Können als auf das theoretische Wissen, und nur was mir für mein Leben nützt, hat Werth für mich.«

»Oho,« sagte ich, »ich denke, daß Alles was ich treibe und übe, mir auch für mein Leben nützen wird!«

»Da hast Du auch Recht, mein Freund,« erwiderte er ermunternd, »lerne also so viel Du willst und kannst, das wird mir auch von Nutzen sein. Du sollst einmal mein Minister werden und wenn Du dann Alles im Kopfe hast, brauche ich kein Lexikon aufzuschlagen, was mir immer eine Art Demüthigung bereitet, da ich mir gestehen muß, daß ich ein ungeheuer unwissender Mensch bin im Vergleich mit dem, was in jenen Büchern steht!« –

Dergleichen Reden befeuerten mich nur noch mehr und ich setzte Tag und Nacht meine Studien fort, wo ich nur eine Stunde Zeit dazu fand. Bisweilen aber tauchte denn doch trotz aller unsrer Beschäftigungen und Vergnügungen das Verlangen nach der Heimat in uns auf und namentlich der Prinz war es, der eines Abends große Sehnsucht dahin aussprach.

»Kurt,« sagte er, »es ist hier recht hübsch, ich habe was gelernt, Fortschritte gemacht, aber – weißt Du, was mir fehlt? Unser Hochland fehlt mir. Es ist zwar nicht so hoch, wie jene Felsen dort, nicht so romantisch, aber es ist schöner, friedlicher, stiller, und ich glaube, ich würde ein viel besserer Mensch werden, wenn ich alle Abende zwei Stunden daselbst zubringen könnte.«

»Wir werden es ja nächstens wiedersehen,« entgegnete ich. »Das für Bonn bestimmte Jahr ist bald um und dann, denke ich, vollenden wir erst unsre projectirte Rheinreise und kehren zunächst auf einige Wochen nach Hause zurück, ehe wir nach Göttingen gehen.«

»Prächtig, ja, das wollen wir thun. O wie freue ich mich auf den alten Waldstein und – auf Elsbeth. Sie muß recht gewachsen sein, Kurt!«

»Und Deine Schwester auch!« wagte ich einzuschalten.

»O meine Schwester! Hildegard! Welche liebevolle Erinnerung! Wie sehne ich mich, sie an mein Herz zu drücken! Du hast Recht. Wann reisen wir ab?«

»In vier Wochen, denke ich.«

»Stimmt Transfeld uns bei?«

»Vollkommen, wie immer!«

»So ist es gut. Ich dünkte aber, wir könnten schon in drei Wochen reisen –?«

»Du hast zu entscheiden, ich bin jeden Augenblick bereit, sobald meine Collegien geschlossen sind.«

An Leib und Seele gesund, an Geist und Herz gefördert, traten wir also in den Osterferien des Jahres 1830 unsre kleine Reise an, die für die damaligen Verhältnisse allerdings groß genug war. Den Rhein hinauf fuhren wir auf jener köstlichen Straße, die den Strom entweder zur Rechten oder Linken behält und von deren Höhen herab die Burg- und Schloßruinen ragen, die jenes Land einst so gefährlich und später so romantisch gemacht haben. Als Bruno diese Ueberbleibsel einer noch sehr weit in der Cultur rückwärts liegenden, sogenannten ritterlichen Zeit zelbröckelt auf uns herabschauen sah, sagte er:

»Es mag einst schön und herrlich gewesen sein, als Stamm- und Zwingherr da oben zu hausen, die Wege zu versperren, Zoll zu erheben oder zu stehlen und zu morden, wie es beliebte, aber wenn diese Herren heute noch in ähnlicher Art ihr Wesen trieben, würde ich einer der Ersten sein, der ihre Vesten belagerte und sie dem Erdboden gleich machte. Ein solcher Krieg gegen die Barbarei einer privilegierten Klasse ist ein edles und humanes Werk, ganz das Gegentheil von den Kriegen, die wir heutzutage gegen die anströmende Civilisation von einigen Kraftherren führen sehen, die von Zeit zu Zeit poltern zu müssen

glauben, damit die Welt noch an ihre Macht und Gewalt glaube und ihr herrliches Geschlecht nicht ausgestorben wähne. Es ist gut, daß ich nicht vor vierhundert Jahren gelebt habe, ich würde der Feind aller raubenden Grafen und Herren und der Beschützer aller Kaufleute und Juden geworden sein, so sehr ich das krämerhaft aufgeblasene Volk und die wucherischen Juden der Jetztzeit hasse und verachte!«

Ueber Mainz, Mannheim, Karlsruhe zogen wir nach Basel hinab, besuchten die nördlichen Cantone der Schweiz und kehrten endlich über München und Nürnberg nach W*** zurück, wo wir zwei Wochen bleiben wollten, bevor wir uns nach Göttingen begaben.

Als wir eines schönen Tages unvermuthet auf dem Schlosse zu W*** eintrafen, erregten wir ein so freudiges Staunen bei Groß und Klein, daß ich mich nicht erinnern kann, etwas Aehnliches der Art jemals wieder erlebt zu haben. Nicht allein der Fürst und sein Hof gab seine Freude durch besondere Festlichkeiten kund, auch die Bewohner der Stadt jubelten dem Erbprinzen entgegen und veranstalteten sogar zu seinem Empfange eine Illumination, an die sich ein großer Ball schloß, als wäre ihnen ein neuer Erbe des alten Stammhauses geboren. Allerdings waren die hochadligen Damen und Herren überaus erstaunt, uns in der neuen Studententracht, in blauen mit schwarzen Schnüren reichlich besetzten

Pikeschen, bei diesen Festen erscheinen zu sehen, was bis dahin noch niemals am Hofe vorgekommen war, allein als sie sich erst an den wundersamen Anblick gewöhnt hatten und den schönen Fürstensohn in der Nähe anschauten, wie er so stolz, sicher und unbefangen in seiner wissenschaftlichen Uniform einherschritt, da fanden sie den Aufzug sehr natürlich, bewunderten ihn unaufhörlich und es hätte nicht viel gefehlt, so wären die Damen in reich mit Schnüren besetzten Tailen erschienen – einer solchen Popularität erfreute sich schon damals bei einem Theile der Residenzbewohner mein edler Freund. Als eine der ihre Vorliebe am sichtbarsten zur Schau tragenden Damen, trotzdem sie damals schon die erklärte Braut des Grafen von Hohenheim war, zeigte sich die Gräfin Wetterau; voll leidenschaftlicher Hingebung folgte sie dem viel jüngeren Prinzen auf Schritt und Tritt und suchte ihn bei jeder Gelegenheit in ein Gespräch zu verflechten. Bruno aber, der gegen sie den alten so wohl verdienten Groll im Herzen trug, ging ihr vor wie nach aus dem Wege und schärfte auch mir alle Vorsicht im Benehmen gegen sie ein, »denn eine geborene Schlange, wie sie eine ist,« sagte er, »verbirgt nur darum ihren Giftzahn und zeigt gleißnerisch ihre schillernde Haut, weil sie noch nicht sicher ist, den Feind mit Erfolg angreifen und verwunden zu können. Dich kann sie noch weniger leiden als mich, also nimm Dich in Acht!«

»Sie vergöttert Dich ja,« erwiderte ich scherzend, »siehst Du das nicht?«

»Das eben verletzt mich. Sähe sie in mir nichts als den Menschen, so wollte ich mir ihre Verehrung gefallen lassen, aber da sie nur dem Prinzen in meiner Person Weihrauch streut, so danke ich für die Ehre, ich bin lieber das Erste als das Letzte, und das hoffe ich auch dieser falschen Creatur noch beweisen zu können.«

Aus mich machten die vielen rauschenden und damals so rasch auf einander folgenden Feste einen wunderbar niederbeugenden Eindruck. Es lag zu jener Zeit eine Wehmuth in meinem Herzen, die ich eigentlich auf nichts begründen konnte. Wenn ich diesen glänzenden Versammlungen beiwohnte, befiel mich stets eine tief trübe Stimmung. »Welcher Luxus und welche Nüchternheit,« sagte ich zu mir, »welche Fülle und welcher Mangel macht sich hier geltend! Welche wilde Janitscharenmusik berauscht unser Ohr und welche schalen Redensarten lähmen unsern Geist! Ueberall ist Geschrei und Geräusch und nirgends ein Gedanke, ein Gefühl. O, wie viel besser schmeckten mir mein schwarzes Brod und meine Milch unter den Bäumen des stillen Waldhauses da draußen, als die leckeren Gerichte und perlenden Weine in diesen goldstrahlenden Gemächern! Ach, und wenn ich diese liebliche Fürstentochter dort sehe, die schönste ihres Geschlechtes, wie die Knospe in ihr sich entfaltet und bald in die köstlichste Blüthe übergegangen sein wird,

wie bald wird eine rauhe Hand gierig sich danach ausstrecken und das Kleinod an sein vertrocknetes Herz reißen, es wieder damit aufzufrischen und zu neuem Schlage zu beleben! O, o, wenn ich nur Nicht einst dazu auserlesen werde, das mit anzusehen; ich könnte es nicht ertragen!«

Gleich am zweiten Tage nach unserer Ankunft in W***ritten wir Morgens ganz früh, noch bevor irgend Jemand im Schlosse uns bemerken und verfolgen konnte, nach unserm Hochlande hinaus. Welches schöne Willkommen, welche beruhigende Freude wurde uns da zu Theil! Lange Zeit hielt der Prinz die Tochter Waldstein's an der Hand fest und konnte sich an den Veränderungen nicht satt sehen, die er an ihr wahrnahm. »Elsbeth,« sagte er, »Du bist auf dem besten Wege, meiner Schwester den Rang in meinem Herzen streitig zu machen; fahre so fort, Mädchen, ich rechne es mir für ein besonderes Glück an, zwei Wesen zu kennen und zu haben, die ich so liebe wie sie und Dich.«

Elsbeth, frei von aller Ziererei und Affectation, schlug zwar die Augen bei diesen seltsamen Worten nieder, aber rasch erhob sie sie wieder, lächelte den Prinzen und mich freudig an und sprang dann hastig davon, den Tisch zu decken und die Speisen aufzutragen, die wir zum Frühstück genießen sollten.

Einen um den andern Tag wiederholten wir diesen Besuch, so oft wir nur eine Stunde dafür frei hatten, und als

wir endlich wieder Abschied nahmen, ließen wir abermals zwei Trauernde zurück, denen der Prinz das zweite Licht des Tages zu werden begann.

Noch einer anderen Persönlichkeit muß ich bei diesem ersten Besuche gedenken, die sich mehr denn je und gewiß nicht ohne Nebenabsicht, in unsere Nähe zu drängen versuchte. Ich meine Herrn Beau. Ich hatte auf seinem perfiden Gesichte wohl das spöttische Lächeln bemerkt, als er unserer zum ersten Male in der studentischen Kleidung ansichtig wurde. Nichtsdestoweniger nahm er gleich darauf eine unterthänige Miene an, beglückwünschte uns wie zwei alte Freunde und versicherte uns seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit. Um uns zu täuschen und vielleicht um so leichter unser Vertrauen zu gewinnen, erheuchelte er eine ihm sehr schlecht stehende Burschikosität in Worten und Werken und stieß uns dadurch nur noch mehr von sich zurück. Dabei suchte er uns, wo es irgend ging, auszuhorchen, und da er es beim Prinzen nicht so geradezu wagte, warf er sich auf unverschämte Weise an mich heran, so daß ich genöthigt war, mein warmes und im Ganzen freundliches Wesen mit einer künstlichen Eistrinde zu umziehen.

Ohne Zweifel ging sein Bestreben nur dahin, unsere Meinungen über verschiedene Dinge zu erforschen, sie in verbesserter Auflage dem Fürsten, seinem Gönner, zu hinterbringen und dadurch Gelegenheit zu haben, dessen Gunst in noch höherem Grade zu gewinnen. Ich war jedoch überall und stets auf meiner Huth, weniger dagegen der offenherzige und immer geradeaus gehende

Prinz. Er fand sogar ein Vergnügen daran, über seine jetzigen Ansichten Worte fallen zu lassen, die, wenn sie in die rechten Ohren geträufelt wurden, als fürchterliches Gift wirken mußten. Dies führte eines Tages eine Scene herbei, die der Prinz keineswegs beabsichtigt hatte, aber wenn Herr Beau dadurch eine bitterschmeckende Lehre mehr empfing, so durfte er dieselbe nur seiner Lauscher- und Horcherwuth zuschreiben.

Um nicht aus der Gewohnheit und dem Zusammenhange zu kommen, ließ sich der Prinz alle in Bonn gelesenen Zeitungen, Brochüren und sonstigen periodischen Schriften nach W*** nachsenden, und da der fürstliche Postbote, der sie vom Postamte in der Stadt holte, alle an den Hof eingehenden Briefe und Sendungen zuerst in das Cabinetsbureau des Fürsten trug, wo Herr Beau als Secretair fungirte, so nahm dieser in seiner Neugierde sehr bald Kenntniß von den Titeln der Brochüren und den Namen der Zeitungen, von denen einige damals einen sehr üblen Klang hatten. Einige dieser Sendungen waren schon öfters verspätet und sichtbar durchstößert in des Prinzen Hand gelangt und als er darüber weiter nachforschte, ergab sich sehr bald, wer der unberufene Spürer und Leser sei.

Der Prinz war nicht geneigt, sich desgleichen Eingriffe von Herrn Beau gefallen zu lassen, und da er ihn deshalb sprechen wollte, begab er sich in den Park, wo zu der Zeit Herr Beau den jüngeren Brüdern des Prinzen, seinen

Zöglingen, Turnunterricht erteilte. Die Knaben, von denen der älteste damals zwölf Jahre alt war, standen wohlgeschult auf ihren Plätzen und bemühten sich, dieselben Stellungen der Courtoisie und Grazie anzunehmen, die auch wir einst an diesem Orte hatten durchmachen müssen, und wir blieben daher eine Weile stehen und sahen dem Vorgange zu, der uns schon durch die Erinnerung an unsre Jugendtage einiges Vergnügen gewährte.

»Herr Beau,« sagte der Prinz nach einiger Zeit zu dem Lehrer, der noch immer seine schraubenartigen Bewegungen blicken ließ, die uns früher so zuwider gewesen waren, »wenn Sie mit Ihrem Unterricht zu Ende sind, möchte ich auch ein Wort mit Ihnen reden. Lassen Sie sich jetzt nicht stören, wir werden uns auf jene Bank setzen und die Zeitung lesen, bis Sie fertig sind.«

Herr Beau verbeugte sich unterthänig, wir aber setzten uns auf die Bank unter demselben Baume, in dessen Schatten einst der verhängnißvolle Schuß auf den Urheber unserer jugendlichen Kümmernisse gefallen war.

Sowohl der Prinz wie ich nahmen, nachdem wir den Stellungen und Sprüngen der jungen Welt noch einige Aufmerksamkeit geschenkt, eine Zeitung zur Hand und lasen ämsig darin. Herr Beau aber, der wohl kein gutes Gewissen haben mochte, warf von Zeit zu Zeit einen lauernden Blick auf die ernste Miene meines Gefährten und suchte im Stillen Zweck und Gegenstand der geforderten Unterredung zu enträthseln, die ihm in Kurzem bevorstand. Um den jungen Herrn, den er zugleich fürchtete und verläumdete, vielleicht günstig für sich selbst

zu stimmen, nahm er eine überaus liebevolle Miene und höfliche und ungebundene Redeweise an, wie wir sie nie von ihm zu hören so glücklich gewesen waren, aber diese plumpen und offenbaren Kunststücke glitten an dem ernstesten Prinzen wie von einem stählernen Panzer ab.

Endlich war der Unterricht zu Ende. Die jungen Prinzen zogen lärmend ab und Herr Beau machte sich zur bevorstehenden Konferenz bereit. Langsam sich uns nähernd, wischte er, wie um uns zu rühren, mit einem Tuche den Schweiß von seiner Stirn, räusperte sich und stand endlich mit einem tiefen Bückling vor dem kräftigen Jünglinge, der einst sein Schüler gewesen war.

»Es ist sehr warm heute,« sagte er lispelnd; »ich habe meine Pflicht erfüllt, Durchlaucht, und stehe nun zu Ihren Befehlen.«

»Warten Sie noch einen Augenblick,« erwiderte der Prinz, ohne von seinem Blatte aufzusehen und las erst den Satz zu Ende, den er begonnen hatte. Als er damit fertig war, faltete er das Papier zusammen, nahm einige Brochüren aus der Tasche und reichte sie mit der Zeitung dem Lehrer der Gymnastik und Geheimen-Secretair hin.

»Nehmen Sie gefälligst diese Blätter,« begann der Prinz, »lesen Sie die Titel und sagen Sie mir dann, ob Sie dieselben schon einmal vor Gesicht gehabt haben.«

Herr Beau schauerte zusammen, als ihm die Blätter etwas heftig zwischen die Finger geschoben wurden, denn das Eis in Stimme und Miene des Prinzen war hart gefroren und auf seiner sonst so klaren Stirn hing eine drohende Wetterwolke.

»Ich?« sagte der Schraubenmann langsam. Nachdem er die verschiedenen Titel gelesen, »ich, diese Blätter und Zeitungen?«

»Ja, Sie, wer denn sonst? Spreche ich nicht deutlich?«

»Nein, Durchlaucht, Dergleichen lese ich nicht, darf ich nicht lesen, es wäre wider – gestatten Sie mir diese Offenherzigkeit – wider meine Pflicht und mein Gewissen.«

»O, geniren Sie sich nicht, Sie wissen ja sein langer Zeit, daß ich die Offenherzigkeit liebe und zu Zeiten selbst übe, sprechen Sie immerhin, wie Sie der Geist treibt; aber ich sehe nicht ein, warum es gegen Ihr Gewissen wäre, dergleichen Wahrheiten, wie sie in diesen Blättern enthalten sind, zu lesen.«

»Wahrheiten? Das ist mir etwas Neues, Durchlaucht; ich glaube, Sie belieben zu scherzen. Man nennt ja in ganz Deutschland diese Zeitungen Lügenblätter, und Sie – Sie mit Ihrer wahrheitsliebenden Seele – werden dem doch nicht widersprechen wollen?«

»Und wenn ich es nun doch thäte? Wenn ich sogar mit meiner wahrheitsliebenden Seele mir erlaubte, Ihnen zu sagen, daß es keine Lügenblätter sind, die Sie da in der Hand halten, daß sogar große, bedeutungsvolle Wahrheiten darin stehen, wie dann?«

»Durchlaucht – ich begreife nicht –«

»Ah, Sie begreifen nicht, das ist etwas Anderes. Doch, was halte ich mich auf, Sie belehren zu wollen, das ist vergebliche Mühe. Sie wissen Alles, sind sogar mein Lehrer in Mancherlei gewesen und ich muß also noch immer einigen Respect vor Ihrem Wissen haben. Einen Rath

aber, einen wohlgemeinten, können Sie doch von mir annehmen. Ich rathe Ihnen also, lesen Sie diese Blätter. Ja, ja, machen Sie nur immer so große Augen, wie Sie jetzt machen, um sie recht genau zu lesen. Es steht Viel darin, was Sie wissen sollten, und legen Sie das, was Sie Gutes darin finden, Denen vor, die Sie oft um Ihre Meinung in solchen Dingen befragen. Selbst *Fürsten* – er betonte dieses Wort stark – sollten damit bekannt werden. Und wenn sie nur täglich eine solche Zeitung läsen, darüber nachdächten und danach handelten, so würden sie großen Vortheil für sich und ihr Land davon ziehen. *Sie* aber müssen, um sich in der höheren Diplomatie zu vervollkommen, was ja von jeher Ihr Bestreben war, nicht allein die Blätter und Schriften lesen, die unter der Fuchtel des Censors stehen, nein, mein Herr, Sie müssen solche lesen, die aus einem freien Selbstgefühl hervorgegangen sind, die den Geist unverfälscht wiedergeben, welchen Gott den Menschen eingehaucht hat, und die von Leuten herrühren, die schreiben und sprechen dürfen, wie ihnen der Schnabel naturgemäß gewachsen ist, – Das war mein *Rath*, Herr Beau; benutzen Sie ihn nach Kräften, wie und wo Sie wollen. Aber ich habe Ihnen außerdem noch eine *Rüge* zu ertheilen.«

»Eine Rüge?« wisperte der Schraubenmann, der bald roth, bald blaß unter dem Damoklesschwert geworden war, das dicht über seinem Haupte hing.

»Ja, eine Rüge, sage ich. Denn Sie haben mir vorher die Unwahrheit gesagt. Oder irre ich mich? Sind diese

Zeitungen nicht eher in Ihren Händen gewesen als in den meinigen, wie?«

»Durchlaucht, sie wurden im Cabinet abgegeben und da habe ich sie gesehen.«

»O, wer spricht vom Sehen! Sehen können Sie sie, auch beriechen und beschnüffeln, so viel Sie wollen, aber aus ihrem Verschuß lösen, wie hier geschehn – und das haben *Sie* gethan, mein Herr – das dürfen Sie nicht. Ich wenigstens verbitte mit das von Ihnen. Von jetzt an fordere ich, daß Sie die Sendungen, die unter meiner Adresse hier anlangen, mögen es Briefe oder Drucksachen sein, nicht im Cabinet behalten, um sie zu *höheren* Zwecken zu verwenden, sondern sofort an ihre Adresse befördern. Haben Sie mich verstanden?«

»Ich bedaure,« flüsterte Herr Beau, »Sie erzürnt zu haben, aber Sie sind im Irr–«

»Gehen Sie!« sagte der Prinz ruhig und machte mit der Hand eine vornehme Abschiedsbewegung, was ihm so fürstlich stand, »Sie haben mir lange genug in der Sonne gestanden – der kalte Schatten, den Sie werfen, ist mir unheimlich.«

Der Arme verbeugte sich, sogar auch vor mir, was er noch nie gethan, und schlich von dannen, ohne Zweifel froh, daß er außerhalb der Wirkung des prinzlichen Gluthblickes war.

»Dem hab' ich's gut eingetränkt,« sagte der Prinz lachend, als er verschwunden war, »meine Packete öffnet er nicht wieder. Ah, aber da kommt mein Vater mit Herrn von Transfeld. Er hat gewiß seiner jungen Sprößlinge

Luftsprünge sehen wollen und nun kommt er zu spät. Das geschieht den Fürsten leider oft. Aber er zeigt eine ernste Miene – sicher hat uns erblickt und macht Kehrt – was bedeutet das?«

Eine Stunde später erfuhren wir von Herrn von Transfeld, was das bedeutete, denn er kam, um uns mitzutheilen, daß er mit dem Fürsten des Prinzen wegen eine ernste Unterredung gehabt, daß er uns aber ein günstiges Resultat mittheilen könne. »Göttingen stand auf dem Spiele.« sagte er.

»Wie!« rief der Prinz, »wir sollten nicht nach Göttingen?«

»Beileibe nicht, doch hören Sie, ich hatte die Ehre, Sr. Durchlaucht ein Referat über unsern Aufenthalt zu Bonn zu liefern. Er war mit Ihrem Fleiß und allem Uebrigen zufrieden. ›Und nun wollen Sie nach Göttingen?‹ fragte er. ›Das gefällt mir nicht recht. In Hannover ist der Teufel los. Die Regierung zankt sich ohne Unterlaß mit den Unterthanen. Das ist häßlich, das mag ich nicht leiden. Das Unrecht liegt auch hier wie immer auf beiden Seiten, die Einen wollen zu rasch *haben*, die Anderen zu langsam *geben*. Die Regierung sollte diesmal nachgeben, sie ist wirklich im Unrecht, wie mir scheint, aber freilich, man giebt das Heft nicht gern aus der Hand, wenn die Schneide scharf geschliffen ist. Und nun wollen Sie mit meinem Sohne nach Göttingen!«

›Warum nicht, Durchlaucht,‹ sagte ich. ›Die Zwistigkeiten in Hannover gehen uns ja gar nichts an. Wir wollen

weder mit der Regierung noch mit den Unterthanen verkehren. Wir wollen studiren, die Universität Göttingen besuchen und die Vorlesungen ihrer großen Männer, der dortigen Professoren, hören.<

›Schweigen Sie mir von den Professoren still!‹ rief er ärgerlich. ›Die haben auch mitunter den Teufel im Leibe und brüten Eier aus, deren Inhalt sie oft selbst nicht gern essen würden, wenn er lebendig geworden und ihnen über den Kopf gewachsen ist.<

›Wir werden nur die besten hören,‹ wagte ich zu erwidern.

›Ah, die besten, das kenne ich. Wer am meisten und lautesten raisonnirt, hat den stärksten Zulauf, die Jugend ist einmal so und mein Junge, der Bruno, hört auch gern eine Musik mit Pauken und Trompeten.«<

Wir lachten, und Herr von Transfeld lachte mit. »Ja, ja,« fuhr er fort, »ich lachte auch in Gegenwart Sr. Durchlaucht und das schien ihn zu freuen, denn gleich darauf sagte er: ›Nun, ich will nicht dagegen sein. Gehen Sie nach Göttingen. Aber ich werde mein Auge offen halten. Bei dem ersten Lärm, den es giebt, werde ich wie eine Bombe unter Euch platzen und dann den Marsch in ein ruhiges Land blasen.< – Das war der Inhalt unserer Unterredung, Durchlaucht, und so können Sie Jedermann sagen, daß wir nach Göttingen gehen, wo schon Alles zu unserm Empfange bereitet ist.«<

»Also nach Göttingen!« riefen wir jauchzend, und rüsteten in den nächsten Tagen Alles zur Abreise. Meine Eltern konnte ich diesmal leider nicht sehen, sie waren

nach M*** gereist, wo mein Großvater lebte, der, wie man mir sagte, krank geworden war. Da mein Vater Reue über sein vergangenes Leben spüren mochte, so begleitete er diesmal meine Mutter, um möglicher Weise seinen Schwiegervater zum letzten Male zu sehen und sich mit ihm zu versöhnen, ehe er das Zeitliche verließ. So reiste ich denn ohne die Segenswünsche meiner Mutter ab, aber ich hoffte im Stillen, daß sie mich auch begleiteten, ohne daß sie hörbar in mein Ohr gedrungen waren.

NEUNTES KAPITEL. EINE UNVORHERGESEHENE WIRKUNG
DER *Georgia Augusta*.

Der Abschied von der fürstlichen Familie und den Schloßbewohnern war abermals genommen und wir stiegen mit freudiger Spannung in die Wagen, um so bald wie möglich die damals so berühmte *Georgia Augusta* auch einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Als wir nun, durch das vom Frühlingssonnenschein so heiter beglänzte Land fahren und uns fröhlich von der rosigen Zukunft unterhielten, konnten wir nicht ahnen, daß das Jahr, dessen vierten Monat wir schon erreicht, nicht allein für uns, sondern auch für ganz Europa so verhängnißvoll werden sollte. Allerdings wußten wir, daß es überall gährte und kochte, daß Unzufriedenheit bei Groß und Klein fast in allen Landen zu finden war, aber daß dieses Jahr mit dem Umsturz von Thronen enden und zahllose, für unsern ganzen Erdtheil wichtige Ereignisse im Gefolge haben würde, so wie daß wir, ohne unsere wissenschaftlichen Zwecke völlig erreicht zu halten,

in noch nicht Jahresfrist die berühmte *Georgia Augusta* wieder verlassen müßten, das dachten wir damals gewiß nicht.

Nachdem wir uns nur kurze Zeit auf einigen Zwischenstationen aufgehalten hatten, langten wir nach wenigen Tagen eines Abends in Göttingen an. Wir fanden in einem schönen und alterthümlichen Hause am Markt eine sehr freundliche und geräumige Wohnung vor, in der wir uns bald nach alter Gewohnheit behaglich niederließen.

Doch bevor ich einzelne Ereignisse aus unserm Leben hervorhebe, muß ich in allgemeinen Umrissen des damaligen Lebens in Göttingen gedenken und werde ich hierin so kurz wie möglich sein, da ich voraussetzen muß, daß den meisten meiner Leser die dortigen Verhältnisse zu jener Zeit einigermaßen bekannt sind.

In Göttingen, dessen höchste Blüthezeit allerdings schon einige Jahre vor unserm Eintreffen gefallen war, lebten und wirkten damals die berühmtesten Männer der Wissenschaft und ich will nur die für uns wichtigen namentlich hervorheben. Es waren die politischen Rechtslehrer Mühlenbruch und Göschen, die Historiker und Staatswissenschaftler Heeren, Gervinus und Dahlmann, die Literatoren Dissen und die beiden Grimms, die Philosophen Ewald, Herbart und Hugo und endlich der Astronom Gauß, obgleich wir auch viele Andere zeitweise frequentirten und achten lernten.

Es läßt sich leicht begreifen, daß unter Vorantritt solcher wissenschaftlicher Heroen der geistige Verkehr und

das akademische Leben ein bedeutendes sein mußte, nebenbei zeigte sich auch unter den Lehrern und Schülern der Universität eine große Neigung zur freieren Auffassung des politischen Strebens, wozu damals leider viel Stoff in Hannover von Außen her gegeben war.

Trotzdem aber herrschte unter den Studirenden, die durch die Nachhaltigkeit und Vielseitigkeit der Vorlesungen angelockt, und geistig befriedigt wurden, ein anständiger Ton, Professoren und Studenten wetteiferten mit einander, sich das Leben leicht und angenehm zu machen, und unter den vielen, den höheren Ständen angehörenden Studirenden hatten sich abgeschlossene Kreise gebildet, wie sie auf keiner anderen deutschen Universität bestanden und durch ein freisinniges gehaltvolles Streben sich die Wege zu einer großen und bedeutenden Zukunft bahnten.

Der Reichthum, die Größe und Kostbarkeit der Bibliothek von Göttingen ist weltbekannt, daher brauche ich darüber nicht zu sprechen, mir vor Allen aber ward dieselbe eine unerschöpfliche Quelle redlichsten Bestrebens und Lernens, und jede mir zu Gebote stehende Mußestunde benutzte ich rechtschaffen, mich darin häuslich niederzulassen und meinen eigenen Weg in der wissenschaftlichen Ausbildung zu verfolgen, wozu ich die Anleitung nicht allein von Herrn von Transfeld, sondern auch von vielen mir bald näher stehenden Lehrern der Akademie selbst erhielt.

Leider fanden wir eine überall sichtbar hervortretende Mißstimmung unter den Bürgern der Stadt und den

Studirenden selbst gegen das bisherige Verfahren von Seiten der hannoverschen Regierung vor, eine Mißstimmung, die in allen Gauen des Landes, von den höchsten bis zu den niedrigsten Kreisen herab, ihren wohlbegründeten Widerhall fand. Von dieser Mißstimmung bis zur bis deutlicheren Aufregung war in Göttingen selbst unter den vielen feurigen Gemüthern, mit denen die mit ihrer Lage unzufriedene Bürgerschaft sympathisirte, nur ein kurzer Schritt, und nicht allein unter den jüngeren Privatdocenten, auch unter politisch erfahrenen Männern fanden sich Hitzköpfe genug, die mit feuriger Beredsamkeit die Nothwendigkeit politischer Reformen predigten, was natürlich bei einem großen Theile der leicht entzündbaren Jugend einen lebhaften Anklang fand.

Als nun im Juli die Revolution in Paris ausbrach, in Braunschweig im September Herzog Carl verjagt und eine neue Ordnung der Dinge in beiden Staaten eingeführt wurde, lagerte sich auch über das kleine Göttingen eine blitzesschwangere Wolke, die nicht wieder aus ihrer Stellung wich, bis sie sich im Januar des folgenden Jahres verhängnißschwer genug über das freundliche Städtchen entlud. Doch davon später, wenn ich über meinen Freund, den Prinzen, das Nothwendige nachgetragen haben werde.

In den ersten Monaten unsers Aufenthalts in Göttingen lebten wir verhältnißmäßig sehr zurückgezogen von allem äußeren Verkehr; der Prinz, der außer den Zeitungen und politischen Abhandlungen, die in Massen von

allen Seiten zuströmten, wenig las, beschränkte sich darauf, zu hören und dann in stiller Abgeschlossenheit darüber nachzudenken und mit sich selbst zu Rathe zu geben. Herr von Transfeld, der auch hier seinen eigenen Bestrebungen nachging, fuhr mit uns, sonst aber kamen wir nur in geringe Berührung mit ihm, besonders ich, der ich, mit rastlosem Eifer meine Ausbildung in jeder Richtung betrieb und meine ganze Zeit theils in den Hörsälen, theils auf der Bibliothek, theils in stillster Forschung auf meinem eigenen Zimmer verbrachte.

Bis zum Ausbruch der Julirevolution zeigte der Prinz jedoch seine gewöhnliche heitere und unbefangene Miene, weder Herr von Transfeld noch ich bemerkten die geringste Abweichung von seiner früheren Art und Weise zu leben und das Leben in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Kaum aber war die Nachricht jenes blitzschnellen Thronwechsels über Deutschland hingeflogen, so nahm sein Gesicht einen mehr denn ernsten Ausdruck an, er zog sich eine Zeit lang ganz von dem bisherigen Verkehr zurück und gestattete uns nur selten einen flüchtigen Einblick in sein Gemüth, das überaus aufgeregt war, trotzdem er seinen äußeren ruhigen Anschein vor aller Welt zu bewahren wußte. Als nun aber die Septemberereignisse in Braunschweig bekannt wurden und außerdem die vielfachen Bewegungen in fast allen Ländern des deutschen Reiches, ja Europa's lauter und lauter heranstürmten, da ging eine längst vorbereitete eigenthümliche Wandlung im Geiste des Prinzen vor, die wir beide ihm zunächst Stehenden aber anfangs gänzlich

mißkannten, da er gegen keinen von uns seine Ansichten genauer entwickelte. Wir glaubten nämlich, das alte stolze Stamm- und Herrschergefühl rege sich in seiner Brust, der unbezwingliche, tief in jedes Fürsten Herz schlafende Löwe sei erwacht und er werde nun grollend und die Mähnen schüttelnd hervortreten, um der ungehorsamen Unterthanenwelt den Fehdehandschuh hinzuwerfen, allein – wie sehr hatten wir uns in unserm jungen Freunde geirrt!

Damals, Anfangs October war es, daß Bruno sich zwei oder drei Wochen lang ganz von uns zurückzog und nur Mittags bei Tische mit uns zusammentraf, ohne jedoch fast nur ein Wort zu reden. Nach Tische ließ er sein Pferd satteln und ritt, nicht mehr im Galopp wie früher, sondern im ruhigsten Schritt zu irgend einem Thore hinaus. Herr von Transfeld, auf das Aeußerste beunruhigt, ritt ihm eines Tages heimlich nach und da sah er ihn eben so still durch die Felder und, den Blick in sich gekehrt, ganz in tiefster Stille nachdenkend hinreiten, als hätte er mit sich selber einen wichtigen Rath abzuhalten.

»Er brütet über Etwas,« sagte Herr von Transfeld an diesem Abend zu mir, »aber ich kann nicht ergründen, was es ist. Ich befinde mich in einer unangenehmen Lage, ich kann es wohl sagen, denn ich sehe nicht, wie die Geschichte enden soll.«

»Haben Sie Geduld,« erwiderte ich, »ich kenne ihn und habe Vertrauen zu seiner Einsicht. Er kann nichts Uebles mit sich herumtragen und wir werden eher über das Großartige seiner Gedanken, wenn wir sie hören, zu

staunen als über den Irrweg, den Sie befürchten, zu klagen haben.«

»Wenn er nur bald damit an's Tageslicht treten wollte, ich habe gar keinen Schlaf mehr, er bekümmert mich.«

»Mich gar nicht, ich schlafe prächtig und lebe einen Tag wie alle Tage ruhig fort.«

»Ich sehe es wohl und bewundere es, wie Sie die Lust und Ruhe zur Arbeit behalten können, wo Alles in wirrer Hast zusammen und wieder auseinander läuft.«

»Das ist Anlage, Temperament, Herr von Transfeld.«

»Nein, es ist Ihr übertriebener Arbeitsdrang, mein Lieber. Wer so arbeitet wie Sie, mit dem ganzen Körper, der ganzen Seele und allen seinen Fähigkeiten, der sieht und hört nicht, was um ihn her vorgeht.«

»O, ich sehe und höre es wohl.«

»Ja, aber mit Ihren Augen und Ohren, und die sind mit Buchstaben und Zahlen ausgefüllt –.«

»Sagen Sie mit Gedanken und Begriffen, so werden Sie es vielleicht richtiger bezeichnet haben.«

»Ja, ja doch, ich stimme Ihnen bei. Aber der Prinz, Flemming, was machen wir mit dem?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wir machen vor der Hand nichts mit ihm, viel eher wird er aus uns etwas machen, geben Sie Acht.«

»Sie sprechen in Räthseln, die ich nicht lösen kann.«

»Haben Sie Geduld, sage ich, die Zeit wird sie Ihnen lösen.«

Und in der That, die Zeit sollte sie ihm und mir lösen, obwohl auf eine ganz andere Weise, als wir erwarteten.

–

Wie in Bonn, so hatte der Prinz bald nach seinem Eintreffen in Göttingen eine kleine Gesellschaft von Studenten ausfindig gemacht, deren Verkehr ihm sehr zusagte und mit deren einzelnen Gliedern er dann und wann sogar häufiger zusammen kam. Es waren dies nicht die Hitzköpfe, die im Januar des folgenden Jahres mit fünfhundert Mann das Königreich Hannover über den Haufen stürzen oder wenigstens dem Angriff desselben einen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen wollten, nein, es waren besonnene, redlich vorwärts strebende, aber in Bezug auf das Wohl Deutschlands im Ganzen und Einzelnen freisinnig denkende junge Männer, die durch keine überstürzende Handlung, keine Revolution, sondern im ruhigen besonnenen Fortschritt und geistiger Aufklärung das große Ziel zu erreichen suchten, wie es ja auch jetzt wieder das Bestreben selbst großer Regierungen geworden ist, das Heil des gemeinsamen Vaterlandes auf gesetzmäßige Weise herbeiführen zu wollen.

Diese jungen Männer wollten keinem Fürsten Deutschlands zu Leibe gehen, sie wollten keinen Thron umstürzen, aber sie wollten, daß die Fürsten Deutschlands zur Einsicht gelangten, daß auch von ihrer Seite Etwas geschah, was dem großen Ganzen ersprießlich sei. Allerdings könne das, meinten sie, nur durch persönliche Opfer erreicht werden, aber sie hätten das Vertrauen wenigstens

zu einigen von Deutschlands Fürsten, daß sie diese Opfer bringen und sich dadurch selbst für ewige Zeiten eine Denksäule des Ruhmes in ihrem Vaterlande errichten würden.

Wie und auf welchem Wege, mit welchen Mitteln diese ruhigen und wirklichen Vaterlandsfreunde zu Werke gehen wollten, ob vielleicht durch spätere geistige Einwirkung, wie ich beinahe vermüthe, weiß ich Nicht, so viel aber ist gewiß, daß es ihnen gelungen war, auch unsern Prinzen für ihre Pläne zu gewinnen, und daß er ihnen seinen Beistand, wenigstens für künftige Zeiten, zugesagt.

Hierüber sollte ich eines Abends aufgeklärt und dadurch zugleich das ganze Räthsel gelöst werden, welches Herrn von Transfeld in so große Unruhe versetzt hatte.

Es war in den letzten Tagen des October, als ich mit Letzterem gemeinschaftlich das Abendessen einnahm, nachdem der Prinz wie gewöhnlich vergeblich auf sich hatte warten lassen. Nach Tische begab ich mich wieder an meine Arbeit und vergaß darüber ganz die Zeit. Plötzlich erhebe ich das Auge und sehe, daß es Mitternacht ist. In diesem Augenblicke fiel mir der Prinz ein, er war noch nicht nach Hause gekommen. Ich stand von meiner Arbeit auf, trat an's Fenster und schaute in die mondhele Nacht hinaus, die, ungewöhnlich mild und klar, eher einer Mai- als Octobernacht glich. Als ich das Fenster öffnete, um mich hinauszulehnen, war der Marktplatz menschenleer; kaum aber hatte ich einige Minuten hinausgeblickt, so trat um die nächste Ecke zur rechten Hand, eine große, hoch aufgerichtet gehende Gestalt, die nur

dem Prinzen angehören konnte, obwohl sie viel langsamer und gemessener einherschritt als er zu gehen pflegte.

Vor unserm Hause angekommen, blieb sie stehen, schaute nach dem klaren Mondbilde hinauf, murmelte einige abgerissene Worte und wandte sich dann zur Thür, um sie aufzuschließen. Es war wirklich der Prinz, mein Auge hatte mich nicht getäuscht. Schnell kam er die Treppe herauf und anstatt, wie er in der Regel that, in sein Zimmer zu gehen, pochte er an das meinige und rief: »Bist Du noch wach, Kurt?«

Ich öffnete die Thür und trat ihm freundlich entgegen, aber sogleich wich ich erstaunt zurück, denn auf seinem sonst so klaren Antlitz lag ein düsterer Ausdruck, trotzdem sein Auge ungewöhnlich lebhaft glänzte und mir verrieth, daß seine Seele von seltener Aufregung bewegt sei. Offenbar war er in der Gesellschaft seiner neuen Freunde gewesen, hatte mit ihnen viel hin und her disputirt und befand sich in jenem unbehaglichen Zustande, den eine lebhaft und nur durch die Flüchtigkeit der Zeit abgebrochene Unterhaltung zu hinterlassen pflegt.

»Guten Abend, Bruno,« sagte ich warm, wie ich es immer that, wenn ich ihn in innerem Zwiespalt sah. »Ja, ich bin noch wach, meine Bücher lassen mich nicht schlafen, sie sind zu interessant.«

»Deine Bücher sind interessant? Das mag sein, es giebt aber noch Interessanteres als Bücher, glaube mir, denn sie sind todt und starr und nur der Augenblick, den der Mensch erlebt und benutzt, ist lebendig und warm. Ich

könnte Dir gleich jetzt in diesem Augenblicke etwas recht Interessantes erzählen,

»Thu es,« sagte ich und stellte mich mit dem Rücken gegen den Tisch, ihm das Gesicht zukehrend, das im Schatten blieb, während auf das seine der Schein meiner großen Lampe fiel.

Aber anstatt mir zu antworten oder seine Erzählung zu beginnen, ging er eine Weile schweigsam mit ineinandergeschlagenen Armen vor mir hin und her, blieb dann plötzlich stehen, ergriff meine Hand und sagte langsam und feierlich, aber doch dabei von innerer Aufregung sichtbar durchbebt: »Ja, Kurt, ich will Dir, meinem besten und vertrautesten Freunde, die Gedanken enthüllen, die mich seit Monaten verfolgen, die ich nicht länger zurückweisen kann und die ich endlich, endlich vor Dir in Worte kleiden muß. Kurt, mir sind die Augen geöffnet und ich sehe klarWie seltsam und unseren früheren Ansichten fremd re aber ist, was ich sehe – es stimmt zu sehr mit den Empfindungen meines Herzens überein, als daß ich an der Wahrheit desselben zweifeln könnte. Höre mich also an und unterbrich mich nicht, nachher magst Du mir sagen, was Du davon denkst. Sieh, Kurt, ich bin der Sohn eines Fürsten, aber darauf lege ich, wie Du weißt, keinen besonderen Werth in Bezug auf mich selbst, und nur das, was die Menschen in ihrer Gesammtheit betrifft, hat für mich einen großen Werth und einen dauernden Gehalt. Richte einmal Deinen Blick auf Deutschland – was siehst Du da? Was? Ist

es nicht eine Schmach, was wir sehen? Sind nicht Gesetze gegeben, um die Menschen danach zu leiten und zu bessern, und werden sie von Denen selbst beobachtet, die sie gegeben und zu halten beschworen haben? Aber nun sieh, mein Freund, Gesetze drücken immer nur das Bedürfniß der Gesellschaft der Zeit aus, in welcher und für welche sie verfaßt wurden. Neue Gestaltungen und neue Zeiten verlangen auch eine Umgestaltung und Verbesserung der letzten. Das mag schwierig und nicht immer angenehm für Diejenigen sein, welche sie flicken oder gut von Neuem schmieden müssen, aber es ist Einmal so, es muß geschehen. Und warum muß es geschehen? Das Wohl der ganzen Nation verlangt und bedarf es, und wenn die Fürsten von gleicher Gesinnung beseelt und für eine nationale Einigung und Erhebung begeistert sind wie ihre Völker, so müssen sie endlich Hand anlegen zum großen Werke, das lange unerwünscht ist und bald gefordert werden wird. Denn, mein Freund, es giebt für die Menschen ein Recht zur geschichtlichen Fortentwicklung, ein Recht auf Befriedigung unveräußerlicher Bedürfnisse, und die Fürsten zuerst müssen diesem Rechte Rechnung tragen und nicht allein auf das Recht ihrer absoluten Machtvollkommenheit mit eiserner Hartnäckigkeit bestehen. Meinst Du nicht auch?«

Er schwieg und sah mich durchbohrend an. Ich aber wußte nicht, was ich erwidern sollte, denn ich hatte keine Ahnung, wohin sein Gedankengang strebte, da mir seine Art und Weise zu sprechen nicht vollkommen klar

war. »Ja, ja,« sagte ich ruhig, »fahre aber erst fort; ich sehe, Du willst mir noch mehr sagen.«

»O noch viel mehr, ich fange erst an. Sieh, wie oft haben wir von unserem Vaterlande gesprochen, seine Bedeutung für die Entwicklung ganz Europas anerkannt und dabei seine Größe gewünscht; aber das ist vor Allem gewiß, Deutschland kann nur wirklich groß und bedeutend sein, wenn es einig ist. Daraus aber folgt, daß es einig sein *muß*, wenn es nicht zu Grunde gehen oder zum Gespött des Auslandes, was dasselbe ist, werden soll. Und sieh, ich habe es mir hundertmal hin und her überlegt, geprüft bei Tag und Nacht, und immer habe ich dasselbe Resultat gefunden. Es wird und muß einst so sein und was ich dazu beitragen kann, will ich gern und freudig geben, und sollte es mein eigenes Herzblut sein. Leider aber, glaube ich, sind nicht alle Fürsten meiner Meinung, und so wird die große Zeit, in der es dazu kommt, noch fern liegen. Das aber ist gewiß, Kurt, so lange Deutschland ungefährdet bleibt, kommt es *nicht* dazu, Deutschland muß in allen seinen Theilen, im Ganzen und im Einzelnen, gefährdet und unglücklich sein, um groß zu werden, das hat die Weltgeschichte schon öfter bewiesen und die Weltgeschichte hat Recht. Schrecklich, daß es so ist, schrecklich, daß man erst besiegt oder geknechtet sein muß, um Mann zu werden in der vollen Bedeutung des Worts! Das ist es, was ich Dir sagen wollte und worüber Du noch nicht laut sprechen darfst. Niemand außer uns darf es wissen, still und leise müssen wir tragen, was in uns gährt und kocht, aber treu und warm wollen wir

es im innersten Herzen bewahren und erst dann, wenn es in uns und Anderen reif und fest geworden ist, soll es an das Licht des Tages treten, nicht wahr, Kurt?»

Ich schüttelte bedenklich den Kopf, denn es war mir noch immer nicht ganz klar, was er wollte.

»Willst Du mit *nicht* helfen, das Große zu bestehen?« fragte er mit hell aufblitzendem Auge.

»Gewiß,« erwiderte ich, »ich will Dir redlich beistehen, so viel in meinen schwachen Kräften liegt, aber Mühe wird es machen, gewiß!«

»Was Mühe! Die scheue ich nicht und wir Alle nicht, die so denken wie wir.«

»Denken denn schon viele Fürsten so wie Du?«

»Leider nein, aber sie werden so denken *müssen*, wenn die Noth an ihren Hals tritt.«

»Das ist ein kritischer Augenblick und es kann noch lange dauern, bis er erscheint. Solltest Du nicht in gewissen Träumereien befangen sein, Bruno, und Dir die Gestaltung der Zukunft leichter vorstellen als sie sein wird?«

»Mag sein, auch in Träumen mögen wir uns noch wiegen, aber einmal wacht man aus jedem Traume auf und die Wirklichkeit ist da; auch für die hohen Herren wird sie nicht ausbleiben.«

»Das wird kein angenehmes Erwachen sein, mein Freund, und es wird Kopfzerbrechen kosten, ehe sie irgend einen Entschluß fassen.«

»Einen Entschluß? Der kann ihnen nicht schwer werden, es giebt nur *einen*.«

»Welchen?«

»Die kleinen Fürstenthümer, in ihrer Vielheit und Zerissenheit, bringen dem großen Ganzen in seiner Einheit Schaden, sie müssen daher aufhören und dieses dadurch groß und mächtig auferbauen.«

»Wie? Würdest Du zum Beispiel Dein ganzes wohlererbtes Reich und Land hingeben, um Deutschland zu einem großen Ganzen zu verhelfen?«

»Auf der Stelle, mein Freund, ich will es Dir mündlich und schriftlich zusichern. Das ist das einzige Ziel, was mir vor Augen schwebt, bei Tag und Nacht, im Wachen und im Traume, und ich bin überzeugt, daß ich dadurch nur das Beste, nicht allein für mich, sondern auch für Alle thun kann, die Gutes von mir zu erwarten berechtigt sind.«

»Du magst im Ganzen Recht haben, kannst aber auch schon als Fürst eines kleinen Landes für das Wohl Derer sorgen, die berechtigt sind, es von Dir zu erwarten. Du kannst eine große Zahl Menschen glücklich machen, wenn Du ihnen ein gerechter, edler und gewissenhafter Fürst und Herr bist.«

»Ach, was will es sagen, mein Freund, ein einziges Glied des ganzen großen Körpers sanft zu betten und wohl zu pflegen, und diesen Körper selbst auf harter Pritsche foltern zu lassen! Was hat das Ganze für Vortheil davon? Nein, nein, wenn man etwas Gutes will, muß man es gründlich wollen, und darum müssen wir kleinen Fürsten einen Finger opfern, um Deutschlands Hand groß, frei und reich zu machen. Sieh, wohin soll denn das ewige Schaukeln und Schwanken zwischen unsern beiden

großen Nachbarn führen? Wenn uns der Franzose nichts Uebles thut, thut uns der Russe etwas Bitteres an, und wie wir jetzt ohnmächtig und getheilt sind, wird es dem Einen oder Anderen gelingen, dies nach seinem Belieben heut oder morgen zu thun. Dies Belieben aber mag und will ich ihm nicht zugestehen. Wir selbst müssen die Herren sein und nach unserm Belieben die Welt lenken oder ihr so viel Achtung einflößen, daß sie uns zu lenken nicht die Lust verspürt. Weg also mit allem Zaudern und Bedenken, das Schlaraffenleben hat lange genug gedauert, es ist Zeit aufzuwachen aus dem Taumel des Genußkitzels, in den alle Welt seit Jahren versunken ist. Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts ist ein anderer geworden, und wenn die Fürsten nicht ihre Schuldigkeit thun, dann

–«

»Nun, dann?« fragte ich, ebenfalls warm werdend.

»Dann mögen sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn sie in Noth gerathen und nicht allein die Liebe und das Vertrauen ihres Volkes, sondern alles übrige Hab und Gut mit einbüßen. Wie es aber jetzt von manchen Herren getrieben wird, ist es fast zu arg und geht über alle menschlichen Begriffe. Nicht einmal *der* Gabe dürfen sich die Menschen bedienen, die ihnen Gott zum Unterschiede von den Thieren verliehen, sie dürfen nicht frei denken und sprechen und also auch nicht schreiben, denn das Schreiben ist ja nichts als das Fixiren des Gedankens. Ja, nicht einmal beten sollen sie zu Gott nach ihrem Gefallen, und selbst ihre innersten Herzensgefühle sollen sie in kalte vorgeschriebene Formeln zwingen. Mit

dem freien Denken, Sprechen, Schreiben und Beten aber müssen vernünftige Gesetze eingeführt und redlich gehandhabt werden, oder ich wollte, wenn ich ein solcher gemäßhandelter Unterthan wäre, lieber heute als morgen in die Wildniß wandern und mit den Thieren verkehren, die auch ohne Gesetze wachsen und gedeihen.«

Ich lächelte und doch mußte ich ihm innerlich Recht geben. »Du sprichst da schöne Dinge,« sagte ich, »aber es ist ein weiter Weg von dem guten Willen bis zur Ausführung einer so großen That.«

»Ich werde ihn zurücklegen, glaube mir, und sie wenigstens versuchen.«

»Und wenn sie Dir nicht gelingt?«

»Dann werde ich mich von meinem Throne zurückziehen und lieber ein Privatmann mit gutem Gewissen, als ein Fürst ohne Kraft und Einfluß sein. So versessen bin ich nicht auf etwas, was, wenn es keine wahre Bedeutung hat, nur ein leerer Schall, ein Wahnbild, ein Phantom ist.«

»Wir wollen es beschlafen, Bruno,« sagte ich ablenkend; »kommt Zeit, kommt Rath; vielleicht findet sich noch ein Ausweg aus diesem traurigen Labyrinth.«

»Nichts von Ausweg, nichts von Ausweg, mein Freund. Hier giebt es nur einen einzigen Weg und der führt geradeaus. Aber beschlafen wollen wir es, doch Du wirst sehen, ich werde morgen eben so denken wie heute, und eben so fest entschlossen sein zu thun, was ich nur mit der Aufopferung meiner Ehre unerfüllt lassen könnte.«

Und in der That, er dachte morgen und noch in späteren Tagen eben so wie an diesem Abend. Ich aber war

in nicht geringe Besorgniß vor irgend welchen schlimmen Folgen dieser ganz neuen Geistesrichtung versetzt und beeilte mich am nächsten Morgen, sobald ich ihn ungestört sprechen konnte, zu Herrn von Transfeld zu gehen und ihm meine ganze Unterredung mit dem Prinzen mitzuthemen. Wenn ich aber der Meinung gewesen war, Herr von Transfeld werde gleich mir über die wunderbare Umwandlung unsers Gefährten bestürzt und um seine fernere Handlungsweise besorgt sein, so hatte ich mich vollständig in ihm geirrt. Im Gegentheil, nachdem er mich mich hatte aussprechen lassen, lächelte er ganz behaglich, trank in aller Gemüthsruhe seinen Kaffee dabei und sagte:

»Mein lieber Kurt, wenn es weiter nichts ist, dann ängstigen Sie sich nicht ohne Noth. Wer hat auf der Universität nicht schon Aehnliches empfunden, gedacht und – im Uebrigen ohne alle Consequenzen seinen Wolkenflug zurückgelegt? Ich selbst war einst ein gewaltiger politischer Schwärmer, und sehen Sie, welchen ruhigen und conservativen Mann die Welt aus mir gemacht hat. Daß der Prinz einmal Feuer fangen würde, habe ich von Anfang an gewußt, als er den ersten Schritt über die Schwelle einer deutschen Universität setzte, denn das gehört zum jugendlichen Leben eines gebildeten Deutschen, wie Ihnen Jeder sagen wird, der die Milch der *Alma Mater* eingesogen hat. Aber das thut nichts, das ist einmal so und es muß sogar so sein. Das ist ein Stachel, ein Anreiz zur inneren gewaltigen Reformation des Geistes, die uns Allen

nothwendig ist, wenn wir nach Außen hin etwas Erkleckliches leisten wollen. Daß diese Reformation beim Prinzen schon lange im Anmarsch war, ist mir bekannt, und ich wundere mich, daß Sie erst jetzt diese Entdeckung gemacht halten, da Sie doch sonst sein ganzes Vertrauen besitzen. Lassen Sie ihn ruhig gehen, es ist in ihm wie beim jungen Wein, der gährt und treibt und die unnützen Schlacken ausstößt. Wenn er ordentlich ausgegoren, kann der Wein sehr schmackhaft werden, denn er hat Feuer und Kraft wie irgend einer. Für alle übrigen Folgen stehe ich, ich kenne den Charakter, das Herz und die Seele meines Zöglings. Nie wird er ein Revolutionair sein, nie zur Umsturzpartei gehören, wie Sie zu fürchten scheinen, und wenn er jemals gegen irgend Jemand rebellirt, so ist es gegen sich selber, um sich selbst zu zwingen, den Menschen ein Genüge zu thun, die er einst zu beherrschen haben wird.«

»Gut,« sagte ich, »damit stimme ich überein, aber wenn er nun ganz und so weit gegen sich selbst rebellirt, daß er *sich* vom Throne stürzt, in dem Glauben, damit ein nothwendiges Opfer zu bringen – wie dann?«

»Wie dann? Nun, dann thut er sich doch selbst ein Genüge, dann schafft er sich sein eigenes Glück und davon werden Sie ihn doch nicht zurückhalten wollen?«

»Von seinem eigenen Glück gewiß nicht, aber was wird sein Vater, der Fürst, dazu sagen?«

»Das ist freilich etwas Anderes, mein Lieber, das wird aber nicht unsere Sache sein. Glauben Sie die Macht zu besitzen, diese junge Eiche anders wachsen zu lassen, als

sie schon gewachsen ist und noch weiter wachsen will? Wenn Sie *der* Meinung sind, so kennen Sie ihn nicht.«

»Aber wird der Fürst nicht zürnen, wenn er erfährt, daß Sie geduldet haben, daß der Prinz diese Gedanken gefaßt hat?«

»Wie kann er mir darüber zürnen? Ich bitte Sie! Kann ich dafür, daß mein ehemaliger Zögling Gedanken von einer gewissen Färbung und Richtung faßt? Das hieße mir eine unmögliche Verantwortung aufbürden. Auch habe ich mich von dieser Verantwortung, da ich Aehnliches voraussah, wie jetzt eingetroffen ist, im Voraus frei gemacht, indem ich dem Fürsten Alles darlegte, was seinem Sohne auf einer deutschen Universität begegnen könne.«

»Dann wundre ich mich nur, daß er ihn dahin hat ziehen lassen.«

»Da haben Sie Recht, das hat mich auch gewundert. Aber – ich spreche vertraulich zu Ihnen, lieber Kurt – der Vater schien mir einige Besorgniß vor diesem Sohne zu hegen, er war ihm geistig zu schnell gewachsen, er war froh, ihn eine Weile aus dem Hause, aus den Augen zu haben, denn womit sollte er seinen Heißhunger sättigen, womit seine Neigungen befriedigen, wenn er zu Hause blieb? Er wäre vielleicht auf ganz andere Dinge verfallen, wenn er nichts zu denken gehabt hätte, und das halte ich und hielt der Vater noch immer eine kleine deutsche Großschwärmerei für gerathener. Ueberhaupt, lassen Sie ihn nur erst die Zügel einer Regierung in der Hand halten, er wird sie so gern ergreifen wie seine Vettern, und

ebenso zügelfest die Rosse lenken, wie sie auch von anderen Händen gelenkt werden.«

»Das glaube ich nicht, hierin weiche ich von Ihrer Meinung ab, ich kenne ihn besser. Was er einmal mit Leidenschaft ergriffen, führt er aus, mag's kommen, wie's will.«

»Nun dann gebe ihm Gott seinen Segen, aber ich glaube es nicht.«

»Die Zukunft wird es lehren.«

»Die Zukunft wird Viel lehren, ja, auch Sie werden von Ihrem Eifer im Studium nachlassen und ein ganz behaglicher Lebemann werden, wenn die Jahre dazu gekommen sind.«

Ich lächelte und schüttelte den Kopf. »Wenn Sie dem Prinzen so richtig die Zukunft vorhergesagt wie mir jetzt, so sehe ich ein, daß auch ein Mentor seinem Telemach gegenüber im Irrthum sein kann.«

»Wir wollen es abwarten, hoffentlich leben wir Beide noch lange genug dazu.«



Das war mein Gespräch mit Herrn von Transfeld über diesen hochwichtigen Punkt. Ob er nun im Innern anderer Meinung war als er mich nach seinen Worten glauben ließ, oder ob er im Stillen dem Prinzen zu seinen neuen Plänen von Herzen beistimmte, ich habe es nie ergründen können, ich glaube aber, daß ein so edler und wahrhafter Mann, wie Herr von Transfeld war, damals wirklich

sich im Irrthum befand und denselben später nur nie hat eingestehn wollen.

Von diesem Zeitpunkt an aber hielt ich mich mehr in des Prinzen Nähe auf, ich hatte eine Art Ahnung von einer in der Ferne heraufdämmernden Gefahr, und die Bitte der schönen Prinzess, ihrem Bruder in jeder Noth nahe zu sein, klang mir noch immer in den Ohren. Der Prinz selbst freute sich über meinen Nachlaß im häuslichen Fleiße, machte mich mit seinen Gefährten näher bekannt und da fand ich allerdings nichts Gefährliches, denn die Meinungen, die ich im Kreise dieser besonnenen jungen Männer aussprechen hörte, waren so natürlich und schienen mir der Wahrheit so entsprechend zu sein, daß ich keinen Widerspruch hätte ausfindig machen können, selbst wenn ich wider besseres Wissen dazu geneigt gewesen wäre.

So verging uns der November und December sehr rasch und das Jahr 1831 schaute mit trüben Augen in unsere Stube, denn die Vorgänge in Göttingen selbst und in der Nachbarschaft waren nicht der Art, um einen heiteren Jahresanfang hoffen zu lassen. Die Unzufriedenheit der Bewohner der Stadt, von beredten Parteiführern heftig genährt, wuchs von Tage zu Tage und drohte in helle Flammen auszubrechen. Die Unnachgiebigkeit der Regierung, auch in solchen Dingen, wo sie hätte nachgeben müssen, wenn sie den Ruhm einer verständigen und vorurtheilsfreien Ansicht behaupten wollte, erbitterte selbst die Ruhigsten und Mildesten – da brach in dem benachbarten Osterode jener Aufstand aus, der auch Göttingen

in das Verderben riß, und nun schlugen die Flammen alter Orten empor, die bis dahin nur hie und da durch ihren Rauch eine gefährdete Stelle verrathen hatten. Wie das Alles in einander griff, wer das Eine oder Andere verschuldet – die Geschichtsbücher geben darüber eine viel genauere Auskunft, als ich sie geben kann, und so will ich hier nur berichten, was ich selbst erlebte, ohne mich weiter auf Grund und Ursache desselben einzulassen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in den ersten Tagen des neuen Jahres das Gerücht unter den Studirenden in Göttingen: die Osteroder hätten eine Bürgergarde organisirt und eine handfeste Petition an das Cabinetsministerium in Hannover abgehen lassen. Gleich darauf folgte die Nachricht, das Ministerium hätte gar nicht auf die Petition geantwortet, sondern eine Militairmacht geschickt und die Unruhestifter in Osterode ergreifen lassen. Diese, die Advocaten Dr. König und Freytag, seien in Ketten nach Hannover abgeführt.

Wir hielten dies Alles für Uebertreibungen, wie sie zu solchen Zeiten so häufig ihren Umlauf halten, wurden aber bald eines Besseren belehrt, als in Göttingen selbst ein allgemeines Durcheinander entstand, die Plätze und Straßen sich belebten, Menschenhaufen sich bildeten, öffentliche und geheime Redner auftraten und die Bürgerschaft wie die Studenten nach einem bestimmten Ziele hinarbeiteten, das alle Vernünftigen schon damals ein unklug projectirtes Wagstück nannten.

Bis zum 8. Januar blieb jedoch noch Alles in der Schwebe; bis dahin aber war Ordnung in die bewegten

Massen gekommen und am Morgen dieses Tages zogen zu unserer nicht geringen Verminderung bewaffnete Bürger unter Anführung der Doctoren Seidensticker und Egeling, und in vollem Wicks stolzirende Studenten unter Leitung der Privatdocenten Doctor Ahrens und Rauschenplatt, auf den Markt, dicht unter unsern Fenstern in vollen Reihen sich aufstellend. Uns, die wir gemüthlich auf das Gewirr hinabsahen, kam das Ganze sehr spaßhaft vor und der Prinz befahl ein paar Flaschen Wein zu bringen, um, wie er scherzhaft sagte, auf die Gesundheit der städtischen Soldateska zu trinken, die sich voraussichtlich einen tüchtigen Schnupfen holen werde.

Von unserm Fenster aus sahen wir nun die aus einander folgenden Vorgänge ruhig mit an, konnten aber aus den lebhaften Geberden und dem heftigen Durcheinanderschreien des großen Haufens nicht entnehmen, was man weiter beabsichtigte, bis ein bekannter Student bei uns eintrat und meldete, daß man beschlossen habe, in großer Zahl auf das Rathhaus zu ziehen und die Entlassung und Abführung des Polizeikommissairs Westphal aus der Stadt zu verlangen, was denn auch, wie die Beteiligten sich rühmten, mit großem Anstande geschah. Hiermit glaubte man die allgemeine Ruhe herbeigeführt zu halten, aber wir sahen noch nichts davon, denn anstatt daß es still auf den Straßen wurde, mehrte sich der Lärm von Minute zu Minute und bald war der Markt abermals Kopf an Kopf gedrängt voll, worauf endlich eine Proclamation verlesen wurde, in und kraft welcher sich alle Anwesenden gegenseitig verpflichteten, die bestehende

Ordnung aufrecht zu erhalten, aber sogleich eine Petition an den König zu senden und darin um eine Ständeversammlung zu bitten, die das Wohl des treuen Volks berathe und dem Lande eine freie Verfassung gebe. Zur Unterzeichnung dieser Petition fanden sich nicht weniger als zweitausend Bürger und fünfhundert Studenten auf dem Rathhause ein.

Als auch dies zu Stande gebracht und unterdessen der Abend herangekommen war, wickelte sich eine neue Reihe von lärmvollen Schauspielen ab. Dem guten Hofrath Langenbeck, dem natürlichen Widersacher aller politischen Bestrebungen, hatte man die Ehre zugebracht, das Commando der bewaffneten Studentenschaar zu übernehmen; er hatte dasselbe aber nur unter der Bedingung antreten wollen, daß man verspreche, keine politischen Zwecke mit den bewaffneten Commilitionen verfolgen zu wollen. Das galt für eine Beleidigung der zum Größten sich berufen fühlenden Studenten, und man sammelte sich flugs vor dem Hause des friedliebenden Gelehrten und brachte ihm ein donnerndes Pereat, was ihn gewiß sehr eingeschüchtert hat, da es ganz grausig durch die kalte Abendluft scholl. Bald darauf erhellten sich die Fenster der Straßen und des Marktplatzes, und bei allgemeiner Illumination kamen die jetzigen Herrscher von Göttingen wieder auf dem Markte zusammen und ließen, wunderbar genug, bald die kriegerischen Klänge der Marseillaise und bald das friedliche *God save the King* erschallen.

Wir lagen wieder im Fenster und sahen dem nächtlichen Treiben mit seltsamen Gefühlen zu. Der Prinz, der den ganzen Tag sehr ernst und schweigsam gewesen war und etwas mehr als wir Uebrigen seine innerliche Aufregung beherrscht hatte, schüttelte wiederholt den Kopf und sagte endlich, vom Fenster zurücktretend und dasselbe schließend:

»Das ist eine schöne musikalische Verbindung, die wir da eben gehört haben. Mit dem einen Fuße marschiren sie wüthend gegen alle Tyrannen und den andern ziehen sie demüthig zurück und bitten Gott, ihnen ihren König zu erhalten und zu segnen. Da mache sich Einer einen Vers d'rauf! Das scheint mir der kategorische Imperativ in noch nie dagewesener sanfter Form zu sein, Entweder – Oder! heißt es auch hier, und das ist unter solchen Umständen keine edle Sprache. Nein, nein, das gefällt mir nicht und auf beiden Seiten sehe ich das Unrecht haufenweise liegen. Das sollte mir nicht begegnen, wenn ich der Herrscher eines so schönen Landes wäre, ich würde es nie so weit kommen lassen, ich schämte mich zu Tode, wenn mir das Messer auf solche Weise an die Kehle gesetzt würde. Lieber möchte ich ein einfacher Schulmeister auf dem ersten besten Dorfe als ein so gemißhandelter Landesherr sein. Aber das kommt daran, wenn man sich selbst in die traurige Stellung bringt, nicht nachgeben zu dürfen, ohne seiner Ehre etwas zu vergeben. Pfui! welche erbärmliche Zänkereei um das Bischen Mein und Dein! Gebt den Menschen, was sie zu beanspruchen ein

angeborenes Recht haben, und Ihr werdet niemals in ihnen Rebellen finden. – Laßt die Vorhänge vor den Fenstern herunter, ich mag das Gewirr nicht mehr sehen und das Gebrüll nicht mehr hören. Mich ekelt das Alles an. Laßt uns lieber die Mahlzeit anrichten und dann wollen wir ein Glas auf das Wohl der vernünftigen Fürsten und der gesitteten Völker trinken, nur diese sind einander werth und sie werden stets wie gute Freunde neben und mit einander in allen Nöthen des Lebens stehen.«

Am Morgen des 9. Januar – es war ein Sonntag – wurden wir schon früh durch die auf- und abziehenden Patrouillen geweckt, die sich ganz ungeheuer kriegerisch geberdeten und einen übermäßigen Lärm machten. Bald erfuhren wir auch, daß man einen neuen Gemeinderath gewählt und daß der akademische Senat und der Stadtmagistrat seine Funktionen eingestellt habe. Gegen Mittag, als die Sonne etwas hinter den grauen Wolkenschleiern hervorblickte, forderte der Prinz uns zu einem Spaziergange auf; wir leisteten ihm sogleich Folge und liefen ein paar Stunden vor den Thoren im Freien umher, alles mit Augen Gesehene nach allen Richtungen besprechend und den Ausgang prophezeihend, wie er nachher wirklich kam. Herr von Transfeld wich schon seit mehreren Tagen keine Minute von der Seite des Prinzen, hatte

aber, in weiser Vorsicht die möglichen Ereignisse bedenkend, in der Stille alles nicht zu nothwendigem Gebrauch Bestimmte einpacken lassen.

Der Nachmittag verging leidlich ruhig, nur die Bürgerschaft und die Studenten bewegten sich wie in einem Ameisenhaufen geschäftig auf und ab, plötzlich aber gegen Abend kam eine seltsame Strömung unter die großen Haufen, und die fand denn bald ihre Erklärung in dem blitzschnell herumgetragenen Gerücht: es rücken von allen Seiten königliche Truppen gegen die Stadt vor.

Das hieß denn nichts Anderes als sich zum Kampf auf Leben und Tod bereit halten, und so rasselten denn bald die Trommeln der Bürger und Studenten durch die Stadt, in kriegerischem Generalmarsch Jung und Alt zu den Waffen rufend; dabei läuteten die Sturmglocken, die schwerbewaffneten Studenten eilten nach den Thoren und besetzten diese und die Wälle mit ausgesuchten Kerntruppen. Fast zu derselben Zeit erschien in unserem Hause eine akademische Deputation, bestehend aus vier Studenten, von denen der eine ein sehr angstbleiches Gesicht zeigte, jedoch sehr gut zu reden verstand. Er forderte im Namen der Commilitonen Seine Durchlaucht, den Prinzen, auf, sich der Bewegung anzuschließen, und trug ihm in Anerkennung seiner einflußreichen Stellung ein Commando an einem Hauptthore an.

Wir standen Alle um den Prinzen herum, als er den Sprecher mit der größten Aufmerksamkeit anhörte, sich dann sehr höflich aber ernst verbeugte und sagte: »Meine Herren, ich erkenne vollkommen die Ehre an, die Sie mir

hierdurch zu Theil werden lassen, bedaure aber, nicht in der Lage zu sein, sie annehmen zu können. Ich bin nicht nach Göttingen gekommen, um in Kriegsdienste zu treten oder sie zu üben, oder gar den Feldherrn zu spielen, sondern um den Geist der studirenden Jugend Deutschland's kennen zu lernen und selbst ein wenig von den Wissenschaften mir anzueignen. Thun Sie, was Ihnen Ihr Gewissen vorschreibt, ich werde der immer laut redenden Stimme des meinigen folgen.«

Die Deputation verschwand; wie mir vorkam, etwas eingeschüchtert von dem edlen Ernste der Worte, die sie vernommen, und dem sprühenden Auge des jungen Fürsten, der alle ihre Mitglieder um einen Kopf überragte; der Prinz aber begab sich zu dem Commandirenden der Stadt, dem Oberstlieutenant von Bothmer, um ihm für seine eben so ritterliche wie menschliche Handlungsweise zu danken, denn um die Aufregung nicht noch mehr zu steigern und vor Allem die exaltirten Musensöhne vor Bluterguß zu bewahren, hatte er sein Ehrenwort gegeben, daß keiner der beurlaubten Soldaten, die vor den Thoren standen und zum Einzug sich anschickten, die Stadt betreten solle, weshalb er sie auch auf eigene Verantwortung in die Heimat zurücksandte.

Der Prinz, dem diese Handlungsweise zu Ohren gekommen war und dem sie als das Verständigste erschien, was er in diesen Tagen gesehen, wollte dem edlen Manne seine Achtung beweisen, und indem er ihm die Hand drückte, sagte er: »Ich bin stolz darauf, die Hand

eines Mannes zu berühren, der es so wohl versteht, seine Pflicht gegen seinen König gegen seine Mitmenschen zu üben. Sie standen auf einem unangenehmen Posten zwischen diesen beiden ewigen Widersachern: Regierung und Volk, aber Sie haben ihn mit Würde behauptet und mit Menschlichkeit geziert. Sollte Ihnen jemals ein unverdientes Urtheil begegnen, so wenden Sie sich an mich, ich liebe und ehre Männer wie Sie und werde mich glücklich schätzen, Sie einst zu meinen Freunden zu zählen.«

Auf dem Rückwege von diesem Besuch begegnetn wir dem, statt des Hofraths Langenbeck, neu erwählten Studentenfürher, dem Dr. Rauschenplatt mit seiner die Stadt vertheidigenden Schaar. Er trug große Wasserstiefel, einen Gürtel um den Leib mit Pistolen, eine Flinte auf dem linken Arm und, wenn ich nicht irre, einen blanken Schläger in der Rechten. In diesem Aufzuge sah er furchtbar genug aus, um den Studenten die Hoffnung einzuflößen, er werde schon mit dem Hauch seines Mundes die anrückenden Truppen in die Flucht schlagen – was indessen nicht geschah.

Die ganze Stadt glich jetzt einem in größter Unruhe befindlichen Ameisenhaufen, Lärmende, singende, schreiende Schaaren zogen hin und her, Frauen, Jungen, von Neugierde und Uebermuth gestachelt, mengten sich in buntem Gewirr darunter und wir waren Zeugen von Scenen, die wenn nicht zum Weinen, doch gewiß zum Lachen waren.

Dennoch aber mußte die anfangs so große Neigung, sich den königlichen Truppen zu widersetzen, nicht von

langer Dauer sein, denn man beschloß sehr bald, eine Deputation an den Herzog von Cambridge nach Hannover zu senden und auch die Nachbarstädte aufzufordern, das Gleiche zu thun und sich für das in Ungnade gerathene Göttingen zu verwenden. Dies stimmte indeß nicht mit den zu allem Ernst entschlossenen Regierungsmaaßregeln überein.

Die Regierung fühlte sich stark genug und forderte deshalb völlige Unterwerfung der rebellischen Stadt, weshalb sie eine genügende Waffenmacht eiligst gegen Göttingen vorrücken ließ. In wenigen Tagen war Fußvolk, Reiterei und Geschütz vor der Stadt an den benachbarten Garnisonen zusammengezogen. Während man aber die Antwort des Herzogs, welche die Deputirten bald bringen mußten, zurückerwartete und wir auf den Ausgang des ungleichen Kampfes sehr gespannt den nächsten Tagen entgegensahen, ereignete sich in Bezug auf uns ein zwar unerwarteter, aber in Anbetracht der Zeitumstände in Göttingen leicht erklärlicher Vorfall, indem ein Bote des Fürsten aus W*** mit Courierpferden anlangte, der Herrn von Transfeld einen Brief überbrachte, worin es hieß:

»Angesichts Dieses, mein lieber Herr von Transfeld, begeben Sie sich mit Ihrer ganzen Begleitung nach Darmstadt, wo Sie mich selbst treffen werden, da das Ordnen gewisser Familienverhältnisse meine Reise dahin nothwendig gemacht hat. Ich hoffe, daß mein Sohn diesem meinem Wunsche gehorsam sich

fügen wird, Graf Hohenheim, der Ihnen diesen Brief überbringt, hat den Auftrag, Sie nach Darmstadt zu geleiten.«

Herr von Transfeld las diesen Brief erst still für sich und gab ihn dann dem Prinzen, der unterdessen den Grafen Hohenheim begrüßt hatte, welcher ihm allerdings kein angenehmer Bote sein konnte, da er mit ihm und seiner jetzigen Gemahlin, der ehemaligen Gräfin Wetterau, stets auf gespanntem Fuße gelebt hatte.

Als der Prinz den Brief gelesen, faltete er ihn ruhig zusammen und sagte lächelnd, gegen den Grafen gewandt:

»Warum sollte ich mich diesem Befehle meines Vaters nicht fügen? Er hat sogar sehr viel Grund, mir den Rath zu ertheilen, Göttingen zu verlassen, denn hier sieht und lernt man jetzt nicht viel Vernünftiges. Die Leute in der Stadt mögen Recht haben mit ihrem Zorn, aber Unrecht haben sie, daß sie glauben, einen Elephanten mit einer Ruthe todtschlagen zu können. Ich mag Göttingen nicht wiedersehen, meine Idee von der Menschenbeglückung und der Forderung ihrer unveräußerlichen Rechte ist eine andere, und die wollen wir wo möglich in Heidelberg weiter verfolgen. So viel ist gewiß, ich habe eben so wenig Lust, ein Unterdrückter wie ein Unterdrücker zu sein. Mögen sich Leute dazu finden, ich gebe mich niemals dazu her. Das werde ich meinem Vater selbst zu sagen sehr bald die Ehre haben. – Wann können wir reisen, Herr von Transfeld?«

»In zwei Stunden wird Alles bereit sein, Durchlaucht; glücklicher Weise habe ich schon seit einigen Tagen meine Vorbereitungen dazu getroffen.«

»Ah, Sie sind ein vorsichtiger Mann! Und nun lebe wohl, ehrwürdige *Georgia Augusta*! Wir waren hierher gekommen, voll Hoffnung, an Deinen Brüsten unser Herzblut mit Weisheit zu füllen, aber Du hast uns nur eine Erfahrung für's Leben gegeben, die wir so früh nicht erwarteten. Allein wir wollen uns bemühen, weiser zu werden, glaube mir, und Deine Ermahnungen sollen nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein. Geduld, meine Freunde! Wenige Jahre werden es lehren, daß wir nicht vergebens hier gewesen sind und dies traurige Stück Weltgeschichte vor unsern Augen mit abwickeln sahen. Wir wollen es uns eine Lehre sein lassen und ein Beispiel daran nehmen, damit wir nicht in eine ähnliche Lage gerathen, wie dieser arme König und jener Herzog von Braunschweig. Auch fern vom eingebildeten Glanze eines Thrones und ohne das zweifelhafte Glück, über Hunderttausende zu herrschen, giebt es Wohlsein und Zufriedenheit, und diese zu erreichen, wollen wir trachten, noch ehe uns das Schicksal auf den Scheideweg gestellt und mit rauher Stimme uns unser Ja oder Nein abgefordert hat. Auf Wiedersehen, meine Herren, wenn die Wagen vorgefahren sind!«

Er machte uns eine Verbeugung und entfernte sich, *Einen* unter uns mit verwunderten Augen und weit aufgerissenem Munde zurücklassend, denn Graf Hohenheim

hatte nicht im Geringsten den Sinn verstanden, der hinter diesen Worten verborgen lag, den Herr von Transfeld und ich uns schon besser deuten konnten, da uns des Prinzen Gesinnung allmählig klarer geworden war.

»Was meint er und was will er denn?« fragte uns der Graf, indem er sich halb zu Herrn von Transfeld und halb zu mir wandte. »Ich verstehe ihn nicht.«

»Ich auch nicht,« erwiderte ich und ging schnell dem Prinzen nach, der mir heimlich einen Wink gegeben hatte.

Auch Herr von Transfeld suchte den Kammerherrn auf ähnliche Weise abzuspeisen, und da es ihm gelang, so waren wir bald Alle in voller Thätigkeit, uns auf unsere bevorstehende Abreise vorzubereiten.

Und noch ehe die Königliche Antwort aus Hannover anlangte, daß nur unbedingte Unterwerfung in Göttingen etwas nützen könne, daß Alles in das alte Geleite hergebrachter Ordnung zurückkehre, daß die neue Behörde der alten weiche, die Königlichen Truppen die Stadt besetzten, sämmtliche Studenten die Universität verließen und mit Ueberlieferung der Uebelthäter die alte Ordnung der Dinge wiederhergestellt würde, stiegen wir in unsere Wagen und fuhren durch die Truppen vor den Thoren, die uns kein Hinderniß in den Weg legten, dem Süden zu.

So lag denn mit Göttingen einer unsrer wichtigsten Lebensabschnitte hinter uns, und vor uns dehnte sich von Neuem eine unbekannte Welt aus, der wir voll feurigen Jugendmuthes, aber doch in unsern ersten Hoffnungen

nicht wenig enttäuscht, entgegeneilten, da wir uns nicht verhehlen konnten, daß, um die Weisheit der Welt zu erlangt, auch Erfahrungen mit in den Kauf genommen werden müßten, die bitter schmeckten und wohl im Stande wären, die stolzen Erwartungen eines jugendlichen Herzens etwas herabzuspannen, deren Verwirklichung wir für eine so leichte Sache gehalten hatten.

ZWEITER THEIL.

ERSTER KAPITEL. DAS ENDE UNSERER AKADEMISCHEN
LAUFBAHN.

Ueber Cassel, Marburg und Frankfurt nahmen wir bei hartem Winterwetter unsern Weg nach Darmstadt, wohin wir beschieden waren, um mit dem Fürsten von W*** zusammenzutreffen. Von den neuen Landschaftsbildern, den schönen Städten und frohen Hoffnungen unterwegs frisch angeregt, wurde der Prinz, der mit finsterner Miene aus Göttingen abgereist war, allmählig wieder heiterer und gesprächiger, so daß er in versöhnlichster Stimmung in Darmstadt anlangte, wo uns ein großer Gasthof zum Absteigequartier angewiesen war. Aber hier gleich beim Eintritt begegnete uns ein neuer Anlaß zu trüben Gedanken, denn der Erste, der uns freundlich grinsend und mit der demüthigsten Unterthänigkeit entgegentrat, war Herr Beau mit seinem ältesten Zögling dem Prinzen Alexander, der den Vater auf dieser Reise begleitete, und, wie wir bald zu erkennen alle Ursache hatten, der entschiedene Liebling desselben geworden war. Herr Beau selbst war abermals avancirt und zum Geheimen Cabinetssecretair ernannt, eine Standeserhöhung, die er nicht allein dem unbegrenzten Vertrauen des gutmüthigen Fürsten, sondern auch seiner eigenen heuchlerischen Kriecherei, seiner schönen Handschrift und außerdem der Protection seiner Verbündeten, dem gräflich Hohenheim'schen Ehepaare verdankte, das um diese Zeit am Hofe zu W*** außerordentlich in Gunst und Ansehen stand.

Herr Beau stellte sich uns in feiner schwarzen Kleidung mit weißer Halsbinde und Glacéhandschuhen dar, eine Kleidung, die seiner schraubenförmigen Gestalt ein lächerliches Ansehen und seinem verhungerten Tartüffengesicht einen fast gespenstischen Ausdruck verlieh, dem das Lauern einer wilden Katze, die Schlaueit eines Fuchses und die Falschheit eines gezähmten Wolfes erkennbar genug beigezelt waren.

»Darf ich Sie nach Ihren Zimmern führen, gnädigster Herr?« grinste er den Prinzen mit honigsüßer Miene an.

»Sind Sie mir hier zum Kammerdiener beigegeben?« lautete die Gegenfrage des durch die ganze Erscheinung unangenehm berührten Prinzen.

»Ich bin der Geheime Cabinetssecretair Sr. Durchlaucht,« erwiderte der zur höheren Diplomatie eingelassene Heuchler und verbeute sich wiederholt vor dem ihn ruhig betrachtenden Prinzen.

»So. Dann habe ich ja mit Ihnen noch weniger zu thun als früher. Besorgen Sie also Ihre Geschäfte und ich werde die meinigen besorgen. Guten Morgen, Herr Beau!«

»Das ist ein schöner Willkommen,« sagte der Prinz zu mir, nachdem wir in unsere Zimmer getreten waren und die Meldung vernommen, daß der Fürst selbst augenblicklich auf dem Großherzoglichen Residenzschlosse sei, jedoch zur Mittagstafel zurückerwartet werde. »Die Erscheinung dieses Menschen hier bedeutet nichts Gutes, wenigstens hat er mir an diesem Orte den ersten Tropfen Gift in's Blut geträufelt. Ich bedaure meinen Vater, daß er sich mit solchen Individuen umgiebt; die Hohenheims

und Beau sind allein schon im Stande, mir das Haus meiner Eltern von Grund aus zu verleiden.«

»Ich würde mich in dies kleine Schicksal ruhig ergeben,« erwiderte ich besänftigend, »mit Erfolg dagegen streiten kannst Du doch nicht.«

»Mag sein! Aber ich fühle darin anders als Du und kann unmöglich zugeben, daß diese Menschen großen Einfluß auf meinen so guten, ängstlichen und sich selbst am wenigsten zumuthenden Vater gewinnen. Bei nächster Gelegenheit werde ich meine Meinung darüber aussprechen, selbst wenn ich damit Anstoß erregte; ehe ich alle Tage diese Gesichter um mich sehe, will ich mich lieber selbst verbannen; mein Auge verträgt einmal solche Speichelleckermanieren nicht.«

Nachdem der Prinz dies gesagt, sah ich wohl ein, daß die Zusammenkunft mit seinem Vater kein befriedigendes Resultat und keine angenehmen Folgen haben werde, denn daß mein Freund halten würde, was er sich vorgesetzt, schien so gewiß wie daß Herr Beau ein Ohrenbläser und Heuchler war. Vor ernsten Conflicten daher besorgt, nahm ich mir vor, auf meiner Huth zu sein, um, wo es irgend ging, den Vermittler zu machen und auf jede Weise alle Mißverständnisse in ihrem Ursprunge zu beseitigen. Ach, das mochte allerdings ein gut gemeinter Vorsatz sein, aber von einem günstigen Erfolge wurde er leider nicht gekrönt, denn durch des Prinzen Kühnheit und Offenherzigkeit sollte der leichte Riß, der schon zwischen seinem Vater und ihm bestand, schneller zu einem tieferen Bruche erweitert werden, als wir Alle, die es mit

Beiden gut meinten, in unserer Besorgniß voraussehen konnten.

Einige Stunden nach unserer Ankunft in Darmstadt, kurz vor der festgesetzten Tafelstunde, kam der Fürst vom Großherzoglichen Besuche zurück und sandte sogleich nach seinem Sohn, um ihn nach einer beinahe einjährigen Trennung zum ersten Male zu sprechen. Der alte Herr mochte wohl eben einige Unannehmlichkeit erfahren haben und war daher etwas übel gelaunt, was sich schon bei seiner ersten Anrede an den Prinzen zu erkennen gab. Denn kaum hatte er ihn in's Auge gefaßt, so stutzte er, und schien fast ganz die freundliche Begrüßung seines Erben zu überhören.

»Was sehe ich,« sagte er fast streng, »Du hast Dich etwas stark verändert und ich wundere mich, daß Du es wagst, so ungenirt vor mein Angesicht zu treten.«

»Worin besteht diese Veränderung, mein Vater, und durch welches Wagestück habe ich Dein väterliches Auge verletzt?« fragte der Prinz, der indeß schon merkte, welche Veränderung der Fürst an ihm wahrgenommen, denn während er in Göttingen lebte, hatte er sich den Bart auf der Oberlippe und am Kinn wachsen lassen, eine damals noch sehr ungewöhnliche Sache, die in den Augen des etwas pedantischen Fürsten und bei seiner strengen Beobachtung der hergebrachten Hofsitte wohl für eine mißliebige Neuerung gelten konnte.

»Du fragst?« erwiderte der Fürst, »und weißt doch gewiß, was mich in Erstaunen setzt. Seit wann tragen die

Söhne der Fürsten und des Adels diese Maske, die ich da auf Deinem sonst so glatten Gesichte wahrnehme?«

»Ach, mein lieber Vater,« entgegnete ruhig der Prinz, »übersieh doch diese kleinen Aeußerlichkeiten, die gar keine innere Bedeutung haben, am wenigsten aber den Gegenstand der ersten Begrüßung zwischen uns bilden sollten. Ich dünkte, es gäbe jetzt Größeres und Wichtigeres in der Welt, als die Laune eines jungen Mannes, sich ein paar Haare unter der Nase und am Kinne wachsen zu lassen, zu bekritteln. Laß mir meinen Bart, ich will Dir auch Herrn Beau lassen, der ein größeres Mißgewächs in Deinem Hause ist als an mir diese wenigen Haare, die mir überdieß der liebe Gott gegeben hat.«

Der Fürst runzelte die Stirn und blickte beinahe finster vor sich hin. »Herr Beau,« sagte er bitter, »gehört eben so wenig hierher als Deine Haare, allerdings, obwohl ich Dir bekennen muß, daß er nur mit größeren Opfern zu beseitigen wäre, als Dein großsprecherischer Bart.«

»Um Entschuldigung, mein Vater, mein Bart spricht nicht *groß*, aber Herr Beau spricht *übel*, und das ist einiger Unterschied bei der Sache.«

»Laß mir meinen Diener und ich will Dir Deine Laune lassen,« rief einlenkend der Fürst, sich abwendend und schon bedauernd, das Gespräch auf diesen Punkt gebracht zu haben. »Doch, ein für alle Mal, was hast Du gegen den Mann, der mir treu und redlich dient und der Dir in Deiner Jugend Gutes erwiesen hat?«

»Das Gute, was er mir erwiesen, erkenne ich dankbar an, aber das Böse, was er dazugethan, dürfte vielleicht

nur eine Kleinigkeit gegen das sein, welches er Dir einst zufügen wird. Ich kenne Herrn Beau viel besser als Du, mein Vater, und ich schwebe darum in Besorgniß, daß auch Du einst seinen wirklichen Werth erst recht beurtheilen wirst, wenn Du traurige Erfahrungen mit ihm gemacht hast.«

»Liegen thatsächliche Beweise für Deine Beschuldigung vor?«

»Ja. Der Charakter des besagten Mannes ist schlecht, sein Herz falsch, seine Dienste wurzeln im Eigennutz, nur so habe ich ihn immer und überall erkannt.«

»Jeder Mensch handelt mehr oder weniger aus Eigennutz; wenn ich ihn ausrotten wollte, könnte ich alle meine Diener wegzagen. Doch – brechen wir davon ab. Die Zukunft wird lehren, wer von uns im Irrthum war. Bis jetzt habe ich mich über Nichts zu beklagen. Ich werde morgen nach Hause reisen. Wirst Du mich begleiten?«

Der Prinz schaute verwundert auf. »Befiehlst Du es?« fragte er ruhig.

»Ich erwarte Deine Wünsche zu vernehmen und werde dann einen Entschluß fassen, also sprich.«

»Ich hatte den Wunsch, noch ein Jahr in Heidelberg verbringen, da der Aufenthalt in Göttingen unmöglich wurde, und ich bitte Dich, mir die Erfüllung dieses Wunsches nicht zu versagen.«

»Nein, das ist meine Absicht auch nicht. Billige Wünsche meiner Kinder berücksichtige ich stets. Geh also nach Heidelberg. Sollten aber auch da Auftritte erfolgen,

wie in Göttingen, so hoffe ich keinen zweiten Boten nöthig zu haben, um Dich in die Heimat rufen zu lassen.«

»Ich besorge nichts Aehnliches in Heidelberg wie in Göttingen. Das ist nicht gut möglich. Sollte es aber dennoch sein, so werde ich Deinem Winke augenblicklich Folge leisten.«

»Damit bin ich einverstanden; hier hast Du meine Hand, wir scheiden in Frieden.«

Der Prinz beugte sich auf die Hand des Vaters und küßte sie. Der Fürst öffnete die Arme und drückte seinen ältesten Sohn mit sichtbarer Bewegung an's Herz. Als dieser das Zimmer verlassen hatte, wurde Herr von Transfeld vor den Fürsten beschieden und pflog mit ihm eine ernste Unterredung, die beinahe eine Stunde währte und bis zu dem Augenblick fortgesetzt wurde, wo der Kammerdiener meldete, daß die Tafel angerichtet sei.

Außer dem Prinzen hatten Graf Hohenheim, Herr von Transfeld, ich und einige andere Herren aus dem Gefolge des Fürsten eine Einladung zur Tafel erhalten, da der leutselige Fürst auf Reisen stets mit seinem ganzen Gefolge gemeinschaftlich zu speisen pflegte. Der jüngere Prinz nahm mit Herrn Beau nicht daran Theil, da sie bald nach unserm Eintreffen einen Ausflug nach einem benachbarten Lustschlosse angetreten hatten. Bei Tische saß der Fürst seinem Sohne gegenüber, auf dessen höher geröthetes Gesicht der helle Schein der Januarsonne fiel, die es an diesem Tage gut mit uns meinte, obwohl sie die bittere Kälte nicht zu mildern vermochte, die draußen Alles erstarren machte. Gleich beim Beginn der Tafel fing

der Fürst von den Göttinger Verhältnissen zu sprechen an und das Gespräch drehte sich fast eine Stunde um denselben Gegenstand, den Herr von Transfeld mit seltener Gewandtheit zu erschöpfen trachtete. Der Fürst schüttelte einmal über das Andere den Kopf, als von den Maßregeln der Hannoverschen Regierung vor der Katastrophe die Rede war, hieß aber ihre Handlungsweise nach derselben gut, was auch ganz sie mit unsrer Ansicht übereinstimmte, obgleich wir uns still verhielten und namentlich der Prinz kein Wort äußerte.

Da wollte es sein besonderer Unstern, daß das ziemlich harmlose Gespräch plötzlich eine Unterbrechung erlitt, die zu einer abermaligen, jedoch weit verhängnißvolleren Unterredung des Fürsten mit seinem Sohne Anlaß gab, als die vor Tische geführte.

Es war nämlich sehr heiß im Speisezimmer geworden und der Prinz, der eine zu große Wärme niemals liebte, knöpfte sich die Pikesche auf. Dabei mochten auch wohl ein oder zwei Knöpfe seiner Weste aufgesprungen sein, und ohne daß er eine Ahnung davon hatte, zeigte sich das verrufene dreifarbige Band, welches er von seinen Freunden in Göttingen zum Geschenk erhalten hatte und eigentlich mehr zu ihrem Angedenken und zur Erinnerung an die mit ihnen froh durchlebten Stunden trug, als daß er einen anderen Gedanken damit verbunden hätte.

Kaum aber hatte der Fürst das grell hervortretende Schwarz, Roth und Gold über der Brust seines Sohnes gesehen, so lehnte er sich in seinen Sessel zurück, legte

das Messer nieder und starrte unbeweglich wie auf eine übernatürliche Erscheinung darauf hin.

Als der Prinz den aufmerksamen Blick des Vaters bemerkte, knöpfte er seine Weste weiter auf und ließ ihm volle Einsicht in das geheimnißvolle symbolische Wesen, was seitdem eine so traurige und seltsame Verwüstung unter seinen Trägern angerichtet hat.

Man war gerade beim Essen. Der Fürst hatte eben einen schönen Apfel getheilt und wollte davon genießen. Als er aber des bunten Bandes ansichtig geworden, schien ihm der Appetit auszugehen, er ließ auch den Apfel fallen und rührte keinen Bissen mehr an. Bald daraus hob er die Tafel aus, gab seinem Sohn einen Wink und verließ mit diesem das Zimmer, uns Alle in nicht geringer Verlegenheit zurücklassend. »Was ist das für ein Band?« fragte der Fürst den Prinzen, als sie allein in des Ersteren Zimmer getreten waren.

»Sieh es Dir an, mein Vater,« entgegnete der Prinz, getrost das Band dem Fürsten zur näheren Ansicht darbietend. »Es ist ein Geschenk meiner Studiengenossen in Göttingen und zur Erinnerung an sie trage ich es.«

»So. Und was bedeutet es?«

»Was es bedeutet? Das weißt Du so gut wie ich, mein Vater. Es zeigt die Farben des alten deutschen Reichs, als es noch einig, groß und weltmächtig sei, was es hoffentlich einst wieder werden wird, – wenn Gott unfeen heißesten Wünschen Erfüllung giebt. In dieser Beziehung ist dies Band das Symbol der Einheit unsers Vaterlandes, der

geistigen Freiheit, die alle seine wackeren Söhne erstreben, und der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz, dem selbst die Fürsten sich beugen sollen.«

»Da sprichst Du sehr ernsthafte Dinge mit leichtfertiger Zunge aus, mein Sohn. Welches Land meinst Du mit diesem Deinem Vaterlande?«

»Ganz Deutschland, mein Vater.«

»Und was verstehst Du unter seiner Einigkeit?«

»Das was auch Du darunter verstehst.«

»Was ist das? Ich will es von Dir hören.«

»Mein Vater, Du fragst in der That nach sehr ernsten Dingen und ich will Dir aufrichtig antworten, wie ich es muß, wenn ich reden will, wie ich denke und fühle. Die Einheit Deutschlands ist gleichbedeutend mit seiner Größe, seiner Macht nach Innen und Außen; sie zu erstreben, herbeizuführen, einzuleiten ist eines jeden braven Deutschen Aufgabe, sollte es wenigstens sein.«

»Wie will man das aber herbeiführen?«

»Auf dem Wege des Gesetzes, zufolge der Einsicht seiner Herrscher und auf Grund ihres Gerechtigkeitsgefühls für Alles, was das Wohl, die Zufriedenheit und das Glück der Menschen, ihrer Unterthanen, befördern.«

»Hm! Und so ohne Weiteres?«

»Wie, mein Vater? Ich verstehe Dich nicht. Will man uns Fürsten davonjagen, ganz Deutschland unter einen Hut bringen und einem einzigen Kaiser zujauchzen?«

»Letzteres gewiß aus vollem Herzen, wenn es möglich wäre, aber vom Verjagen der Fürsten ist keine Rede, bei mir und meinen gleichgesinnten Freunden wenigstens

nicht. Im Gegentheil, die Fürsten selbst sollen nach unserer Meinung und Hoffnung die Einsicht gewinnen, daß aus Deutschlands vielen Reichen nur Deutschland werden kann, wenn seine kleinen Fürsten Opfer bringen und sich dem großen Ganzen willig einverleiben.«

»Das ist deutlich gesprochen, bei meiner Ehre! Dunkel und geheimnißvoll bist Du nicht, das muß Dir der Neid lassen. Aber sage mir, Bruno, würdest Du, wenn Du schon jetzt ein regierender Fürst wärst, Land und Leute und eine erberechtigte Familie hättest, würdest Du wirklich noch eben so sprechen, wie Du jetzt sprichst?«

»Nicht allein so sprechen, mein Vater, sondern auch danach thun, ehrlich und ohne Furcht vor Menschen wie vor Gott.«

Der Fürst wankte einen Schritt zurück und bedeckte sich die Augen mit der Hand, als blende ihn das vom Prinzen angezündete Licht. Es dauerte lange, bis er sich so weit gesammelt, um weiter reden zu können. »Das sind Schrullen,« sagte er dann, »vorüberflatterndes Gewölk, ohne Dauer und Bestand. Nicht wahr?«

»Auf meine Ehre, mein Vater, nein! So werde ich denken mein ganzes Leben lang.«

»Und so wirst Du auch einst *thun*?«

»Wenn sich die Gelegenheit bietet, wenn die Nothwendigkeit an mich herantritt und wenn meine Mitmenschen es bedürfen und fordern – ohne alles Bedenken!«

»Ach, dann bist Du nicht mit ganzem großen Herzen ein Fürst!«

»Mit ganzem großen Herzen bin ich ein Fürst, mein Vater, und fürstlich nenne ich das Thun, was ich vor Augen habe, nicht, weil ich es bin, der es thun will, sondern weil es dem großen Ganzen, ganz Deutschland, seinen vierzig Millionen Menschen ersprießlich und gedeihlich ist, ja einst vielleicht nothwendig und unvermeidlich werden wird.«

»Es ist gut, Bruno. Du hast mir jetzt Deine Meinung gesagt und nun verlaß mich. Ich werde darüber weiter nachdenken.«

»Thu' das, mein Vater. Jetzt aber bitte ich mir Deine Hand aus, um sie zu drücken, zu küssen, denn ich bin mir bewußt, diese Belohnung an mir, an Dir verdient zu haben, da ich nie ein wahrhaftigeres, tiefer empfundenenes Wort zu Dir gesprochen habe als eben jetzt.«

Der Prinz stand hochathmend vor seinem Vater, dessen Brust beklommen auf und nieder flog. Beider Augen flammten in einander, Beide verstanden sich nicht und doch fühlten Beide, daß sie einander lieben mußten, ja, was noch mehr war, daß sie auch ihre Achtung einander nicht versagen konnten.

Wohl zwei Stunden blieb der Fürst nach dieser Unterredung in seinem Zimmer allein sitzen. Schwere Gedanken, sorgenvolle Empfindungen mochten durch sein Hirn, sein Herz fliegen, denn er hatte einen Blick in die Seele des jungen Mannes gethan, dem er einst sein Land, seine Leute, seinen ganzen Reichthum und seine fürstlichen Traditionen vererben wollte.

Plötzlich stand er vom Stuhle auf, schellte heftig und befahl dem eintretenden Kammerdiener, Herrn Beau zu ihm zu senden, wenn derselbe schon wieder zurückgekehrt wäre.

Der Geheime Cabinetssecretair, so eben erst angelangt war sehr leicht zu finden und stellte sich mit seiner gewohnten Eilfertigkeit ein. Als er aber die heftige Erregung des Fürsten wahrnahm, die bei dem hellen Glanze der zahlreichen Wachskerzen, womit das Zimmer erleuchtet war, noch deutlicher hervortrat, erschrak er, indem er glaubte, der Fürst sei zornig auf ihn. Beinahe hätten auch die ersten Worte desselben ihn in diesem Glauben bestärkt, denn er sprach ihn kurz und fast heftig folgendermaßen an: »Was haben Sie meinem Sohn gethan, daß er kein Vertrauen zu Ihnen hat?«

»Ihrem Herrn Sohn, dem Prinzen Alexander?«

»Ich rede vom Erbprinzen, meinem ältesten Sohn.«

Herr Beau stand verduzt vor dem kategorischen Fragesteller und fand kein Wort, das sein Erstaunen, wenn nicht seine Bestürzung ausgedrückt hätte.

»Verstehen Sie mich nicht?« fuhr der Fürst etwas gemäßigter fort, »haben Sie irgend einen Grund, dem Prinzen, meinem Sohn in irgend einer Weise zu mißtrauen?«

»Nicht den geringsten, Durchlaucht, und ich habe keine Ahnung, was diesen Unmuth meines gnädigsten Herrn gegen mich unschuldigen Mann hervorgerufen hat.«

Die zerknirschte Miene und die weinerliche Stimme, die der Verhörte in diesem Augenblicke annehmen mochte, in Verbindung mit der geschickt angebrachten Berufung auf seine Unschuld, besänftigten den Fürsten, der immer sehr leicht zur Verzeihung irgend eines Fehltritts geneigt war, auch diesmal sehr schnell.

»Es ist gut,« sagte er, »ich habe Ihnen nur eine Warnung wollen zukommen lassen. Erwerben Sie sich, wenn nicht die Freundschaft, doch das Vertrauen meines Sohnes. Er kehrt in einem Jahre nach W*** zurück und trifft also da mit Ihnen wieder zusammen. Ich will keine Feindschaft, keine Erbitterung zwischen Personen, die in meiner Nähe leben, seien sie wer sie wollen. Man kann viel dazu thun, daß Einem die Menschen wohlwollen, wenn man den guten Willen dazu hat.«

»Ich habe den besten Willen von der Welt, gnädigster Herr, aber der Herr Prinz hat mich nie leiden mögen.«

»Das glaube ich nicht, das liegt nicht in seiner Natur; seine Angriffe gegen Sie in seiner Jugend waren Kindeereien und Spielereien, die Sie vergessen müssen. Ich vergesse auch das Böse, was man mir vor Jahren gethan hat; es macht mir sogar Vergnügen, Jemanden zu verzeihen. Also davon kein Wort mehr. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie meinem Wunsche genügen. Jetzt will ich Ihnen aber etwas mittheilen, was *unter uns* bleiben muß. Mein Sohn hat in Göttingen mancherlei Verkehr gehabt, auf den ich nicht gerechnet hatte. Er hat Bekanntschaften

angeknüpft, die mir wenig Gutes für die Folge versprechen. Es liegt noch viel Dunkles darin, was ich aufgeklärt sehen möchte. Schreiben Sie noch heute an unsern Agenten daselbst, daß er Alles aufzeichne, was er darüber weiß. Aber ganz im Vertrauen. Ich mißtraue meinem Sohn nicht, aber er hat sich in Verbindungen und vielleicht Versprechungen eingelassen, die er nie wird erfüllen können. Wie weit diese reichen, *will* und *muß* ich wissen.«

»O, Durchlaucht nehmen die Sache mit dem Studentenaufruhr wohl zu ernst, insofern der Herr Prinz dabei betheilig ist. Lassen Sie ihn getrost für ein einiges Deutschland schwärmen, das sind nur die Anugeburten eines genialen Kopfes, die sich mit der Zeit im Sande verlieren, wie es auch der laut rauschende Rhein endlich thut.«

»Gott bewahre! Da irren Sie! Mein Sohn hat nichts von Genialität an sich, das weiß ich besser; aber er hat mehr als das, er hat eine eiserne Willenskraft und einen Charakter, die kein Sturm zu beugen im Stande ist. Das ist für ihn und für mich noch viel gefährlicher. Mein Bruno ein Genie! Das wäre mir was! Ich danke für alle Genialität, sie ist eine Ausgeburten der Hölle und läßt den Wahnsinn in jeglicher Gestalt keimen und wachsen. Die Welt wäre am glücklichsten ohne alle Genies und ein Mann von Thatkraft und festem Willen bringt sie in einem Jahre weiter, als zehn Genies in einem Jahrhundert.«

»Da haben Sie allerdings Recht, Durchlaucht; wenn sich aber Thatkraft mit Genie bei Ihrem Herrn Sohn verbinden, wie dann?«

»Schweigen Sie still, Beau, und erschrecken Sie mich nicht noch mehr. In Wahrheit, eine eigene Beklommenheit hat mich gepackt, seitdem er mit diesem – diesem forschenden Gesichte, auf dem so viel Ruhe wie Willenskraft liegt, mich angeblickt hat. Es ist ein demüthigendes Gefühl für einen Vater, seine Kinder sich über den Kopf wachsen zu sehen. Bruno ist auf dem besten Wege dahin – aber, ehe ich es gutwillig zugebe und mich beuge – eher soll die Welt untergehen, ich ertrage das nicht.«

Herr Beau schwieg eine Weile, dann nahm er in seiner zudringlichen Weise einen vertraulichen Ton an und sagte mit einer Stimme, die er dem Judas entliehen zu haben schien: »O, wie beklage ich Ew. Durchlaucht, daß Sie bei aller Ihrer Herzengüte solche Erfahrung machen mußten! Aber wie wohl hat es doch wieder die Vorsehung gemeint, daß sie Ihnen noch andere Söhne gab, die nicht –«

»Nun, was? Sprechen Sie aus – die nicht –«

»– Die nicht diese gefährliche Richtung eingeschlagen haben. Prinz Alexander zum Beispiel hat eine ganz andere Richtung genommen. Er ist weicher und nachgiebiger, weniger selbstständig zwar, aber auch zugänglicher und leitbarer. Er betritt ganz die Pfade, die Sie selbst betreten haben. Es wäre ein Glück, wenn –«

»Nun, warum schweigen Sie? Es wäre ein Glück, wenn –«

»– Wenn *er* der Aeltere geworden wäre!«

»Still! Das lag nicht in unserer Hand. Was wollten Sie sonst noch sagen – ich erlaube Ihnen zu sprechen, wir sind unter uns –«

»Durchlaucht, nur der aufrichtigste Wunsch für Ihr und Ihrer Kinder Wohl beseelt mich. Ich glaube aber, ich glaube, Ew. Durchlaucht ältester Sohn befindet sich nicht in den besten Händen.«

»Wie so?«

»Dieser Kurt Flemming gefällt mir nicht – er allein, glaube ich, hat den Prinzen auf die Abwege gebracht, in die Sie ihn allmählig gerathen sehen.«

Der Fürst dachte eine Weile nach, dann fuhr er etwas heftig fort: »Wie? Der Flemming? O nicht doch, da irren Sie wieder. Den kenne ich durch und durch. Der hat ein Glas vor seiner Brust, durch das man bis in sein tiefstes Herz hinein sieht. Dabei ist er ehrlich und gerade, offen und ohne alles Falsch. Nein, nein, was *er* thut, das thut er immer nur aus Liebe zu meinem Sohne – aber halt, Sie bringen mich da auf eine richtige Fährte – durch ihn könnte man am leichtesten aus meinem Sohn wirken. Er hat großen Einfluß auf ihn. Ja, ja, das will ich überlegen und noch heute, nein, lieber gleich, mit ihm sprechen. Jetzt gehen Sie – schreiben Sie nicht eher nach Göttingen, als bis ich mit Flemming gesprochen hab. Adieu!«

–

Der edle Herr Beau hatte das Zimmer des Fürsten verlassen und dieser war allein geblieben, um zu überlegen; wie ich auf den Prinzen, meinen Freund, in seinem

Sinne am leichtesten einwirken könne. Ach, der ehrliche Fürst ahnte nicht, daß ich ein Ohrenzeuge des ganzen Gesprächs gewesen war, welches er soeben mit Herrn Beau im strengsten Vertrauen geführt hatte, denn durch einen sonderbaren Zufall war mir in dem Gasthofs, welchen wir bewohnten, gerade das kleine Gemach neben dem Cabinet angewiesen worden, welches der Fürst als Empfangszimmer benutzte. Nur eine dünne Thür, vor der ein Sopha stand, trennte mich davon, und da ich gerade nach Tische mit einem Buche in der Hand auf diesem Sopha lag, so konnte ich Wort für Wort das seltsame Gespräch verfolgen, welches ich so eben dem Leser mitgetheilt habe. Anfangs wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, als Lauscher ertappt zu werden, als ich aber Bruno's Namen nennen hörte und den Gegenstand des Gesprächs erkannte, fesselte mich eine unwiderstehliche Gewalt auf meinen Posten. Um nicht überrascht zu werden, schloß ich die Thür und nahm meine liegende Stellung auf dem Sopha wieder ein. So war ich also vorbereitet auf die Unterhaltung, die mir mit dem Fürsten bevorstand; als Herr Beau aber das Zimmer nebenan verlassen hatte, stand ich auf und legte mich einige Zeit in's offene Fenster, um die Röthe der Entrüstung loszuwerden, die, ich sah es im Spiegel, mein ganzes Gesicht überzogen hatte und die, ich fühlte es, jeden Augenblick mit neuer Leidenschaft aus dem Herzen nach meinem Hirn emporwallte.

Mit solchem Bemühen beschäftigt, verstrichen mir die Minuten, die ich bis auf die Vorladung vor den Fürsten

warten mußte, wie im Fluge. Der Plan, den ich befolgen wollte, war bereits gefaßt und ich hatte ordentlich Angst, der Fürst werde seine Absicht aufgeben oder einem anderen Geschäfte seine Aufmerksamkeit zuwenden. Allein ich hatte vergebens gefürchtet; nach etwa zwanzig Minuten erschien sein alter Kammerdiener und brachte mir den Befehl, vor Sr. Durchlaucht zu erscheinen.

Ich trat bei ihm ein und verbeugte mich ehrfurchtsvoll, wie immer. »Flemming,« redete er mich leutselig an, indem er von seinem Stuhle aufstand und gerade auf die Sache losging, »ich möchte ein Wort des Vertrauens mit Ihnen wechseln. Es betrifft meinen Sohn Bruno, dessen Gefährte Sie seit neun Jahren sind und dessen Freundschaft Sie sich im vollen Maaße erworben haben. Sie können sich denken, daß mir sein jetziges und künftiges Wohl am Herzen liegt. Er macht mir einige Sorge, ja, aufrichtig gestanden, jetzt namentlich viel mehr, als je in seinem Leben. Vielleicht ahnen Sie, was ich damit meine?«

»Durchlaucht,« sagte ich fest und ohne eine Secunde zu zögern, »ich ahne es nicht allein, sondern ich weiß es.«

»Sie wissen es? Wie können Sie das wissen?«

»Auf sehr einfache Weise bin ich davon unterrichtet. Ich habe das ganze Gespräch, welche Sie mit Bruno und dann mit Herrn Beau geführt, angehört, denn ich lag unmittelbar hinter dieser Thür auf einem Sopha, als sie stattfanden.«

Der Fürst prallte einen Schritt zurück, wie, von einem unsichtbaren Feinde verletzt, dann aber sammelte er sich rasch und trat freundlich lächelnd auf mich zu.

»So, und das gestehen Sie ein? O, das war nicht hübsch, nicht recht, Sie hätten fortgehen sollen, als Sie merkten, wovon die Rede war.«

»Nein, Durchlaucht, ich *mußte* bleiben, das war nothwendig, Ihretwegen, Bruno's wegen und Herrn Beau's wegen, und ich danke jetzt Gott, daß er mir diesen Entschluß eingegeben hat, um mich dadurch in den Stand zu setzen, Sie von einer großen Sorge zu befreien.«

»Wie? Was sagen Sie? Von welcher Sorge können Sie mich befreien?«

»Von der Sorge um Bruno's Zukunft. Er ist edel, gerecht und großherzig, er wird nie unfürstlich, nie gemein handeln, wie er es auch bisher nicht gethan, denn sein Verkehr in Göttingen erstreckte sich nur auf die edelsten Jünglinge, die daselbst studirten, und wenn Herr Beau von dort her etwas Anderes in Erfahrung bringt, so wird es eben so wenig der Wahrheit entsprechen als sein ganzes bisheriges Benehmen gegen Sie und uns der Wahrheit entsprochen hat.«

Der Fürst war von diesen mit lebhafter Stimme gesprochenen Worten gerührt, ich sah es ihm an und er bewies es mir auch. Denn er trat auf mich zu, legte seine Rechte auf meine Schulter, lächelte mich wohlwollend an und sagte: »Flemming, das ist hübsch von Ihnen. Ich danke Ihnen. Da haben Sie meine Hand. Ich, wir Alle haben uns

nicht in Ihnen geirrt, als wir Sie meinem Sohne zum Begleiter gaben, und das will ich Ihnen fortan durch mein ganzes Vertrauen beweisen. Ich werde nicht nach Göttingen schreiben lassen, um Bruno's Lebensweise daselbst zu erforschen, sondern Sie, Sie allein werden mir Alles haarklein berichten, was mir zu wissen nothwendig ist. Da, kommen Sie, setzen wir uns und nun erzählen Sie mir Alles, was Sie gesehen, gehört und selbst erlebt haben.«

»Gern, Durchlaucht,« sagte ich, Platz nehmend, nachdem auch er sich schon gesetzt hatte, »aber nur unter *einer* Bedingung will ich Ihnen alles Wissenswerthe mittheilen.«

»Welche Bedingung stellen Sie mir? Ich hoffe, sie wird nicht unerfüllbar sein!«

»Die einzige Bedingung, daß ich, sobald ich Sie verlasse, den ganzen Vorgang zwischen uns und den Inhalt unsers bevorstehenden Gesprächs Bruno mittheile. Ich bin stets und überall offen und treu gegen ihn gewesen und möchte auch jetzt nicht den Vorwurf auf mich laden, hinter seinem Rücken selbst mit seinem Vater ein Geheimniß abgehandelt zu haben.«

»Flemming!« rief der Fürst aufspringend. »Also wirklich? So wahr und lauter sind Sie in allen Ihrem Thun? Ja, ja, ich sehe es, Sie sind der beste Freund meines Sohnes und werden es bleiben, so lange er lebt. Sagen Sie ihm also Alles, was Sie jetzt erforscht haben, und mag

dadurch die leidige Schranke fallen, die mehr ein blindes Ungefähr als ein begründetes Mißtrauen von meiner Seite zwischen ihm und mir aufgebaut hat.«

Ich blieb über eine Stunde beim Fürsten und als ich endlich von ihm schied, um mich zu dem Prinzen zu begeben, war ich überzeugt, nicht allein Beider Vertrauen zu besitzen, sondern auch eine gute That vollbracht zu haben. Herrn Beau's aber that ich beim Fürsten mit keiner Sylbe mehr Erwähnung; es ekelte mich an, den Namen dieses Mannes noch einmal in den Mund zu nehmen, und wenn der Fürst nur einigermaßen selbstständig und einsichtsvoll war, mußte er aus eigenem Antriebe sich von diesem Menschen abwenden, der schon so oft Zwietracht in die fürstliche Familie gesäet hatte. Leider aber war dies der einzige Irrthum, dem ich damals unterlag, und die Zukunft wird es lehren, daß Herr Beau nach wie vor der Vertraute des Fürsten und eben so für uns blieb, was er von jeher gewesen: das böse Princip, der Kakodämon, den die Vorsehung auf unsern Weg zu werfen die unbegreifliche Laune gehabt, damit wir nur unter beständigem Kampf unser endliches Ziel erreichten.



Einen Tag später trennte sich der Fürst von uns, indem er mit seinem Gefolge nach W*** zurückreiste, wir aber auf der romantischen Bergstraße, die allerdings in diesem Winter mit gewaltigen Schneemassen bedeckt und

gerade nicht sehr anmuthig zu übersteigen war, unsern nächsten Ziele, dem schönen Heidelberg zueilten.

Hier blieben wir, ohne uns je weiter als in die zunächst gelegene Nachbarschaft zu begeben, bis im April 1832, also etwa ein und einviertel Jahr, studirten fleißig wie in Bonn und den ersten Monaten zu Göttingen und fanden unsere größten Freuden im Genusse der herrlichen Natur, dem gegenseitigen Bewußtwerden unserer geistigen Fortschritte und dem Umgange mit einigen vornehmen Ausländern, die damals in Heidelberg sehr zahlreich vertreten waren. Unter diesen will ich nur eines jungen Mannes gedenken, der wegen der Folgen, die seine Bekanntschaft mit sich brachte, von großer Wichtigkeit für uns Beide wurde. Es war dies ein Schwede aus Stockholm, Graf Oxenstierna, einige Jahre älter als wir und eigentlich Seemann, der aber seiner angegriffenen Gesundheit wegen zwei Jahre in Nizza zugebracht hatte und nun an Heidelberg unter geistesverwandten und regsamen Gefährten so großes Gefallen fand, daß er sich nur schwer von ihnen zu trennen vermochte.

Durch ihn ward des Prinzen Aufmerksamkeit auf die überseeischen Länder gerichtet, denn der schwedische Graf hatte schon in jungen Jahren weite Reisen gemacht und wußte zahllose Wunderdinge davon zu erzählen. Auch erfuhr der Prinz gelegentlich von ihm, daß die schwedische Regierung mit dem Plan umgehe, behufs der Umschiffung der Erde eine Expedition abzusenden und daß eine Anzahl Gelehrter zu diesem großen Unternehmen würde eingeladen oder zugelassen werden.

Seitdem der Prinz hiervon Kunde erhalten, weilten seine Gedanken Tag und Nacht bei dieser Expedition, und er sprach wiederholt den Wunsch aus, der Ehre theilhaftig zu werden, dieselbe begleiten zu dürfen, ein Vorhaben, welches mir damals so fabelhaft erschien, daß ich stets nur mit innerem Lächeln davon sprechen hören konnte. Der schwedische Graf aber nahm die Sache ernsthaft auf, versprach bei seiner Regierung Schritte für den Wunsch des Prinzen zu thun und verhiess demzufolge eine pünktliche Correspondenz, die er auch treulich mehrere Jahre unterhielt, bis die Expedition selbst in's Leben trat, auf der er, da auch er sie begleitete, beiläufig gesagt, seinen frühen Tod fand.

Gegen Ende unsrer akademischen Laufbahn, etwa im Monat März des Jahres 1832, erhielten wir von W*** aus die Weisung, bevor wir dahin zurückkehrten, mit Herrn von Transfeld eine Reise nach Oesterreich zu unternehmen, einige befreundete Fürstenhöfe zu besuchen, schließlic aber bei dem Fürsten Bruno Ottokar von Adersbach auf Adersbach in Böhmen vorzusprechen, der ein Pathe meines Freundes war und sich außerordentlich nach seinem Anblick sehnte, wie der Fürst selbst an den Prinzen schrieb. Es war dies ein alter Herr, ehelos und ohne Erben, von dem schon sehr oft unter uns die Rede gewesen war und der, ungeheuer reich, auf seiner einsamen Herrschaft lebte, die ihm als letztem Abkömmling einer Seitenlinie des ehemaligen Königs von Böhmen, Przemysl Ottokar II., und mediatisirtem Fürsten zugefallen war. Fürst Ottokar von Adersbach hatte, wie man sich in W***

erzählte, in jungen Jahren in Gemeinschaft mit dem Fürsten von W*** um die Hand der Prinzessin von L***, Bruno's Mutter, geworben, diese aber ihren jetzigen Gemahl vorgezogen, ohne daß sie dadurch in den Augen ihres böhmischen Verehrers an Liebreiz und Achtung irgend etwas eingebüßt. Er hatte später sogar öfters W*** besucht und den ältesten Sohn seiner Jugendliebe aus der Taufe gehoben, dem auch deshalb der Name Bruno Ottokar beigelegt war. Späterhin hatte sich die heiße jugendliche Liebe zu der schönen Fürstin in eine zärtliche Freundschaft umgewandelt, die sich auch auf den Fürsten von W*** erstreckte, der böhmische Gevatter aber hatte W*** nie wieder besucht, da er frühzeitig kränklich wurde und jetzt, von der Gicht gelähmt, auf seinem herrlichen Schlosse Adersbach lebte, wo er sich eine vortreffliche Kapelle hielt, junge Musiker ausbildete und außerdem nur den einzigen Wunsch hegte, noch einmal den Sohn seiner Jugendliebe zu umarmen, dem er bis jetzt weiter nichts als seinen Namen hatte vererben können.

»Diese Einladung gefällt mir,« sagte der Prinz, als er den Wunsch seines Vaters las, so gehen wir denn durch die Schweiz nach Wien, besuchen das Salzkammergut und lassen uns dann eine Weile in Böhmen häuslich nieder, bevor wir nach Hause zurückkehren und das ewige Einerlei des Durchlachtigsten Hofes in W*** wiederkauen.«

»Du vergissegst die ländlichen Freuden, die uns in unserm heimatlichen Hochlande erwarten,« bemerkte ich lächelnd.

»Keinen Augenblick, mein Freund, und das ist ja meine einzige Hoffnung auf ein glückliches Leben in der Heimat. O nein, das bairische Häuschen und seine Bewohner habe ich nie vergessen, aber dahin kommen wir noch zur rechten Zeit, denn seiner Bestimmung entgeht kein Mensch auf Erden.«

»Bringst Du denn Deine einstige Bestimmung mit diesem Hause in Verbindung?« fragte ich verwundert.

»Wer kann es wissen!« erwiderte er ausweichend. »Ich will Dir aber nicht verhehlen, daß ich eine große Sehnsucht nach Elsbeth und ihrem Vater empfinde und daß mir, wenn ich an sie dachte, immer zu Muthe war, als hießen sie mich noch bleiben, wo ich war, bis sie selbst mich zurückrufen und sagen würden: Es ist Zeit, daß Du zu uns kommst, wir erwarten Dich!«

»Das ist wunderbar!« sagte ich leise, wie für mich.

»Warum?«

»Weil ich auch bisweilen so seltsame Gedanken habe und mir Dinge und Personen zu winken scheinen, die doch gewiß in keinem äußeren Zusammenhange mit mir stehen und gewiß auch mit ihren Gedanken sehr weit von mir entfernt sind.«

»So. Ja, man nennt dergleichen wunderbar, und doch findet unter solchen Verhältnissen immer ein bestimmter innerer Zusammenhang statt, den man sehr häufig, verlaß, Dich darauf, auf gegenseitige Gefühle oder wenigstens Sympathieen zurückführen könnte, wenn man sich die Mühe gäbe, sie ausführlich zu erörtern.«

»Oder aufrichtig genug dazu wäre,« entgegnete ich.

»Nun, was das betrifft, so besitze wenigstens diese Aufrichtigkeit, Kurt, und bei Gelegenheit werde ich nicht verfehlen, sie gegen Dich auszusprechen. Gut Ding will Weile haben, doch für heute genug davon!«



Erst in der Mitte des April dieses Jahres verließen wir Heidelberg, reisten durch Baden den Rhein hinauf nach Basel, durchzogen die Schweiz, besuchten noch einmal München, trafen in Ischl mit einigen Hofherren aus W*** zusammen und gingen endlich nach Wien, wo wir vier Wochen blieben, um von da aus über Prag nach Schloß Adersbach abzureisen, das wir im erwünschten Wohlsein erreichten und dadurch einen Greis beglückten, der die Zeit kaum erwarten konnte, bis er seinen Pathen in die Arme schloß, den er seit der Zeit nicht wiedergesehn, wo er ihn als kleines Kind über die Taufe gehalten hatte.

Trotz des vielen Sehenswürdigen, das sich unsrer Aufmerksamkeit auf dieser weiten Reise geboten, waren wir dennoch höchlichst überrascht, Adersbach in einer so herrlichen Gebirgsgegend von Böhmen zu finden, wie wir sie fast noch nirgends erblickt. Es lag in einer fruchtbaren Ebene, die rings vom schönen Erzgebirge und dem böhmischen, an Panoramen so reichen Mittelgebirge umzogen ist. Das Schloß selbst war groß und obwohl etwas

alterthümlich im Baustyl und seinen inneren Einrichtungen, doch prachtvoll im Ganzen und wies einen wunderbaren Park auf, der Alles übertraf, was uns jemals in ähnlicher Art vor Augen gekommen.

Der Prinz war mehr als erfreut, er war im eigentlichen Sinne des Wortes entzückt. »Hier zu wohnen,« sagte er mir am ersten Abend, als wir den alten Fürsten verlassen und unsre reizende Wohnung aufgesucht hatten, »und dabei zufrieden und glücklich zu sein, muß einem paradiesischen Genusse gleichen. Ich verdenke es meinem Pathen nicht, daß er der Welt Lebewohl gesagt und von allem Taumel des großstädtischen Lebens sich hierher zurückgezogen hat; hier hat er Alles was er bedarf und noch viel mehr als das. Er kann sich eine kleine Welt im engen Rahmen schaffen und Hunderte glücklich machen, wie er es selber ist. Das ist der erste Mann, den ich beneidenswerth finde, und ich würde mich nichts weniger als unglücklich fühlen, wenn mich das Schicksal zu seinem Sohn bestimmt hätte.«

Auch der alte Fürst Ottokar schien an Bruno ein großes Wohlgefallen zu finden. Im ersten Augenblick, als er ihn betrachtete, war er überrascht, denn es war nicht möglich, die Aehnlichkeit des Prinzen mit seiner schönen Mutter zu übersehen. Aber nicht allein auf das Aeußere des jungen Mannes richtete sich der klare Blick des erfahrenen alten Herrn, auch sein Inneres prüfte er sorgfältig und ohne Unterlaß, und als der Prinz nach einigen Wochen von seiner Abreise sprach, ward er betrübt und

bat ihn, noch länger zu bleiben, da es vielleicht das letzte Mal sei, daß er ihn in seinem Leben vor Augen habe.

So blieben wir denn länger, als es anfangs in unsrer Absicht gelegen, und Bruno fuhr fort, seinem väterlichen Freunde alle Aufmerksamkeit zu erweisen und ihn endlich in sein Vertrauen zu ziehen, indem er ihm erst probeweise, dann immer deutlicher die Ansichten enthüllte, die er in Bonn und Göttingen gewonnen und die ich dem Leser schon hinreichend entwickelt zu haben glaube.

Der alte Fürst hörte dem mit Begeisterung Redenden erst mit Antheil, dann aber mit Wärme zu; zuletzt wurde er selbst belebt, fing alle Tage wiederholt aus freien Stücken politische Gespräche an, und als er den Prinzen in allen Punkten auf seinen einmal gefaßten Vorsätzen beharrend fand, sagte er eines Abends nach der Tafel, als wir noch bei ihm saßen und seinen alten Tokayer mit ihm schlürften:

»Mein braver Junge! Ich habe nun alle Deine Ansichten und Wünsche in dieser Beziehung kennen gelernt und ich danke Dir für Deine Aufrichtigkeit gegen mich. Ich hatte das zwar nicht von Dir erwartet, aber ich kann Dich nicht tadeln, wenn ich in mein eigenes Herz schaue und dasselbe um Rath frage. Allein, so edel Deine Absichten und so rechtschaffen Dein vorwärts strebender Wille ist – Du kommst in diesem gebrechlichen Erdenleben nicht damit durch. Kennst Du das alte deutsche Sprüchwort: *Eine Schwalbe macht keinen Sommer*, he? Nun ja, Du bist eine solche Schwalbe und Du allein wirst Deutschland nicht einig und groß machen, wenn Du auch ein

Fürst vom reinsten Wasser bist und Deinen ganzen Besitzstand dafür zum Opfer bringen willst. Es haben mehr Leute als Du darüber zu Gericht zu sitzen und sie werden die Majorität behalten, so richtig Du auch urtheilst und so gerecht Du bist. Aber die Zeit für die Einheit und Größe Deutschlands ist noch nicht gekommen, da muß noch viel Wasser den Rhein hinunter laufen und ganz ungeheuerliche Dinge müssen geschehen, ehe Deine Träume zur Wirklichkeit werden. Kommen wird es einst, das ist gewiß, und vielleicht kommen mit Schrecken. Gott bewahre mich davor, daß ich dann noch auf der Welt bin! Denn so gern ich Deutschland, unser schönes, herrliches Vaterland, groß, einig und mächtig sähe, ich möchte doch den Krimskrams nicht erleben, aus dem sich das heilige Werk einst wie der Phönix aus der Asche entwickeln wird. Nach Allem aber, was Du mir über Deine Ansichten und Hoffnungen mitgetheilt hast, sehe ich, daß Du in mancherlei Anfechtung verfallen wirst, und da muß ich denn darauf denken, Deine Zukunft in jeder Beziehung sicher zu stellen. Wisse denn, daß ich, der ich kinder- und erblös bin, Dich allein zu meinem Erben machen will. Meine ganze Herrschaft Adersbach und alle dazu gehörigen Güter und Besitzthümer sollen Dir nach meinem Tode zufallen. Dann mag es Dir gehen, wie Gott es über Dich verhängt. Du hast einen Rückhalt in der Welt und kannst leben wie ein Fürst, ohne die Sorgen und Beängstigungen eines solchen zu empfinden. Alles was dazu gehört, um Dir dieses Erbe zu sichern, ist bereits geschehn; mit Kaisern und Königen, mit Rechtsgelehrten und Beisitzern

habe ich verkehrt, und damit Du etwas Schriftliches in Händen hast und sicher bist, daß es Wahrheit ist, was ich Dir hier sage, so will ich Dir jetzt gleich eine Abschrift aller der Dokumente übergeben, die ich dazu habe anfertigen lassen. Bist Du zufrieden mit diesem meinem Vermächtniß?«

Der Prinz starrte den Greis erst mit staunender Miene, dann aber mit Entzücken an. Indem er aufsprang und ihn in die Arme schloß, rief er jubelnd: »Ob ich zufrieden bin, mein theurer Pathe? Was ist das für eine Frage! So schön ist dies Erbe, so groß mein Glück darüber, daß ich es lieber heute als morgen antreten möchte, wenn ich nicht wünschte, Sie so lange wie möglich hier –«

»Halt, Junge, gemach!« unterbrach ihn laut lachend der Fürst. »Ich *lebe* noch! Du wirst mich doch nicht schon lebendig begraben wollen?«

Und so schnell es seine Gicht erlaubte, hinkte er nach einem großen eisernen Schranke, schloß ihn mit zitternden Händen auf und nahm ein dreifach versiegeltes Packet beraus, dessen Anschrift besagte, was darin enthalten war

»Da, nimm es!« sagte er. »Es ist Alles, worüber ich in diesem Leben verfügen kann. Dieser aber hier –« und dabei zeigte er auf mich – »sei unser Zeuge, und zum Lohne dafür soll er mit Dir einst hier leben, wenn er nicht lieber ohne Dich nach W*** zurückkehren will.«

»Nein,« rief ich ernst und dankbar, »nein, Durchlaucht, wenn Bruno W*** den Rücken gekehrt hat, liegt meine

Welt nur da, wo die seine liegt, das gelobe ich Ihnen und ihm hiermit feierlich.«

Der Greis blickte uns Beide ruhig Einen nach dem Andern an. »Du bist doppelt beglückt,« sagte er dann zu dem Prinzen, »Du hast einen Pathen gefunden, der Dich zum Erben seines unabhängigen Eigenthums einsetzt, und außerdem einen Freund, der dasselbe mit Dir genießen wird. Ich war nicht so glücklich wie Du. Zuerst verlor ich meine einzige Liebe – ach! die ersetzt nichts mehr auf der Welt! – und dann, dann lebte ich einsam auf meinem Schlosse, denn ich war nicht so klug gewesen wie Du und hatte mich in meiner Jugend nach keinem wahren Freunde umgesehn. – Doch, wir sprachen eben von einer Liebe – das ist, ein wichtiger Punkt für einen Menschen, noch viel wichtiger aber für einen Fürsten. Ist ein Fürst nicht im Herzen und in der Seele beglückt, so kann er auch andere Menschen nicht glücklich sehen und machen. Laß Dir also kein Weib aufdrängen, dem Du nicht Dein ganzes Herz geweiht hast. Wähle selbst, und hast Du in ihr Dein zweites Ich gefunden, dann führe sie heim – nach W*** oder hierher. Du wirst damit zufrieden sein und mir noch im Grabe danken, daß ich Dir diesen meinen letzten Rath gegeben habe, denn er ist wichtig für Dich.



Der geschilderte Abend schloß einen wichtigen Abschnitt im Leben des Prinzen ab und besonders der letzte

Rath war auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Von diesem Abend an fand ich Bruno oft in tiefen Gedanken, und wenn ich ihn nach dem Grunde fragte, erwiderte er: »Laß mich nur noch allein sinnen und trachten, Du wirst schon zur Zeit hören, was sich jetzt in meinem Innern vorbereitet. Soviel aber kann ich Dir sagen, ich sehe in meinem Geiste eine dunkle Zeit herauftauchen, die noch überschritten und bezwungen werden muß, ehe ich in den Hafen der Ruhe einlaufe. O, Alessandra hat Recht gehabt, ich werde viel Sturm erleben, und schon höre ich ihn langsam näher und näher brausen! Doch was soll's! Mag er blasen und stürmen, wie er will, auch das werden wir überstehen!« –

Noch acht Tage bewies er dem alten Fürsten seine herzlichste Dankbarkeit, endlich aber mußte denn doch an den Abschied gedacht werden. Es war ein warmer aber trüber Augusttag, als unsre Reisewagen vor die große Rampe des alten böhmischen Schlosses rollten. Der Fürst von Adersbach führte uns selbst bis an die Thür; hier umarmte er zum letzten Mal seinen Liebling, drückte mir herzlich die Hand und wenige Minuten später stoben unsre Pferde durch die lange Pinien- und Lärchenallee, welche das Schloß mit der öffentlichen nach Norden führenden Straße verband.

Ich saß mit dem Prinzen allein im Wagen, da Herr von Transfeld bereits vor einigen Tagen sich auf mehrere Monate beurlaubt hatte, um seine Heimat, die er seit so vielen Jahren nicht gesehn, einmal wieder zu besuchen. Der

Prinz verhielt sich schweigsam, wie immer, wenn sein Inneres in Bewegung war, bis er endlich, nachdem wir die Landstraße erreicht, noch einen Blick auf das im Morgensonnenschein blinkende Schloß zurückwarf, einen tiefen Athemzug hören ließ und anfangs leise vor sich hin die Worte sprach:

»Das war einmal wieder ein Abschied für's ganze Leben! Wie doch keine Freude in der Welt bestehen kann, ohne mit irgend einem Schmerze verbunden zu sein! Wir sehen den alten braven Mann, dem wir seben so herzlich die Hände geschüttelt, nicht wieder, Kurt.«

»Ich glaube es auch nicht, er ist hinfällig und frühzeitig gealtert. Aber er hat Dir eine hübsche Erinnerung an die vergangenen Tage hinterlassen, und Du trägst ein anständiges Gastgeschenk von ihm in der Tasche.«

»Fürwahr, ja! So reich glaubte ich nicht nach Hause zurückzukehren. Ich bringe weniger Weisheit als Mammon mit heim, und darin besteht der Hauptunterschied zwischen uns Beiden.«

»Diesmal kannst Du mit dem Mammon zufrieden sein, er hat Dir eine gewisse Selbstständigkeit verliehen.«

»Du hast Recht, das ist wichtig für mich. Ich denke sie auch zu benutzen. Doch sieh dort diese blauen Berge in der Ferne und diesen wunderbar gestalteten Fels dort –«

»Es ist der Biliner Löwe – er bewacht Deine Zukunft, Bruno.«

»So trage ich ihm mein ganzes Vertrauen entgegen und spreche ihm schon jetzt meine Dankbarkeit aus.« –

In dergleichen Gesprächen gelangten wir nach Tep-
litz, dem reizenden Badeorte, hielten uns aber nicht lan-
ge auf, da wir eilten, sobald wie möglich die Heimat zu
erreichen. Eine gewisse Sehnsucht danach war in uns
Beiden wach geworden und mehrte sich von Stunde zu
Stunde, so daß wir, ohne es einzugestehn, unwillkürlich
alle unsre Schritte beschleunigten. Schon am nächsten
Morgen hatten wir, die ganze Nacht mit rasch gewech-
selten Pferden fahrend, die sächsische Gränze erreicht
und flogen nun durch Sachsen und einige andere deut-
sche Kleinstaaten, bis wir endlich nach sechs Tagen die
Gränze des kleinen Fürstenthums berührten, die unseres
jetzigen Strebens einziges Ziel war.

Als der Prinz sich in seinem eigenen Lande sah, wur-
de er von Augenblick zu Augenblick heiterer und zuletzt
fast erregt, wie ich ihn selten gesehen. Mit freudig blit-
zenden Augen lehnte er zum Schlage hinaus, prüfte alle
Gegenstände und begrüßte jeden kleinen Ort, jedes Dorf,
ja jede Hütte, als wären sie sämmtlich alte und herzliche
Bekannte. Endlich näherten wir uns W***; als wir aber
das Städtchen R*** erreicht, befahl der Prinz dem Po-
stillon, einen Umweg einzuschlagen, der, wie ich wohl
wußte, nicht direct nach W***, vielmehr nach dem bai-
rischen Häuschen führte, wenigstens in der Nähe davon
vorüberlief.

Als ich den Zusammenhang seiner Idee erkannte, lä-
chelte ich still und nickte ihm freudig meinen Beifall zu.

»Weißt Du, was ich beabsichtige?« fragte er mit eigent-
hümlicher Spannung.

»Ich errathe es, Du willst unsern alten Freunden einen Besuch abstatten, bevor Du in W*** eintriffst.«

»Ja, das will ich, unsern alten und jungen Freunden. Denn, um es Dir aufrichtig zu gestehen, seitdem ich den Habichtswald da vorn am Horizonte habe auftauchen sehen, hat mich ein eigenthümliches Gefühl erfaßt. Die darin Wohnenden scheinen mich zu rufen und ich will der holden Stimme, die ich zu vernehmen glaube, diesmal folgen, sie kann mir nur ein herzliches Willkommen bieten.«

Ich stimmte ihm bei und wieder rollten wir eine Weile schweigend weiter. Endlich hielt der Wagen an der bezeichneten Stelle. Der Prinz sprang eilfertig hinaus und gebot dem ihn begleitenden Diener Turner, den nachfolgenden Packwagen zu erwarten und mit ihm langsam in der Richtung nach W*** vorauszufahren, an der Brücke am Fuße des Schloßberges werde er wieder mit ihm zusammentreffen und dann nach W*** die Reise weiter fortsetzen.

Diesen mit großer Genauigkeit ausgesprochenen Befehl deutete ich mir, wie die Folge lehrte, sehr richtig. Der Prinz wollte sein kleines Paradies ohne lästige Zeugen seines Glücks betreten und zugleich die Bewohner des Waldhauses überraschen, indem er sie ohne alle Vorbereitung traf. So schritten wir denn schweigend und nicht ganz ohne Aufregung durch den schönen Wald fort, immer eiliger strebte mein Begleiter vorwärts und immer

schärfer drang sein Auge in die Ferne, über die sich allmählig der sommerliche Abend mit seinem Schatten zu breiten anfing.

Es war in den ersten Tagen des Septembers, die Luft war sehr warm und nicht der geringste Windzug bewegte die ruhenden Blätter des dichtbelaubten Waldes. Eine feierliche Stille herrschte ringsum, nur dann und wann brach ein Reh oder ein Dammhirsch durch die niedrigen Gebüsche und blieb in der Ferne stehen, mehr neugierig als furchtsam die beiden Menschen zu beschauen, die diesmal ohne böse Absicht ihre Ruhe störten.

Endlich sahen wir den Wald sich theilen, die Lichtung, in deren hoher Mitte das bairische Häuschen lag, schimmerte heller durch die Baumstämme, bis auch dieses endlich mit seiner von wildem Wein und Epheu umrankten Galerie sichtbar wurde.

»Halt!« rief der Prinz mit beinahe beklommenem Athem aus. »Da ist es. Mir ist ganz wunderbar zu Muth. Wie seltsam ein solcher Gegenstand auf uns wirkt, wenn wir ihn lange nicht gesehen und er nun endlich in seiner schönen Einfachheit uns wieder vor Augen steht. Ist es nicht, als ob plötzlich alle Vorfälle und Ereignisse, die uns darin begegnet, noch einmal lebendig vor die Seele träten und uns in unsre trauliche Jugend, die lange hinter uns liegt, zurückversetzten? O, diese Jugend, glaube ich, ist es, die mir jetzt in den Adern braust und pocht, und wahrlich, das ist ein hochherrliches Gefühl!

Komm, laß uns vorsichtig hinter diesen Bäumen herum-schleichen, so gelangen wir nach der Vorderfront, vielleicht sehen wir Waldstein, ohne daß er uns bemerkt.«

Lächelnd über meinen Freund, daß er nur an den alten Waldstein zu denken vorgab, folgte ich ihm auf seinem Schleichwege, und in der That hatten wir bald die Vorderseite des Hauses im Auge, das in der traulichsten Ruhe und lieblich von den Abendstrahlen der Sonne vergoldet vor uns lag. Aber den alten Waldstein sahen wir nicht – indessen dafür sahen wir etwas Anderes.

Da die Vorderfront des einsamen Waldhauses nach Westen lag, so fielen die schimmernden Strahlen des sinkenden Himmelsgestirns schräg durch die Waldlichtung dagegen und beleuchteten hell die ganze Giebelseite des freundlichen Gebäudes. Das weit vorspringende Dach beschattete nur die Galerie, das untere Stockwerk aber trat um so heller, wie im flüssigen Golde schwimmend, aus den dunkleren Umgebungen hervor.

Vor der Thür nun, wo ländliche Bänke verschiedene Tische umgaben, saß auf einem Stuhle die Tochter des Försters, die Augen aufmerksam auf eine im Schooße liegende Näherarbeit gebeugt, mit der ihre feinen Hände eifrigst beschäftigt waren. Nicht weit von ihr ruhten im Rasen zwei zahme Rehe, mit den klugen Augen dann und wann Elsbeth betrachtend, als wollten sie fragen, ob es noch nicht Zeit sei, die beliebte Speise zu empfangen, die sie ihnen mit eigener Hand jeden Abend zu reichen pflegte.

Aber das war Elsbeth, unsre kleine Freundin, nicht mehr, die wir da vor uns sahen, nein, es war eine stattliche Jungfrau geworden, denn alle ihre Glieder, die schon früher so schön und ebenmäßig gewesen, hatten sich noch vollkommener gerundet und boten in ihrer edlen Form einen reizenden Anblick dar, der durch die goldenen Lichte der sinkenden Sonne einen noch höheren Glanz und Ausdruck erhielt.

»Sieh!« sagte der Prinz flüsternd und sich vorsichtig hinter einem starken Baum verbergend, »da ist sie.«

»Ich denke, Du hast nur den Förster erwartet?« konnte ich mich nicht enthalten lächelnd zu äußern.

»Sprich nicht so laut,« fuhr er fort, ohne auf meinen Einwurf zu hören, »sie könnte Dich hören. Ah, wie dunkel ist ihr Haar geworden, wie glänzt es so schön und voll über den rosigen, gesunden Wangen, und immer noch trägt sie die Kleidung der Heimat ihrer Mutter, die schöne bairische Alpentracht.«

»Ja, ja,« sagte ich, »aber willst Du nicht hervortreten oder willst Du warten, bis die Nacht auf uns herniedersinkt?«

»O, laß mich doch. Ich werde mir einen Scherz erlauben. Sie senkt ihr Gesicht tiefer auf die Arbeit, ich kann es jetzt nicht sehen.«

»Aber Du möchtest es gern sehen?«

»Natürlich. Gieb Acht!« Er stieß einen pfeifenden Ton aus, wie er ihn früher so oft in diesem Walde hatte ertönen lassen, wenn er mit seinem Lehrer und mir vor dem

Forsthause anlangte und den Bewohnern desselben dadurch seinen Besuch verkünden wollte.

Kaum aber war der leise Pfiff seinen Lippen entflohen, so sank die Arbeit der fleißigen Elsbeth aus der Hand, ihr Gesicht hob sich in die Höhe und ein paar freundlich blinkende dunkle Augen schauten verwundert in die Richtung, woher der Laut zu ihren Ohren gedrungen war. Ohne Zweifel hatte sie den Ruf erkannt, aber sie konnte sich nicht erklären, wie er sich jetzt so plötzlich aus dem stillen Walde vernehmen ließ. Aber da sollte ihr Zweifel lange genug gedauert haben. Plötzlich verließ der Prinz den schützenden Baum, trat in die Lichtung vor und blieb nun wie angewurzelt der Tochter des Försters gegenüber stehen. Denn diese hatte sich wie der Blitz erhoben, einen unwillkürlichen Schrei der Ueberraschung ausgestoßen und war dem sofort erkannten Prinzen entgegengeeilt. Erst als sie nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war, blieb sie stehen wie er, und Beide, gleichsam wie über die beiderseitige Veränderung in Gestalt und Angesicht betroffen, schauten sich nun verwundert an.

»Elsbeth!« rief endlich der Prinz, sprang ihr entgegen und streckte beide Hände nach ihr aus. »Du kennst mich doch noch?«

»Ja, ja,« entgegnete sie, kaum die Thränen zurückhaltend, die ihr die Freude über das unverhoffte Wiedersehen auspreßte. »Ach, aber warum überraschen Sie uns auf diese Weise? Nun ist meine ganze Vorfreude hin!«

»Die Mit- und Nachfreude ist noch viel besser, Kind! Aber da sieh meinen treuen Kurt, drücke ihm auch die

Hände und dann rufe den Vater, ich habe nicht lange Zeit heute und bin noch nicht auf dem Schlosse gewesen.«

»Wie, Durchlaucht, Sie sind noch nicht auf dem Schlosse gewesen?« fragte Elsbeth erstaunt und sah mich dabei fragend an, als wolle sie von mir die Bestätigung der seltsamen Aussage des Prinzen vernehmen.

»Nein, nein!« versicherten wir Beide. »Wir wollten erst das Hochland sehen,« fuhr der Prinz fort, als ich schwieg, »und dann erst wollen wir die Pflichten eines Sohnes und Bruders erfüllen.«

Unser Gespräch wurde durch den alten Förster unterbrochen. Er vergoß wirkliche Freudenthränen, als er den Sohn seines Herrn wiedererblickte, der nun wirklich so stark, groß und schön geworden war, wie er es schon in der Jugend verheißen hatte. Flüchtig wechselten wir einige Worte, bis ich den Prinzen mahnte, diesmal bei Zeiten an den Aufbruch zu denken.

»So sei es denn für heute geschieden,« sagte er, die Hand des Alten schüttelnd, aber Elsbeth dabei nicht aus den Augen lassend; »sobald ich kann, bin ich wieder bei Euch und dann, Waldstein, und dan, Elsbeth, soll das alte fröhliche Leben hier wieder seinen Anfang nehmen, nicht wahr?«

Einige Minuten später schritt ich mit meinem Freunde durch den Wald dem Wege zu, den die Wagen einschlagen mußten, um nach der bezeichneten Brücke zu gelangen. Kaum hatten wir ihn erreicht, so hörten wir das Klappern ihrer Räder im Sande. Der Packwagen hatte etwas auf sich warten lassen und dadurch auch die Abfahrt des unsrigen verspätet. Rasch stiegen wir ein, nachdem sie uns eingeholt, und flogen nun im schnellsten Laufe der Pferde dem Ausgang des Waldes zu.

Schweigsam wie nie saß der Prinz neben mir. Sein Gesicht hatte einen ganz ungewöhnlich sinnenden Ausdruck angenommen. Er schaute mehr in als vor und um sich. Ich glaubte, er denke an die bevorstehende Begegnung im Schlosse mit seinen Eltern und Geschwistern. Aber ich hatte mich geirrt. Denn plötzlich schüttelte er tief sinnig den Kopf, legte seine Hand aus meinen Arm und sagte:

»Kurt, das war unsere *kleine* Freundin vom bairischen Häuschen nicht mehr!«

»Nein, Bruno, sie ist groß geworden. Wir haben sie zwei und ein halbes Jahr nicht gesehen und sie zählt jetzt achtzehn Jahre, wie wir zweiundzwanzig alt geworden sind.«

»Du hast Recht. O wie schnell werden aus Kindern erwachsene Leute!«

»Hättest Du ewig ein Kind bleiben mögen, wie Du früher eins warst?«

»Um Gotteswillen nicht! Elsbeth zum Beispiel gefällt mir jetzt noch besser als früher.«

»Und es mag wohl bei ihr etwas Aehnliches in Bezug auf andere Menschen stattfinden!« dachte ich, ohne jedoch meinen seltsamen Gedanken laut werden zu lassen. »Da ist das Schloß!« rief ich plötzlich, denn bei einer Wendung des Weges und während wir aus dem Walde heraus auf die bergige freie Straße rollten, hob sich das alte Gemäuer in seinem fürstlichen Stolze noch ziemlich klar von dem blauen Himmel ab. Aber seine Fenster blinkten nicht mehr im Scheine des Abendroths; die Sonne war schon zu tief gesunken und die Nacht rauschte schnell mit ihren dunklen Fittichen heran.

»Ja, da ist das Schloß,« wiederholte der Prinz langsam und beinahe feierlich. »Also mit diesen Gedanken mußte ich es zuerst wiedersehen! O, nun erst, mein Freund, fühle ich, daß wir dem Zwange und der Lust der Schule entwachsen sind, aber auch, daß nun die ernstere Schule des Lebens beginnt. Wohlan denn, vorwärts, in die Rennbahn! Ich bin zu Allem entschlossen und für Alles gewappnet, was mir entgentreten könnte. Kurt, gieb Acht, gieb Acht, die Arbeit wird heiß werden, die vor uns liegt, ich habe eine untrügliche Ahnung! Aber was thut's, wir Beide halten ehrlich zusammen aus, einmal muß der Strauß beginnen, wenn er mit dem Siege enden soll. Nicht wahr, mein Freund?«

»Ja!« sagte ich fest und doch unwillkürlich zusammenschauernd und drückte innig die Hand meines Freundes, die dieser noch hielt, als der Wagen pfeilschnell vor die

Schloßrampe donnerte und ein ganzer Haufe aufmerk-
samer Diener aus dem Portale hervorstürzte, um den Erb-
prinzen im Hause seiner Väter willkommen zu heißen.

ZWEITES KAPITEL. DIE ERSTEN REGUNGEN INNERER SELBSTSTÄNDIGKEIT.

Die Freude des Wiedersehens nach so langer Trennung
war groß im Schlosse, nicht allein unter den Mitgliedern
der fürstlichen Familie, sondern auch unter der ganzen
Hofbeamtenwelt und der Dienerschaft. Der Erbprinz war
bei Jedermann beliebt und nur Wenige gab es, die, trotz-
dem sie sich öffentlich zu seinen Freunden bekannten,
ihn insgeheim fürchteten und aus Furcht sogar haßten,
weil er in seiner geraden Weise der bitterste Feind aller
Kriecherei und Heuchelei war, welcher diese Wenigen ih-
re ganze Stellung bei Hofe und das Ansehn verdankten,
in dem sie bei dem fürstlichen Paare standen.

Den Fürsten fanden wir nicht auffallend im Aeußern
verändert, obgleich sein Haar grau, und seine Züge etwas
schlaff geworden waren, allein er schien etwas verbittert
und vergällt, was vielleicht die Regierungssorgen bewirk-
ten, die gerade in dieser Zeit sich zu häufen begannen, da
das bisher so ruhige kleine Land in einige Bewegung ge-
rathen war und Forderungen aussprecht, die in der That
als Früchte der Zeit zum Pflücken reif waren, deren Ab-
nahme aber zu bewilligen der Landesherr noch immer
nicht die innere Neigung verspürte.

Die Fürstin dagegen fand ich, ohne es dem Prinzen zu
sagen, über die Maaßen kränklich und mißgestimmt, was

auf ihre äußere schöne Erscheinung durchaus nicht vorteilhaft einwirkte. Sie nahm sich die täglich wachsenden Sorgen ihres Gemahls außerordentlich zu Herzen und da sie im Bereiche ihrer irdischen Macht und Herrlichkeit nicht den gewünschten Trost fand, so hatte sie sich den göttlichen Tröstungen ergeben, betete viel, las fast nur Schriften, die sich hierauf bezogen, und liebte es, mit Menschen zu verkehren, die eine ähnliche Richtung verfolgten oder zu verfolgen vorgaben. Unter diesen stand die seit einem Jahre etwa verheirathete Gräfin Hohenheim obenan, die durch die Verschwendungssucht ihres Herrn Gemahls und seine anderen liebenswerthen Eigenschaften hart genug geprüft war, um ebenfalls dem Himmel ihre Noth zu klagen und so durch ihren Vorantritt gewissermaßen der Fürstin den Weg zu weisen, den sie einzuschlagen habe, um einen Hafen der Ruhe zu finden, der, alles äußere Ungemach ausschließend, die Thore des Lichts und der Liebe öffnete, die für gewisse Leute, wenn sie einem unbequemen Widerstand auf dem Wege ihrer irdischen Genüsse begegnen, weit leichter im Himmel als auf der Erde anzutreffen sind.

Auf diese Weise hatte leider diese falsche und hinterlistige Frau wieder neuen Einfluß bei der leicht lenkbaren Fürstin gewonnen, und da ihre platonische Freundschaft mit Herrn Beau ungeschwächt fort dauerte und sie in der angegebenen Richtung auch auf diesen wirkte, der wiederum das Ohr des Fürsten noch immer leicht zugänglich fand, so bildeten beide Personen mit ihrem übrigen Anhang eine ganz ansehnliche Partei, der gegenüber die

wirklich gut gesinnten Personen oft eine Niederlage erlitten, trotzdem ihre Absicht rein und ihre Ergebenheit gegen den Fürsten und die Seinigen eine unzweifelhaft ehrliche war.

Daß der Prinz gegen diese kleine aber bedeutungsvolle Camarilla nicht die Augen zudrücken, vielmehr mit fester Hand und offenem Visir ihr entgegentreten würde, war eine sehr natürliche und am ganzen Hofe bald allgemein verbreitete Ansicht, die am wenigsten den Mitgliedern jener Camarilla selbst verborgen blieb. Allein diese Partei ging sehr behutsam zu Werke und indem sie gleich im Anfang mit großer Unbefangenheit und gelegentlicher Unterthänigkeit sich geberdete, wollte sie blos Zeit gewinnen, um auch an dem starken Prinzen eine Seite zu erspähen, an der er verwundbar wäre, und diese sollte sich bald finden, schneller sogar, als Gräfin Hohenheim und ihr platonischer Verehrer es gehofft hatten.

Am meisten überraschte mich aber die Veränderung, die mit der Prinzessin Hildegard vorgegangen war. Sie war etwa sechszehn Jahre alt, als wir am Hofe eintrafen, und bezauberte schon um diese Zeit Alle, die in ihre Nähe kamen, durch ihre Schönheit, ihren anmuthigen natürlichen Geist und die Liebenswürdigkeit ihres Benehmens, wengleich nicht abzuläugnen war, daß eine gewisse, ich möchte sagen stolze Ausschließlichkeit sich bei ihr geltend machte, die man früher nicht an ihr wahrgenommen

hatte. So verkehrte sie zum Beispiel nicht gern mit Menschen, die ihr nicht durch ihre Oberhofmeisterin, die Gräfin Hohenheim, als vorzugsweise zu ihrem Umgange berechtigt vorgestellt und bezeichnet waren, und selbst in der Auffassung von anderen Dingen, die ihrer kindlichen Natur sehr wenig entsprach, folgte sie der Leitung dieser gefährlichen Frau, die sie Tag und Nacht umschwärmte, sie keinen Augenblick aus den Augen ließ und ihr so statt des gesunden Urtheils, das sie bisher blicken lassen, höfische Vorurtheile einimpfte, die, wenn sie sich einmal in Fleisch und Blut eingenistet haben, immer schwer und namentlich bei Frauen selten ganz auszurotten sind.

Behagte mir diese neue Erkenntniß nicht, und war ich in Sorge, daß das reine klare Gotteslicht, welches in dem Herzen und dem Geiste dieser schönen jungen Dame so hell leuchtete, durch die kalte Frömmerei der Gräfin Hohenheim verdunkelt oder wohl gar ausgelöscht werden könnte, so mußte ich meine Bewunderung über ihre körperlichen Vorzüge um so lauter werden lassen, denn schon damals war die Prinzeß die bei Weitem schönste Dame am ganzen fürstlichen Hofe. Die ehemals schmiegsame Hebe hatte sich zu einer empfindungsreichen Psyche veredelt, die Jedermanns Sympathie erweckte, der mir ihr in Berührung kam, ja, Denjenigen in Begeisterung versetzte, der mit empfänglichen Sinnen dem Glanze ihres seelenvollen Auges begegnete und von ihrer Rede beglückt wurde, die nur selten sich hören ließ, aber dann jedesmal wie melodischer Harfenklang ertönte.

Als ich sie am ersten Tage unsrer Ankunft im Zimmer ihrer Mutter begrüßte, trat sie auf mich zu, reichte mir lächelnd die Hand und fragte, ob ich ihre Bitte erfüllt hatte.

»Da steht er vor Ihnen, Durchlaucht,« erwiderte ich, auf ihren Bruder deutend, »er ist gesund und glücklich zu Ihnen zurückgekehrt, ohne daß das Schicksal zugegeben, daß ich ihn unter meine Fittiche nahm. Er ist selbst stark genug gewesen, sich zu beschützen und so ist mir die Erfüllung meines Versprechens sehr leicht geworden.«

In diesem Augenblick trat die Gräfin Hohenheim an sie heran und gab ihr einen Wink. Die Prinzessin verbeugte sich gegen mich und zog sich dann zu den übrigen Damen zurück. Wahrscheinlich hatte sie zu natürlich und unceremoniös mit mir gesprochen, der nach dem Urtheil jener weisen Dame nur ein sehr untergeordneter Anhang der fürstlichen Familie war.

Habe ich hier nur ganz im Allgemeinen die wenigen Personen bezeichnet, die im Verlauf meines ferneren Lebens eine größere oder kleinere Rolle spielen sollten, so will ich auch noch gleich meiner Eltern gedenken, da ich späterhin nicht mehr viel Zeit finden werde, sie und ihre einfachen Geschicke dem Leser vorzuführen.

Ich ging noch den selben Abend, nachdem wir die fürstliche Familie begrüßt hatten, in ihre Wohnung und muß gestehen, daß ich gerade nicht besonders von dem Empfang befriedigt wurde, der mir bei ihnen zu Theil ward und den ich mir diesmal nach so langer Trennung ganz anders vorgestellt.

Das Haus meiner Eltern prangte noch immer in seinem alten grünen Schmuck. Der Epheu, der wilde Wein, die Aristolochien und alle übrigen Blätter und Blumen hüllten es vor wie nach in ihren schönen Mantel ein, im Innern aber sah es nicht eben so einladend aus. Mein Vater saß auf seinem Stuhle, als ich eintrat, und nahm im Ganzen sehr wenig Notiz von mir. Ich fand ihn auffallend gealtert und hinfällig; der geistige Hauch, der früher in nüchternen Tagen seine Augen erhellt, war fast ganz verschwunden und ein kalter, fast erloschener Blick begegnete mir aus denselben, so daß ich mich fast wie ein Fremder behandelt fühlte, für den man nicht die geringste Sympathie mehr besitzt.

Erkältete mich schon dieser erste Empfang im Innersten meines Herzens, so brachte mich die Begrüßung meiner Mutter erst recht aus der Fassung. Zwar schien sie über mein Wiedersehn sehr erfreut zu sein, aber ihre alte, mir so wohlthuende Zärtlichkeit war verschwunden und an deren Stelle eine seltsame, an Kälte streifende Zurückhaltung getreten. Wenigstens befiel mich eine ähnliche Empfindung, als sie mich in die Arme schloß, aber schnell wieder losließ, als fürchte sie eine längere Berührung mit mir. Sie kam mir gar nicht mehr wie meine gute alte Mutter vor, zumal auch sie mich fast wie einen ihr entfremdeten Menschen betrachtete. Ich schien ihr in meinem hohen Wuchse, meiner kräftigen Gestalt und meinem mit einem kecken Bart bedeckten Gesicht mehr ein hoher Herr als ein Kind ihres Blutes zu sein, das einst unter ihrem Herzen geruht hatte. Auch

entsprach diesem Benehmen ihre bald darauf folgende Unterhaltung; sie fragte mich nicht nach meinen besonderen Erlebnissen, sondern nahm mein Loos als ein namenlos bevorzugtes an, während ich mich doch gesehnt hatte, in ihren Armen mein ganzes Herz auszuschütten und mit ihr zu plaudern, wie ich es früher so oft gethan und dabei so glücklich gewesen war.

Nachdem ich etwa eine halbe Stunde bei ihr geblieben, mahnte sie mich selbst, was sie sonst nie gethan, die Speisestunde auf dem Schlosse nicht außer Acht zu lassen, und so entfernte ich mich bald. Vor der Thür jedoch wagte ich noch nach ihrem Verhältniß zum Vater zu fragen, aber da schämte sie sich fast mir zu antworten und, indem sie sagte, daß man sich in sein Schicksal fügen müsse und daß Gott in seiner Weisheit Alles zum Besten lenken werde, verabschiedete sie sich von mir, ohne mich eine Strecke den Berg hinauf zu geleiten, was sie doch sonst nie unterlassen hatte.

Auf eine seltsame Weise bewegt, verfügte ich mich zu dem Prinzen und fand ihn in der neuen Wohnung vor, die sein Vater ihm während seiner Abwesenheit in einem Schloßflügel hatte einrichten lassen, den auch er selbst, so lange sein Vater noch lebte, als unverheiratheter Prinz bewohnt, und den man dem Erbprinzen stets einzuräumen pflegte, wenn er die Jahre seiner Volljährigkeit erreicht und nun einen kleinen Hofstaat erhalten hatte, mit dem er, abgesondert von dem übrigen Hofhalt, seinen

eigenen Neigungen leben konnte, ohne weder die übrigen Personen des Hofes zu stören, noch von ihnen gestört zu werden. Wir fanden diesem Zweck sehr entsprechende Räumlichkeiten vor; für den Prinzen hatte man einen Salon, mehrere weite Gemächer und einige kleinere Cabinette sehr anmuthig ausgestattet, und auch auf uns, Herrn von Transfeld und mich, für deren Beibehaltung Bruno beim Fürsten längst die geeigneten Schritte gethan, hatte man mit Sorgfalt Bedacht genommen, so daß W*** allen unsern Bedürfnissen Rechnung getragen war und uns in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig blieb.

Zu diesen angenehmen väterlichen Gaben aber gesellte sich am nächsten Tage noch eine andere, die etwas weniger den einfachen Neigungen des Prinzen entsprach, der vor allen Dingen es liebte, sich selbst zu leben und nicht durch die Zudringlichkeit fremder Personen in der Ausübung seiner Gewohnheiten behindert zu werden.

Am folgenden Morgen nämlich wurden dem Prinzen die Herren und Diener vorgestellt, die man ihm als nothwendige Erfordernisse für seinen neuen kleinen Hofstaat auserwählt hatte. Es waren das zunächst zwei junge Cavaliere, Söhne vornehmer Familien des Landes, natürlich sehr hübsch und gewandt, aber wenig unterrichtet, leichten Blutes, und höchstens geeignet, als unterhaltende Begleiter eines lebenslustigen Prinzen zu figuriren, seine Vergnügungen zu theilen und ihm die Langeweile

zu vertreiben. Der Eine sollte eine Art Hofmarschall vorstellen, der die Geschäfte und geselligen Kreise des Prinzen ordnete, der Andere sollte Kammerherrndienste verrichten und, wie man hoffte, keine Stunde von der Seite des Prinzen weichen. An der Spitze der Dienerschaft sollte sodann ein Stallmeister stehen, dem die nöthigen Kutscher und Reitknechte unterthänig waren, und diesen hatte man zwei bis drei Lakaien beigelegt, denen abwechselnd die Besorgung des persönlichen Dienstes oblag.

Der Prinz lächelte verstohlen, als er diese reiche und, ich brauche es wohl kaum noch zu erwähnen, sehr überflüssige Vermehrung seines Hausstandes vor sich stehen sah. Er war nicht der Mann, an dergleichen Gefallen zu finden. Ein einfacher Diener, ein Kutscher, ein Reitknecht genügten ihm vollkommen, da er nicht nur gewohnt war, sich in den meisten Fällen selbst zu bedienen, sondern auch nicht liebte, von vielen Augen beobachtet und von leichtfertigen Zungen bekrittelt werden, was doch bei einer so zahlreichen Umgebung, wie sie ihm jetzt aufgebürdet wurde, unausbleiblich war.

Den Stallmeister und die übrigen Diener verabschiedete er daher mit einigen freundlichen Worten, indem er verhiess, dafür Sorge zu tragen, daß sie wenigstens nicht ganz ohne Beschäftigung blieben. Als diese aber das Zimmer verlassen hatten, stellte er sich vor den beiden jungen Cavalieren auf, die ihres Lebens glücklichste Stunde

gekommen wähten, da sie nun in Amt und Würden eingetreten waren, nahm eine ernste Miene an und sagte höflich, aber mit gemessenem Tone:

»Meine Herren, ich danke Ihnen, daß Sie sich hierher bemüht und mir dadurch die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft vergönnt haben. Ich will wünschen, daß es Ihnen in Ihrem neuen Verhältniß gefallen möge und daß Sie den Genuß in demselben finden, den Sie sich vielleicht davon versprochen haben. Allein ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie in meiner Nähe nicht ganz die rauschenden Vergnügungen antreffen werden, auf die Ihre Jugend und Ihr natürlicher Trieb wahrscheinlich Anspruch erheben. Ich bin trotz meines jugendlichen Alters ein ernster und höheren Aufgaben des Lebens ergebener Mann. Ich liebe die Arbeit mehr als das Vergnügen, die Ruhe ziehe ich bei Weitem dem Wechsel vor, und da man die Arbeit mit größerem Vortheil in der Zurückgezogenheit als im lauten Verkehre betreibt, so habe ich mich frühzeitig daran gewöhnt, meine Tage und Nächte in Stille zu verbringen, wogegen Sie hoffentlich nichts einzuwenden haben werden. Für's Erste also, bevor ich auch für Sie eine entsprechende Arbeit ausfindig gemacht habe, ertheile ich Ihnen Urlaub Vdet Ferse-U- wie Sie es nennen wollen. Vergütigen Sie sich auf Ihre Hand, benutzen Sie Ihre Jeitospwke Sie es für gut hatten, und wenn ich einmal ein Bedürfniß nach Ihnen empfinde, werde ich Sie zu mir bescheiden lassen. Es versteht sich von selbst, daß Sie, wenn ich Gesellschaft habe, eine Jagd abhalte oder ein sonstiges Vergnügen unternehme, meine ersten

Gäste sind, in der Regel aber werde ich allein speisen, reiten und fahren, da ich mich außer diesem meinem langjährigen Freunde mit Herrn von Transfeld, der jetzt auf Reisen ist, zu begnügen pflege. Leben Sie wohl und benutzen Sie Ihre Jugend, wie es Ihnen gut dünkt.«

Nicht wenig verwundert, beinahe eingeschüchtert und etwas tief von ihrer Hoffnungsleiter herabgefallen, schauten die beiden feinen Herren den also redenden Prinzen an. Sie warfen sich gegenseitig einen Blick zu, als wollten sie sich fragen, ob sie auch recht gehört und ob ihre Ohren sie nicht seltsam getäuscht hätten. Als jedoch der Prinz seine Verbeugung wiederholte, blieb ihnen nichts Anderes übrig als ihren Rückzug anzutreten. Sie verbeugten sich daher auf eine Herrn Beau's Erziehung Ehre machende Weise und verschwanden spurlos, wie sie wider Erwarten gekommen waren.

»Das fehlte mir noch,« rief der Prinz herzlich lachend aus, nachdem sie das Zimmer verlassen, »mich mit diesem lustigen Junkerthum zu umgeben! Ich bin keine Eiche, auf deren Zweigen Parasiten Wurzel fassen dürfen, ich brauche meine Kraft und meinen Saft für mich allein und denke, wenn nicht in den Himmel, doch gewiß in die freie Luft zu wachsen, die diese Herren mir entziehen wollen. Basta! Das war der erste Sturm, Kurt, den wir kühn genug abgeschlagen, es werden ihrer bald noch mehrere kommen und wir müssen auf unsrer Huth sein, daß sie uns nicht unvorbereitet finden. – Aber sieh, da ist ein Brief von Transfeld. Er sei kränklich, schreibt er, und wolle noch etwas länger bei den Seinigen bleiben.

Das thut mir leid, aber es läßt sich nicht ändern. »Nun müssen wir uns schon Beide allein mit einander begnügen, aber ich denke, das wird uns nicht schwer fallen, ich habe Arbeit und Freude für uns Beide in Fülle.« –

Herr von Transfeld blieb in der That länger von W*** entfernt als wir erwartet hatten. Er brauchte etwas lange Zeit, um seine Gesundheit herzustellen, und als er endlich kam, waren wir schon wieder in eine neue Periode unsers Lebens getreten, an welcher Theil zu nehmen er sich dann augenblicklich bereit finden ließ. Doch davon später.

Die Anrede aber, die der Prinz an seine beiden neuen Cavaliere gerichtet hatte, erregte, sobald sie bekannt wurde, und dies geschah wie auf den Flügeln des Windes, ein ungeheures Aufsehen am Hofe, in der Residenz und bald darauf im ganzen Lande. Den Einen war der Prinz ein Räthsel, den Anderen erschien er ein gefährlicher Neuerer, Vielen erregte er das größte Mißfallen und nur Wenige begriffen seine Handlungsweise. Die Hofleute der alten Schule schüttelten vor Allen die Köpfe, bestürmten laut und insgeheim den Fürsten, dergleichen nun und nimmermehr zu dulden, und tadelten ihn bitter, als er keinen Einspruch gegen die seltsamen Liebhabereien seines Erbprinzen laut werden ließ. Der Fürst selbst, der wahrscheinlich seine Minister und in der Stille auch Herrn Beau zu Rathe zog, zeigte ein mürrisches Gesicht, wurde sichtbar befangen, konnte und mochte aber doch

keinen Gewaltspruch thun, da ja gegen die Neigungen eines charakterfesten jungen Mannes, wenn er die Schranken der Gesetze und des Anstandes inne hielt, nichts Wesentliches vorzubringen war. Daß der Prinz aber kein gewöhnlicher Mensch und Prinz sei, daß er nicht rohrartig im Winde schwanke, und daß es daher nicht leicht sein werde, Einfluß bei ihm zu gewinnen, sah Jedermann sehr bald ein, und alle Tage stieg Erwartung höher, was denn nun sich aus dem neuen Gebahren entwickeln und welche Folgen diese erste Selbstständigkeitserklärung nach sich ziehen werde.

Ein Theil der Bewohnerschaft der Residenz und des Landes aber frohlockte laut, und das waren die Einsichtsvollen, Denkenden, Strebenden, die wirklich an Herz und Geist Gebildeten. Sie sahen in dem jungen, erst zweiundzwanzig Jahre alten Prinzen einen einst gewaltigen, gerechten und einsichtsvollen Herrscher, sie jauchzten ihm öffentlich und im Stillen zu und ließen Hoffnungen laut werden, die wiederum das Mißfallen der entgegengesetzten Partei vermehrten. So war der Prinz durch eine einzige Aeüßerung in den Mund der Leute gekommen; Hoffnungen und Befürchtungen kreuzten sich, wie das gewöhnlich der Fall ist und je nachdem die urtheilenden Menschen dieser oder jener Partei angehören; überall aber, wo er jetzt ging und ritt, stand man still, zog ehrerbietig, furchtsam oder ironisch den Hut, bewies ihm jedoch im Ganzen eine Achtung und Aufmerksamkeit, wie sie so noch nie Jemanden vom Hofe, selbst dem alten Fürsten kaum in dem Grade, zu Theil geworden war.

Diese Aufmerksamkeit und Achtung, natürlich auch die entgegengesetzten Gesinnungsäußerungen, sollten aber sehr bald noch bei Weitem vergrößert und vermehrt werden, denn der Prinz war keineswegs in sein väterliches Schloß zurückgekehrt, um im Schatten des fürstlichen Daches, und auf den Polstern seiner reichen Gemächer zu ruhen; er fing in der That an zu arbeiten, jedoch auf eine Art, wie sie bis dahin kein Mensch in W*** erlebt, noch viel weniger von dem eben erst von der Universität zurückgekehrten jungen Manne erwartet hatte.

Nachdem die ersten Wochen unsers neuen Aufenthaltes im Schlosse zu W*** leidlich ruhig verflossen waren, der Prinz aber während dieser Zeit seine ganze geistige Regsamkeit auf die Betrachtung der inneren Verhältnisse des Fürstenthums verwandt hatte und deshalb mit einigen durch die öffentliche Stimme sehr vortheilhaft bezeichneten Personen in Berührung getreten war, stattete er bei diesen und andern rasch hinter einander mehrere Besuche in der Stadt ab. Zuerst kamen die Minister an die Reihe, dann einige Rätthe des Ministeriums und zuletzt verschiedene durch ihren Rang und ihre Stellung ausgezeichnete Männer.

Diese Besuche boten dem allgemeinen Urtheil keinen besonderen Anlaß zu Bemerkungen dar, im Gegentheil, man war damit einverstanden, fand es sehr natürlich, daß der Erbprinz sich um Dinge und Personen bekümmere, die für das ganze Land von so großer Bedeutung waren, und sprach unverholen seinen Beifall darüber aus. Namentlich fühlten sich die persönlich Beglückten sehr

geschmeichelt und nahmen in dem stolzen Bewußtsein ihrer durch den Prinzen nun anerkannten wichtigen Stellung keine geringe selbstgefällige Miene an.

Als nun aber die Besuche des Prinzen hiermit nicht endeten, vielmehr eifrigst fortgesetzt wurden und sich sogar auf Kreise erstreckten, denen eine solche Ehre noch nie zu Theil geworden war, verbreitete sich eine schwüle Stille unter den zuerst Ausgezeichneten, und alle hoben verwundert die Köpfe in die Höhe, voller Erwartung, was sich Seltsames aus diesem ungewöhnlichen Gebahren entwickeln werde.

So suchte denn nun rasch nach einander der Prinz diejenigen Leute aus, die irgend nur durch Geist, Wissenschaft, Kunst, reges industrielles Streben oder sonstige hervorstechende Eigenschaften Jedermann bekannt waren, und selbst die bedeutendsten Lehrer an den Schulen, die Geistlichen mit wenigen Ausnahmen, verschiedene Fabrikherren, mit einem Worte, alle Männer der Stadt, welche auf die allgemeine Bildung irgend einen Einfluß übten, kamen nach und nach an die Reihe. Mit Allen sprach der Prinz auf das Leutseligste, erkundigte sich nach ihren augenblicklichen Arbeiten und Unternehmungen, ließ sich bei Vielen speciell auf ihre Interessen ein und legte dabei einen solchen Eifer an seiner eigenen Fortbildung an den Tag, daß man sich eingestand, ein solcher Prinz sei noch nicht in W*** geboren worden, der jetzige Erbprinz sei ein Phänomen ganz absonderlicher Bedeutung und der Staat könne sich Glück wünschen,

einen solchen neuen Stern an seinem Horizonte aufblitzen zu sehen.

Aber hiermit waren die Absichten des Prinzen bei Weitem noch nicht erreicht, er hatte sich ein noch größeres Ziel gesteckt und ohne Aufenthalt setzte er sich in Bewegung, auch dies so rasch wie möglich zu erreichen.

Bald darauf, nachdem die erwähnten Besuche stattgefunden, erfolgten an einen großen Theil der so hoch Geehrten Einladungen, beim Prinzen im Schlosse selbst zu erscheinen und mit ihm die begonnenen Unterhaltungen in größerer Ungestörtheit fortzusetzen. Es wurden wöchentlich mehrere Diners und Soupers gegeben, an denen immer eine kleine Anzahl dieser neuen Auserwählten Theil nahm. Heute kamen die einer Kunst oder Wissenschaft Beflissenen, morgen die Gewerbtreibenden, dann die Geistlichen und Lehrer und zwischen durch auch einige Rathgeber der Krone an die Reihe.

Anfangs traten die Eingeladenen mit scheuer Zurückhaltung, lauter oder leiser dargethaner Verwunderung, allmählig aber mit freierer Umsicht und selbstständigerer Haltung bei dem Prinzen ein. Erstaunt, zu einem ganz neuen Kreise und zur Entfaltung ihres Leistungsvermögens berufen zu sein, fanden sie, daß sie ungestraft ihre Meinungen äußern, ihre Hoffnungen und Wünsche laut werden lassen durften. Immer befriedigter und mit vor Glück strahlenden Mienen, verließen diese bisher in unscheinbarer Zurückgezogenheit gebliebenen Männer die Gemächer des Erbprinzen, immer lauter sprach sich ihre Verehrung für ihn und immer weiter breiteren sich die bei

Tafel gesprochenen Worte und die verhandelten Gegenstände aus. Denn das mußte man geradezu eingestehn, eine solche Freiheit des Wortes, wie sie bei dem Prinzen von allen Seiten gehört wurde, war hier noch niemals gestattet, viel weniger beabsichtigt und gefordert worden, und die neuen jungen Cavaliere des Prinzen, die sehr häufig die stillschweigenden Zuhörer dieser Tafelunterhaltungen abgaben, zerbrachen sich die Köpfe, was denn das Alles zu bedeuten habe, wohin es führen könne und wie man sich selbst in solcher nie erlebten Verlegenheit verhalten solle.

Eine geraume Zeit verstrich, während man bei Hofe alle diese Neuerungen mit verwundertem Stillschweigen betrachtete; man glaubte, die neue prinzliche Laune werde rasch vorüber gehen, er werde sich bald wieder zu den gewöhnlichen Hofkreisen zurückwenden und namentlich dem verdutzten Adel sein hergebrachtes Recht, bei Hofe zu erscheinen, sich cavaliermäßig zu verbeugen und die von Oben her an ihn gerichteten Fragen mit Ja oder Nein zu beantworten, wieder zuerkennen, allein, als dies noch immer nicht geschah, ja sogar bestimmte Empfangstage für bestimmte Persönlichkeiten festgesetzt wurden, die, wie man spottete, erst beim Schneider ihre Zuflucht nehmen mußten, um der Hofetikette genügen zu können, da ging die schweigende Verwunderung in gränzenloses Erstaunen über, mit dem nicht selten ein bedenkliches

Kopfschütteln verbunden war. Entrüstet aber wurden sogar einige nur der Etikette lebende Personem als sie vernahmen, die weißen Cravatten, die blendenden Glacéhandschuhe und die lackirten Stiefel schwebten in Gefahr, beim Prinzen ganz aus der Mode zu kommen, ja er habe sich sogar so tief herabgelassen, diesen oder jenen Industriellen, diesen oder jenen armen Lehrer, wie er ging und stand, von der Straße mit zu sich herein in's Schloß zu nehmen, ihm einen seidenen Sessel anzubieten und sich ganz ohne Zwang eine Stunde lang mit ihm zu unterhalten.

Aber das war noch nicht Alles, es sollte noch Unerhörteres geschehen. Es dauerte nicht lange, so wurden einige von den Tafelgesprächen bekannt, die zwischen dem Prinzen und seinen Gästen stattgefunden hatten. Und welchen Gegenstand berührten diese Gespräche? Es war haarsträubend, geradezu: man hatte über *Politik* gesprochen. Die Verhältnisse Deutschlands und seiner größeren und kleineren Staaten waren einer Beleuchtung unterzogen, man hatte Vieles bekrittelt, Weniges gelobt, Manches sogar bitter getadelt. Billige Wünsche waren dabei aufgetaucht, langhingelegene Hoffnungen aus ihrem Schlummer erwacht und endlich Maaßregeln erörtert, die man ergreifen müsse, um zu einem allgemein begehrten und unmöglich länger vorzuenthaltenden Ziele zu gelangen. Es wäre sogar, flüsterte man leise in gewissen Hofzirkeln, ganz offen von einer geistigen Rüstung die Rede gewesen, die man beginnen müsse, um der Hyder, der Zwietracht entgegen zu treten und gleichsam

sich auf einen Feldzug vorzubereiten, dessen Ausgang endlich doch nur der Sieg über alle Dunkelmänner und den Fortschritt hemmende Kopfhänger sein könne und müsse. Und als nun endlich zu diesem Allen die ganz bestimmte Kunde kam, daß in einem Sprechsaale des Prinzen, jedem seiner Freunde zugänglich, Tische mit verbotenen Journalen und freisinnigen Zeitungen bedeckt ständen, daß man zu jeder Tageszeit einige Leser daran finden könne und daß eine wahre Gier danach unter den bevorzugten Personen sich kund gebe, da lief das Wasser im Topfe der Besorgniß der Hofleute über, man steckte geheimnißvoll die Köpfe zusammen, und wo man ein Häuflein von Gegnern oder unberücksichtigten Personen des Hofes sah, konnte man starre Mienen, beklommene Gesichter und weit aufgerissene Augen wahrnehmen.

Unter Anderen litt Herr Beau um diese Zeit ganz außerordentlich an einer seltsamen Unruhe. Man konnte ihn oft mit flammenden Wangen von einem Orte zum andern laufen sehen, und stets kam er noch erhitzter von der Zusammenkunft zurück, die er mit Diesem oder Jenem von der vernachlässigten Partei gepflogen hatte.

Auch die Gräfin Hohenheim ward um diese Zeit sehr heftig von Blutwallungen gepeinigt, offenbar aber war eine Affection der Galle damit verbunden, denn ihre Worte schmeckten bitter und ihre Laune stieg bisweilen bis zur Unerträglichkeit, was namentlich ihren Gemahl immer weiter von ihr verscheuchte, den dagegen abgehärteten Herrn Beau aber um so näher in platonische Verbindung brachte.

Auch die Räte des Fürsten trippelten ängstlich hin und her; es lag ihnen bleischwer in den Gliedern, als wolle sich eine gefährliche Krankheit in ihnen entwickeln; ihr Appetit ließ nach und namentlich die Arbeit verursachte ihnen eine erstaunliche Mühe, so daß sie fast ihre ganze Kraft opferten, um nur den Anforderungen der schweren Zeitkrise ein Genüge zu leisten.

So konnte es denn nicht fehlen, daß auch der ruhige und immer gern gleichmäßig lebende und genießende Fürst endlich von dem Alpdruck zu leiden anfing, der sich immer schwerer und schwerer auf die kleine Welt legte, deren olympischer Herrscher er war. Stets aber männlich und vertrauensvoll, kämpfte er auch jetzt noch standhaft gegen die Einflüsterungen der Hofleute, was man ihm häufig als Furcht vor dem Sohne auslegte, der ihm nun wirklich über den Kopf zu wachsen beginne und dessen ernstlichen Widerstand er besorge, wenn er ein väterliches Wort mit ihm sprechen wolle. Ueberlegungen mit Diesem und Jenem, Erwägungen hin und her, führten zu keinem Resultat, vergebens faßte man Beschlüsse auf Beschlüsse – der Fürst war nicht dazu zu bewegen, einen einzigen derselben auszuführen und so sprach er endlich seinen Willen aus, daß er noch abwarten wolle, was weiter geschähe, da er bisher wohl Neues, Ungewohntes genug, ja auch wohl etwas Besorgniß Erregendes, durchaus aber nichts Gefährliches in dem Leben und Wirken des *studirten* Erbprinzen bemerken könne.

Die Neuerungen desselben sollten aber bald noch weiter gehen und einige Herren aus den ersten Hofkreisen

um so empfindlicher treffen, als sich dieselben in ihrer bisherigen durch Privilegien verschanzten Stellung für unantastbar gehalten hatten. Es wurde nämlich durch das mit Blitzesschnelle sich verbreitende Gerücht bekannt, daß Jedermann an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden Zutritt zum Prinzen erhalten könne, um ihm sein Herzeleid zu klagen, oder seine neuen Erfindungen oder was es sonst sei, mitzutheilen; und daß bereits viele Menschen hiervon Gebrauch gemacht, der Prinz ihnen ihre Sorgen erleichtert oder sonst genützt und geholfen habe, lief als eine Thatsache von Mund zu Mund.

Einige Herren vom Hofe, denen diese allgemeine Popularitätsbestrebung, wie sie des Prinzen Verfahren nannten, nicht gefiel, erlaubten sich Glossen darüber zu machen, die natürlich dem Prinzen wieder zu Ohren kamen. Diese Herren wurden nun, wie man erzählt, sehr bald in einer Gesellschaft beim Prinzen von diesem selbst kritisch beleuchtet; ihr ganzes Leben, wie es dem Sohne des Fürsten von Anfang an so genau bekannt war, wurde von ihm in seiner hohlen Bedeutungslosigkeit, ihr aristokratisches Gebahren in seiner charakterlosen Geistesarmuth und ihr stolzes Sichüberheben über andere tüchtige und edle Männer auf das Schonungsloseste gegeißelt. Es war eine sehr natürliche Folge, daß die also Mitgenommenen in eine gränzenlose Aufregung und Erbitterung geriethen. Als ob sie moralischen und physischen Schiffbruch erlitten, flüchteten sie in hellen Haufen vor das Angesicht ihres bisherigen Beschützers und klagten

ihm mit zerknirschten Mienen ihre nie erlebte Noth und Demüthigung.

Der Fürst nahm eine bedenkliche Miene an, ließ sie alle nach einander aussprechen und gab sich das Ansehen, als nehme er sich ihr Drangsal sehr zu Herzen. »Ihr armen Leute,« sagte er dann, »thut mir recht leid, aber wie soll ich Euch helfen! Ich habe nur *einen* Rath, und den will ich gern ertheilen.«

Die Herren spitzten die Ohren und saugten schon in Gedanken den Honig dieses Rathes mit vollem Behagen ein.

»Ja,« fuhr der Fürst fort, »wenn der Prinz ein Vergnügen daran findet, Eure Thorheiten und Schwächen zu geißeln, zu bespötteln, mit Geist und Geschmack einer Kritik zu unterwerfen, so thut doch dasselbe mit den Leuten, die mit ihm in *ein* Horn blasen. Zeigt, daß Ihr Witz, Humor, gute Laune habt und kanzelt sie herunter, daß sie Respect vor Euch bekommen, den sie bis jetzt nicht zu haben scheinen. Natürlich müßt Ihr auf Widerstand gefaßt sein, und so wird sich ein Geisteskampf entwickeln, in dem schließlich die Klügsten und Stärksten siegen werden. Seht, seid Ihr nun so klug und stark, wie Ihr Euch bisher gehalten und gepriesen, so wird Euch gewiß der Sieg zufallen und die Partei des Prinzen wird nie mehr über Euch lachen und spötteln.«

Die vornehmen Herren schienen von diesem fürstlichen Rathe nicht gerade sehr erbaut zu sein; sie schlichen nach Hause, speisten bei dem Hoftraiteur auf lukullische Weise und ersäuften ihren Groll in einem ganz köstlichen

Sect, der glücklicher Weise in einer ganz neuen Sendung so eben von Rheims angekommen war.

Wenn nun aber auch der Fürst diesen Herren gegenüber, deren Standpunkt ihm wohl so ziemlich klar sein mochte, die Partei seines Sohnes genommen zu haben schien, so war er doch nicht wenig erzürnt, als er vernahm, daß in einer der letzten Gesellschaften des Prinzen von diesem selbst mehrere öffentliche Einrichtungen einer sehr eingehenden und herben Kritik unterworfen worden seien. Er habe nicht allein den Unterricht in manchen Schulen getadelt, sagte man ihm, nicht nur das orthodoxe Gebahren einiger Geistlichen auf der Kanzel und im wissenschaftlichen Leben gemißbilligt, sondern sogar die Meinung ausgesprochen, daß es so nicht länger fortgehen könne, wolle man nicht einen allgemeinen Aufstand aller geistigen Potenzen hervorrufen. Vor allen Dingen müsse der Lehrerstand durch größere Gehalte gehoben, der Uebermuth der hierarchischen Geistlichkeit in seine Schranken gewiesen und das faule Nichtsthun des Adels zur Arbeit gezwungen werden; desgleichen müsse man eine gleichmäßige Besteuerung der verschiedenen Klassen einführen, einem Jeden Gerechtigkeit zu Theil werden lassen und der allgemeinen Verarmung durch weise Gesetze und kluge Vorkehrungen entgegenarbeiten.

Was von diesen Gerüchten wahr sein mochte, lasse ich dahingestellt. Daß der Prinz Andeutungen über alle diese Punkte gemacht, konnte nicht geläugnet werden, daß er aber damit die Meinung verband, er selbst wolle sich zum

Eisbrecher hergeben, an dem alle ihm Widerstrebenden zerschellen sollten, und er wolle mit scharfer Lanze gegen die verrotteten Vorurtheile der alten Partei losgehen, war sicherlich ein Mißverständniß, wenn nicht ein absichtlich böswilliges Verkennen seiner philanthropischen Neigungen und Wünsche.

Genug, der Fürst nahm diese Mittheilungen sehr übel auf, ging einige Tage mit sich selbst zu Rathe und beschloß dann auf eine sehr milde Weise gegen den Sohn einzuschreiten, indem er ihn eines Tages zu sich kommen ließ und ihm die Frage vorlegte, was er denn mit diesen seinen Aeüßerungen bezwecke und ob er glaube, damit die Interessen wahrzunehmen, die er als Prinz und einstiger Nachfolger in der Regierung, schon seiner selbst wegen, im Auge behalten müsse.

»Mein Vater,« erwiderte der Prinz in seiner stets so offenen und ehrlichen Weise, »ich nehme mit meinen Worten und meiner Handlungsweise alle Interessen wahr, die mich selbst so wie das Wohl und Glück der Menschen betreffen. Mehr kann ich Dir nicht sagen, um nicht die Ansichten zu wiederholen, die ich Dir schon so oft dargelegt habe. Wenn auch ich nicht mehr sprechen darf, was ich denke, nicht mehr hoffen darf, was ich wünsche, dann wäre es besser, ich wäre Deines ärmsten Tagelöhners Sohn anstatt Dein einstiger Erbe geworden.«

»Gut, aber Deine Gedanken laufen sehr oft den Gedanken Anderer zuwider und Deine Wünsche sind oft nur Illusionen, denen nachzuhängen nicht die Arbeit eines Denkers, sondern das Phantasiespiel eines Träumers ist.«

»O mein Vater, gönne mir dann wenigstens diese Illusionen, denn sie erheben mein Herz und klären meinen Geist; *der* Mensch aber muß noch geboren werden, der nur solche Gedanken hegt und ausspricht, die allen Uebrigen wohlgefällig sind.«

Nach dieser Unterredung, die ich nur im Allgemeinen anführe, um nicht zu weitläufig zu werden, fühlte der Fürst sich einigermaßen beruhigt, denn er fand die Ansichten des Prinzen durchaus nicht so *unklug* und übertrieben, wie man sie ihm darzustellen versucht hatte. Nichtsdestoweniger war es ihm peinlich, daß ein so junger Mann, wie der Prinz, schon so bald nach der Rückkehr in das väterliche Haus ein solches Aufsehen erregte und Umwälzungen der Meinungen hervorrief, die früher so sanft im glatten Bette des Lebensstromes geflossen waren, jetzt aber über ihre Ufer stiegen und das ganze Land zu überschwemmen drohten. Er versuchte es daher wiederholt, dem Prinzen mit sanften Vorstellungen zu nahen und ihn von seinem Beginnen abzulenken, aber je sanfter der Vater sprach, um so überzeugender wirkte auf ihn der Sohn mit seiner schlagenden Beredtsamkeit, so daß Ersterer sogar von Vielem überzeugt ward, was vorgebracht wurde, und allmälige Abhülfe versprach, wo sie thunlich wäre.

Er versammelte daher seine Rathgeber und trug ihnen ganz einfach seine Ansicht der Dinge vor, und ehe man es sich versah, war die Hoffnung der Lehrer auf eine Verbesserung ihrer Stellung durchgedrungen und man traf Vorkehrungen, trotz dem Widerspruche des Cultusministers,

dem Unterricht an den Schulen selbst eine den jetzigen Zeitverhältnissen entsprechendere Gestalt zu geben.

Kaum aber war dem Prinzen dieser erste Erfolg seiner Bestrebungen bekannt geworden, so schritt er in denselben weiter vor und trug bei seinem Vater auf eine Revision der Gerechtigkeitspflege an.

Hatte nun aber bei dem ersten Angriff der Minister des Cultus eine Niederlage erlitten, so drohte jetzt dem der Justiz ein ähnliches Mißgeschick; bald auch legte der Finanzminister seine Rüstung an und so schrie endlich das ganze Ministerium gegen den Angreifer aus, trat in einer gewichtigen Sitzung zusammen und legte nach langer Berathung sein Amt in die Hände des erstaunten Staatsoberhauptes nieder.

Ein ähnliches Ereigniß hatte sich in dem kleinen Staate noch niemals zugetragen. Alles was in der Regierung Sitz und Stimme besaß, nebst deren Anhängern und Günstlingen im Lande, nahm Partei gegen den Prinzen, Alles aber, was gewinnen und die in der That nothwendig gewordenen Verbesserungen erleben wollte, trat für ihn in die Schranken. Eine nie dagewesene Aufregung kreiste durch das ganze Land und der Prinz fing an, seinem Vater ernstliche Sorge zu bereiten. Dieser bat ihn daher eines Tages ernstlich um Einstellung seiner Agitationen und ließ dabei die Bemerkung fallen: anstatt, wie er gehofft habe, vom zurückgekehrten Sohne Freude zu erleben, mache ihm dieser das Leben sauer und erschwere ihm die ohnehin nicht sonderlich angenehmen Regierungsgeschäfte.

»Wenn das ist,« erwiderte der Prinz, »so werde ich mich bescheiden und schweigen. Es war nicht meine Absicht, Dir zu nahe zu treten, mein Vater, ich habe blos der Gerechtigkeit und Billigkeit zu Liebe meine Flügel flattern lassen. Da Du dies nicht willst, so kehre ich zu meinen einsamen Studien und meinen mir einst so lieb gewordenen Vergnügungen zurück. Du wirst Dich in dieser Beziehung nicht mehr über mich zu beklagen haben. Mein Wort darauf, ich werde auf keine Weise Deiner Regierungsart und den Intentionen Deiner Rätthe in den Weg treten.«

Durch diese Worte beruhigt, verließ der Fürst den Prinzen und begab sich nun zu seinen Ministern, denen er mit aufgeklärtem Gesicht den Entschluß des Letzteren mittheilte. Wie man sich vorstellen kann, nahmen diese Herren die Worte ihres Gebieters mit Befriedigung auf, und ließen es sich gefallen, im Amte zu bleiben und die Mühen der Tage und Nächte noch länger zu ertragen, die, wie man weiß, die Minister eines kleinen deutschen Reiches frühzeitig wund und mürbe machen.

Zu mir aber sagte der Prinz am Abend dieses Tages, als der Entschluß des Ministeriums, in seinen bisherigen Funtionen zu bleiben, bekannt wurde:

»So bin ich denn wider meinen Willen in meiner Stellung zur Faulheit verdammt; ich kann das Schiff nicht steuern, auf dessen einstige Leitung die Natur oder vielleicht auch der Zufall mich angewiesen hat. Man will hier nichts lernen, sich nichts Neues aneignen; der alte Schlendrian, so matt und schwächlich er sich um seine

ausgeschliffene Axe dreht, soll beibehalten werden. Diese Menschen hier fürchten sich vor jedem frischen Windzuge, weil es leicht kommen könnte, daß er ihnen ihre kleinen Lichter ausbläst. Das ist der alte deutsche Jammer, der vor allem Unkraut keine frische Blüthe aufkeimen läßt. Sie fürchten sich vor Verbesserungen, weil sie selbst nicht der Besserung fähig sind, und möchten keine neue Ansicht der Dinge aufkommen lassen, damit sie selbst nicht die Pantoffeln und den Schlafrock abzulegen brauchen, in denen sie bisher *con amore* ihr bischen Arbeit verrichtet haben. Ja noch mehr, sie lähmen und hemmen jeden thatkräftigen Aufschwung, weil sie besorgen, eines Tages durch die neue Maschinerie in die Luft geschnellert und, die Beine nach oben, den Kopf nach unten gekehrt, in einer standeswidrigen Lage vom zuschauenden Publicum ausgelacht zu werden. O Jammer, o Elend! Und das nennen sie Fortschritt, Sichfügen in den Zeitgeist, damit wollen sie Deutschland groß, frei und mächtig machen! Daß sich Gott erbarme! O, es muß ganz anders kommen, ehe diese Zöpfe fallen! Ein Sturmwind muß ihnen die Perücken vom Kopfe fegen, wenn sie zur Einsicht der Dinge, wie sie wirklich sind, gelangen sollen!

Aber was soll ich hier, wenn ich nicht arbeiten, das heißt denken und streben darf? Warum hat man mich auf die Universität geschickt, mir intelligente Lehrer gegeben, mir das bischen Lebenslicht mit frischem Oele gespeist und mich nicht lieber in Dummheit und, Kurzweil erzogen? Wir sind nun beinahe ein halbes Jahr hier, Kurt, und was haben wir in dieser Zeit geleistet?«

»Ich dünkte, genug!« erwiderte ich ehrlich; »Du hast hier Alles auf den Kopf gestellt, alle Welt außer Athem gebracht und eine ganz hübsche Revolution zum Besseren in Gang gesetzt. Genügt Dir das noch nicht?«

»Nein, bei Weitem nicht. Aber leider, andere Köpfe kann ich ihnen nicht aufsetzen und einen lebendigeren Athem einhauchen auch nicht. So wollen wir es denn halt beim Alten lassen, wie die guten Oesterreicher sagen, aber zum Teufel! ich ertrage das nicht, ich liebe einmal die Vorwärtsbewegung, den Fortschritt zum höheren Ziele, ich bedarf der geistigen Anregung, der Lebensfrische, des sichtbaren Gedeihens, und hier ist es mit allen Dingen so weit rückwärts gegangen, daß das Neue nicht nur gut, sondern sogar nothwendig ist.«

»Das mag Alles ganz gut und wahr sein, aber Du hast noch kein Recht, jetzt schon als Reformator aufzutreten. Gedulde Dich, bis Deine Zeit kommt.«

»Ach, mein Freund, bis meine Zeit kommt! Wie lange soll ich noch warten? *Wann* kommt sie? Bin ich, wenn sie endlich da ist, noch zum Reformiren geneigt, noch fähig? Und was habe ich denn hier reformirt? Ich habe blos Rathschläge ertheilt, die man nicht beachtet hat, ich habe nur dadurch Anregung zum Guten gegeben, daß ich die Besseren an mich, zog, aber die alten steifen Steckpferde haben den kühnen Reiter nicht in den Sattel gelassen. Ich habe nur an den Aufgang einer neuen Sonne erinnert, und sie haben schon gezittert, als ob mit dem Scheiden der alten der Untergang der Welt verbunden wäre. Kann ein denkender Mensch weniger thun, als ich

gethan? Hab' ich nicht nur geredet und sind sie nicht Alle vor Entsetzen schon aus der Haut gefahren?«

»Das Reden, Bruno, ist immer der Anfang der That, und nur vor dieser haben sie das Hasenpanier ergriffen.«

»Ei, wenn es so mit Ihnen steht, dann will ich lieber kein Fürst in diesem Lande sein! Ich müßte ja immer fürchten, sie würden mich auch bei der *That* im Stiche lassen und mir die Arbeit allein aufbürden. Da will ich lieber nach Böhmen gehen, als Privatmann leben, meinen Acker bestellen und meine paar Arbeiter glücklich machen, dann habe ich doch Freude und obenein Dank davon, statt hier mich zu ärgern und mit der Lust zum Leben zugleich auch meine Zeit zu verlieren!«

Er sprach diese letzten Worte mit einem feierlichen Nachdruck, den ich anfangs für einen Ausbruch seiner üblen Laune hielt, und doch war es bei Weitem keine Laune mehr, was ihn in Aufregung versetzte. Es fehlte nur noch ein neuer Anstoß von Außen, um seine ganze Thatkraft in die angedeutete Richtung zu treiben, und auch dieser sollte nicht lange auf sich warten lassen, um alle hochfahrenden Pläne über den Hausen zu werfen, die sein stolzer Vater auf ihn gebaut, und den herrlichen, starken, willenskräftigen Fürstensohn in eine Bahn zu lenken, die zu betreten er früher gewiß selbst nicht die Absicht gehegt.

DRITTES KAPITEL. DIE PFORTE EINES NEUEN REICHES THUT SICH AUF.

Unter den geschilderten Verhältnissen war es sehr erklärlich, daß der Prinz allmählig mehr und mehr Abneigung empfand, eine Rolle auf dem Schauplatz zu übernehmen, den ihm das Schicksal so wohlwollend zur Entwicklung seiner Fähigkeiten angewiesen hatte. Die glänzenden und rauschenden Vergnügungen des Hofes ließen ihn kalt, die verkünstelten Menschen, die sich auf der, so oft angestaunten und beneideten Höhe des Lebens vor seinen Augen tummelten, gegenseitig auf und ab trieben, verjagten und verdrängten, genügten ihm nicht, – was Wunder also, daß er sich völlig den natürlichen Genüssen und Anreizen hingeb, die ihm von anderer Seite her die Gunst der Vorsehung ebenfalls verschwenderisch genug in den Weg geworfen hatte.

Kehren wir also fröhlichen Sinnes in die stille Waldeinsamkeit unsers bairischen Häuschens zurück. Hier glänzte immer eine wohlthuende Sonne, hier blies der frische Wind Tag und Nacht mit unbeschränkter Freiheit, hier luden die wonnigen Schauer des Naturlebens zur Betrachtung des ungekünstelten Weltgeistes ein und in den Schatten uralter Bäume lagerte Ruhe, Frieden und in ihrem Gefolge ein leicht erreichbares Glück.

Wir hatten, selbst in den Tagen der höchsten Aufregung bei Hofe, wiederholt Ausflüge nach dem Waldhause unternommen und waren stets, wie sich von selbst versteht, daselbst mit Freuden bewillkommnet worden. Es

dauerte nicht lange, so fühlten wir uns wieder so heimisch draußen, wie in unsern glücklichsten Jugendtagen; daß wir Jahre lang fortgewesen, hatten sowohl die Bewohner des Forsthauses wie auch wir vergessen, und die Zeit der geistigen und leiblichen Entwicklung schien spurlos an uns Allen vorübergegangen zu sein, so daß wir uns bald wieder an und in einander gewöhnten wie ehemals. Und doch, wenn ich es recht betrachte, waren die Spuren dieser Entwicklung sehr deutlich wahrzunehmen. Denn im stillen, von der ganzen Welt abgeschiedenen Hause waltete nicht mehr der alte Förster als unumschränkter Gebieter, nein, an seine Seite war eine Jungfrau getreten, mit der wir schon als Kinder gespielt, die wir immer noch als unsre Gefährtin zu betrachten fortfahren – und doch war diese Jungfrau zu einem Kleinod herangereift, welches das ganze öde Waldhaus zu einem Tempel der Freude und des reinsten Glücks umgestaltete. Gab es denn wohl je klarere, gütigere Augen, als die uns aus diesem Gesicht stets so freudig anblickten, wenn wir kamen? Konnte eine menschliche Wange rosiger strahlen, ein Antlitz holdere und lieblichere Züge aufweisen? Und diese kräftige, weiche, volle Gestalt mit den raschen, immer anmuthigen Bewegungen, diesen kleinen Händen mit den verständlichen Geberden und den geschickten Fingern, konnte man eine schönere, vollendetere meilenweit im ganzen Umkreise finden?

Und merkwürdig war es zu schauen: immer und überall, wo der Prinz weilte, ob unter Männern oder Frauen, unter Rittern oder Dienern, bei Hofe, in der Stadt,

zu Pferde, im Wagen, zu Fuße, überall war er der geborene Fürst, dem die Hoheit seines Ursprungs sonnenklar auf die feste Stirn geschrieben stand – hier aber, hier allein war er kein Prinz, kein Vornehmer, kein Gewaltiger, Fordernder, Gebietender, hier war er Mensch im reinsten Sinne des Worts, hier bat und wünschte er nur, hier ordnete er sich stets unter, hier war es, als ob eine höhere Macht seine Zunge und Stimme zügelte, seine Wünsche in sanftere Gewandung kleidete, als ob die übrige Welt, die hinter, unter ihm lag, aus seiner Erinnerung geschwunden und er nur dazu vorhanden wäre, die Gaben des Lebens mit Bewußtsein und Dankbarkeit zu genießen, die der Schöpfer alles Guten aus dem Füllhorn seiner Gnade dem so reich begabten Menschen verliehen hat.

Oft staunte ich, wenn ich sah, wie der Prinz, der gegen alle Untergebenen zwar freundlich, aber doch stets gemessen und wortkarg sich erwies, hier gesprächig und mittheilsam wurde, wie er aus sich selbst herausging und ein ganz Anderer erschien, wie er gegen den Förster zuvorkommend, vor Allem aber gegen dessen Tochter der aufmerksamste und achtungsvollste Mann war. Letztere behandelte er nie wie die Tochter eines Untergebenen, vielmehr hatte es den Anschein, als stände er selbst im Dienste des Mädchens, und nie entschlüpfen ihm, wenn er in ihrer Abwesenheit von ihr sprach, gewisse Anspielungen und Scherzreden, wie sie doch sonst wohl ein junger Mensch hören läßt, wenn er ein schönes Landmädchen zum Gegenstande seiner Unterhaltung macht. Ja,

obgleich ich sein bester Freund, sein Vertrauter im vollsten Sinne des Wortes war, selbst gegen mich sprach er nur selten von ihr und immer legte er, wenn er ihren Namen in meiner Gegenwart nannte, einen eigenthümlich weichen Ton darauf, aus dem eben so viel Achtung wie Ergebenheit hervorklang.

Waren wir im Sommer häufige Besucher des Forstes und unsers steten Endzieles, des Waldhauses, gewesen, wo es in der Umgebung von W*** in Bezug auf Schönheit der Gegend und Fernsicht doch so viele Anziehungspunkte gab, so kehrten wir im Herbst und Winter nicht weniger daselbst ein, und stets wählte der Prinz die Tage, wo er vermuthen konnte, alleiniger Besucher des stillen Ortes zu bleiben. Trafen wir jedoch zufällig mit Bekannten oder Fremden draußen zusammen, so lenkte der Prinz gern vom Wege ab, sobald er die Störenfriede wahrnahm, oder brach schnell auf, wenn nach uns ein Wagen, ein Reiter oder Fußgänger aus dem grünen Waldesdickicht auftauchte.

»Es ist mir unangenehm,« sagte er dann zu mir, gleichsam zur Entschuldigung des plötzlichen Abbruchs seines Aufenthalts, »hier andere Gesichter zu sehen als die Waldstein's und Elsbeth's. Jene gehören nicht dahin, wie mir scheint. Ich kann ihre neugierigen Fratzen nicht aushalten. In ihrem glotzenden Schweigen liegt eine vorlaute Frage, ein überflüssiges Hinhorchen, das mich anekelt – nein, mein, mein allein muß die Lust sein, wenn ich sie mit Verstand und Einsicht genießen soll!«

Auch im Winter, wie schon gesagt, ritten wir oft, bisweilen bei schon dunkelndem Abend hinaus, und wieder war es der treue Turner, der uns auf diesen Wegen begleitete, wie er uns schon als Knaben dahin begleitet hatte. Dann blieben wir oft bis nach zehn Uhr im Walde. Das Eckstübchen war stets zu unserm Empfange bereit, ein lustiges Feuer prasselte im eisernen Kamin, die Kerzen waren bald angezündet, die Vorhänge schnell herabgelassen, und in traulichem Gespräch mit dem Förster und seiner Tochter verflossen uns die Stunden wie im Fluge.

Waldstein selbst war entzückt über diese Vorliebe des Prinzen für seine einsiedlerische Wohnung. Oft konnte er, wie er sagte, die Zeit nicht erwarten, bis wir kamen, und stets hatte er eine angenehme Ueberraschung, ein prächtiges Stück Wild, einen schmackhaften Waldvogel für uns, den er dann nach des Prinzen Lieblingsweise bereiten ließ und auf dessen Einladung mit seiner Tochter verzehren helfen mußte.

Und Elsbeth? Freuete sie sich auch, daß wir so oft kamen? O, das will ich so genau nicht auszumalen versuchen, es würde mir doch nicht gelingen, die Wahrheit in ihrer ganzen Fülle zu schildern. Oft kam sie uns schon eine Viertelmeile weit im Walde entgegen, wenn sie wußte oder glaubte, daß wir kamen, und dann gab wohl der Ausdruck ihres dunklen Auges die beste Kunde, wie ihre Empfindungen über unser Erscheinen beschaffen waren.

An des Prinzen Munde mit ihren Blicken hängend, wenn er sprach, sog sie jedes seiner Worte mit wonnigem

Behagen ein; aß er, so ruhte gewiß ihre Gabel, um auf jeden seiner kleinsten Wünsche mit einer Genauigkeit ohne Gleichen zu achten und demselben augenblicklich zu entsprechen. Sie selbst auch füllte ihm das Glas mit dem edlen Wein, den wir bei dem Förster tranken, und nach Tische reichte sie ihm und auch mir die duftende Cigarre, die der Prinz namentlich Abends nach Tische zu rauchen liebte.

Bestiegen wir dann in dunkler Nacht unsere scharrenden Pferde, so verfehlte sie nie, darauf aufmerksam zu machen, daß man von dem geraden Wege nicht ungestraft abweichen dürfe; oft, wenn es sehr finster war, hielt sie eine große Laterne in Bereitschaft, die Turner, vor uns her eilend, an einem langen Stocke stets so hoch wie möglich tragen mußte.

»Wir sind gestern Abend recht in Unruhe um Sie gewesen,« sagte öfters der Förster, wenn wir am nächsten Tage wiederkamen, »und erst zu Bett gegangen, als wir Sie zu Hause wußten.«

»So!« entgegnete einmal der Prinz. »Woher wußtet Ihr denn, daß wir im Schlosse angelangt waren?«

»Elsbeth sagte,« erläuterte ihr Vater, »jetzt sind sie zu Hause, nun können wir schlafen gehen, Väterchen!«

»Das ist hübsch von Elsbeth,« bemerkte der Prinz und warf einen unendlich freudigen Blick nach ihr hin, die sich tief über ihre Arbeit beugte, um die dunkle Gluth nicht zu verrathen, die bei dieser Mittheilung ihr rosiges Gesicht und ihren weißen Nacken übergoß.

»Du trägst noch immer Deine bairischen Alpenkleider, Elsbeth,« sagte der Prinz eines Abends, als er das neue Sammetmieder betrachtete, welches sie an diesem Tage trug, »hast Du nicht einmal Lust, die Tracht der Frauen unsres Landes anzulegen?«

Elsbeth hob das sanfte und doch so lebhaft sprühende Auge empor und entgegnete sogleich: »Befehlen Sie, daß ich es einmal versuche?«

»Nein, nein,« fuhr er rasch fort, »bleibe wie Du bist. So habe ich Dich immer gesehn, so bist Du groß geworden, so habe ich Dich lieb gewonnen.«

Das war das erste und einzige Mal, daß er seinen Gefühlen für das schöne Mädchen einen hörbaren Ausdruck lieh; sehen aber konnte man oft genug, daß er sie gern hatte, wenn er bei ihr war, und ich konnte es schon wahrnehmen, wenn ich ihn im Schlosse fragte: »Wohin reiten wir heute, Bruno?«

»Du fragst?« erwiderte er lächelnd. »Immer dahin, wo die Freude wohnt und gute Menschen uns willkommen heißen. Rasch, rasch, laß die Pferde satteln, ich brenne heute vor Verlangen, die frische Luft des Waldes einzuathmen.«



Als in der Mitte des Januar im nächsten Winter die Unruhe am Hofe ihren höchsten Grad erreicht und der Prinz den öffentlichen und heimlichen Anfechtungen der

alten Hofpartei die Spitze zu bieten hatte, ritten wir eines Abends hinaus, um uns von den vielen Mißhelligkeiten zu erholen, die uns den Tag über in großer Aufregung und Spannung erhalten. Der Prinz war schweigsamer denn je, seine Stirn umwölkt und in seinen Augen lag ein sinnender, beinahe trauriger Ausdruck, der ihm sonst nicht eigenthümlich war. Ich hoffte von unserm Besuche im Waldhause den günstigsten Erfolg auf seine augenblickliche Stimmung, aber diese Hoffnung schien für's Erste nicht in Erfüllung gehen zu sollen.

Wir saßen schon eine geraume Zeit in dem traulichen Eckzimmer, die Flamme im Kamin flackerte hell und lustig, der Förster hatte ein gutes Glas Punsch gebraut und saß mit seiner Tochter auf dem alten Platze uns gegenüber, aber das Glas des Prinzen blieb unberührt auf dem Tische stehen. Den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, saß er auf dem kleinen grünen Sopha und schaute trübe vor sich hin in die knisternden Flammen.

Elsbeth hatte ihn schon lange betrachtet und seine Mißstimmung wahrgenommen, ohne ein Wort darüber fallen zu lassen, obwohl sie, wie man ihr leicht anmerken konnte, betrübt war. Endlich aber, als der Prinz wiederholt mit der Hand über die Stirn strich, als wolle er seine düsteren Gedanken davon wegwischen, fragte sie mit leiser zaghafter Stimme:

»Sind Sie unwohl, Durchlaucht?«

Der Prinz schaute sogleich empor, nahm die Hand von der Stirn und sagte, plötzlich eine heitere Miene zeigend: »Nein, Elsbeth, ich befinde mich vollkommen wohl. Aber

ich habe, wenn auch keine Sorgen, doch Stoff genug zum Nachdenken. In der Welt da draußen geht es bunter und geräuschvoller her als hier; da zerren und reißen die Menschen an mir herum, als ob sie mich in einzelne Lappen zerstückeln und unter sich zum bequemen Nießbrauch vertheilen möchten. Ach, wie ist das Leben hier so angenehm, mit meinem dortigen verglichen! Dort wird man krank, hier gesund, dort ärgert, hier freut man sich, dort hacken sie sich gegenseitig wie die Krähen, wenn sie sich zanken, die Augen aus, und hier wechseln wir fröhliche Worte und thun uns nicht das geringste Leid an. O, könnte ich doch immer hier sein und brauchte nicht wieder in das fürstliche Schloß zurückzukehren!«

Allgemeines Stillschweigen folgte auf diese mit tiefer Empfindung gesprochenen Worte. Eine gewisse Verlegenheit lag auf allen Gesichtern, denn was sollte man auf dergleichen Ausbrüche erwidern? Endlich sagte ich, mich zusammenraffend: »Nur der Wechsel erfreut des Menschen Herz, und wohl *Dem*, der, gleich uns, ein Asyl hat, in dem er den Strudel der Welt und seine eigene Stellung darin vergessen kann!«

»Ja,« rief der Prinz und sprang fast heftig von seinem Sitze auf. »Wohl *Dem*, der ein solches Asyl hat, also wohl *mir*! Und das soll von jetzt an kein geringer Trost für mich sein! Wohlan denn, faßt die Gläser und stoßet an auf bessere und glücklichere Zeiten!« –

An dem Tage aber, den ich schon früher erwähnt, als der Prinz den Entschluß faßte, auf keine Weise mehr in

das Getriebe der Politik und der Regierungsart seines Vater einzugreifen, sondern Alles gehen zu lassen, wie es wollte, konnte er kaum die Zeit erwarten, bis die Pferde kamen, um uns hinaus in's Freie zu tragen. Er ritt, trotz der Glätte des Weges, im starken Trabe durch den Wald, und noch nicht ganz vor der Thür des bairischen Häuschens gelangt, sprang er schon aus dem Sattel, eilte freudig auf Elsbeth zu, die in der Thür stand, faßte lebhaft ihre Hände und rief: »Da sind wir, Elsbeth, nun liegt alle Sorge und Beklemmung hinter uns. Ich bin nun kein Prinz mehr, ich bin nur noch ein Mensch. Komm, Kind, und laß uns ein paar Stunden recht glücklich sein!«

»Was ist denn geschehen?« fragte mich Elsbeth verstohlen, als der Prinz dem Förster einige ähnliche Mittheilungen machte und sie einige Minuten für mich übrig hatte.

Ich mußte unwillkürlich lächeln, denn eine namenlose Angst lag auf dem holden Gesichte des fragenden Mädchens. »Es ist nichts Besonderes geschehn,« sagte ich rasch, »nur hat sich der Prinz von allen Sorgen in der Stadt losgesagt und will nichts mehr mit den Geschäften zu thun haben. Sie haben es ihm zu bunt gemacht und ihn bei seinem Vater verschwärzt. Er wollte die Leute aufklären, bessern, und sie beharren lieber in ihrer Dummheit und Faullenzerei. Nun hat er es satt, sich zu quälen, und will nur noch die Annehmlichkeiten des Lebens genießen.«

Elsbeth klatschte vor Freuden in die Hände. »Dann wird er also nicht mehr so trübe aussehen,« flüsterte sie

erröthend, »wie den ganzen Winter hindurch, ich habe eine ordentliche Angst um ihn ausgestanden!«

Wenngleich wir nun in der Zurückgezogenheit und Stille des Landlebens ein Glück genossen, das uns in der geräuschvollen Stadt und am glänzenden Hoflager des Fürsten versagt war, dasselbe auch so oft wie möglich erstrebten und immer länger auszudehnen trachteten, so mußten wir doch sehr bald die trübe Erfahrung machen, daß kein Glück auf dieser Erde vollständig sei und daß jede Freude ihre Kehrseite, wie jede Rose ihre Dornen, habe.

Schon im Sommer wurden wir von Zeit zu Zeit belehrt, daß das Försterhaus im Walde nicht zu unsrer alleinigen Erquickung und Erholung vorhanden sei, denn theils besuchte das fürstliche Ehepaar selber das kleine Eldorado mit seinem Gefolge, theils wählten es auch verschiedene dem Hofe nahe stehende Familien zu ihrem Ausflugsort. Außer diesen aber fanden sich auch andere Personen aus der Stadt und Umgegend häufig daselbst ein, um einen heißen Nachmittag oder einen warmen Abend in der Kühlung der Baumschatten zu genießen, sich in der Umgebung des bairischen Häuschens auf den weichen Rasen zu lagern und die mitgebrachten Vorräthe in bald lauterer bald stillerer Kundgebung ihres ländlichen Vergnügens zu verzehren.

Wenn eine Gesellschaft vom Hofe diesen Ausflug unternahm, erfuhren wir es in der Regel sehr bald und vermieden es dann gewöhnlich, uns dem großen Haufen anzuschließen, indem wir einen anderen Ort aufsuchten oder auch zu Hause blieben, je nachdem des Prinzen Stimmung mehr dem Einen oder Anderen zugeneigt war. Vor den Besuchern aus anderen Kreisen konnten wir uns jedoch nicht so häufig schützen, sie erschienen ohne jegliche Anmeldung, waren schon vor uns dort oder überraschten uns plötzlich, wenn wir eben unsern Lieblingsort erreicht hatten. Allerdings konnten wir uns vor diesen Letzteren zurückziehen und in den fürstlichen Gemächern ungestört verweilen, die dann den schaulustigen Gästen, wie sich von selbst versteht, entzogen blieben; allein der stille Hausfriede war doch dadurch gebrochen, wir waren in unsern Bewegungen behindert, und neugierige Augen bespähten jedes Fenster, jede Thür, um wenigstens einen Blick auf den Prinzen zu werfen, sein stilles Treiben an dem abgelegenen Orte zu beobachten und es nachher in übertriebener Weise in der Stadt zu erzählen und möglichen Falls auch zu bekritteln.

»Es ist dies eine sehr unangenehme Belästigung,« sagte der Prinz bisweilen, »die wir leider nicht von uns abweisen können; mein Vater hat einmal den Besuch dieses Ortes dem Publicum frei gegeben und wir haben keine Macht, es davon zurückzuhalten. Du siehst, ein

Prinz ist dem ungestümen Andrängen eines aufdringlichen Publicums weit mehr preisgegeben als der einfachste Privatmann, denn es würde doch keinem vernünftigen Menschen einfallen, das Eigenthum eines solchen mit so schonungsloser Consequenz zu betreten, wie diese guten Leute hier es thun. Ich wollte, mein Vater hätte wenigstens sich und den Seinigen einige Tage zur ausschließlichen Benutzung des bairischen Häuschens vorbehalten, dann würde Jedermanns Genuß um so größer sein und die Eigenthümer nicht so oft aus ihrem Stillleben aufgeschreckt oder gar vertrieben werden.«

»Mache es künftig anders,« erwiderte ich scherzend, »wenn Du erst die Macht dazu hast. Aber das Publicum findet eben den größten Genuß darin, an einem Orte zu wirtschaften, den auch die Personen des Hofes mit ihrer Gegenwart zu beehren lieben. Es dünkt sich dadurch selbst vornehmer zu sein und gleiches Rechte mit denen zu haben, die die Ordner und Bewahrer aller Gerechtsame sind.«

»Weiß es der liebe Gott, Du hast leider Recht! So müssen wir uns denn fügen und dem Publicum einen Genuß überlassen, den wir nur für uns geschaffen glaubten. Sieh, da kommt schon wieder ein großer Haufe angepilgert und hu! wie sind sie mit Körben und Packeten beladen! Das wird hier heute ein ächtes Waldgelage geben und wir werden allein das Zusehen haben oder untrollen müssen. Da, sie haben sich schon niedergelassen! Nun wird man die Schaffnerin des Försters gleich in Thätigkeit setzen, denn Milch und Kaffee müssen sie zuerst

schlürfen, sonst haben sie ihren Tag verfehlt und nur halb die Schatten unsers Waldes genossen!« –

Weit lästiger für uns als diese immer noch erträglichen Besucher sollte jedoch im schönen Herbste ein anderer Gast werden, der sich erst sparsam, dann immer häufiger einfand, bis er zuletzt, wunderbar genug, stets die Tage wählte, die wir für uns selbst in Anspruch genommen. Dieser Gast war kein Anderer, als Herr Beau, der den Aufenthalt im Walde für sehr gesund hielt, sich im Forsterhause außerordentlich amüsirte und deshalb seine Zöglinge so oft wie möglich an die süße Quelle führte, die seine Anwesenheit selbstverständlich für uns vollkommen ungenießbar machte.

Allmählig, je häufiger Herr Beau sich im Waldhause einfand und uns daselbst traf, fiel uns seine gleißnerische Miene und, wenn er sich unbeobachtet glaubte, sein ihm zuweilen entschlüpfendes schadenfrohes Lächeln auf, so daß wir endlich zu der Einsicht gelangten, der edle Herr komme nicht ohne Absicht so oft hierher, er habe unsern Ausritt erkundet, unsere Spuren verfolgt und lasse sich nur deshalb an diesem Orte nieder, weil er uns daselbst beobachten oder gar stören könne.

In dieser Annahme bestärkte uns der Förster durch die Mittheilung, daß der Geheime Cabinetssecretair, der noch immer der bevorzugte Turn- und Gestenlehrer der fürstlichen Kinder war, es nicht unterlassen könne, diesen oder jenen Dienstboten im Hause nach allerlei Dingen auszuforschen, die unsre Person und die Besuche bei

ihm betrafen. Und in der That hatte er auf diese Weise sehr bald ausgekundschaftet, wie oft wir kamen, wie lange wir blieben, in welchem Zimmer des oberen Stockwerks wir verweilten und wer unsere Gesellschafter dabei wären.

Kam dann, was er fast nie unterließ, Herr Beau wie durch Zufall in unsere Nähe, so verfehlte er nie, sich dem Prinzen mit einem übergelücklichen Gesichte vorzustellen, ihm die unterthänigsten Kratzfüße zu machen und mit schmeichlerischen Worten nach seinem Befinden zu fragen. Da wir den Mann hinreichend kannten, so wußten wir, was das zu bedeuten habe; um ihn aber nicht noch begieriger auf unser Verhalten zu machen, war der Prinz gutmüthig genug, ihm bisweilen zu gestatten, seine Zöglinge in unsere Nähe zu führen und sich mit ihren Zeitvertreiben eine Weile zu schaffen zu machen.

Auf die Dauer aber wurden diese sich immer häufiger wiederholenden Begegnungen dem Prinzen außerordentlich lästig und die Zudringlichkeit des hinterlistigen Mannes so unerträglich, daß Jener eines Tages seine gute Laune verlor und ihm mit schwach verblühten Worten die Mahnung zukommen ließ, ihn ferner nicht mehr mit seiner Person zu beschweren und die Unterhaltung seiner Zöglinge auf eigene Hand zu betreiben.

Aber Herr Beau verstand diese Sprache so wenig, oder war vielmehr so unziert, sie nicht verstehen zu wollen, daß sie öfter und stärker wiederholt werden mußte, was aber im Ganzen so ohne alle Wirkung blieb, daß der Prinz endlich über die Maaßen verstimmt wurde und zeitweise

den Besuch im Waldhause ganz aufgab, dabei aber erfuhr, daß Herr Beau ungestört fortfahre, seine Wanderungen dahin zu wiederholen und seine Nachforschungen eifriger denn je fortzusetzen.

Für diese Entbehrungen entschädigte sich jedoch der Prinz nach Kräften, wenn er in Erfahrung brachte, daß der Hof und mit ihm zuweilen auch Herr Beau und die Knaben eine andre Wahl in ihren ländlichen Ausflügen getroffen hätten; kaum waren wir sicher, in unserm Vorhaben nicht gestört zu werden, so flogen wir auf raschen Pferden hinaus und pflückten die Rosen des Lebens, die um so duftiger blühen, je seltener man sie schauen darf, wie wohl ein Jeder aus Erfahrung weiß.

Als der Winter nun dem Herbste folgte, die Tage allmählig kürzer wurden und endlich Regen und Schnee den Wald unfreundlich machten, glaubten wir uns zu der Annahme berechtigt, unser Antipode werde spurlos vom Platze weichen und uns das Schlachtfeld ohne Widerstand überlassen. Aber da hatten wir uns in der consequenten Beharrlichkeit desselben ganz gewaltig getäuscht; Herr Beau kam auch im Winter, seltener zwar mit seinen Zöglingen, aber um so häufiger allein, um ein Stündchen, wie er sagte, mit dem guten Förster zu verplaudern; er finde es hier draußen so traulich und die Bewegung in der stärkenden Winterluft thue ihm so wohl, daß er jede freie Stunde zu benutzen beschlossen habe und also recht oft seinen Spaziergang hierher richten werde.

Als uns auch diese Erklärung sehr bald zu Ohren kam, war es mit der Geduld des Prinzen zu Ende und er sann auf Mittel, seinen alten Erbfeind, wie er den Cabinetssecretair nannte, auf wirksamere Weise von seiner Liebhaberei zu heilen, da er ihm auf dem kürzesten Wege den Besuch des Hauses nicht untersagen konnte, den der Fürst seinen Beamten ein für alle Mal zugestanden hatte.

Schon waren einige kleine herbe Auftritte im Winter erfolgt, wenn Herr Beau plötzlich draußen erschien. Der Förster hatte auf des Prinzen Wunsch sein Wohnzimmer, welches Herr Beau außerordentlich liebte, nicht geheizt und sich mit seiner Tochter zu uns in das warme Eckzimmer des oberen Stockwerks begeben; Herr Beau aber, unverwüstlich an Ausdauer und consequent zäh in allen Unternehmungen, hatte sich so lange, in seinen Mantel gehüllt, an einem Tische niedergelassen, bis die grolende Magd ihm den Ofen endlich wärmte, an dem er nun oft stundenlang sitzen blieb, bis er uns abreiten sah, wenn auch die Nacht hereinsank, wo er dann mit den freundlichsten Grüßen vom Förster Abschied nahm und seinen einsamen Weg nach Hause allein verfolgte.

Da sollte uns aber eines Tages klar werden, welche Triebfeder Herrn Beau zu seinem Handeln gegen uns in so ausdauernde Bewegung gesetzt hatte. Er war nichts als ein ganz gemeiner Spion gewesen, entweder um den Prinzen oder mir zu schaden, oder auch sich selbst dadurch in eine noch vertraulichere Stellung zu einer noch höheren Person emporzuschwingen.

Es war an einem der ersten Tage des März, als eine große Hirschjagd in der Nähe des bairischen Häuschens angesagt ward, an welcher Theil zu nehmen auch der Prinz mit seinen Cavalieren eingeladen wurde. Während Bruno nun diese Herren von der fürstlichen Einladung in Kenntniß setzte, lehnte er für seine Person dieselbe ab, indem er irgend ein ihn abhaltendes Geschäft vorschützte.

Die Jagd fand statt; nach derselben wurde im Forsthouse große Tafel abgehalten und erst spät am Abend kehrte die hohe Gesellschaft in fröhlichster Stimmung nach dem Schlosse und der Stadt zurück.

Am darauf folgenden Tage nun beschloß der Prinz einen seiner gewöhnlichen Ausflüge nach dem Waldhause zu unternehmen, und da Herr Beau, wie wir bestimmt wußten, an einer Erkältung leidend das Zimmer hütete, so konnten wir gewiß sein, von ihm auf keine Weise in unserm Vorhaben gestört zu werden.

Es war ein regnerischer Tag, als wir unsern Ritt antraten, ein eisiger Wind tobte durch den alten Forst und machte den Aufenthalt im Freien möglichst unleidlich. Demnach beeilten wir uns, schnell an Ort und Stelle zu kommen, trafen im Waldhause Alles im besten Wohlsein an und der Förster theilte uns freudig mit, daß er auf unsern Besuch vorbereitet sei und ein Gericht wilder Enten für den Abend habe, was, wie er wußte, eine der Lieblingsspeisen des Prinzen war.

Der Abend kam und mit ihm das Gericht wilder Enten. Wir saßen wie gewöhnlich in unserm Eckzimmer,

am warmen Kaminfeuer. Elsbeth machte die Wirthin, der Förster tischte seinen besten Rheinwein auf und wir waren in fröhlichster Laune, als in aller Stille ein Wagen vor das Waldhaus fuhr, dessen Rollen auf dem weichen Boden wir beim lebhaften Gespräch überhört hatten.

Dies Gespräch wurde plötzlich auf eine sehr unerwartete und seltsame Weise unterbrochen. Die Vorhänge an der Thür schob eine hastige Hand schnell zurück und in seinen Pelz gehüllt, trat der Fürst zu uns herein, der ein sehr verwundertes Gesicht blicken ließ, als er seinen Erbprinzen in vertraulichster Weise mit dem Förster und dessen Tochter bei Tische sitzen sah.

Wir Drei sprangen schnell von unsern Sitzen auf, nur der Prinz behauptete in beinahe starrem Erstaunen eine Weile seinen Platz, nicht etwa weil er von dem Besuche seines Vaters eine unangenehme Folge erwartete, sondern weil ihm augenblicklich die Ursache seines Erscheinens vor der Seele stand und er sich in seiner Stellung von dieser Ueberraschung verletzt fand, indem er darin eine absichtliche Störung seines Privatvergnügens erblickte.

»Sieh da,« sagte der Fürst mit einem sichtbar erzwungenen Lächeln, »da komme ich ja gerade zur rechten Zeit. Aber bitte, nehmt Alle wieder Platz, ich speise um diese Zeit noch nicht und will mich um so weniger lange aufhalten, als die angenehme Sitzung, die ich unterbrochen, dadurch nur gestört werden könnte.«

»Du störst uns keineswegs,« nahm der Prinz mit einem muthig aufflammenden Blicke das Wort, und bist in Deinem eigenen Hause, mein Vater. Hättest Du mir Deinen Besuch vorher verkündigt, so würde ich unser Abendbrot eine Stunde später bestellt haben. Aber was führt Dich so spät und zu einer Zeit hierher, wo Du doch sonst in Deinem Schlosse zu weilen pflegst?«

Bei dieser directen Frage, die schon in der lebhaften Stimme eine Neigung des Prinzen verrieth, auf der Stelle den Grund des Erscheinens des Fürsten zu erörtern, überkam diesen ein verlegenes Schweigen und erst nach einigem Besinnen sagte er kurz:

»Ich habe ein wichtiges Papier gestern im Saale auf einem der Schränke liegen lassen; hast Du es vielleicht gefunden, Waldstein?«

Dieser, der höchlichst erstaunt und immer noch erschrocken an der Thür stand, wohin sich auch Elsbeth bereits gewandt hatte, verneinte die an ihn gerichtete Frage, worauf der Fürst ein Licht befahl und, uns Alle flüchtig grüßend, der Thür zuschritt, die der Förster mit einer Kerze in der Hand schon geöffnet hielt.

Der Fürst trat hierauf in den großen Salon, schaute sich hier oberflächlich suchend auf den bereits in Ordnung stehenden Tischen um, warf noch einige Blicke in die Ecken des Zimmers und sagte dann, er habe sich überzeugt, daß er das gesuchte Papier hier nicht zurückgelassen habe, bot dem Förster eine gute Nacht und stieg die Treppe hinab, worauf er seinen Wagen herbeirief und eiligst davonfuhr.

Gleich darauf trat der Förster wieder bei uns ein, aber sein Gesicht war bleich und drückte offenbar Furcht aus, was Keinem von uns entging, die wir uns auf des Prinzen Geheiß schon ruhig am Tische niedergelassen hatten.

»Nun, Waldstein,« redete ihn der Prinz mit einer seltenen Geistesruhe an, obwohl sein Herz in diesem Augenblick gewiß in heftiger Bewegung war, »ist mein Vater schon wieder fort und hat er das vergessene wichtige Papier auf dem Schranke gefunden?«

»Durchlaucht, Ihr Herr Vater ist fort und hat das Papier nicht gefunden. Aber ich bin der Meinung, daß das auch gar nicht der Grund seines kurzen Besuches gewesen ist.«

»Nun,« erwiderte der Prinz mit einem milden Lächeln, »da sind Sie einer Meinung mit mir. Meinen Vater hat eine andere Absicht hierhergeführt, das ist klar. Was es aber auch für eine gewesen sein mag, wir wollen uns darüber die Köpfe nicht zerbrechen, es wird sich schon zur rechten Zeit enthüllen, was er gewollt. Jetzt aber nehmt Alle wieder Platz, unser Appetit ist erst halb gestillt. Auf Dein Wohl, Elsbeth!« rief er dann lauter als gewöhnlich, hob sein Glas in die Höhe und trank es mit einem Zuge leer.

Was unsern Appetit betraf, so war derselbe allerdings erst halb gestillt gewesen, als der Fürst unser gemüthliches Essen unterbrach, jetzt aber, nachdem dieser wieder fortgefahren, schien er sich bei uns Allen, den Prinzen allein ausgenommen, gänzlich verloren zu haben, und selbst die wunderbar aufgeregte Laune des Letzteren vermochte den früheren Frohsinn nicht wieder herzustellen,

trotzdem er uns wiederholt versicherte, die kurze Störung habe ihn nicht im Geringsten beunruhigt und er wünsche, daß wir sie als nicht stattgefunden betrachten möchten.

Demungeachtet wollte sich die aus dem Geleise gekommene Unterhaltung nicht wieder anknüpfen lassen; auch Elsbeth hatte ihren heiteren Jugendmuth eingebüßt, ich selbst war schweigsam und nachdenklich geworden und so brachen wir endlich auf, ohne Zweifel Alle von einem Alp bedrückt, dessen Ueberfall in der stattgefundenen Weise Keiner von uns hatte vermuthen können. –

Auf dem Rückwege sprach der Prinz kein Wort. Er ritt ganz gegen seine Gewohnheit im langsamsten Schritt, und als wir im Schlosse anlangten, bot er mir nur ganz einfach eine gute Nacht, drückte mir aber die Hand mit einer so nachdrücklichen Heftigkeit, daß ich schon daraus entnahm, wie es in seinem Gemüthe gähre und daß auch er von diesem Abend Folgen voransähe, die ihn zu einem ernstern und bedeutungsvollen Schritte zwingen könnten.

Ob er dies wirklich fühlen mochte oder ob ich es mir in meiner aufgeregten Stimmung nur so vorstellte, wußte ich an diesem Abend noch nicht, später aber habe ich zur Genüge erfahren, daß ich das Rechte getroffen und daß der Prinz schon an diesem Abend Entschlüsse gefaßt, die, wie die Folge lehren wird, nur zu pünktlich von ihm ausgeführt wurden.

Ich brachte einen großen Theil der nächsten Nacht schlaflos zu. Vor meinem ahnenden Geiste tauchte ein ganzes Heer beunruhigender Hirngespinnste auf. Ich sah den Prinzen, meinen innigst geliebten Freund, mit dem Fürsten im Kampfe stehen, sah alle möglichen Verwicklungen voraus, die dem gestrigen Abend auf dem Fuße folgten, und nirgends konnte ich eine wünschenswerthe Lösung derselben entdecken, denn so viel wußte ich mit ziemlicher Sicherheit, daß Bruno, wenn man ihn zwangsweise in irgend eine Richtung treiben wollte, nicht der Mann dazu war, willenlos selbst dem väterlichen Gebote zu gehorchen, daß er vielmehr, auf seinen eigenen Kopf bestehend, Alles aufbieten würde, etwaigen Angriffen siegreich zu begegnen, selbst wenn ein ernstes Zerwürfniß mit seiner Familie die nächste Folge davon sein sollte,

Sobald ich am nächsten Morgen mein Bett verlassen hatte, kleidete ich mich an und begab mich zum Prinzen. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, ihm meinen Rath zu ertheilen, selbst wenn er denselben nicht aus freien Stücken beanspruchen sollte. Als ich aber bei ihm eintrat, meldete mir sein Kammerdiener, daß er schon vor einer Stunde das Schloß verlassen habe und zu Fuß in den Park gegangen sei. Ohne Zögern begab ich mich eben dahin, um ihn wo möglich zu treffen, aber all mein Suchen war vergebens, und als ich etwa nach anderthalb Stunden in das Schloß zurückkehrte, erfuhr ich zu meinem nicht sonderlichen Behagen, daß der Prinz schon früher

eingetroffen sei, aber sogleich sich zum Fürsten begeben habe, der schon zweimal nach ihm geschickt hätte.

So blieb ich denn voller Erwartung der Dinge auf meinem Zimmer sitzen; meine gewöhnliche Arbeit wollte mir nicht munden und in weit abschweifende Grübeleien über die Verhältnisse, in denen ich mich gegenwärtig bewegte, verloren, sah ich mit Herzklopfen der Rückkehr meines Freundes entgegen, die mir Aufschluß über seine augenblickliche Lage zu geben versprach.

Endlich kam er und, wie ich sogleich bemerkte, in ziemlicher Gemüthsruhe aus den Zimmern seines Vaters zurück. Zwar erschien sein Gesicht lebhaft gefärbt, aber so sah er sehr oft aus, ohne daß ihm etwas Besonderes begegnet war, denn er strotzte von blühender Gesundheit und täglich zunehmender Kraft. Allein in seinem Auge lag ein auffallender Glanz, und wenn ich den sicheren Blick, womit er mich begrüßte, richtig deutete, so sprach eher ein errungener Triumph als eine erlittene Niederlage daraus.

»Da bin ich,« sagte er freundlich, »und Du bist auch schon da. Bist Du neugierig, zu erfahren, was mein Vater von mir gewollt hat?«

»Ja,« erwiderte ich und setzte mich zu ihm auf das Sofa, auf dem er bereits ruhig Platz genommen hatte.

»Es thut mir leid, daß Du Dich noch einige Zeit gedulden mußt,« fuhr er fort, »bis ich Dir das eben Erlebte mittheilen kann. Ja, habe Geduld, ich habe sie auch. Die

Sache schwebt in der Entwicklung. Sobald diese eingetreten ist, werde ich Dir Wort für Wort meine Unterhaltung *mit dem Fürsten* mittheilen.«

Er betonte die Worte mit dem Fürsten ziemlich stark, und schon allein daraus ersah ich, daß die Unterredung ernster Natur gewesen war.

Um den Leser aber nicht länger der Geduldsprobe zu unterwerfen, die ich selbst damals aushalten mußte, will ich ihm jetzt gleich das Gespräch mittheilen, welches der Prinz bestanden hatte, da dasselbe die Einleitung zu Handlungen war, welche den Gegenstand meiner ferneren Erzählung bilden werden.

Als der Prinz mit seinem gewöhnlichen Gleichmuth, der aber allein auf seiner physischen und moralischen Kraft beruhte und deshalb ohne allen Trotz war, bei seinem Vater eintrat, saß dieser auf einem Sessel am Fenster, mit der Durchlesung irgend eines Schriftstücks beschäftigt. Er legte sogleich das Blatt bei Seite, gab seinem Sohn einen Wink, Platz zu nehmen, und schaute dann eine Weile in deutlich wahrnehmbarer Verlegenheit aus dem Fenster.

»Bruno,« sagte er endlich, »mein gestriger unerwarteter Besuch bei Waldstein hat Dich wohl sehr überrascht?«

»Nicht im Geringsten, mein Vater!« entgegnete mit kühner Sicherheit der Prinz. »Nein, Du kannst es mir sagen, denn ich ahnte etwas dergleichen, seitdem ich die Ueberzeugung erlangt, daß Dein Geheimsecretair – verzeih mir dies Wort, aber es muß heraus – Dein Spion geworden ist.«

»Ah!« fuhr der Fürst etwas lebhaft auf, »Du bist also auf der richtigen Fährte, obgleich Du meinem treuen Diener einen Namen aufbürdest, den ich ihm für seine Bereitwilligkeit, mir in jedem Punkte zu dienen, nicht beilegen mag.«

»Den er aber dennoch im vollsten Maaße verdient,« unterbrach ihn der Prinz, »was Dir einst einleuchten wird, wenn er auch Dich betrogen hat, wie er jetzt *mich* betrügt.«

»Das wollen wir noch abwarten. Doch zur Sache. Mein Erscheinen gestern bei Waldstein wird Dir zur Genüge erklärt haben – denn Du bist scharfsichtig genug dazu – daß ich mich persönlich überzeugen wollte, ob das Gewäsch, welches die ganze Stadt hören läßt, auf irgend eine Weise begründet sei, und in der That – ich habe es begründet gefunden.«

»Was ist das für ein Gewäsch, welches die ganze Stadt über mich hören läßt?«

»Daß Du eine Deiner unwürdige Liebschaft mit der Tochter des Försters Waldstein unterhältst.«

»Eine *unwürdige* Liebschaft?« fuhr der Prinz lebhaft auf. »Doch halt! Das sagt also die Stadt; was weiter, mein Vater?«

»Was weiter? Gestehst Du denn so kurzweg ein, daß das Gerücht über Dich wirklich eine Wahrheit ist?«

»Ich gestehe nichts ein, denn man verhört mich noch nicht vor Gericht, wie ich hoffe.«

»Vor Gericht – nein! Aber wenn ein Sohn vor seinem Vater steht und dieser ihm wichtige Fragen vorlegt, so ist

das auch eine Art Gericht, denke ich, welches ernsthaft und bedeutend genug ist.«

»Fahre fort, mein Vater, ich werde schweigend Deine Meinung vernehmen, da Du mein Schweigen zu wünschen scheinst.«

Der Fürst wurde etwas unruhig. Er blickte unstät um sich her und räusperte sich wiederholt. »Ich habe natürlich nichts dagegen,« fuhr er endlich mit etwas väterlicherem Tone fort, »daß Du die Fülle Deiner freien Zeit benütze, wie es Dir gut dünkt. Ich habe auch gegen Waldstein selbst nichts einzuwenden, er ist mein treuer Diener, und in früheren Jahren mein mir sehr nützlicher Gefährte gewesen. Daß Du Dich bei ihm vergnügst, mit ihm jagst, Schießübungen anstellst, behagt mir ganz wohl, ich habe Dich ja früher zu diesem Zwecke zu ihm hinausgesandt; daß Du aber Deine Augen, Deine fürstlichen Augen, zu seiner Tochter niedersenkst, behagt mir nicht und ich glaube nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht zu haben, Dich auf dieses Deiner jetzigen Stellung wie Deiner Zukunft unwürdige Gebahren aufmerksam zu machen. Oder gestehst Du mir dies Recht nicht zu?«

»Ich gestehe Dir alle Rechte zu, die Du Dir selbst nimmst, mein Vater, denn Du bist unumschränkter Gebieter in Deinen Landen. Ich aber gehöre zu Deiner Familie und diese Familie hat, denke ich, auch ein Recht, nach ihren Neigungen leben und das Leben genießen zu dürfen, wie es ihr gut dünkt. Allein Du hast ein Wort gebraucht,

welches ich nicht auf mich beziehen kann, weil meine Ehre mir es verbietet. Du sagst, ich handle *unwürdig*, wenn ich meine Augen zu der Tochter des Försters *senke*. Nein, mein Vater, ich habe sie nicht zu ihr *gesenkt*, ich habe sie vielmehr zu ihr *erhoben*. Elsbeth ist ein Mädchen, das untadelhafter als manches Hoffräulein vor aller Welt dasteht, unbescholten in jeder Beziehung, tugendhaft nach allen Richtungen und außerdem schön und edel, wie selten ein Weib. Hiernach fällt also Dein Vorwurf der Unwürdigkeit in sich selbst zusammen.«

Von dem ernstesten Wesen, der ruhigen Sprache und dem fest sich in das seine bohrenden Auge des Prinzen ergriffen, schwieg der Fürst eine Weile und besann sich auf seine weiteren Schachzüge. Endlich sagte er in wunderbar gemäßigtem Tone: »Ich will darüber nicht mit Dir rechten, Bruno, die Tochter Waldstein's mag ein ehrbares Mädchen sein, schön und rechtschaffen ist sie gewiß, für Dich aber, einen Fürstensohn, mit einem Worte, paßt ihr Umgang nicht, und ich *wünsche*, daß Du denselben so bald wie möglich und entschieden für alle Zeiten abbrichst.«

»Es ist wunderbar,« erwiderte mit ruhigster Besonnenheit, aber mit eindringlicher Schärfe der Prinz, »daß mich überall ein unbegreiflicher Widerspruch verfolgt, seitdem ich in Dein Haus zurückgekehrt bin. Ich habe das auf keine Weise erwartet. Ich glaubte mich gütiger und mit mehr Nachsicht bewillkommnet zu sehen. Ich hatte Erfahrungen gesammelt und schöne Pläne für Deine und meine Zukunft aufgebaut. Kaum aber beginne ich

sie nur von Weitem zu enthüllen, kaum bringe ich meine Hoffnungen und Wünsche an's Tageslicht, so treten mir überall die veralteten Grundsätze einer verwitterten Hofcamarilla entgegen und lähmen jeden geistigen Aufschwung, vernichten jede Aussicht auf Besserung und legen die Axt sogar an die Wurzel meines Lebens, indem sie meine persönliche Ehre gefährdet erklären und Deine väterliche Macht gegen mich spornen, um mir jeden Genuß der Freiheit, jedes Glück der flüchtigen Stunde zu rauben. Das ist nicht recht von Deinen Räthen, Deinen Freunden, Deinen Dienern. Du solltest sie nicht anhören und mir vielmehr aus eigenem Antriebe Raum geben, meine Fähigkeiten sich entwickeln, meine unklaren Ansichten sich klären, meine Bestrebungen in allem Guten sich läutern und reinigen zu lassen. Aber nein, das thust Du nicht, Du verbindest Dich mit Deinen Helfern gegen mich, rufst meinen Widerspruch vorschnell in die Schranken und treibst mich an, mich zu waffnen, um den Strauß ritterlich und hoffentlich siegreich auszufechten, in dessen Gewühl Du mich versetzt hast.«

»Was heißt das?«

»Was es eben besagt; ich denke, ich habe deutlich genug gesprochen.«

»Das heißt, Du willst Dich meinem Rathe, meinem Wunsche widersetzen?«

»In Bezug auf die Angelegenheiten Deiner Regierung habe ich mich zum Nichtsthun, zum Schweigen, zum

Befolgen Deiner Wünsche verstanden, denn diese betreffen nicht mein persönliches Wohl und Weh allein; in Bezug auf meine Vergnügungen, meinen Zeitvertreib aber, wie er auch beschaffen sei, widersetze ich mich standhaft und mit ganzer Kraft, denn sie betreffen mein Wohl und Weh allein. Außerdem aber hat Niemand für meine Ehre zu stehen als ich, wenn sie gefährdet werden sollte. Bei Waldstein nun ist weder meine Ehre, noch die seiner Tochter gefährdet. Die Zukunft wird das lehren. Waldstein's Haus aber betrachte ich als die einzige mir übrig gebliebene Freistätte, wo ich Mann und Mensch sein kann nach Belieben, und diese Freistätte wirst Du mir nicht auch verschließen wollen, nachdem Du mir die Rennbahn meiner politischen Bestrebungen verschlossen hast.«

Der Fürst stützte den Kopf in die Hand und legte den Arm auf die Lehne seines Stuhles. Seine Miene verfinsterte sich und seine Finger zitterten vor innerer Bewegung. »Also,« sagte er tief aufathmend, »Du wirst meinen Wunsch nicht erfüllen und diese sogenannte Freistätte aufgeben?«

»Nein, mein Vater, auf keinen Fall! Ich bedarf der Freude und des Glückes zum Leben, und dort nur allein finde ich Beides.«

»Bruno!« rief der Fürst mit beinahe weinerlicher Stimme, »ist das Dein letzter, unwiderruflicher Entschluß?«

»Er ist es, mein Vater, so wahr ich Dein Sohn bin!«

»Es ist gut,« sagte der Fürst nur noch schwach gegen den geistig und physisch viel stärkeren Prinzen ankämpfend. »Du kannst gehen, ich habe meine Zeit bei Dir verschwendet, merke ich. Wohin Dein Widerspruchsgeist Dich aber führen wird, weiß Gott allein – ich sehe keinen guten Erfolg von alle dem – keinen, mein Sohn.«

»Aber ich, mein Vater. Ich sehe es ganz klar. Und da auch mein Geist klar sieht, was meine Augen sehen, und ich den festen Willen habe, seiner Eingebung zu folgen, so weiß ich, daß ich das Ziel erreichen werde, nach dem ich ringe.«

Der Fürst ließ die eine Hand vor seine Augen fallen und winkte mit der anderen. Das hieß, daß der Prinz sich entfernen möge. Und in der That, er entfernte sich, nachdem er sich ehrerbietig vor seinem Vater verbeugt hatte. Das aber war der Sieg, den ich in seinem Auge las, als er in das Zimmer trat, wo ich ihn erwartete.



Der Tag, den wir nach diesem unerquicklichen Morgen vor uns hatten, war trübe und, wollte kein Ende nehmen. Eben so wenig war unsre Stimmung eine angenehme, am wenigsten die meinige, und sie wurde dadurch noch lästiger, als ich augenblicklich keinen Stoff fand, mit dem Prinzen mich zu unterhalten, da ich über den Inhalt des Gesprächs mit seinem Vater noch im Unklaren war. Es regnete den ganzen Tag, der Wind zog stürmisch über

die Berge und führte einen Zug schwarzer Wolken nach dem andern heran.

Noch unheimlicher wurde es am Nachmittage. Die Stunde, wo wir gewöhnlich nach dem Waldhause ritten, war gekommen und ich sah noch immer keine Anstalten zu unserm Aufbruche treffen, bis ich endlich wahrzunehmen glaubte, daß der Prinz den Ritt für heute aufgegeben habe. Wahrscheinlich war er über sein nächstes Verfahren noch nicht ganz mit sich einig, er wartete vielleicht die weiteren Schritte des Fürsten ab, denn daß dieser solche versuchen würde, lag ziemlich klar am Tage.

Und darin hatte er sich nicht getäuscht. Während der Abendstunden schritt der Prinz nachdenklich in seinem Zimmer auf und nieder, ließ Niemand vor sich, als mich und seinen Kammerdiener, und als ich ihn noch spät am Abend aufsuchen wollte, hörte ich, daß er zur Ruhe gegangen sei, da er wahrscheinlich sehr müde war, weil er fast die ganze Nacht, wie ich nun vernahm, außer dem Bett zugebracht hatte.

Schon früh am nächsten Morgen aber sollte ein neuer Schritt des Fürsten erfolgen, und Dank unserm treuen Turner erfuhren wir sehr bald, was sich begeben. Ein reitender Bote war bereits um sieben Uhr nach dem spanischen Häuschen geschickt, mit dem Auftrage, den Förster Waldstein um elf Uhr zum Fürsten zu bescheiden.

»Aha!« rief der Prinz mit gewaltigem Athemzuge aus, als er diese Nachricht empfing, »das Schiff ist also in Fahrt und der Wind bläst schon alle Segel auf! Es ist gekommen, wie ich mir dachte und nun werden wir bald

unserm Ziele näher gerückt sein. Wohlan denn, ich bin bereit. Wir wollen sehen, wer rascher reitet, er mit allen seinen Helfershelfern oder ich ganz allein.«

»Du bist nicht ganz allein,« sagte ich feierlich, meinen Arm vertraulich um seine Schulter legend, »ich bin auch noch da und wo ich Dir helfen kann, da bin ich auch bereit.«

»Ja, ja, ich weiß es, Kurt, Du stehst auf immer an meiner Seite, ganz und wahr! Aber, mein Freund, in *der* Klemme, in welcher ich jetzt sitze, kannst Du mir leider nicht viel helfen und ich muß allein gegen Strom und Wind zugleich ankämpfen. Aber das ist gerade eine Arbeit für mich. Ich habe wackere Arme und ein Herz, ein Herz, sage ich Dir, was viel voller, kräftiger und glühender schlägt, als Ihr Alle vielleicht Euch träumen laßt. Gieb Acht, was sich ereignet. Es ist etwas Seltenes und hier noch nie Dagewesenes. Die Leute werden die Mäuler aufsperrn, so weit, und ihre Augen werden sich in den Himmel bohren, voll so trostloser Erwartung, als wolle er sich herabstürzen und sie alle unter seiner ehernen Last begraben. Ha, das ist auch noch eine Freude, auf die ich nicht gerechnet habe: durch ihre Rechnung einen Strich – so dick und lang – zu machen. Ich habe aber auch eine Rechnung für mich gemacht, und die wird mir kein Mensch, kein Vater und kein Fürst durchstreichen.«

VIERTES KAPITEL. ICH MACHE EINE ENTDECKUNG, DIE
ICH SCHON LANGE HÄTTE MACHEN KÖNNEN.

Einige Minuten vor elf Uhr sahen wir vom Fenster des Prinzen aus den Förster Waldstein vor dem Schloßthor von seinem Klepper steigen. Er sah etwas verstört aus und war augenscheinlich von großer Besorgniß erfüllt. Der gestrige Besuch des Fürsten im Waldhause, einem geheimnißvollen Ueberfall nicht unähnlich, und dann die unmittelbar darauffolgende Einladung nach dem Schloß, das er selten und stets nur bei höchst wichtigen Anlässen betrat, mochten ihm hinlänglichen Stoff zum peinlichen Nachdenken bieten.

Sobald er sein Pferd abgegeben hatte und in das Schloß getreten war, griff der Prinz nach dem Schellenzuge. Als der eintretende Kammerdiener nach seinen Befehlen fragte, gebot er Turner zu ihm zu senden, und, als dieser sehr bald kam, sagte er: »Sattelle mir sogleich meinen Fuchs, Turner, und führe ihn an die unterste Schloßterrasse; in der Nähe der Flußbrücke werde ich aufsitzen.«

»Soll ich Herrn Flemming's Pferd und das meinige auch satteln, gnädigster Herr?«

»Nein, nur meinen Fuchs.«

»Wie,« rief ich erstaunt, sobald Turner das Zimmer verlassen, denn mich durchflog sogleich ein sehr nahe liegender Gedanke, »willst Du allein nach dem Forsthause reiten, jetzt wo Waldstein hier im Schlosse ist?«

Der Prinz lächelte heiter wie in den glücklicheren Zeiten unserer Jugend, legte seine Hand nachdrücklich auf meine Schulter und sagte:

»Kurt, kennst Du mich noch nicht besser? Was sollte ich jetzt allein, ohne Dich, im Forsthause thun? Glaubst Du, ich brauche Elsbeth's Vaters Anwesenheit oder die anderer Menschen zu scheuen, wenn ich sie sehen oder sprechen will? Nein, guter Freund, diesmal habe ich einen anderen Zweck vor Augen und ich werde ihn Dir mittheilen, damit Du nicht länger über meine Handlungsweise in Zweifel bist. Ich will unten an der Brücke Waldstein erwarten, wenn er von meinem Vater kommt. Ich kann doch den armen Mann, der ganz schuldlos an Allem ist, in seiner Vetrübniß nicht allein nach Hause reiten lassen? Nein, ich will ihm das Geleit geben; nur ich allein kann ihn trösten, wenn er der Tröstung bedarf.«

Von einer warmen plötzlichen Regung für den edlen Prinzen hingerissen, drückte ich ihm herzlich die Hand.

»Glaubst Du, daß er der Tröstung bedürfen werde, wenn er von Deinem Vater kommt?« fragte ich.

»Ja,« erwiderte er mit fester Stimme, die seine innere Ueberzeugung verrieth, »das glaube ich, denn ich kenne meinen stolzen und in dieser Beziehung unerbittlichen Vater und sein ganzes Geschlecht.« –

Eine Viertelstunde später rüstete er sich zum Austritt, nahm Hut und Reitpeitsche und ging langsam den Schloßberg hinunter, wohin ich ihm bis zur Stelle, wo Turner mit dem Pferde hielt, das Geleit gab. Als ich nach Ablauf einer guten halben Stunde wieder an meinem

Fenster stand, sah ich Waldstein aus dem Schloß treten und sein Pferd besteigen, welches ein Reitknecht schon herausgeführt hatte. Er warf einen scheuen Blick nach des Prinzen Fenster herauf und, wie mir schien, war sein Gesicht bleich und sein Auge umflort, als er, nachdem er mich bemerkt, den Hut abnahm und wehmüthig lächelnd grüßte.

Ich nickte ihm ermuthigend zu; er antwortete durch ein verständliches Kopfschütteln, dann ritt er langsam den Schloßberg hinunter, da der andauernde Regen die Wege schlüpfrig und unsicher gemacht hatte.

Das Gespräch aber, welches zwischen dem Fürsten und ihm stattgefunden, theile ich hier buchstäblich gleich mit, wie ich es später aus des Försters eigenem Munde vernommen habe.

»Guten Morgen, Waldstein,« empfing ihn der Fürst und setzte sich auf seinem Stuhl wie zu einer schweren Sitzung zurecht. »Es ist mir lieb, daß Du noch immer so pünktlich wie früher bist, ich habe etwas Wichtiges mit Dir zu besprechen und meine Zeit ist gemessen.«

Der Förster verbeugte sich und blieb, den Hut in der Hand haltend, ängstlich und erwartungsvoll vor seinem Gebieter stehen.

»Du wirst Dich über meinen gestrigen kurzen Besuch im Waldhause und noch mehr über meinen seltsamen Vorwand gewundert haben, nicht wahr? Nun ja, es war gerade nothwendig, daß ich so und nicht anders handelte. Ich wollte mich mit eigenen Augen von gewissen Vorgängen überzeugen, die mir schon lange nicht mehr

gleichgültig sind und die ich unmöglich jetzt länger unerwähnt lassen darf, Sieh, Du weißt, daß ich Dir immer gewogen war, davon habe ich Dir ja Beweise genug gegeben. Dein und der Deinigen Schicksal hat mir stets am Herzen gelegen und liegt mir noch jetzt daran. Ich bin bisher auch immer mit Dir zufrieden gewesen, denn Du hast Dich meiner Huld stets werth bewiesen. Jetzt aber sind wir an eine Wetterscheide, wie Ihr Jäger sagt, gelangt, eine ernste Krisis in unserm Leben, und es wird allein von Dir abhängen, ob wir als Freunde oder Gegner aus derselben hervorgehen werden.«

Der Förster athmete schwer, als er diesen nicht viel Gutes verheißenden Eingang vernahm. »Geruhen Ew. Durchlaucht fortzufahren,« stammelte er, als der Fürst schwieg und ihn forschend ansah, »ich höre aufmerksam zu.«

»Gut denn. So höre also. Ich hatte und habe durchaus nichts dagegen, daß mein Sohn Dich besucht und seine Mußstunden bei Dir zubringt. Leider aber habe ich vernennen müssen, daß er fast ganze Tage bei Dir verlebt, ja, seine Besuche bis in die Nacht hinein ausdehnt und Dich dadurch in Deinen Arbeiten und Geschäften stört.«

»Er stört mich durchaus nicht, Durchlaucht; ich freue mich sogar, daß er mein Haus so oft mit seiner Gegenwart beglückt, das ja auch sein Haus, wie das Ihrige ist.«

»Gut, ja. Aber er besucht nicht eigentlich das Haus – nicht Dich – er besucht vielmehr Deine Tochter.«

Der Förster sah dem lebhafter redenden Fürsten ruhig und männlich in die Augen. »Meine Tochter?« sagte

er. »Nun ja, die besucht er stets, wenn er mich und das Waldhaus besucht, weil sie bei mir und in dem Hause wohnt.«

»Du bist ein Thor, wenn Du das nicht einsiehst, denn ich hoffe, Du verstehst mich nicht absichtlich falsch. Kurz und gut – er spielt und scherzt mit Deiner Tochter, und das ist das Vergnügen, was ihn zu Dir hinauslockt. Aber mein Sohn ist ein Prinz und Deine Tochter – ist eben *Deine* Tochter, das ist ein Unterschied, Waldstein!«

»Gewiß, Durchlaucht, und *der* Mensch muß kein Auge und keinen Kopf haben, der das nicht sieht und begreift.«

»Versteh' mich recht. Es gefällt mir nicht, daß er um Deine Tochter wie ein zärtlicher Täuberich um eine Taube girrt – das muß ein Ende nehmen.«

»Gnädigster Herr, Sie martern mich! Ich habe keine Ahnung davon, daß es sich so verhält, wie Sie sagen, und es ist dem Prinzen, glaube ich, auch nie eingefallen, den Täuberich zu spielen und meine Tochter für seine Taube zu halten. Im Gegentheil, er behandelt mein Kind wie seine alte Gespielin, voll Zucht und Ehre, und das, dünke ich, können weder Sie noch ich ihm verwehren.«

»Oho, doch, guter Freund! Ich will es wenigstens nicht länger mit ansehen. Wohin soll das führen? Mein Sohn ist jung, hübsch, dabei ein Feuerkopf und sein Herz wird auch nicht weniger heiß sein. Deine Tochter aber ist schön, unschuldig, unerfahren, Du wirst sie doch, selbst von einem Prinzen, nicht wollen beschimpfen lassen?«

»Gott bewahre mich und sie davor, gnädigster Herr! Aber das fürchte ich auch von Ihrem Prinzen durchaus nicht.«

»Eben weil Du zu unerfahren, zu ehrlich, zu vertrauensvoll bist. Mit einem Wort – ich will diese Vertraulichkeit nicht länger dulden. Mein Sohn muß aus dem Lande oder, was viel besser ist und leichter geht, Deine Tochter muß fort, weit fort, bald fort, am besten sogleich, heut oder morgen schon!«

Bei diesen mit heftigen Handbewegungen und großem Nachdruck ausgestoßenen Worten gerieth der ehrliche Förster halb aus der Fassung, die er bisher mannhaft bewahrt.

»Was,« rief er, »meine Tochter soll von mir fort? Und das sagen Sie mir so geradezu, ohne alle Vorbereitung, Durchlaucht? Wissen Sie, was das heißt: meine Tochter soll fort? Das heißt nichts Anderes, als: ich selber soll fort, denn ich kann meine Tochter, die keinen Verwandten, nichts auf Erden außer mir hat, was sie kennt, was sie liebt, doch nicht ohne allen Schutz und Beistand in die weite Welt stoßen? Nein, gnädigster Herr, das können selbst Sie nicht von mir verlangen, dem ich Alles leiste, mit Freuden, was in meinen Kräften liegt. Das aber geht weit über meine Kräfte hinaus.«

»Wenn ich es aber doch verlange oder Dir sonst mit meiner Ungnade drohe, wie dann?«

»Dann drohen Sie,« rief der Förster standhaft, »dann schütten Sie die Ungnade auf mich herab, dann werde ich von Ihrer Thür, aus Ihrem Brote gehen, aber unterwegs

werde ich Haupt und Hände zu Gott erheben und ihm sagen: Vater da Oben, das habe ich nicht um den Fürsten, den ich auf Händen trug, verdient. Sieh, er jagt mich fort, nimmt mir mein Brot und Glück im Handumdrehen, und ich – ich habe ihm einst das Leben gerettet! O!«

Der Fürst senkte sein Haupt; der richtig abgemessene Wurf hatte sein Herz getroffen. »So ist es nicht gemeint, Waldstein,« murmelte er. »So nicht. Aber Du mußt Vernunft annehmen. Ich will meinen Sohn für mich behalten und Du sollst auch Deine Tochter für Dich behalten; zusammentreffen aber sollen sie nicht mehr, und das soll und muß geschehn, darauf bestehe ich einmal.«

»Wenn es denn soll und muß, Durchlaucht, so verbieten Sie doch Ihrem Herrn Sohn den Besuch des Waldhauses, dann sind Sie mit einem Male am Ziele. Ich, ich kann ihn nicht hinaustreiben, wenn er kommt, denn er ist – *Ihr* Sohn.«

»Waldstein, sei vernünftig und ruhig, ich bitte Dich. Siehst Du denn nicht ein, daß sich dieser Eisenkopf nichts verbieten läßt? Ich – ich habe keine Gewalt mehr über ihn und nur Elsbeth oder Du kannst ihn zwingen, Dein Haus nicht mehr zu betreten, wenn Du ihm einfach sagst, daß Deiner Tochter Ruf darunter leidet.«

»Aber wie kann ich das sagen, Durchlaucht? Das ist ja nicht wahr!«

»Es ist ganz gewiß wahr, ich sage es Dir. Man flüstert schon überall davon ganz abgeschmackte Dinge, Du solltest es nur hören.«

»O, dann lassen Sie sie nur flüstern, gnädigster Herr, das hat nichts zu bedeuten. Ich weiß besser, was ich aus eigener Anschauung weiß, als was mir andere Leute sagen. Ich kenne den Prinzen, kenne meine Tochter, und niemals, niemals, ich schwöre es, hat er ein Haar von ihr in Unehren berührt.«

»Hm! Wenn es erst so weit gekommen wäre! Dann wäre Alles vorbei. Aber wer steht dafür, daß es nicht bald so weit kommt, wie? Etwa Du?«

»Ganz gewiß, Durchlaucht, ich stehe dafür.«

»Ach, was Du für ein Thor bist, Waldstein! Führe zwei Feuerseelen wie diese zu einander und dann sage, sie verschmelzen nicht in eine. O, das ist geradezu lächerlich. Das weiß ich besser. Doch genug der Worte! Du sagst also meinem Sohn Deine Meinung – oder – ich muß noch ein ernsteres Wort mit Euch Allen reden.«

»Gnädigster Herr, wie Gott will, ja, ja! Dann reden Sie dies ernstere Wort – ich *kann* dem Prinzen nicht sagen, was Sie verlangen.«

Der Fürst, auf diese Weise zum zweiten Male nicht zum Ziele gelangend und es erkennend, sann eine Weile nach. »Es geht also auch er nicht!« brummte er vor sich hin. »Ueberall Widerstand, überall Hemmniß, überall Trotzköpfe. – Soll ich denn offenbare Gewalt anwenden?« sagte er plötzlich laut. »Willst Du das?«

»Wenn Sie es für nöthig finden und vor Ihrem Gewissen verantworten können – in Gottes Namen, gnädigster Herr!«

Das war ein Wort zur rechten Zeit. Davor hatte der Fürst Respect. Mit seinem Gewissen kam der im Ganzen gute, nur schwache und dem unwandelbaren Herkommen anhängende Mann nicht gern in Conflict.

»Waldstein,« sagte er zutraulich, »da hast Du meine Hand, ich will Dir noch immer wohl. Aber sieh, ich bin in einer recht mißlichen Lage. Mein Sohn ist mir – Dir sage ich es im Vertrauen – auf allen Seiten unbequem. Der Mensch ist zu schnell gewachsen und zu riesig erstarkt. Er ist ein Herkules geworden und trägt schon in seinen blitzenden Augen eine Keule, wie viel mehr nicht in seiner gewaltigen Hand. Dir geht es, wie ich sehe, wie mir; Du steckst auch in einer Klemme. Wir wollen also Beide in Freundschaft berathen, was zu thun ist, um nicht darin stecken zu bleiben und bei allem Ueberfluß zu verkümmern. Was wollen wir also thun? Hast Du denn wirklich die Ueberzeugung, daß Bruno Deiner Tochter nur in Ehren naht?«

»Wie könnte ich sonst sein Freund und Vertheidiger sein!« rief der ehrliche Förster frohlockend.

»Nun, das ist wenigstens brav von Dir! Du hast mich in der That dadurch etwas beruhigt. Ich fühle mich leichter. Wir wollen Beide abwarten, was zu thun ist. Also für's Erste noch keinen Gewaltstreich – ich scheue selbst davor zurück und habe das nie geliebt. Aber thue, was Du kannst, lade ihn nicht ein –«

»Das brauche ich auch nicht, er kommt stets von selbst.«

»So halte ihn nicht länger auf als nöthig ist. Setze ihm keine so feinen Leckerbissen vor wie gestern – und – und – kannst Du denn Deine Tochter wirklich zu Niemanden weit weg bringen?«

»Zu keinem Menschen auf der Welt; ich habe keinen Freund, keinen Verwandten mehr und bin allein der Mann, der Vaterstelle an seinem einzigen Kinde, seinem höchsten Hab' und Gut, vertreten kann.«

Der Fürst war bewegt, fast gerührt von dem innigen Tone des alten Gefährten. Er reichte ihm noch einmal und viel freundlicher die Hand. »So geh,« sagte er, »wir sind Beide in einer schlimmen Lage. Doch sie wird enden – so oder so.«

»Das gehe Gott! Und Sie zürnen mir nicht, gnädigster Herr?«

»Nein, Waldstein, ich zürne Dir nicht.«

»Dann bin ich zufrieden und will mit Gott hoffen, daß Ihre Noth bald ein Ende nimmt, wie die, in die Sie mich heute versetzt haben.«

»Ich konnte nicht anders, es war nothwendig. Lebe wohl, Waldstein. Ich werde Dich wieder rufen lassen, sobald ich Deiner bedarf.«

Der Förster wankte hinaus. Er war über und über mit Angstschweiß bedeckt, denn er hatte eine Höllenqual ausgestanden wie nie. Der Fürst schaute ihm lange schweigend, verdrossen und verstimmt nach. Er war über sich eben so erboßt wie über den braven Mann. Er hätte strenger sein sollen, und Waldstein hätte fügsamer

sein müssen. Er war doch ein Fürst und jener nur ein Diener. Bei ihm handelte es sich um seinen Erbprinzen, bei jenem nur um seine Tochter.

»Es ist eine verwünschte Geschichte!« murmelte er. »Aber Beau hat Recht – sie müssen auseinander. So oder so. Sonst erleben wir einen Scandal, wie er noch nie in diesem Hause stattgefunden, so lange es Söhne und Töchter darin gegeben hat. – Halt! Da fällt mir ein guter Gedanke ein. Warum ist mir der nicht früher gekommen? Am Ende könnte man das Mädchen gut verheirathen. Wie, warum nicht? Hm! Aber an Wen? Habe ich denn Niemand – O! da geht der Flemming! Das ist ein glücklicher Zufall, den will ich gleich benutzen! Flemming thut mir gewiß einen Gefallen!«

Er schellte. Sein Kammerdiener erhielt den Befehl, mich auf der Stelle hereinzurufen, der ich, von unbezähmbarer Unruhe getrieben, das Freie gesucht hatte und am Fenster des Fürsten zufällig vorüberging. Ich erhielt die Botschaft und stellte mich sogleich ein. Der Fürst war lebhaft bewegt und zu schnellem Entschlusse geneigt, das sah ich auf den ersten Blick.

»Flemming,« sagte er hastig, »ich habe Sie schon lange anstellen wollen, haben Sie noch immer keine Neigung dazu?«

»Nein, Durchlaucht,« entgegnete ich freimüthig; »ich liebe meine Freiheit und meine, selbstständigen Studien. Wenn Sie mir Beides gönnen, so lassen Sie mich noch in meinen bisherigen Verhältnissen.«

»Gut. Ich habe aber noch eine andere Frage. Wollen Sie ein hübsches Mädchen mit einer noch hübscheren Aussteuer heirathen?«

Ich merkte auf der Stelle, was er im Sinne führte und wen er mir antragen wollte und faßte daher meinen Plan. »Durchlaucht,« sagte ich fest, »ich bin erst dreiundzwanzig Jahre alt und da verheirathet man sich noch nicht gern. Wenigstens ich nicht. Ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, bis zu meinem sechsunddreißigsten Jahre frei und ledig zu bleiben. Wenn Durchlaucht dann eine passende Frau für mich haben, die mir gefällt, dann nehme ich sie dankbar an.«

»Bah! Das ist etwas lange bin. Nein, so lange kann das Mädchen, welches ich für Sie im Auge habe, nicht warten, und ich auch nicht. – Haben denn irdische Vortheile für Sie gar keinen Werth?«

»Nicht den geringsten, wenn mein Herz kalt und mein Geist unbefriedigt dabei bleibt.«

»Pah! Das sind jugendliche Narrenspossen. Aber fast konnte ich es mir denken. Sie sind mit Bruno in einer Schule groß geworden – der Eine wie der Andre ist von Eisen.«

»Es ist auch hoffentlich etwas Gold darin, wenigstens was den Prinzen betrifft, Durchlaucht!«

»Ich möchte das so genau nicht untersuchen, doch – wir reden noch weiter davon. Hören Sie, Flemming, heute Abend ist Ball, Sie wissen es ja. Sehen Sie sich die Mädchen einmal ein Bischen genauer an. Sie sind zwar

alle von Adel, aber dem kann ich abhelfen. Ich kann Sie auch adeln lassen.«

»Gnädigster Herr,« antwortete ich dreist, »geadelt bin ich schon.«

Der Fürst sperrte die Augen weit auf. Diese Antwort hatte er nicht erwartet. »Wie meinen Sie das, wer und was hat Sie geadelt?« fragte er neugierig.

»Ihre Gunst, die Sie mir von Kindheit an erwiesen haben, und der Umgang mit Ihrem Sohne.«

»Ach so, das ist nicht übel. Sie sind ein Schlaukopf, Sie wollen mir schmeicheln. Na, ich sehe, ich komme, heute bei Allen an den unrechten Mann. Doch, kommt Zeit, kommt Rath! Guten Morgen, Flemming, bis heute Abend also!«

Hier endete meine kurze, aber interessante Unterredung mit dem Fürsten über diesen Punkt und er kam weder diesen Abend, wo er mir nur verstohlen freundlich zunickte, noch späterhin darauf zurück, wahrscheinlich, weil er eingesehn hatte, daß ich kein Mann war, der sich so ohne Weiteres verheirathen ließ und sich dafür noch bedankte, daß man ihm ein Amt obenein verlieh. Für jetzt war ich hinreichend orientirt, um die Absicht zu errathen, die ihn bei seinem Antrage leitete, und leider sah ich daraus, daß der Knoten, der um des Prinzen Schicksal geschlungen war, sich immer fester schürzte und daß nur ein scharfes Schwert, wie Alexander es geführt, dazu geeignet wäre, um ihn, da seine Lösung nicht mehr ging, zu zerhauen. Ob mein Freund Bruno ein solches Schwert führte, wird die Zukunft lehren.

Doch wir wollen ihn jetzt selbst auf dem Wege begleiten, den er in der menschenfreundlichen Absicht unternommen, dem Förster, dessen gegenwärtige Lage er allein verschuldete, in seiner Noth Beistand zu leisten.

Als er denselben langsam den Schloßberg herabreiten sah, nahm er Turner das Pferd ab, schwang sich auf und ritt Waldstein entgegen. Dieser war nicht wenig verwundert, als er den Prinzen so plötzlich vor sich sah, der ihn augenscheinlich erwartet hatte, aber er erkannte sofort die Absicht desselben und begrüßte ihn deshalb auf das Herzlichste.

»Guten Tag, Waldstein,« begann der Prinz das Gespräch. »Wenn Sie nichts dagegen haben, begleite ich Sie, ich habe mit Ihnen zu reden.«

»Es wird mir eine große Ehre sein, gnädigster Herr!«

»Sie kommen von meinem Vater und haben mit ihm eine ernste Unterredung geführt, nicht wahr?«

»So ist es, gnädigster Herr!«

»Der Gegenstand derselben aber bin ich gewesen und es ist etwas hart über mich hergegangen. – O, Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, es soll Ihnen von mir nicht dasselbe begegnen. Offen gesprochen also, ich weiß, was zwischen meinem Vater und Ihnen verhandelt ist, denn ich bin selbst kurz zuvor in gleicher Lage mit Ihnen gewesen und auch mir sind die Leviten gelesen worden.«

»Also wirklich, auch Sie haben den Zorn Seiner Durchlaucht empfunden?«

»O nein, seinen Zorn eigentlich nicht, er hat mir nur seine Meinung über den fraglichen Punkt gesagt. Was

meinen Sie nun dazu – werden Sie mir Ihr Haus und die Unterhaltung mit Elsbeth verbieten, wie mein Vater wahrscheinlich gewünscht hat?«

»Gnädigster Herr, was denken Sie von mir! Glauben Sie, daß ich so leicht meine eigene Meinung von andern Menschen aufgebe, um die eines zweiten, selbst wenn er mein Herr und Gebieter ist, anzunehmen?«

»Also Sie haben sich widersetzt?«

»Redlich, und ich werde es so lange thun, bis Sie selbst mich zwingen, meine bis jetzt von Ihnen gehegte Meinung aufzugeben und die Ihres Herrn Vaters anzunehmen.«

Der Prinz faßte des Försters Hand und drückte sie freudig. »Gut, Waldstein,« sagte er, »sind wir so weit gekommen, müssen wir auch weiter kommen. Vor allen Dingen fühle ich jetzt die Verpflichtung in mir, Sie über mein bisheriges und künftiges Verhalten im Waldhause zu beruhigen.«

»O, thun Sie das nicht,« unterbrach ihn der Förster. »Sie haben das bei mir nicht nöthig.«

»Nun, dann thue ich es meinetwegen, Waldstein, denn ich habe auch eine Ehre, wie Sie und mein Vater, und die darf kein Hauch verletzen, darin bin ich empfindlich. Ohne Zweifel werden Sie jetzt wissen, was ich Ihnen sagen will. Ja, Waldstein, Sie brauchen mich in Ihrem Hause nicht zu fürchten, ich schwöre es Ihnen zu. Sie können mich ruhig mit Elsbeth reden, mich ganz allein bei ihr lassen, und nie werde ich ihr auch nur ein Haar krümmen. Mit einem Wort, die Ehre, der gute Name Ihrer Tochter

ist mir heilig – mehr kann ich Ihnen für jetzt nicht sagen. Deshalb werde ich auch in der nächsten Zeit etwas seltener hinauskommen und das alberne Gewäsch der faulen Hofschwänzler erst verstummen lassen. Darum komme ich aber nicht weniger gern zu Ihnen, ja vielleicht noch lieber als früher, denn seltene Genüsse schmecken am lieblichsten, wie alle Welt weiß. Sollte mein Vater noch einmal oder öfter in Sie dringen, irgend etwas zu thun, was gegen mich oder Ihre eigenen Wünsche streitet, so beharren Sie auf Ihrem ruhigen Widerstande. Vor allen Dingen aber lassen Sie sich von Niemanden in Schrecken jagen. Im Nothfalle wissen Sie mich zu finden und ich werde Ihnen immer ein hülfreicher Beistand sein. – Wollen Sie das?«

»Ja, ich gelobe es feierlich, zumal es auch meinen Gefühlen und Wünschen entspricht.«

»So ist das zwischen uns abgemacht. Nun zu etwas Anderem. Elsbeth wird begierig und vielleicht auch unruhig sein, zu erfahren, was seit gestern im Schlosse vorgegangen ist. Beruhigen Sie sie auf jede Weise. Es thut mir unendlich leid, daß das arme Mädchen so geängstigt wird. Aber das geht vorüber und bessere Zeiten werden folgen, sagen Sie ihr. Wenn sie bei Gelegenheit die Frage fallen läßt warum wir nicht mehr so häufig das Forsthaus besuchen, so verweisen Sie sie an mich, ich werde ihr selbst mittheilen, daß mich Geschäfte an das Schloß und die Stadt fesseln und daß ich daher nur meine wenigen und liebsten Feierstunden draußen verleben kann. Wollen Sie das thun, Waldstein?«

»Gewiß, auch das will ich thun, Durchlaucht. Es scheint mir das Beste; was darin geschehen kann.«

»Sicher. Und nun« – die Stimme des Prinzen zitterte merklich, als er dies sprach und es trat eine kurze Pause in seiner Rede ein – »nun Waldstein, noch *Eins*. Ich habe Ihrer Tochter noch nie ein Geschenk gemacht – eigentlich war mir nichts gut genug für sie. Jetzt aber habe ich ein solches, und Sie selbst, ihren Vater, bitte ich, es ihr in meinem Namen zu überreichen. Blicken Sie einmal hierher – in dieses Kästchen – sehen Sie die beiden Ringe?«

»Ja, Durchlaucht, ich sehe sie – aber die wollen Sie doch nicht meiner armen Tochter schenken? Sie funkeln ganz mächtig, sogar bei diesem bedeckten Himmel, und sind viel zu kostbar und reich für eines Försters Tochter.«

Der Prinz lächelte heiter, wie immer, wenn er recht glücklich war. »Nein,« sagte er, »beide will ich der Elisabeth nicht geben, nur einen davon, den andern will ich von heute an selbst tragen. Nun: Ihr erschreckt? Habt Ihr so wenig Vertrauen zu mir, daß es schon jetzt zu wanken beginnt?«

»Ich habe wohl ein Recht zu erschrecken, Durchlaucht; denn was soll ich von diesem fürstlichen Geschenke und der Art, wie Sie es mir überreichen, denken?«

»Das Beste, Waldstein! Seht in mein Auge – kann das jetzt lügen?«

»Nein, Durchlaucht!«

»Nun, so wenig lügt auch mein Herz. Seht, diese Ringe habe ich nicht von meinem Vater oder meiner Mutter, sondern von meinem Pathen, dem Fürsten von Adersbach

in Böhmen erhalten. Er hat mir noch mehr gegeben als diese Ringe, wie Ihr wohl wißt. Als er sie mir aber einst in einer traulichen Stunde gab, sagte er: Bruno, hier hast Du zwei schöne Ringe. Mache davon den besten und edelsten Gebrauch. Laß sie nie in unreine Hände gelangen, sie stammen von meiner Mutter her und das war ein edles und goldreines Weib. *Wem* Du aber einst einen davon gibst, *den* prüfe vorher genau, und nur wenn Du ihn recht lieb hast, theile Dich darin mit ihm. Seht, Waldstein, die Elsbeth habe ich nun nach allen Seiten geprüft, schon Jahre lang, und ich kann Euch das wohl sagen, wenn Ihr es noch nicht wißt – ich habe sie auch recht von Herzen lieb. Den Ring soll sie nun nehmen und tragen vor Jedermanns Augen, es hat ihn noch Niemand hier gesehen, selbst Kurt, mein vertrautester Freund, nicht. Und wenn sie einmal traurig und wehmüthig gestimmt oder gar hoffnungslos ist, dann soll sie den Stein gegen die Sonne halten und an seinem Funkeln und Blitzen das Bild ihres eigenen künftigen Glückes erkennen. Denn so wahr Gott lebt, daß sie künftig so glücklich sei, dafür werde ich sorgen, und kein Mensch auf Erden außer mir soll Gewalt über ihr Schicksal haben!«

Der Förster hatte bei diesen Worten unwillkürlich sein Pferd angehalten, halb vor Beklemmung, halb vor unmäßigem Staunen. Er athmete schwer. Dabei blickte er sich rings im Walde um, ob auch Niemand sie sähe, Niemand des Prinzen leise geflüsterten Worte vernommen habe. Als er keinen Menschen gewahrte, beruhigte er sich etwas, doch war seine Zunge wie gelähmt und er konnte

es kaum dahin bringen, seine Augen gegen den Prinzen aufzuschlagen, der frohlockenden Herzens an seiner Seite hielt.

»Nun,« fuhr der Prinz mit ermuthigender Stimme und Miene fort, »warum reitet Ihr nicht weiter? Warum sprecht Ihr kein Wort?«

»Gnädigster Prinz – was soll ich sagen, was thun? Mir schwirren die Sinne – wache oder träume ich – ach, ich bin nur ein armer Mann!«

»Das laßt nur gut sein, Ihr seid reicher, als Ihr zu sein denkt, denn Ihr besizet und hütet einen Schatz, wie ihn selbst mein Vater nicht sein nennt. Doch halt – bis hierher will ich Euch nur geleiten. Hinter jener Waldecke taucht mein Hochland auf und ich will mich heute von Niemanden darin sehen lassen. Nun verlasse ich Euch beruhigter, getrösteter, als Ihr waret, da Ihr den Schloßberg herunterritten?«

»Getröstet – ja! Aber beruhigt – ich weiß es kaum. Ich bin vielleicht auf eine ganz falsche Fährte gerathen und weiß meinen Weg nichts mehr.«

»Nicht? Nun, dann will ich ihn Euch zeigen. Reitet nur gerade aus, da ist Euer Haus.«

»O, nach meinem Hause weiß ich ihn schon – aber sonst weiß ich nicht, was aus mir, aus uns werden soll.«

»Seid unbesorgt! Ich habe die Zügel Eures irdischen Schicksals in meinen Händen und diese sind sicher und stark, das wißt Ihr ja. Ueberlaßt Euch meiner Leitung getrost, ich führe Euch an ein angenehmes Ziel. Nun aber lebt wohl, grüßt Elsbeth herzlich von mir und laßt keine

Sorge in ihr aufkommen, das ist die Hauptsache. Wenn ich Euch aber wieder besuche, will ich den Ring an ihrem Finger blitzen sehen, und das soll mir ein Zeichen sein, daß sie sich meiner Führung überläßt und daß aller Harm hinter uns liege. Adieu, Waldstein – auf baldiges Wiedersehen!«

Er schüttelte dem zagenden Förster die Hand und sprengte gleich darauf zum Schlosse zurück. Mit siegreicher Miene, mit hochgerötheten Wangen, freudigen und erhobenen Geistes trat er bei mir ein.

»Kurt,« rief er mir entgegen, »der Waldstein ist getröstet und ich bin zufrieden: Ja, ja, der erste Schritt war schwer, aber er ist gethan und nun wollen wir in Gottes Namen die nächsten erwarten.«

»Was ist denn los?« fragte ich verwundert, »Du strahlst ja wie ein Entzückter; so habe ich Dich noch nie gesehen!«

»Das glaube ich selber,« erwiderte er, »ich bin mir auch etwas Neues und doch bin ich ganz und gar der Alte geblieben. Doch das sind alles Räthsel, die Dir nur die Zukunft lösen wird.«

»Möge sie bald kommen! Der Räthsel werden mir hier zu viele und ich habe sehr wenig Geschick sie zu lösen.«

»Dann werde ich sie Dir lösen. Habe Geduld, die Kugel ist im Laufe, das Pulver aufgeschüttet und bald, bald wird sie auf ihr Ziel losfahren, das ich Dir dann als das schönste zeigen werde, was die Welt für mich besitzt.«

Er lachte hierbei laut auf, was er sehr selten that, und verließ mich, der ich kopfschüttelnd im Zimmer stehen

blieb, da ich mir seine Fröhlichkeit auf keine Weise erklären konnte.

Der an demselben Abend stattfindende Ball war das letzte Hoffest in diesem Frühjahr und sollte nach Allem, was man davon vernahm, das glänzendste des ganzen Winters werden. Ich fand nichts Ausgezeichnetes daran; die Prinzessin war wie immer die schönste Dame und stets von einem Schwarme hofirender Cavaliere umgeben, die sich bemühten, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und von ihrer Huld sichtbar beglückt zu werden. Der Glückliche von Allen schien an diesem Abend unser alter Kamerad Graf Treufels zu sein; er tanzte mehrere Male mit ihr und wurde auch mit einer längeren Unterhaltung beehrt, die nicht verfehlte, den heftigsten Neid aller übrigen Cavaliere zu erregen und unsern kriegerischen Freund so zu beseligen, daß er am Ende der Tafel unter Einwirkung des Champagners den Kopf verlor und sich für den glücklichen Cicisbeo der schönen Prinzeß ausgab, ein Vorfall, der, wie wir bald sehen werden, den Prinzen veranlaßte, seiner Schwester mit einem Scherze zu nahen, den diese mit einem unerwarteten Ernste vergalt.

Meine Stimmung den ganzen Tag über war nicht die geeignete, an einem so lärmenden Feste, wo Alles von Flitter und Freude strahlte, besonderen Geschmack zu

finden, und eine ernsthafte Unterredung mit dem Prinzen, kurz vor dem Beginne des Festes, worin ich ihm mein Zwiegespräch mit dem Fürsten am Morgen ausführlich berichtete, trug das Ihrige dazu bei, meinen Geist von dem lebhaften Tummelplatze noch weiter abzulenken, bis ich zuletzt in ein starkes Brüten verfiel, das mich unempfänglich für alle Eindrücke machte, die mir an diesem Abend durch das freundliche Lächeln der Prinzessin hätten zu Theil werden können.

Wie läppisch übrigens ein solches Vergnügen einem Menschen vorkommt, dessen Herz und Geist mit ernsteren Dingen erfüllt ist, das sollte ich so recht an diesem Abend empfinden. Nie war mir die an diesem Hofe streng beobachtete Etikette steifer und nichtssagender vorgekommen, nie hatten mich die geschmückten und vergoldeten Balldamen schrecklicher gelangweilt als diesmal. An einen Sessel in einer Ecke des hellschimmernden Saales gelehnt, ließ ich eine Erscheinung nach der andern an meinen Augen vorüberflattern, ohne daß mein inneres Wesen auch nur den Schatten einer Befriedigung dabei gefunden hätte. Ueber die Maaßen gelangweilt, schritt ich endlich aus dem Ballsaal, denn die starke Musik war nahe daran, mir Schwindel und Kopfweh zu erregen. Als ich langsam durch einen der Vorsäle schleuderte und nach irgend einer Zerstreung und Erholung mich umblickte, faßte mich plötzlich Jemand heftig am Arm, und als ich umschaute, sah ich den Prinzen vor mir stehen, der eine fast eben so beklommene Miene zeigte, wie ich sie an mir selber bemerkt hatte.

»Kurt,« sagte er, »ich halte es hier nicht länger aus, komm' eine halbe Stunde mit mir in die frische Nachtluft, sonst fürchte ich, daß die Decken der dumpfigen goldenen Säle, die unsern Blick nicht zu Gottes freiem Himmel dringen lassen, über mich niederstürzen und mich auch leiblich vernichten, wie hier meine Seele zu Grunde geht, wenn ich länger verweile.«

»Ja, ja,« erwiderte sich und hatte schon meinen Mantel umgeworfen und war ihm, der, wie er ging und stand, in die milde Nachtluft trat, vor das große Schloßportal gefolgt, wo ich nun langsam mit ihm Arm in Arm auf- und niederschritt und seinen unverhofften Ergüssen ein aufmerksames Ohr schenkte.

»Kurt,« sagte er, »es drängt mich ein unwiderstehliches Bedürfnis, Dir zu sagen, was in mir vorgeht. Zuerst höre, was mir mein Vater heute Morgen mitgeteilt hat.« – Und als er damit zu Ende gekommen war, fuhr er fort: »Sieh also, in welcher Lage ich bin. Ich habe keinen Menschen als Dich, dem ich mein ganzes Innere vertrauen könnte. Ich liebe Dich, wie man nur einen Bruder liebt. Da Du aber mein Bruder nicht bist und sein kannst, so sei mein Freund im vollen und ganzen Sinne des Worts. O, bleibe mir treu und unterstütze mich in meinen schweren Stunden. Sieh, ich werde manchen Berg von Sorge und Last zu übersteigen haben, aber wenn ich Menschen neben mir habe, die mich lieben und mir helfen, wie Du es bisher gethan, so werde ich alle Berge übersteigen, die sich vor mir aufthürmen mögen.«

»Aber welcher Hauptberg ist es denn jetzt, der nach der Unterredung mit Deinem Vater heute Morgen Dir plötzlich so hoch geworden ist?«

»Freund meiner Seele, höre mich an, ich will mich Dir ganz enthüllen.«

Und da erzählte er mir denn, daß er plötzlich, wahrscheinlich durch die Hindernisse, die man ihm in den Weg geworfen, an und in sich selbst klar geworden sei, wie er Elsbeth Waldstein schon von seiner Jugend an geliebt, wie jede Trennung diese Liebe gesteigert habe, und wie er jetzt zur Ueberzeugung gelangt, daß sie nur das einzige Weib auf der Welt sei, das er jemals lieben und durch dessen Besitz er glücklich werden könne.

Als ich dies vernahm, fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, und Alles, was ich früher nur in unklaren Schattenbildern vor meiner Seele hatte sich bewegen sehn, trat wie von einem Blitzstrahl erleuchtet tageshell vor mich hin. Meine erste Empfindung war eine Art lähmenden Schreckens. Ich konnte es kaum fassen, denn was der Prinz mir sagte, war bedeutungsvoll für ihn, für seinen Vater, seine ganze Familie und ja – für das ganze Land, das er einst beherrschen sollte. Dieses Alles, das sah ich jetzt ein, denn ich kannte ja den unbeugsamen Charakter, das felsenfeste Herz meines Freundes, wurde nun durch seinen einzigen Strich seines Willens vernichtet, alle Berechnungen schienen vergeblich angestellt, alle auf ihn gesetzten Hoffnungen mit einem Male zersplittert zu sein.

Endlich kam mir die Sprache wieder. »Bruno,« sagte ich, »Du hast mir eine schreckenerregende Mittheilung gemacht. Ich bin ein starker Mensch, aber das bringt mich zum Zittern. Weißt Du denn auch, *wohin* Du gehst, *was* Du unternimmst, wenn Du dieser Neigung volle Macht über Dich einräumst?«

»Ja, ich weiß es,« erwiderte er mit festem Tone, »und mein Gewissen sagt mir, daß ich auf dem rechten Wege bin. Hier kann kein Schwanken, kein Abwarten helfen. Ich gehe auch hier geradeaus, wie überall und immer, und Jeden, der mir entgegentritt, stürze ich zu Boden, denn hin muß ich, wohin meine ganze Seele verlangt.«

»Ich glaube wohl, daß Du das thust, aber hast Du Dir überlegt, welche Folgen dieser Schritt haben kann, haben muß?«

»Alle, mein Freund, darauf bin ich schon lange vorbereitet. Und gerade diese unausbleiblichen Folgen sind es, die mich zum schnelleren Beginn des Kampfes treiben, der mir bevorsteht. Denn lange ertrage ich diesen inneren Zwist, diese Unklarheit nicht mehr. Frei muß ich mich fühlen, blau den Himmel über mir sehen, wenn ich glücklich und zufrieden sein soll, und hier umgeben nichts als düstere Wolken meinen Lebenshorizont.«

»Aber was sagt Elsbeth dazu? Denn Du wirst doch das Alles mit ihr besprochen haben?«

»Mit Elsbeth? Wie meinst Du das? Wann sollte ich denn das mit ihr besprochen haben? Ich bin ja fast nie mit ihr allein gewesen, Du oder ihr Vater waret ja immer in unsrer Gesellschaft.«

»Gut, aber wo und wann hast Du ihr denn Deine Neigung gestanden, denn Du bist nicht der Mensch, dergleichen schriftlich abzuthun?«

»Du bist im Irrthum über mich und Elsbeth,« sagte er fast heftig. »Sie weiß noch kein Wort von meinem inneren Zustande – ich habe nie mit ihr von Liebe gesprochen.«

Ich stand wie versteinert vor ihm. Diese Naivetät schien mir beinahe unglaublich und doch charakterisirte sie so ganz den seltsamen Prinzen. »Du hast ihr also noch gar nicht Deine Neigung gestanden?« fragte ich athemlos.

»Nein, nein, wie ich Dir sage. Wenn ich erst so weit bin, es ihr zu bekennen, dann muß ich ihr auch sagen können, was sie von mir zu erwarten hat, damit sie nicht in Sorge und Qual ihre Tage verrinnen sieht.«

»Aber dann weißt Du ja noch gar nicht, ob sie Dich überhaupt wiederliebt?«

»O ja!« rief er, unter dem klaren Sternenhimmel stehen bleibend und die Rechte dagegen erhebend, »das weiß ich!«

»Wer hat es Dir denn gesagt, wenn nicht sie?«

»Mein Herz, Kurt, und dieses Herz hat sich noch nie in seinen Wahrnehmungen getäuscht. Elsbeth ist nicht wie diese Hofdamen, keine Kokette, durch keine Ueberbildung verkünstelt, durch keine Liebelei entnervt, sie ist ein reines Naturkind mit durchsichtiger Seele, urklarem Geiste und in ihrem Auge allein schon lebt und webt die Empfindung, die sie für mich seit unsrer Jugend im Busen trägt.«

Ich senkte den Kopf und schwieg. Ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte, und wenn ich auch etwas Gescheidtes gesagt, hier wäre Alles unnütz, überflüssig gewesen, denn der Prinz ging im Sturmschritt seinen Weg, ihn hielt nichts mehr auf, und so blieb mir nichts weiter übrig, als seinem Commando-Ruf zu folgen, seiner Fahne treu zu bleiben und Glück wie Unglück in Sieg oder Niederlage mit ihm zu theilen.

Das sagte ich ihm und damit war er zufrieden. Wir Beide aber waren durch diese Unterredung in eine Stimmung gerathen, daß wir es für unmöglich hielten, uns zu dem Feste zurückzugeben. Wir gingen also auf unsere Zimmer, wo wir uns bald trennten. Wie betäubt suchte ich mein Lager, und das Wirbeln der Pauken, das Schmettern der Trompeten und Hörner, die ich noch lange aus der Ferne herüberschallen hörte, war eben nicht dazu angethan, mir Klarheit in das Bewußtsein zurückzurufen, und so entschlief ich unter wirren Traumgestalten, die nicht eher wieder entwichen, als bis der neue Tag mir golden in's Antlitz blickte und ich zu meiner Freude fühlte, daß meine Kraft zurückgekehrt und mit ihr die Hoffnung wiedergekommen sei, die ich im Gewirre der mich umtobenden Gefühle in der Nacht schon verloren gegeben hatte.

FÜNFTES KAPITEL. ICH STEIGE MIT DEM PRINZEN EINEN STEILEN BERG HINAN.

Als wir an diesem Tage, es war der erste April, gegen Mittag von einem Morgenritte zurückkehrten, auf dem

wir den Manövern der kleinen Truppenabtheilung der Residenz beigewohnt, sahen wir schon von ferne in den großen Gängen des fürstlichen Parks die ganze hohe Damenwelt im Frühlingssonnenschein lustwandeln, um auf die Strapazen der verflossenen Nacht eine sehr nothwendige Erquickung folgen zu lassen. Natürlich hatten sich auch sehr viele Cavaliere eingefunden, um sich nach dem Befinden der schönen Spaziergängerinnen zu erkundigen, und so war denn beinahe Alles im Freien versammelt, was in der gestrigen Nacht in den engen Sälen des Schlosses sich getummelt hatte.

Als wir den redenden und laut scherzenden Gruppen näherkamen, sahen wir inmitten eines kleinen auserwählten Kreises die Prinzessin einherschreiten, die, sobald sie ihren Bruder erblickte, stehen blieb und ihm einen freundlichen Wink gab.

Der Prinz stieg sogleich ab und näherte sich ihr, während ich langsam nach dem Schlosse ritt und Turner des Prinzen Pferd mit sich nahm.

»Es freut mich,« begann die Prinzeß das Gespräch mit ihrem Bruder, nachdem sie, ihre Gesellschaft verlassend, einen weniger belebten Weg eingeschlagen hatte, »daß ich Dich heute so munter wiedersehe, Bruno. Du machtest gestern Nacht einen sehr betrübenden Eindruck auf mich, da Du mit dem Gesichte eines Schmollenden unser unschuldiges Vergnügen betrachtetest. Ich wollte mit Dir reden, aber plötzlich warst Du unsichtbar geworden. Wohin begabst Du Dich denn so früh mit Deinem Pylades?«

»Mein liebes Schwesterchen,« erwiderte der Prinz in einer Anwandlung heiterer Laune, »Du irrst Dich in meiner Stimmung von gestern Nacht. Diesmal habe ich nicht geschmollt, wie sonst so oft; wenn Du aber die Wahrheit wissen willst, so warst Du selbst an unserm frühen Verschwinden schuld. Wir waren so eifersüchtig auf Dich, daß wir es nicht mehr in Deiner Nähe aushalten konnten, und um uns mit Deinen entflammten Courmachern nicht die Hälse zu brechen, entflohen wir dem Orte Deiner zahllosen Triumphe.«

Die Prinzessin lächelte schalkhaft, wobei sie stets am reizendsten war, und erwiderte dann in gleichfalls scherzender Weise: »Wenn Du mir das nur nicht von Dir und Deinem stummen und durch nichts in der Welt aus seinem Gleichmuth zu bringenden Pylades sagen wolltest, dann würde ich Dir vielleicht Glauben schenken – aber so! – Ach,« fuhr sie mit ernsterem Tone fort, »die Zeiten, wo Du auf mich eifersüchtig warst, sind vorbei, seitdem Du eine interessantere Liebe hast.«

Der Prinz, wie von einer glühenden Nadel an einer empfindlichen Stelle gestochen, fuhr bei diesen Worten heftig empor. »Was meinst Du damit?« fragte er dann, sich wieder zur früheren Ruhe zwingend. »Sprichst Du im Scherz oder Ernst?«

»Hoffentlich doch nur im Scherz, Bruno, denn Du wirst doch keine ernstliche Liebe zu Elsbeth Waldstein, der Försterstochter, im Herzen tragen?«

»Und wenn ich sie doch im Herzen trüge, Hildegard?« fragte lauernd der Prinz. »Was würdest Du dazu sagen?«

»Pfui, Du garstiger Bruder! Wie man so unartig sein kann! Nein, nein, sprich nicht mehr mit solchen Worten zu mir, ich fürchte mich fast vor Dir. Doch, da wir einmal davon reden und Dein vorher so heiteres Gesicht einen ernsten Anstrich angenommen hat, so will ich eine Bitte aussprechen, die Du mir gewiß erfüllen wirst, da ich Dich lange nicht um etwas gebeten habe. Bruno, unterlaß Deine Besuche im bairischen Häuschen, Du kränkst die Mutter und erzürnst den Vater damit. O, wenn Du wüßtest, was ich von ihnen deshalb schon habe ausstehen müssen, abgesehen davon, was Hohenheims und viele Andere sagen.«

»Was Hohenheims und alle Anderen sagen, ist mir ganz einerlei, Hildegard!« rief der Prinz, nun vollständig im Ernste. »Was sagst Du aber dazu, das möchte ich wissen.«

»Fragst Du wirklich im Ernst, wie es scheint, so will ich Dir auch im Ernste antworten. Ich theile in diesem Punkte nicht nur die Ansichten der Anderen, sondern auch die Empfindungen unsrer Eltern. Ich bin gekränkt wie meine Mutter und erzürnt wie mein Vater, und falls Du unser Aller Wünsche nicht erfüllst, so wirst Du es dahin bringen, daß ich es ganz vergesse, wie zärtlich ich Dir früher ergeben war, denn dergleichen Spielereien darf kein Mann von Ehre zu weit treiben.«

»Spielerei? Mann von Ehre? Hildegard!« rief der Prinz mit plötzlich verfinsteter Miene und faßte schon mit der Hand nach dem Hute. »Das war ein bitteres, ein unbedachtes Wort! Mehr will ich jetzt nicht sagen. Einst, wenn

Du zu richtigeren und menschlicheren Ansichten gekommen sein wirst, werde ich Dich meine Meinung darüber hören lassen. Jetzt aber erlaube, daß ich mich Dir empfehle. Ich glaubte bisher, Du seiest die Königin dieses summenden Bienenschwarmes, aber wie ich jetzt zu meinem Leidwesen erkenne, habe ich mich getäuscht, und auch Du, wie diese Alle, bist auf dem besten Wege, eine Drohne zu werden. Lebe wohl!«

Die verwunderte und halb erschrockene Prinzessin, deren Damen mit einigen Herren zwanzig Schritte hinter ihr her gingen und ohne Zweifel manches sehr laut gesprochene Wort der Geschwister behorcht hatten, mitten im Wege stehen lassend, schlug der Prinz einen Seitenpfad ein, auf dem er bald das Schloß erreichte und, noch roth vor Zorn und mit geschwollener Stirnader, sofort bei mir eintrat.

»Nun, was giebt's denn schon wieder?« fragte ich, da er seinen Hut auf den Tisch warf und einige unbestimmte Ausrufungen hören ließ, die mir nicht gleich verständlich waren.

»Was es giebt? Etwas ganz Neues giebt es. Sogar meine Schwester hat mir über meine Vorliebe für das bairische Häuschen den Text gelesen und mir ihre vollständige Mißbilligung meiner dortigen Verhältnisse zu erkennen gegeben. Doch, was ärgere ich mich darüber! Konnte ich es anders erwarten, als daß das Hofgift auch diese reine Seele verderben würde? O, o, mein gutes Schwesterchen scheint mir sehr hochmüthig geworden zu sein! Sie

hält sich am Ende wirklich für was Besseres als die Elsbeth. Haben denn alle diese Menschen keine Augen und bin bloß ich allein damit begabt, oder wollen sie nicht sehen, was klar genug am Tage liegt? Ist Elsbeth nicht eben so gestaltet wie Hildegard? Hat sie nicht eben so feine Hände und Füße, eine so edle Nase und so weiße Perlenzähne wie sie? Ist ihre Haut nicht eben so schön und zart, sind ihre Augen nicht eben so glänzend von natürlichem Thau wie die ihren? Ha! Schmeckt meiner Schwester Kuß etwa süßer als der, den Elsbeth's Lippen einst vertheilen werden? Drückt ihre Hand wärmer, klopft ihr Busen heißer als Elsbeth's Hand und Busen? Die Thoren! Oder, wenn sie von den sichtbaren Aeüßerlichkeiten absehen, ist etwa der Geist, sind die Empfindungen einer Dame von Stande dem Geiste und den Empfindungen einer Elsbeth vorzuziehen? Wie, was sagst Du dazu?«

Er fragte mich gewiß nur, weil ich ein unbestimmtes Lächeln über seine seltsamen Vergleiche hatte blicken lassen. »Du vergisseg, Bruno,« sagte ich, »das Bewußtsein, welches diese hohen Damen in sich tragen, daß sie ohne Vergleich über allen übrigen Frauen stehen, und die Gefühle, die ihnen von Jugend auf gegen niedriger geborene Persönlichkeiten eingepflanzt sind.«

»Ach, was Bewußtsein, was Gefühle! Hat Elsbeth kein Bewußtsein von der Berechtigung ihrer Existenz, hat sie keine Gefühle, die sie über das Alltägliche, Gemeine erheben, eben so gut wie jene Damen? Ich denke darin anders, mein Freund, und Elsbeth scheint mir in jeder

Beziehung so untadelhaft wie meine Schwester und vielleicht untadelhafter, da sie weniger hochmüthig und bei Weitem natürlicher und ungekünstelter ist.«

»Aber nach der Meinung Deiner Schwester ist es doch nicht dem Herkommen gemäß, daß Du die Elsbeth vergötterst,« warf ich ihm ruhig ein.

»Herkommen, was Herkommen! Du bewegst Dich heut ganz gegen Deine Gewohnheit in Gemeinplätzen, wahrscheinlich weil Du auf Hildegard nichts kommen lassen willst. Was ist Herkommen? Etwas *Hergekommenes*, also nicht immer Dagewesenes. Da kann ja auch einmal was Neues *herkommen* und sich zum Alten gesellen und ich – ich, Kurt, glaube es mir, werde selbst es ihnen bringen und sie sollen es, wenn nicht für herkömmlich, doch gewiß für hergekommen erachten, denn sie sollen es nicht allein sehen und hören, sondern auch mit beiden Händen greifen und fühlen können. Verlaß Dich darauf.«

Nach diesen Worten nahm er seinen Hut vom Tische und verließ mich. Eine ähnliche Heftigkeit hatte ich an ihm noch nicht beobachtet, aber das war die natürliche Folge des Widerspruchs, der ihm auf allen Seiten begegnete. Und dieser Widerspruch nahm wie auf höheres Geheiß alle Tage zu, überall fielen Aeüßerungen, die der Prinz auf sich zu beziehen nicht umhin konnte, und da er dadurch nur in eine noch aufgeregtere Stimmung verfiel, auf die gegen ihn gerichteten Angriffe mit viel heftigeren Angriffen antwortete, so wurde das Leben am Hofe zu W*** damals ein sehr unerquickliches, namentlich

für Diejenigen, die, wie ich, in der Mitte zwischen beiden Parteien standen und Rücksicht nach allen Seiten nehmen mußten. Es ward mir damals sehr schwer, mich durch alle die Klippen zu winden, die mir bald von dieser, bald von jener Seite her drohten, allein es gelang mir so ziemlich, nirgends ernstlich anzustoßen und mein Schiff flott zu halten, und da der Prinz wußte, daß mein Herz mit dem seinigen übereinstimmte, wenn unsere Ansichten über das Herkömmliche, Gebräuchliche, durch jahrelange Uebung zur Gewohnheit Gewordene auch etwas von einander abwichen, so waren wir in der Hauptsache stets einig und niemals trat zwischen uns ein Mißklang ein, der unsre, alle Tage inniger werdende Freundschaft auch nur im Geringsten getrübt oder gar erschüttert hätte.

Unsre Besuche im Waldhause setzten wir während dieser Zeit, wenn auch seltener, doch ziemlich regelmäßig fort, und was das Merkwürdigste dabei war, im ganzen Monat April betraf uns keine Störung daselbst, denn Niemand besuchte in den Tagen, wo wir anwesend waren, das einsame Haus, woran freilich auch das schlechte Regenwetter schuld sein mochte, welches natürlich unsern Ritten keinen Abbruch that. Selbst Herr Beau ließ sich seit jenem unverhofften Ueberfall des Fürsten nicht mehr blicken. Ohne Zweifel hatte er den Zweck erreicht, den er beabsichtigte, oder er fürchtete das rollende Auge des Prinzen; denn daß dessen Geduld mit seiner Spionerie einmal aufhören und er auf sehr nachdrückliche Weise

gegen den hinterlistigen Menschen auftreten würde, hatte ich selbst im Stillen schon lange besorgt.

Im Mai aber, als das Wetter sich, besserte, die Sonne klar am blauen Himmel schwebte und die Blätter der Waldbäume zu sprossen begannen, sollten wir eine neue und diesmal noch viel unerwartetere Störung erleben als jemals in früherer Zeit. Denn diesmal war es die Prinzessin, die das bairische Häuschen so schön und einladend fand, daß sie es mit ihren Damen sehr häufig besuchte. Wir Beide waren davon nicht wenig überrascht, als wir ihr das erste Mal hier begegneten, indem wir sie auf der Galerie sitzen und Kaffee trinken sahen; aber selbst der Prinz nahm eine fröhliche Miene an und so endete das peinliche Zusammentreffen noch leidlich genug. Als wir aber einige Tage später die Prinzessin wieder an Ort und Stelle fanden, merkten wir einen kleinen frauenzimmerlichen Plan, dem wir unsererseits durch einen männlichen zu begegnen verstanden. Da nämlich die Prinzeß stets am frühen Nachmittag ihre Fahrten antrat, zur Theezeit aber schon in's Schloß zurückkehrte, so wählten wir wieder wie früher die späteren Abendstunden, in denen wir glücklicher Weile auch fast den ganzen Mai hindurch von Niemanden weiter belästigt wurden.

Von Elsbeth hatte die Prinzeß sich stets fern zu halten gesucht, das sahen wir nicht allein, das hörten wir später auch durch jene selbst, und obgleich Waldstein's Tochter sich alle Mühe gab, ihrem hohen Besuche gefällig zu sein und ihm kleine Annehmlichkeiten auf den Weg zu streuen, so war es ihr doch nie gelungen, die Aufmerksamkeit

der stolzen Fürstentochter in höherem Grade auf sich zu ziehen oder gar ihr eine freundliche Miene abzugewinnen, und nur das erste Mal, als sie nach dem Walde gekommen war, hatte diese ihre großen blauen Augen fest und lange auf das Gesicht des lieblichen Mädchens gerichtet und dann zu der sie begleitenden Gräfin Hohenheim ziemlich laut gesagt:

»Sie ist viel schöner geworden als ich mir vorgestellt habe, und trüge sie Kleider wie wir, so müßten wir uns Mühe geben, wenn wir etwas vor ihr voraus haben wollten.«

»Aha!« rief der Prinz, als er diesen Ausspruch vernahm. »Das ist es ja, was ich sage. Diese Damen müssen sich Mühe geben, um so vollendet zu *erscheinen*, wie Elsbeth von Natur ist, und das ist gerade der Vorzug, der sie selbst über meine gewiß schöne Schwester erhebt.«

So hatten wir denn für's Erste wieder die Oberhand im Waldhause gewonnen, und wie früher wurden unsre Abendstunden dort in der fröhlichsten Stimmung verlebt, nachdem selbst der Förster, der den Prinzen aufmerksam beobachtete und, wie es schien, nicht ganz klug aus ihm werden konnte, seine Unruhe verloren und wieder der alte heitere Naturmensch geworden war.

Bei diesen Abendunterhaltungen und diesem vor wie nach fortgesetzten unschuldigen Beisammensein fand ich selbst Gelegenheit, mich über die vollkommene Beherrschung und sichere Haltung des Prinzen dem heißgeliebten Mädchen gegenüber zu verwundern. Kein Mensch bemerkte in seinem Gesichte, seiner Redeweise die heiße

Gluth, die ihn, wie ich aus allen seinen übrigen Handlungen sicher entnehmen konnte, verzehrte, und eben so ließ Elsbeth nur die seit langer Zeit bestehende Freundschaft und Ergebenheit, keineswegs aber eine zärtlichere Regung gegen ihn zu Tage treten, die doch, wenn man des Prinzen Worten Glauben beimessen wollte, ihr ganzes Wesen durchdrang.

Nur ein einziges Mal entdeckte ich in dem gegenseitigen Benehmen Beider eine geringe Abweichung, die bei Elsbeth den Anschein einer namenlosen Verlegenheit und beim Prinzen den einer sie tief durchforschenden Aufmerksamkeit annahm, und das fand statt, als wir den Förster zum ersten Male wieder besuchten, nachdem er beim Fürsten im Schlosse zu W*** gewesen war. Ich selbst wußte an jenem Tage noch nichts von dem, dem Förster übergebenen Ringe, noch weniger ahnte ich die Bedeutung, die der Prinz selbst demselben beilegte. Als er daher im Forsthause eintrat, Elsbeth uns mit flammenden Wangen und überaus verschämter Miene an der Treppe entgegnetrat und dem Prinzen wie immer die Hand zum Gruße reichte, betrachtete er diese feine, kleine Hand mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit, und als er das daran gehoffte Zeichen nicht erblickte, flog sein Auge blitzschnell, gleichsam fragend, nach dem Auge Elsbeth's, das diese aber erröthend niederschlug. Wie erstaunt war ich nun aber eine Viertelstunde später, als ich plötzlich an der linken Hand Elsbeth's einen prachtvollen Solitair funkeln sah, den sie jedoch, so oft es ging, meinen Blicken zu entziehen trachtete. Als ich nun gleich

darauf auch an des Prinzen linker Hand einen ganz gleichen Solitair blitzen sah, den ich früher noch nie wahrgenommen, lag die Erklärung der Wahrheit schon näher, der Umstand schien mir jedoch von so großer Bedeutung, daß ich lange Zeit schweigend darüber nachsann und beim Nachhausegehen geradezu von den Ringen zu sprechen anfang, worauf der Prinz kurz und bündig sagte:

»Laß dies Gespräch, Kurt; ein andermal sollst Du die Geschichte dieser Ringe erfahren, jetzt ist noch nicht die Zeit dazu da. Sie kommt aber bald, denn ich habe das bestimmte Vorgefühl, daß das Ungewitter, welches mir Glück bringen wird, schon langsam und allmählig am Horizonte heraufsteigt.«

Natürlich unterbrach ich nach dieser Andeutung meine Nachforschung nach den Ringen, konnte aber nicht unterlassen, ein wachsames Auge darauf zu halten, und da sah ich zu meiner Verwunderung jedesmal den Ring von Elsbeth's Hand verschwinden, wenn Besuch nach dem bairischen Häuschen kam, namentlich aber war er ganz unsichtbar geworden, wenn die Prinzessin darin erschien.

Bis zum Ausgang des Mai desselben Jahres setzten wir das geschilderte Leben im Schlosse zu W*** und im Waldhause ganz nach unserm Gefallen fort, um diese Zeit aber nahmen die Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn einen etwas heftigeren Charakter als früher an, so daß es oft Stunden gab, in denen ich mich lieber weit fortgewünscht hätte. Ein fast vollständiger Bruch aber erfolgte

eines Tages am Ende des Mai und zwar bei Tafel, als gerade einige Herren aus der Stadt und vom Hofstaat als Gäste zugegen waren. Ich selbst nahm an diesem Diner nicht Theil und es war mir das sehr lieb; ich berichte daher den Vorfall selbst nur, wie ihn mir gleich nachher der Prinz und später ein anderer Herr erzählt hat, der ein Augen- und Ohrenzeuge desselben gewesen war.

Man hatte sich sehr behaglich niedergelassen und der Fürst, der an diesem Tage ohne Damen speiste, zeigte eine vortreffliche Laune. Natürlich hatten auch die Gäste dieselbe Anwendung von Zufriedenheit und Wohlbehagen und nur der Prinz blieb ernst und kalt bei den schnell wechselnden Unterhaltungsgegenständen sitzen. Man hielt ihn sogar für unpäßlich, denn er aß sehr wenig und trank nur einige Tropfen Wein, wenn er dazu aufgefordert ward.

Plötzlich aber wandte sich das Gespräch einem neuen Gegenstande zu, der den Prinzen so lebhaft zu interessiren schien, daß er ihm sogleich von Anfang an alle Aufmerksamkeit schenkte und durch Geberde und Miene seine volle Theilnahme verrieth. Es war von der jetzigen Kindererziehung die Rede und man schien geneigt, hier einen sanften Tadel darüber einfließen zu lassen, jedoch wie immer bei fürstlicher Tafel ging man dabei so schonungsvoll zu Werke, daß die modernen Kindererzieher, wenn sie persönlich gegenwärtig gewesen wären, wahrscheinlich gezweifelt hatten, ob man sie eben habe loben oder tadeln wollen.

Ein solches Schwanken und Zaudern, zwischen Ja und Nein in der Mitte Schweben, nichts loben und nicht tadeln Wollen erschien dem Prinzen von jeher als eine verhaßte Halbheit und Charakterlosigkeit. Sein Charakter sprach sich auch darin entschieden aus, daß er stets klar und verständlich für oder wider eine Person oder Sache stimmte. So auch hier. Nachdem er eine Weile dem Gespräche der Herren ruhig zugehört, richtete er sich stolz in die Höhe, blickte die Gäste seines Vaters verwundert der Reihe nach an und benutzte eine kleine Pause, um ernsthaft zu sagen:

»Meine Herren! Welcher Meinung sind Sie denn nun eigentlich über die jetzige Kindererziehung? Billigen oder tadeln Sie sie?«

Alles schwieg und schaute bedenklich den Prinzen, dann aber abwartend den Fürsten an. Da auch dieser seinen Sohn fragend anblickte, so fuhr der Prinz fest und ohne alle Leidenschaft fort: »Man kann meiner Meinung nach in solchen Urtheilen nicht scharf genug zu Werke gehen, da von der Billigung oder Verwerfung eines solchen Principis zu viel abhängt. Sie nun, meine Herren, scheinen Alle einer und derselben Meinung zu sein, das heißt, Sie mißbilligen die heutige Erziehungsmethode, wenigstens wie sie bei uns geübt wird, auf das Entschiedenste, und doch wagt kein Einziger von Ihnen, der

Wahrheit die volle Ehre zu geben. So will ich denn an Ihrer Statt dies thun. Erlauben Sie mir zunächst die Bemerkung, daß, wenn das jetzige Erziehungswesen so fortschreitet, wie es bei uns theils durch übermäßige Duldung, theils durch unvernünftige Ueberlastung bereits das Aeüßerste leistet, wir in kurzer Zeit gar keine Kinder mehr haben werden. Fortan werden alle Geborene gleich Zähne, volle Elementarkenntnisse und Vorstudien mit auf die Welt bringen; mit dem vierten Jahre werden sie Latein, Griechisch, Hebräisch und alle neuern Sprachen verstehen. Mit dem achten werden sie die Universität beziehen und mit dem zwölften Geheime-Ober-Regierungs-, Hof- und dergleichen Rätthe werden, damit sie im dreizehnten sich verheirathen und die herrliche Generation so rasch wie möglich fortpflanzen können, der sie ihr olympisches Dasein verdanken.«

Aus allen Mienen herrschte nach diesen Worten die Neigung vor, in ein homerisches Gelächter auszubrechen, wie es bei Hofe Sitte war, wenn ein hochstehender Mann irgend etwas nur an das Lächerliche Streifende gesprochen hatte, aber die Miene des Fürsten, die sich plötzlich verdunkelte, gebot Zurückhaltung, worauf er sogleich selbst das Wort nahm und sagte:

»Das ist eine Uebertreibung mein Lieber!«

»Natürlich ist sie das,« erwiderte der Prinz, »aber sie gewährt einen Blick in die Sachlage.«

»Mag sein, daß die Erziehung bei Vielen eine nicht geeignete und zweckentsprechende ist, wir aber, dünkte ich,

könntest mit den Resultaten unsrer Erzieher zufrieden sein.«

Kein Mensch sprach; fast hatten die Anwesenden zu athmen aufgehört, als der Fürst dies mit fast strengem Stirnrunzeln vorbrachte. Nicht so der Prinz.

»Gerade wir,« sagte er mit ruhigster Gelassenheit, »haben Beispiele vor Augen, daß es mit der Erziehung, selbst der ersten Kinder des Landes, geradeheraus gesagt, sehr übel steht. Schade, daß Herr von Transfeld nicht gegenwärtig ist, seine Stimme würde vielleicht größeres Gewicht im Rathe der Götter haben als die meinige, er aber, deß bin ich gewiß, würde sogar die Erziehung meiner Brüder auf das Bitterste tadeln, die durch einen Herrn Beau wohl Jesuiten, Heuchler und Schreibemaschinen, nie aber Prinzen werden können, die ihrem ganzen Lande als Beispiel und Muster einer vortrefflichen Kindererziehung vorleuchten sollten.«

Das war zu viel. Jetzt verloren die Herren wirklich den Athem, sie keuchten nur noch. Der Fürst aber, einen drohenden Blick auf seinen Sohn werfend, den derselbe mit Ergebung hinnahm, erhob sich, wünschte den Gästen eine gesegnete Mahlzeit und verabschiedete sich augenblicklich, ohne ein Wort der Entschuldigung dieses schnellen Aufbruchs zu sprechen, während der Prinz mit der ruhigsten Miene die Honneurs machte und die Herren freundlichst entließ.

Dieser Vorfall war entscheidend für des Prinzen ferneres Schicksal und er selbst faßte ihn also auf, wie er ihn vielleicht nicht ganz absichtslos hervorgerufen hatte.

Seit diesem Tage vermied der Fürst seinen Sohn überall, er ging ihm aus dem Wege, wo er mit ihm zusammen treffen konnte, und lud ihn nie mehr zur Tafel. Eine Erklärung zwischen Beiden fand durchaus nicht mehr statt und Keiner suchte oder wünschte sie herbeizuführen. Das ausgestreute Gift wirkte im Stillen um so nachhaltiger fort, als Niemand da war, der ein Mittel dagegen, weder bei dem Vater noch bei dem Sohn, empfohlen und angewandt hätte.

Einige Tage später vernahmen wir zufällig, daß im Cabinet des Fürsten der Plan aufgetaucht sei – von Wem derselbe ausgegangen, haben wir nie erfahren können – den Prinzen reisen zu lassen, in's Ausland, weit fort, wohin er nur wolle. Als ich diese Nachricht vernahm, erschrak ich heftig, denn ich dachte mir, daß der Prinz jetzt gerade nicht geneigt sein werde, W*** zu verlassen. Allein wie irrte ich mich diesmal in ihm! Denn kaum hatte er von diesem Plane gehört, so faßte er ihn mit einer bei ihm ganz seltenen Leidenschaftlichkeit auf, kam zu mir und sagte:

»Ich soll reisen, Kurt, ha, Du weißt es schon. Das ist prächtig, mein Junge. Ja, wir wollen eine Reise machen, aber eine große, das will ich ihnen rathen. Wenn sie mich mit dem Räuber- und Pfaffennest Italien abzuspeisen gedenken, so haben sie weit vom Ziele geschossen. Ha! Mein Vater denkt mich durch diese so plötzlich heraufbeschworene Reise nicht allein aus seinem Rathe loszuwerden, sondern auch von Waldstein's Tochter zu trennen. Aber auch darin waltet ein Irrthum ob, und gerade

das, was die Herren am meisten erstreben, wird am wenigsten erreicht werden. Nur Geduld! Meine Pläne sind auch längst fertig, und nun, Kurt, sieh da, was ich hier habe. Rathe einmal!«

Er zog dabei einen Brief aus der Tasche, hielt ihn hoch empor und lächelte frohlockend dabei.

»Wie soll ich wissen, von Wem dieser Brief ist, da Du so viele empfängst?«

»Aus welchem Lande, he? Erräthst Du es noch nicht? – O so lies und freue Dich. Er ist aus Schweden und Oxenstierna selbst hat ihn geschrieben. Die Expedition zur Umschiffung der Erde wird eine Wahrheit und unsere Träume, das Weltmeer, Amerika, Asien und alles Uebrige zu sehen, werden in Erfüllung gehen.«

»Wie, Du wolltest wirklich diese große Reise antreten, die zwei oder drei Jahre dauern kann?«

»Drei Jahre, drei volle Jahre, mein Freund, wird sie dauern! Aber ich komme wieder, verlaß Dich darauf, und dann – dann werde ich an das Ziel meines Lebens gelangt sein!« –

Ich war wie aus den Wolken gefallen, indessen wurde ich es schon gewohnt, den Prinzen in scheinbaren Gegensätzen handeln und wandeln zu sehen.

»Was erstaunst Du so sehr darüber?« fragte er. »Ich sehe gar nichts Absonderliches darin. Wir verlassen einen Ort, der uns in vieler Beziehung unheimlich ist, sehen die Welt, lernen die Menschen kennen, bestehen große Gefahren, kehren dann zurück und –«

»Und?« fragte ich nicht ohne Spannung.

»Machen uns und Andere glücklich, so viel in unsern Kräften steht.«

»Aber Elsbeth Waldstein?« fuhr ich mit starker Betonung fort.

»Still, mein Freund,« sagte er feierlich, »von *der* sprich jetzt nicht, sonst machst Du mir das Herz schwer. Aber gedulde Dich! Noch bevor wir in den Wagen steigen, um nach Schweden zu fahren, wirst Du auch darüber im Klaren sein.«



Die nächsten Tage vergingen bei Hofe in lebhafter und unaufhörlicher Berathung. Daß der Prinz reisen sollte, stand fest, über das Ziel aber konnte man sich nicht einigen, bis endlich ein vernünftiger Mann den Vorschlag machte, den Prinzen selbst darüber zu Rathe zu ziehen. Dieser sehr natürliche Vorschlag fand Beifall und so wurde denn der Prinz noch einmal vor seinen Vater beschieden und ihm die Frage vorgelegt, wohin er sich selbst auf längere Zeit begeben wolle, um die Conflict, in die man zu einander gerathen, durch eine längere Trennung sich ausgleichen zu lassen.

Der Fürst selbst trat bei diesem Beisammensein anfangs sehr zaghaft auf; er mochte vielleicht die Besorgniß hegen, der Prinz werde seinen Wünschen nicht beistimmen und sich dem Reiseplane widersetzen, allein in die ganz entgegengesetzte Stimmung gerieth er, als der Prinz sich sehr günstig darüber äußerte und auf der Stelle mit

seinen deshalb schon geflogenen Correspondenzen mit dem Grafen Oxenstierna zum Vorschein kam.

Dieser Plan aber ging doch etwas sehr weit über die Vorstellungen des Fürsten hinaus. Er zog sich abermals einige Tage mit seinen Räthen zu einer geheimen Berathung zurück, deren Endresultat war, in Stockholm selbst Erkundigungen über diese große Expedition einzuholen. Unterdeß hatte der Prinz selber an Oxenstierna, an Herrn von Transfeld und endlich auch an den Fürsten von Adersbach geschrieben und Letzterem seine Verhältnisse in W*** und vor allen Dingen seinen Wunsch mitgetheilt, wenigstens auf einige Jahre der Heimat Lebewohl zu sagen, um mit frischen Kräften dahin zurückzukehren und dann ein neues Dasein mit ganz neuen Lebensansichten zu beginnen.

Von allen Dreien liefen die günstigsten Nachrichten ein. Herr von Transfeld kam bald darauf selbst und gab mit Freuden seine Absicht kund, den Prinzen auf dieser Reise zu begleiten, was nicht allein uns, sondern auch dem Fürsten eine angenehme Ueberraschung bereitete. Aus Böhmen langte ebenfalls eine sehr befriedigende Mittheilung an und aus Schweden traf in wenigen Wochen Graf Oxenstierna mit noch einem andren Cavalier ein, um den Prinzen officiell zu der großen Unternehmung einzuladen, die bestimmt Ausgangs Juli vor sich gehen sollte.

Diese kleine Gesandtschaft rief mit ihrem Auftrage eine ungeheure Bewegung am Hofe zu W*** hervor; der

große Plan, den man bisher nur scheu aus der Ferne betrachtet, war der Verwirklichung nahe, und während die Gegner des Prinzen frohlockten, seiner Anwesenheit so lange überhoben zu sein, waren seine Freunde auf das Tiefste betrübt und fürchteten irgend ein namenloses Unglück für den muthigen und wagehalsigen Erbprinzen.

Am heftigsten und längsten aber widersetzten sich diesem Unternehmen die Fürstin und die Prinzessin Hildgard. Beiden erschien das Zerwürfniß des Sohnes und Bruders mit der Familie nicht groß genug, um eine solche weite Reise zu rechtfertigen, und sie boten daher Alles auf, um den Plan scheitern zu machen, indem sie eine Reise nach Italien, Griechenland und Egypten dafür in Vorschlag brachten. Allein der Prinz blieb wie in allen Dingen auch hierin standhaft, unbeugsam, und so wurde denn unter zahllosen Thränen endlich die Beistimmung gegeben und Herr von Transfeld, ich, Turner und ein anderer Diener zu Reisegefährten des Prinzen erkoren, während seine beiden jungen Cavaliere uns nur bis Stockholm begleiten sollten.

Als die Sache erst so weit gediehen, begannen viele Hände die Ausrüstung zu der großen Reise in's Werk zu setzen, und da der Prinz selber zur Eile drängte, so kam man sehr bald damit zu Stande, so daß wir schon Ende Juni vollständig gerüstet waren, während die Reise doch erst am achten Juli angetreten werden sollte.

In dieser ganzen Zeit der Vorbereitung fand ich zu meinem Erstaunen den Prinzen so gemüthsrühig, seinem

Stern vertrauend und seine Pläne so fest und sicher verfolgend, wie ich es in Erwägung aller in W*** stattfindenden Verhältnisse nicht für möglich gehalten hätte. War er bis gegen Abend mit Correspondenzen, Besorgungen allerlei Art und in Conferenzen thätig gewesen, so ritt er dann mit mir fast täglich nach dem bairischen Häuschen und setzte hier, unbeirrt von allem Vorgehenden, seine stillen Vergnügungen fort. Allerdings war auch schon nach dem einsamen Waldhause das Gerücht einer großen und langen Reise des Prinzen gedrungen und sogar verschiedene Fragen von Waldstein und Elsbeth ausgesprochen worden, allein der Prinz verschwieg hartnäckig das Ganze, sprach ermuthigende und tröstende Worte gegen Beide aus und verhiess an dem letzten Abende, wo er sie besuchen würde, so genügende Aufklärung zu geben, daß sie vollständig beruhigt sein würden.

Dieses seltsam gefaßte Benehmen war mir unerklärlich und machte mich in meinen schon oft gehegten Vorstellungen von der Lage der Verhältnisse im Waldhause mehr denn je zweifelhaft. Als ich dies dem Prinzen offen gestand, beruhigte er mich, indem er sagte:

»Habe Geduld, Du wirst der Erste und Einzige sein, der volle Einsicht in meine künftigen Pläne gewinnt, aber nicht eher als am letzten Tage unsers Hierseins wirst auch Du genügende Aufklärung erhalten.«

Hiermit mußte ich mich denn begnügen. Ich ordnete meine Verhältnisse, nahm von meinen Eltern Abschied und sah so den Augenblick unsrer Abreise nicht ohne

eine gewisse Beängstigung herannahen, da wieder Anzeichen vorhanden waren, daß man die Bewachung des Prinzen hinsichtlich seiner Besuche im Waldhause nicht aufgeben habe.

Schon mehrere Tage nämlich vor dem festgesetzten Termin der Abreise war der Prinz gehindert worden, seine stillen Besuche im bairischen Häuschen fortzusetzen. Theils begab sich der Hof selbst Nachmittags und Abends dahin, theils wurde der Prinz anderweitig von seinem Vater und den Seinigen dergestalt in Anspruch genommen, daß keine Möglichkeit vorhanden war, den abendlichen Ritt dahin zu unternehmen, wollte er nicht gewaltsam die Anordnungen stören, die man seinerwegen getroffen hatte und bis zum letzten Augenblick seiner Anwesenheit mit scheinbar liebevoller Sorgfalt zu treffen fortfuhr.

Der Prinz, anstatt darüber in Unruhe oder Mißmuth zu gerathen, schien nicht einmal besonders davon überrascht zu sein; er war schon so lange an diese kleinen Durchkreuzungen seiner Pläne gewöhnt, daß er auch dieses Mißgeschick mit Gleichmuth hinnahm, im Innern desto energischer auf dem Vorsatz beharrend, den er schon lange in sich verarbeitet hatte. Daß er für den letzten Augenblick etwas mir bis jetzt noch Unbekanntes in Bereitschaft hielt, hatte er mir selbst genügend angedeutet, ich las es aber auch in seinem Gesicht, das nie die gewaltsame Spannung, in der sich seine Seele befand, so sprechend wiedergespiegelt, wie in diesen letzten Tagen.

Endlich war der Tag der Abreise gekommen. Der Prinz hatte am Morgen desselben eine Menge Besuche zu empfangen, die ihm viel Zeit fortnahmen; sodann ließ ihn die Fürstin zu sich bitten und endlich erschien die Prinzessin, wünschte mit ihrem geliebten Bruder noch eine längere Unterredung und hielt ihn so bis spät am Nachmittag fest, wo dann der Fürst seinen Sohn in Anspruch nahm und ihm seine letzten väterlichen Ermahnungen ertheilte. So war der Abend gekommen und der Prinz hatte keine Stunde Zeit gehabt, seinen Abschiedsbesuch im Waldhause abzustatten, und da schließlich noch bei der Fürstin eine kleine vertraute Gesellschaft eingeladen war, um des Prinzen Anblick bis zum letzten Augenblick zu genießen, so war, wie mir schien, gar keine Aussicht vorhanden, den Weg nach dem Habichtswalde anzutreten.

Indessen hatte ich bei dieser Annahme nicht den festen Willen und den zähen Unternehmungsgeist des Prinzen in Rechnung gebracht. Als am späten Nachmittag seine Mutter ihn eben aus ihrem Cabinet entlassen hatte, trat er bei mir ein, der ich eben von meiner Mutter gekommen war, um ihr mein letztes Lebewohl zu sagen.

»Kurt,« sagte er rasch und entschieden, »man webt mich hier in ein Spinnennetz ein, so fein und doch so stark, daß man mich damit sicher zu halten glaubt. Die guten Leute! So viel Liebe haben sie nie an mich verschwendet, als in diesen letzten Tagen. Bei Gott! man muß sich von den Menschen trennen, um von ihnen geschätzt und geliebt zu werden. Aber sie haben noch

einen andren Grund als ihre Liebe und sind doch so wenig schlau, mir denselben durch allerhand spitzfindige Andeutungen nicht klar genug zu verrathen. So wollen wir ihnen denn ein Schnippchen schlagen, das sie sicher nicht voraussehen. Reite also so schnell wie möglich zu Waldstein, grüße ihn von mir und bitte ihn, heute Nacht mit Elsbeth nicht eher zu Bett zu gehen, als bis ich bei ihm gewesen bin und sollte er mich bis Tagesanbruch erwarten müssen. Ich habe Wichtiges mit ihm zu besprechen und das soll in dieser Nacht geschehn, wozu ich Dich zu meinem Zeugen einlade. Willst Du das ausrichten?«

Kaum hatte ich ihm das Versprechen gegeben, Alles pünktlich zu besorgen, so trat der Fürst ein und nahm seinen Sohn in Anspruch. Ich dagegen begab mich in den Stall, ließ mir mein Pferd satteln und setzte mich auf. Als ich aus der Stallthür abreiten wollte, trat mir gleichsam zufällig Herr Beau entgegen, nahm tief den Hut ab und blieb gerade vor meinem Pferde stehen, so daß ich es anhalten mußte.

»Also morgen geht es fort, Herr Flemming?« fragte er mit gleißnerischer Miene. »Ja, ja, es ist ein großes Unternehmen, was Sie vorhaben, und doch möchte man Sie beneiden. Sie werden der am weitesten gereiste Mann in diesem Lande sein und eine Autorität ganz eigener Art werden.«

»Sie vergessen den Prinzen!« sagte ich gelangweilt und zog den Zügel meines Pferdes an, das über den Störenfried fort wollte.

»Wollen Sie noch zum letzten Mal ein Rittchen machen?« wandte er plötzlich das Gespräch, indem er eine ungeheure Neugierde blicken ließ, das Ziel desselben zu errathen.

»Wenn Sie mich nicht daran hindern und mir meine beste Zeit nehmen, die nur kurz gemessen ist, so will ich reiten,« entgegnete ich kalt und griff an meinen Hut.

»Um Vergebung, ich wußte nicht, daß Sie es so eilig hatten. Leben Sie wohl – o, ich sehe Sie noch heute Abend, hoffe ich.«

»Wie es Ihnen beliebt!« rief ich und drückte meinem Pferde die Schenkel an, um rasch den frei gelassenen Raum zu benutzen und den Schloßberg, hinunter zu traben, worauf ich die Vorsicht gebrauchte, nicht den gewöhnlichen Weg nach dem Walde zu wählen, sondern erst am Flusse entlang zu reiten und dann eine weiterab gelegene Brücke zu benutzen, die mich auf einem Umwege ebenfalls an mein Ziel führte, was aber bei der Schnelligkeit meines Pferdes von gar keiner Bedeutung war.

Als ich im stärksten Galopp vor Waldstein's Thür sprengte, kam sowohl der Förster wie Elsbeth daraus hervorgeeilt. Beide ahnten etwas Unheilvolles; als sie aber mein heiteres Gesicht sahen, aus dem ich jede Regung von Sorge zu verbannen suchte, beruhigten sie sich, ließen mein Pferd bei Seite führen und traten mit mir in das Unterhaus ein.

Hier entledigte ich mich ohne Umschweife meines Auftrags, ohne irgend eine nähere Andeutung der Sachlage hinzuzufügen; dennoch bedeckte sich Elsbeth's liebliches Gesicht mit einer ungewohnten Blässe und auch Waldstein konnte ein gewisses Mißtrauen und Unbehagen nicht verbergen.

»Es ist gut,« sagte er, »wir werden gehorchen und den Prinzen bis Tagesanbruch erwarten, aber ich bedaure, daß er zu so ungewöhnlicher Zeit unterwegs sein muß, und denke mir daher alle Verhältnisse noch viel schlimmer als bisher.«

»Sie sind besser als sie je gewesen sind, das können Sie mir glauben.«

»Tritt er denn wirklich eine so große Reise an, wie man sagt?« unterbrach mich die schwerathmende Elsbeth.

»Das darf ich nicht verrathen, Elsbeth; jedenfalls will er Ihnen das selber sagen, sonst würde er mir einen Auftrag dazu gegeben haben.«

»Und wir werden nichts zu befürchten haben?« fragte wieder der Förster.

»Nein, Waldstein, dafür stehe ich. Nun lassen Sie mich aber wieder aufsitzen, ich habe heute noch viel zu thun und der Prinz erwartet mich rasch zurück.«

Die Zurückbleibenden blickten sich wieder ängstlich an, ich beruhigte sie noch einmal, drückte ihnen die Hand und schwang mich in den Sattel, um auf demselben Wege wieder das Schloß zu erreichen, auf dem ich fortgeritten war.

Als ich vor der Stallthür eintraf und mein Pferd an Turner abgab, warf mir dieser treue Diener einen sonderbaren Blick zu. »Was giebt's?« fragte ich; »ist in meiner Abwesenheit etwas vorgefallen?«

»Nachher, Herr Flemming, ich komme zu Ihnen. Ja, es ist etwas im Gange und der Herr Secretair steckt wie gewöhnlich dahinter.«

»Herr Beau? Was ist es denn?«

»Jetzt nicht, jetzt nicht, ich komme zu Ihnen, sobald ich nur weiß, daß ich Sie eine Minute sprechen kann. Darf ich Sie vielleicht von der Tafel abrufen lassen, falls es nöthig würde? Ich habe schon zum Prinzen gehen wollen, aber er ist bei Sr. Durchlaucht und won Niemanden zu erhaschen.«

»Laß mich abrufen, von wo und wann es ist, falls es Noth thut; aber mach' es nicht auffällig.«

»Nicht im Geringsten. Wissen Sie was? Ich werde den Lakai Walther beauftragen, sich Ihnen gegenüber bei Tische aufzustellen und mit der Hand an das Kinn zu fassen; das soll das Zeichen sein, daß der beste Augenblick da ist.«

»Gut,« sagte ich, über den diplomatischen Reitknecht lächelnd. »Das mag das Beste sein. Hast Du schon Befehle vom Prinzen empfangen, die drei Pferde heute Nacht in Bereitschaft zu halten?«

»O, schon heute Morgen. Das ist Alles besorgt und ich werde nicht auf mich warten lassen. Aber eben diesen Nachtritt betrifft meine Mittheilung – still, da kommt Herr Beau wieder.«

Ich verließ den Stall und als ich aus der Thür trat, kam mir abermals Herr Beau entgegen, was um so auffallender war, als er sich sonst sehr wenig um die Stallangelegenheiten zu bekümmern pflegte. Daß also etwas ganz Absonderliches im Werke sei, war mir einleuchtend genug, und sah sich mir nun die heuchlerische Miene des ehemaligen Turnlehrers an, der, wie es mir schien, nur unsere Abreise erwartete, um sich bei Hofe noch eine Stufe höher emporzuschwingen, so mußte in mir nothwendig der Verdacht aufsteigen, daß es auf irgend einen Schurkenstreich gegen uns abgesehen sei, so lange wir uns noch unten der Oberhoheit des Fürsten von W*** befänden.

Der edle Herr wollte mich abermals in ein Gespräch ziehen, indem er mich fragte, wie mir der Ritt bei der Hitze bekommen sei, aber ich schnitt jede Unterhaltung kurz ab, indem ich Geschäfte vorschützte, und sogleich nach meinem Zimmer ging, um mich zu den bevorstehenden Abendgesellschaft anzukleiden, zu der ich von Seiten der Fürstin diesmal mit einer Einladung beehrt worden war.

Als ich bald darauf, es mochte etwa halb Neun sein, in den Salon der Fürstin eintrat, fand ich die kleine aber auserlesene Gesellschaft schon vollständig versammelt, auch der Prinz war schon da und unterhielt sich mit seiner Schwester angelegentlich in einem kleinen Erker, wie sie das alte Schloß fast in jedem größeren Zimmer aufzuweisen hatte. Ich brauchte nur einen Blick auf ihn zu

werfen, um von ihm verstanden zu werden, daß sein Auftrag ausgeführt und Alles in bester Ordnung sei. Er wurde sichtbar viel heiterer dadurch und überließ sich nun ganz ungestört den Unterhaltungen, die jetzt von allen Seiten auf ihn einstürmten, denn selbst diejenigen Damen und Herren, die ihn früher dem Fürsten zu Liebe auf das Schonungsloseste vernachlässigt, umringten ihn jetzt mit Eifer, da sie ein ähnliches Verhalten von ihrem Herrn beobachten sahen. Jeder wollte noch ein Wort von ihm hören, mit ihm reden, und er selbst sagte mir scherzend am nächsten Morgen, als wir W*** schon längst hinter uns hatten, daß er nie populärer am Hofe seines Vaters gewesen sei, als in dem Augenblick, wo er demselben fast für immer den Rücken gekehrt habe.

Ich will von den interessanten Gesprächen, die an diesem Abend im Salon der Fürstin vorfielen, und selbst von dem, womit die schöne Prinzessin mich persönlich beehrte, nichts erwähnen; das Ereigniß, welches nach demselben vorfiel, wird des Lesers Interesse mehr in Anspruch nehmen und so will ich nur noch bemerken, daß während der Tafel, nach Turner's Vorschlag, der aufwartende Lakai Walther sich mir gegenüber aufstellte und so diplomatisch genau die von seinem Busenfreunde angegebene Geberde ausführte, daß ich sie ohne allen Zweifel als den mir geltenden Wink betrachten mußte und bald darauf, als hätte mich ein plötzliches Nasenbluten befallen, aufstand und in das Vorzimmer trat.

Hier erwartete mich Walther schon und: »Er ist in Ihrem Zimmer!« flüsternd, begab er sich wieder in den Speisesaal zurück.

»Was giebt's, Turner?« fragte ich, sobald ich mein Zimmer erreicht hatte. »Geschwind, ich habe keine Zeit und muß wieder zur Tafel zurück.«

»Herr Flemming,« sagte er, »ich habe unsere Pferde schon an die verabredete Stelle gebracht und bin sicher, daß sie Niemand daselbst vermuthen wird. Aber – es ist noch *ein* Pferd gesattelt und zwar des Fürsten kleine Vollblutstute, und ich möchte eine Wette eingehen, daß sie diesmal Herr Beau besteigen will.«

»Offenbar also vermuthet man unsern späten Ritt und Herr Beau macht abermals den Spion?«

»Ungefähr so wird es wohl sein – was soll ich dabei thun?«

»Nichts. Ich werde es dem Prinzen sagen, bevor wir zu Pferde steigen. Er mag entscheiden. Geh jetzt auf Deinen Posten; ich denke, kurz nach Elf werden wir abreiten können.«

Als ich in den Speisesaal zurückkehrte, war man nahe daran, die Tafel aufzuheben. Sonst war es Gebrauch, daß die Gäste gleich nach diesem Act sich entfernten, heute blieben sie noch eine Weile zusammen, und wie auf einen gemeinsamen Antrieb versammelte sich Alles um den Prinzen, der diesen Abend eine Menge herrlicher Toaste auf sein Wohl und glückliche Heimkehr hatte hören müssen.

Da trat der Fürst in die Mitte des Kreises, faßte des Sohnes Hand und hielt ihm eine kurze aber bündige Abschiedsrede. Als er fertig war, schloß er ihn in die Arme. Schluchzend nahte sich jetzt die Fürstin, dann die Prinzessin, die sich ungestüm an die Brust des Bruders warf und heiße Thränen vergoß, was uns Alle in große Rührung versetzte.

»Ruhig, Hildegard, ruhig!« sagte besänftigend der Prinz und küßte ihre schöne Stirn. »Ueberall, wohin ich gehe, bin ich in Gottes Hand, das mußt Du Dir stets vergegenwärtigen.«

»Und Du wirst mich nicht vergessen, Bruno?«

»Vergiß Du mich nur nicht, von mir hast Du das nicht zu befürchten.«

Noch viele andere und ähnliche Worte folgten, ich führe aber nur diese an, weil sie mir oft in Zukunft einfielen, als, ach! eine Schranke zwischen dem schönen Geschwisterpaare errichtet war, von der sich damals kein Einziger von Allen, die Zeuge dieser Scene waren, etwas träumen ließ.

Endlich gelangten auch die anderen Abschiednehmenden an die Reihe, ihre süßesten Worte zu lispeln, und der Augenblick der Trennung war gekommen. Noch einmal stand der Prinz, hoch aufgerichtet in seiner ganzen Größe, vor den fürstlichen Eltern, ließ über sie, über Hildegard, über alle Anwesenden einen raschen Blick laufen, dann verbeugte er sich tief, drehte sich um und – war den Blicken der Versammelten entschwunden. Schon am

nächsten Morgen, noch lange bevor die anwesenden Damen und Herren ihr Lager verlassen hatten, war er unterwegs, um in Jahren erst zu ihnen zurückzukehren und den zweiten Schritt zu der Entwicklung des Drama's zu thun, dessen ersten er noch in dieser Nacht auszuführen fest entschlossen war.

Als wir unser Zimmer erreicht, warf der Prinz mit einer beinahe unwilligen Ungeduld Alles von sich, was ihn an das höfische Wesen seines Vaters erinnerte. »Rasch,« rief er mir zu, »rasch, Kurt, die Hofkleider bei Seite geworfen und unsre Reisekleider angethan, wir werden diese Nacht wohl nicht mehr in den fürstlichen Betten schlafen.« Und als er dabei war, diesen Vorsatz auszuführen, erschien sein Kammerdiener, der uns nebst Turner auf der Reise begleiten sollte, packte die letzten Gegenstände ein und meldete, daß Alles in Ordnung, daß der Fürst und die Fürstin in ihre Zimmer gegangen seien und daß Punkt fünf Uhr am nächsten Morgen die Wagen vorfahren würden, um die Reisenden in Empfang zu nehmen.

»Es ist gut. So. Ich gehe noch aus, Heinrich, und wenn Jemand fragt, ob ich schlafen gegangen, so bejahst Du es – verstanden?«

»Vollkommen, gnädigster Herr!«

»Du brauchst meine Rückkehr nicht zu erwarten und kannst zu Bett gehen. Ich werde die Schlüssel mit mir nehmen.« –

Ich hielt den Moment für geeignet, dem Prinzen Turner's Beobachtung mitzutheilen. Er hörte mich ruhig an, als ich aber fertig war, athmete er tief auf und machte eine drohende Bewegung mit der Hand.

»Der Schurke!« rief er. »Also bis zum letzten Augenblicke ein Spion! Nun gut, bis jetzt habe ich seine Niederträchtigkeiten geduldig ertragen, kommt er mir aber heute Nacht in den Weg, so schlage ich ihn ohne Weiteres nieder.«

»Du wirst doch zuletzt nicht noch eine Gewaltthat üben wollen?« sagte ich lebhaft. »Sie nützt uns nichts und kann die Gegenpartei nur noch mehr erbittern.«

»Wie? Du räthst mir, daß ich mir von einer solchen gemeinen Creatur soll Fallen stellen lassen?«

»Er handelt nicht allein im eigenen Interesse so, er ist und bleibt immer nur – leider! – der Agent Deines Vaters.«

»Das ist gleichgültig. Er ist und bleibt ein schlechtes Subject, das für guten Lohn schlimme Streiche ausführt und besonders einen Kitzel daran empfindet, wenn er mir schaden kann. Nein, heute bekommt er sein Theil, wenn ich ihn fasse, und kein Mensch auf der Welt soll für ihn um Gnade bitten.«

Ich schwieg, weil ich wußte, daß alle Widerrede unnütz war. Der Prinz war warm geworden und in solchem Zustande war es gefährlich, seinen Groll noch mehr zu reizen.

Endlich waren wir fertig. »Nun, Kurt,« rief der Prinz wieder freudig und gefaßt, »nun sind wir mit diesem Act

des höfischen Drama's zu Ende gekommen und ein anderer beginnt. Nun folgt noch *ein* Act, ein Hauptact in der Heimat, dann fliegen wir mit Windeseile der Fremde zu. Diesen letzten sollst Du mir nun vollbringen helfen; ich habe ihn ganz allein vorbereitet, um des Erfolges sicher zu sein. Wohlan denn, laß uns gehen. Das Wetter ist günstig, Herz und Seele beherrschen wir, und wenn Gott kein Erdbeben schickt, werden wir ja wohl zum Ziele gelangen. Vorwärts!«

Wir traten auf den Corridor hinaus, verschlossen das Zimmer des Prinzen und stiegen, von Niemanden belauscht, auf den weichen Teppichen, die den Boden des Corridors und der Treppe bedeckten, zum Hofe hinab. Mit einem Nachschlüssel hatte der Prinz bald eine kleine Seitenpforte geöffnet, vor der keine Schildwache stand, und nun schlugen wir beflügelten Schrittes den Weg nach der untersten Terrasse des Schloßberges ein, wo uns in einem dichten Gebüsch, in dem die Gartenarbeiter im Sommer ihre Gerätschaften aufbewahrten, Turner mit den Pferden erwartete, die wir bestiegen und langsam derselben Brücke zuritten, über die ich auch an diesem Morgen meinen Weg genommen hatte.

Turner meldete, daß er noch keinen Menschen auf unserer Spur bemerkt habe und so setzten wir schweigend und voller Erwartung der kommenden Dinge, wie ich wenigstens von mir behaupten muß, unsern Ritt fort.

Es war eine herrliche Julinacht. Der Mond stand im ersten Viertel, blieb aber von Zeit zu Zeit hinter leichtem Gewölk verborgen. Kein Laut unterbrach die Stille

der Nacht, nur das Hufgeräusch und das Schnauben unserer Pferde ließ sich von Zeit zu Zeit vernehmen. Milde war die Luft und vollkommen windstill; eine durchsichtige Dämmerung umgab uns; außerhalb jenes leichten Gewölks schimmerten ringsum die Sterne am tiefblauen Himmel und beleuchteten hinreichend den Weg, dessen Spuren zu folgen selbst die dunkelste Nacht uns keine Schwierigkeiten geboten hätte, so genau kannten wir ihn.

Als wir über das bergige Tafelland fortgeritten waren und den Habichtswald erreichten, der meilenweit das bairische Häuschen umgab, mußten wir auf den eigentlichen Weg einlenken, der als der kürzeste über die erste Brücke am Fuße des Schloßberges nach dem Waldhause führte. An dem Punkte, wo beide Wege zusammenliefen, hielten wir einen Augenblick an und horchten nach der Richtung des Flusses zurück. Alles war still. Schon wollten wir uns dem Walde zuwenden, als Turner plötzlich vom Pferde sprang und sich auf die Erde warf. Als er wieder aufstand, sagte er: »Ich glaube mich nicht zu irren: eben hat ein Reiter die Brücke passirt, ich konnte es deutlich hören, als ich auf dem Boden lag.«

»Laßt uns langsam in den Wald hinein reiten,« sagte der Prinz. »Sind wir erst im dichten Gebüsch, so wollen wir das Weitere überlegen. Ha! Sollte es wirklich der Schuft Beau sein, der meinem Vater morgen zum Frühstück die Nachricht bringen will, daß ich dem Waldstein noch einen Nachtbesuch abgestattet habe?«

»Wenn es Dein Vater aber selber wäre?« warf sie leicht und rasch hin.

Der Prinz dachte einen Augenblick nach. »Halt!« sagte er, »darüber muß ich Gewißheit haben. Ich will den schönen Schritt meines Lebens, den ich jetzt vor mir habe, nicht mit der kleinsten Unruhe im Herzen beginnen. Bisher war Alles in mir klar und licht und ich mag keinen Schatten auf diese Freudennacht fallen lassen. Reitet Ihr Beide langsam dem Waldhause zu und ich selbst werde Euch bis zum nächsten Seitenwege begleiten. Dort weiche ich von Euch ab, jage auf dem kürzesten Nebenwege zurück und komme so dem Spion, wer es auch sei, in den Rücken. Habe ich ihn einmal vor mir, so kann er mir nicht entweichen, mein Pferd ist das schnellste im Stalle meines Vaters, und so treibe ich ihn Euch entgegen, worauf wir ihn in unsere Mitte nehmen. Ist es Beau, so will ich ihm eine Lehre geben, die er Zeit Lebens nicht vergessen soll. Sollte er Euch auf irgend eine Weise entschlüpfen wollen, sobald er sich gefangen sieht, so haltet ihn fest, bis ich komme, und ich werde das Gleiche thun, wenn er mir in die Fänge geräth.«

Wie er gesagt, so geschah es. Der Prinz lenkte in den nächsten rückwärts führenden Seitenweg ein und galoppte dann der Brücke zu, auf diese Weise denselben Weg, den er verlassen, im Rücken des uns nachfolgenden Reiters wieder erreichend. Ich dagegen ritt mit Turner ruhig weiter, wobei wir unsre Ohren aufmerksam nach hinten wendeten, um jedes Geräusch, welches wir in Kurzem erwarten konnten, rechtzeitig aufzufangen.

Als wir so schweigend fortritten, klopfte mir das Herz laut in der Brust. Das geheimnißvolle Unternehmen dieses Abends fing mit einer unangenehmen Störung an, und man konnte nicht voraussehen, wie es enden würde. Turner, der blindlings des Prinzen Befehlen folgte und ihm wie mir mit der aufopferndsten Treue ergeben war, ging es wahrscheinlich eben so. Er ritt nur wenige Schritte hinter mir, hielt aber alle Augenblicke sein Pferd an, um besser lauschen zu können. Endlich, vielleicht nach Verlauf einer Viertelstunde, die mir jedoch unendlich lang wurde, weil ich mich nach der Entwicklung des Ganzen sehnte, hielt Turner noch einmal still, kam dann dicht an mich heran und flüsterte: »Jetzt, Herr Flemming, ist der Prinz hinter ihm. Halten wir einen Augenblick still, er muß bald mit ihm zusammentreffen und dies hier wäre der einzige Weg, auf dem der nächtliche Reiter seitwärts entschlüpfen könnte.«

So hielt ich denn still und wir drehten unsre Pferde herum, denn bald darauf hatte der Prinz den vor ihm trabenden Reiter eingeholt und jetzt sprach er mit ihm. Als Bruno, wie er nachher erzählte, dicht hinter demselben war, hielt er überrascht sein wieherndes Pferd an, das seine Stallnachbarn erkannt haben mochte, denn er konnte sich wahrscheinlich nicht gut erklären, wie noch ein Reiter hinter ihm herkam, da wir Drei seiner Meinung nach weit vor ihm voraus sein mußten. Als der Prinz dicht an seine Seite gelangte, beugte er sich zu ihm und fand unsern Verdacht bestätigt: es war wirklich Herr Beau, der Spion.

»Ah,« sagte der Prinz, »Sie sind es, mein Herr? Ich wünsche Ihnen einen guten Abend. Was reiten Sie denn noch so spät im Walde? Haben Sie Geschäfte oder gehen Sie auf die Jagd? was mich wundern würde, da die Zeit dazu längst vorüber ist.«

Herr Beau, der den Prinzen ebenfalls auf der Stelle erkannt hatte, zitterte wie Espenlaub. Diesmal war er mitten auf einem seiner falschen Wege überlistet und ertappt, und leider! war heute kein Entrinnen möglich. »Gnädigster Herr,« stotterte er in höchster Verlegenheit, »ich mache einen kleinen Spazierritt.«

»In so später Nacht? Ei, das trifft sich herrlich, wir haben zufällig heute eine ähnliche Neigung. Wohlan denn, so schließen Sie sich uns an, kommen Sie!«

In diesem Augenblick trafen sie Beide mit uns zusammen. Der Prinz war so höflich, mir Herrn Beau vorzustellen. Auf sein Geheiß mußte ich, da der Weg für drei Reiter nicht breit genug war, voranreiten; mir folgte der Prinz mit seinem Gefangenen und Beiden schloß sich Turner dicht an.

Gewiß hätte Herr Beau in dieser sehr unerwarteten Begleitung seinem Herzen gern Luft gemacht, allein die Zunge klebte ihm am Gaumen, denn es lag im Tone, mit dem der Prinz vorher gesprochen, und jetzt in seinem hartnäckigen Schweigen eine gefährliche Drohung, die den heimtückischen Feigling, da er sah, daß es Mann gegen Mann ging, ungemein unbehaglich stimmte. Endlich erreichten wir das bairische Häuschen, nachdem Mitternacht schon vorüber war. Wir ritten bis an den Rand der

Lichtung, dann stiegen wir Alle ab, nachdem der Prinz Herrn Beau den bestimmten Befehl dazu mit strenger Stimme ertheilt hatte. Turner nahm uns die Pferde ab, band sie an einige Bäume und erhielt die Anweisung, uns hier zu erwarten und sich die Zeit nicht lang werden zu lassen.

»Jetzt folgen Sie mir, mein Herr!« sagte der Prinz zu Herrn Beau, und dieser ging zwischen uns wie ein Sünder zwischen seinen Henkern dem Waldhause zu. Aber nicht nach der Hausthür wandte sich der Prinz, vielmehr schlug er einen schmalen Pfad zur linken Hand ein, wo die Wirthschaftsgebäude und Ställe der Försterei lagen. Hier angelangt, zögerte er nicht lange, dem Delinquenten seine längst verdiente Strafe kundzuthun.

»Mein Herr,« sagte er mit der ruhigsten Stimme, indem er leise aber sehr verständlich sprach, »ich kenne Sie, das heißt, ich weiß, was Sie werth sind, und ich muß zu meinem Bedauern gestehn, daß dieser Werth nur ein sehr geringer ist. Seit Jahren sind Sie gegen mich und meinen Freund ohne allen stichhaltigen Grund als hinterlistiger, heuchelnder und betrügerischer Spion aufgetreten. Auf tausend verschiedenen Wegen haben Sie mich belauert, um mich zu verdächtigen und sich dadurch liebes Kind bei dem übelberathenen Fürsten, meinem Vater, zu machen, der Sie leider benutzt, wie man ein Stück Thon oder Gyps benutzt, um irgend eine beliebige Form daraus zu kneten. Still – Sie reden heute kein Wort – eine Verteidigung giebt es nicht mehr für Sie, es giebt nur noch eine Strafe. Die Manier, die Sie anwandten, um mich bei

den Meinigen und andern einfältigen und leichtgläubigen Menschen anzuschwärzen, kenne ich, denn ich habe die traurige Ehre, Ihr Schüler zu sein. Früher waren Sie mein Meister, jetzt bin ich der Ihrige. Sie sonen das sogleich empfinden. Sie waren neugierig, warum ich diesen Weg so spät eingeschlagen, nicht wahr? Gut, ich will diese Neugierde befriedigen. Morgen können Sie, es im Schlosse Jedermann erzählen, ich gebe Ihnen meine Erlaubniß dazu. Ich kam hierher, um mich mit guten und mir sehr lieben Menschen zu unterhalten, da ich bei Tage keine Zeit dazu fand. Ich kam also zu Meinesgleichen. Sie – Sie sehen, ich bin nicht neugierig, *Ihre* Absichten von Ihnen zu erfahren, sondern ich kenne sie – Sie kamen ohne Zweifel hierher, um mit *Ihresgleichen* eine nächtliche Stunde harmlos zu kosen. Dieser Wunsch soll Ihnen in Erfüllung gehen. Leben Sie wohl, bis wir von unsrer Reise zurückkehren, dann wollen wir sehen, wer von uns Beiden am meisten gelernt und den größten Vortheil daraus gezogen hat. Nur noch *ein* Wort richte ich an Sie. Wenn Sie diese Nacht einen einzigen Laut von sich geben, so komme ich selbst und züchtige Sie mit der ersten besten Hundepeitsche. Schlafen Sie wohl und wehe Ihnen, wenn Sie sich morgen vor acht Uhr im Schlosse blicken lassen.«

Bei diesen Worten packte er ihn am Kragen und schleppte ihn gewaltsam, ohne mehr als einen schwachen Widerstand zu finden, den nur die Furcht vor der noch unbekanntem Strafe dem Bösewicht eingab, nach der Thür des Schweinekobens. Hier schloß er dieselbe

mit dem Schlüssel auf, der, wie allen Bewohnern der Försterei bekannt war, in der Nähe an einem verborgenen Orte hing. Dann Herrn Beau einen Stoß gebend, daß er mitten unter die grunzenden Bewohner desselben flog, rief er ihm eine gute Nacht zu, schloß die Thür wieder und hing den Schlüssel an den dazu bestimmten Ort.

»So,« sagte er dann lächelnd zu mir, »diesen Spion hätten wir stumm und blind gemacht, er wird nichts ausplaudern von dem, was er gesehn und erlebt hat, verlaß Dich darauf. Jetzt aber, jetzt – o Kurt, wie schlägt mein Herz vor entzückender Freude – jetzt ist eine Stunde meines Lebens gekommen, die ich lange mit Sehnen und Bangen herbeigewünscht. Sie ist da! So komm denn und sei Zeuge von Allem, was ich rede und thue, und wenn ich einst im Geringsten von meinen heutigen Versprechungen abweiche, so sollst Du das Recht haben, mich einen Schurken zu nennen und zu behandeln, wie ich *den* da eben behandelt habe.«

Als der Prinz diese Worte mit einer unnachahmlichen Ruhe und Würde gesprochen, so daß ich, von dem Ernst ergriffen, den ich jetzt vor meinen Augen sich entwickeln sah, in eine feierliche Stimmung gerieth, faßte er meinen Arm und leitete mich zur Thür des Waldhauses. In des Försters Stube brannte noch Licht, wenigstens schimmerte es matt hinter den verschlossenen Leiden hervor. Er pochte an. »Waldstein,« rief er, »ich bin es, der Sie zu besuchen versprochen hat, öffnen Sie und heißen Sie uns bei sich willkommen!«

Kaum hatte er diesen Ruf hören lassen, so fielen die Riegel des kleinen Thores von Innen, die Thür that sich auf und der Förster, ein Licht in der Hand haltend, trat uns entgegen, wobei ich sogleich annahm, daß er ängstlich, bleich und erwartungsvoll aussah. Auch der Prinz bemerkte es auf der Stelle und suchte ihn zu beruhigen, was ihm jedoch für's Erste nicht gelang, denn Waldstein sowohl wie seine Tochter mochten ahnen, daß eine wichtige Stunde ihres Lebens gekommen sei, und so gingen sie mit Spannung und klopfenden Herzen derselben entgegen.

Als der Prinz sich nun zu dem Zimmer des Försters wandte, hielt ihn dieser einen Augenblick auf und, mit der Hand nach dem oberen Stockwerk deutend, sagte er: »Wollen Ew. Durchlaucht nicht in Ihre Zimmer hinaufgehen? Es ist Alles zu Ihrer Aufnahme bereit.«

»Nein, Waldstein,« antwortete er mit ungewöhnlichem Nachdruck, »ich habe in den Fürstengemächern da oben heute nichts zu thun. Ich bin Euretwegen gekommen und so laßt mich auch in Euer Zimmer treten.«

Der Förster stieß rasch die Thür auf und der Prinz eilte mit hastigem Schritt hinein. Unmittelbar hinter ihm folgte ich. Bei unserm Eintreten sahen wir Elsbeth mit purpurnen Wangen und fliegendem Athem vor uns stehen. Sie versuchte in den Gruß für den Prinzen ein Lächeln zu mischen, aber es gelang ihr nicht, denn die Wallung und Spannung ihres Innern waren stärker als ihr Wille.

»Guten Abend, meine liebe, gute Elsbeth,« sagte der Prinz und streckte ihr wie gewöhnlich beide Hände entgegen. »O verzeih, daß ich Dich heute so lange vom Schlafe abhalte, aber glaube mir, ich konnte nicht anders, und Du selbst wirst mir das später zugestehen. Jetzt aber, mein liebes Mädchen, erfülle mir eine Bitte. Geh in Dein eigenes Zimmer und horche nicht an der Thür. Was ich mit Deinem Vater zunächst zu sprechen habe, soll Dir kein Geheimniß bleiben, aber ich möchte nicht, daß Du es gleich jetzt hörst. Sobald ich Deiner bedarf, werde ich Dich rufen oder mit Deines Vaters Erlaubniß zu Dir kommen. Jetzt geh und vor allen Dingen ängstige Dich nicht.«

Sich vor ihm verneigend, ihn aber dabei nicht anschauend und nur einen forschenden Blick auf meine gleichfalls erwartungsvolle Miene werfend, verließ sie das Zimmer, ohne daß wir einen Schritt von ihr vernommen hätten.

So waren wir drei Männer denn in dem netten kleinen Zimmer des Försters allein. Weiße Gardinen schmückten es; Möbel von Nußbaumholz, schimmernd in ihrer sauberen Politur, erhoben sich an den Wänden. Vor einem niedlichen Sopha stand ein ovaler Tisch mit einem bunten Teppich bedeckt, auf dem die Arbeit liegen geblieben war, die bis um Mitternacht Elsbeth's fleißige Hände beschäftigt hatte. An den Wänden hingen die Portraits der fürstlichen Familie; über einem hübschen Nähtisch aber,

einem Sessel gegenüber, den Elsbeth gewöhnlich bei Tage einnahm, wenn sie allein war, hing des Prinzen Oelbild, ein Geschenk Bruno's an den Förster selber, um dessen goldenen Rahmen ein Kranz von vertrockneten Rosen geschlungen war, der noch vom letzten Geburtstage herrührte, den das Urbild dieses Portraits im vorigen Jahre gefeiert hatte.

Nachdem der Prinz einen raschen Blick in dem traulichen Zimmer hatte umherlaufen lassen, rückte er mit eigener Hand dem Förster einen Stuhl hin. »Setzen Sie sich, Waldstein, und auch Du nimm Platz, Kurt, Ihr sollt mich Beide recht in Ruhe anhören.« Als wir nun unsre Stühle eingenommen, setzte er sich rasch selbst am Tische nieder, stützte den linken Arm darauf und sagte mit anfangs ruhiger, allmählig aber sich belebender und zuletzt einen ungemein warmen Ton annehmender Stimme:

»Waldstein! Wir kennen uns nun schon vierundzwanzig Jahre, nicht wahr? Und immer sind wir gute Freunde gewesen müssen Sie mir das nicht zugestehn? Nun sehen Sie! Ich bin nun heute in einer wichtigen Angelegenheit zu Ihnen gekommen und hoffe es nicht vergebens gethan zu haben. Oder wollen Sie keinen Vertrag abschließen, für's Erste noch weitere vierundzwanzig Jahre in Frieden und Freundschaft mit mir zu leben?«

»O gewiß, wie gern, gnädigster Herr!«

»Lassen Sie den gnädigen Herrn bei Seite, Waldstein, und sehen Sie mir heute nicht wie ein Diener, sondern wie ein Freund in's Auge. So. O, Sie können immer noch

freundlicher blicken. Doch nun hören Sie mich weiter an. Auf meiner Eltern Wunsch und weil ich selbst einsehe, daß es von Vortheil für uns Alle sein wird, bin ich im Begriff, eine lange und weite Reise anzutreten und wenn ich meinen Fuß von Ihrem Hause fortsetze, wird es nur in der Absicht geschehn, in den Wagen zu steigen und diese Reise zu beginnen.«

»Also wirklich!« brachte der Förster beinahe stammelnd hervor und schlug wehmüthig staunend die Hände zusammen.

»Ja, und auf mehrere Jahre müssen wir von einander Abschied nehmen.«

»Auf mehrere Jahre! O Gott, dann sehe ich vielleicht den gnädigen Prinzen heute zum letzten Mal!«

»Das hoffe ich nicht, Waldstein, doch das steht allerdings in Gottes Hand. Mein Wunsch wenigstens geht dahin, daß wir uns fröhlich und gesund wiedersehen und wir wollen dann recht innig und herzlich mit einander leben, noch viel inniger und herzlicher als bisher. Seht, Waldstein, Ihr habt mir von jeher viel Neigung bewiesen, das ist wahr, aber ich bin darin auch nicht hinter Euch zurückgeblieben und ich will Euch sogar meine Neigung heute noch viel ernstlicher beweisen, wenn Ihr Vertrauen zu mir habt, daß ich es ehrlich mit Euch meine.«

»O, gnädigster Herr, wie sollte ich nicht!«

»Laßt mich ruhig ausreden, Waldstein, Euch bleibt nachher noch Viel zu sagen übrig. Seht, da ich von Euch

gehe, möchte ich mich gern dankbar gegen Euch beweisen, und glücklicher Weise bin ich in der Lage dazu. Sollte Euch daher in meiner Abwesenheit etwas Uebles begegnen, sei es von Wem es sei, und sollte Euch möglicher Weise die Ungunst meines Vaters bedrohen, so lege ich diesen Brief in Eure Hand, den Ihr nur an seine Adresse abzusenden braucht, um Euch allsogleich geholfen zu sehen. Der edle Mann, an den dieser Brief gerichtet ist, mein Pathe, der Fürst von Adersbach in Böhmen, ist von *allen* meinen Unternehmungen unterrichtet und billigt sie. Versteht Ihr mich? Zu ihm gehet mit Eurer Tochter, wenn es Euch hier mißfallen sollte, und er wird Euch in Schutz nehmen gegen eine ganze Welt.«

»Aber was sollte mir hier Uebles begegnen, gnädigster Herr?«

»Wer kann es wissen! Doch nun gehe ich zur Hauptsache über, die mich eigentlich in dieser Nacht zu Euch geführt hat.«

Hier hielt der Prinz inne und schöpfte tief Athem. Ich war in heftigster Spannung und lauschte, vorwärts gebeugt, auf jede neue Sylbe, die über seine Lippen kam.

»Waldstein,« fuhr er fort, »Ihr habt mich bisher immer nur als den Erbprinzen von W*** bei Euch empfangen und mir die Ehren erwiesen, die demselben von Rechtswegen gebühren, aber nun – heute habe ich den Prinzen im Schlosse zu W*** gelassen und bin als einfacher Mensch und Mann zu Euch gekommen, um Euch zu fragen, wie ich Euch als solcher gefalle?«

»Gnädigster Herr! Ich verstehe Sie nicht.«

»Ihr sollt mich sehr bald verstehen, mein guter Waldstein. Wißt Ihr noch, daß ich Euch vor wenigen Wochen einen Ring für Eure Tochter gab – wie, wißt Ihr es noch?«

»Ja wohl, ja, wohl, ich weiß es noch!« stammelte der Förster, der schon lange vor Aufregung auf seinem Stuhle hin und her rückte, jetzt aber beinahe zu taumeln anfing.

»Nun seht Ihr, den Ring gabt Ihr Eurer Tochter und sie steckte ihn auf meine Bitte an ihre Hand. Wißt Ihr, was das bedeutete, Mann?«

»Nein, nein, Herr, ich weiß es nicht, so wahr ein Gott im Himmel lebt, wenigstens nicht, was es in *diesem* Falle bedeuten sollte.«

»Dann sollt Ihr es jetzt erfahren. In Gegenwart dieses meines Zeugen und in Gegenwart Gottes sage ich es Euch. Der Ring, als ihn Eure Tochter an ihre und ich einen ähnlichen, diesen hier, an meine Hand steckte, bedeutete – unsere stillschweigende Verlobung, jetzt aber, Waldstein, jetzt bin ich zu Euch gekommen, um mir laut und verständlich die Hand Eurer Tochter auszubitten, zum Beweise, daß Ihr mir vertraut wie der besten Menschen Einem – wie?«

Ich sprang vor Schrecken vom Stuhle auf. Denn wenn ich von dieser nächtlichen Unterhaltung auch Bedeutendes erwartet hatte, das, was ich jetzt sich entwickeln sah, war mir nie, nicht einmal wie ein mährchenhafter Traum, in den Sinn gekommen. Auch der Förster wollte aufspringen, aber ein tödlicher Schreck lähmte seine Glieder und er blieb sprachlos und mit weitaufgerissenen Augen vor

dem Prinzen sitzen, der ruhig und gelassen, als spräche er das einfachste Wort aus, fortfuhr:

»Ja, so ist es und Du wunderst Dich auch, Kurt, über mein seltsames Beginnen. Aber wisset, meine Freunde, Alles was ich heute thue und was später daraus folgen wird, ist lange und reiflich bei mir überlegt, und ich kann wohl sagen, daß bittere Tage und Nächte über mein Haupt gegangen sind, ehe dieser Entschluß klar und unwiderruflich vor meiner Seele gestanden hat. Nun, Waldstein, nun sprecht – nehmt Ihr mich als Eidam an?«

»Gerechter Gott, Herr,« rief der Förster in höchster Beklemmung und erhob sich langsam und feierlich. »Wie ist das nur möglich, wie kann ich ein so etwas Unbegreifliches begreifen – ich, ein einfacher Waldmann, und Sie ein Prinz, Erbe eines Fürsten, ein hoher Herr von untadlicher Abkunft –«

»Still, Waldstein, still, das ist Alles nichts – ich habe es in Gedanken schon lange bei Seite gelegt. Hier ist blos die Frage – wollt Ihr mich zum Eidam oder wollt Ihr mich nicht?«

Der Förster blickte nicht mehr den Prinzen – er blickte mich fragend und mit keuchender Brust an, als wolle er sich bei mir Raths erholen. Ich selbst ließ meine Augen im vollsten Staunen auf dem Prinzen ruhen. Im ersten Augenblick hatte ich gedacht, er rede irre, jetzt aber, da ich ihn so ruhig, so männlich, mit so freier, edler Stirn und so klar leuchtenden Augen vor mir stehen sah, traten mir plötzlich wie eine Vision sein ganzes früheres Leben, seine Ansichten, sein feuerfester Charakter und alle seine

Kämpfe gegen das Herkömmliche am Hofe seines Vaters vor die Seele, und unläugbar erkannte ich, daß es ihm Ernst sei mit Dem was er sagte, und daß er Elsbeth gegenüber, schon lange die Handlung begonnen habe, die ich ihn jetzt in der Stunde der Trennung von seiner Heimat vollenden sah. So nickte ich denn dem Förster meine Ueberzeugung zu, daß er den Prinzen beim Worte nehmen solle und daß ich der Meinung sei, er könne ihm vollen Glauben und volles Vertrauen schenken.

»Nun, Waldstein,« fuhr der Prinz fort, »Ihr zaudert lange, einen Prinzen zum Schwiegersohne anzunehmen.«

»Herr Gott, mein Prinz, wie kann ich denn! Darf ich die Verantwortung auf mich nehmen, die schwer auf die Schultern Dessen fallen wird, der sich zuerst mit der Meldung des Vorgefallenen vor den Fürsten wagt?«

»Diese Meldung wird Euch eben so wenig zufallen wie die Verantwortung davon Euch drücken wird. Dafür laßt mich sorgen, ich nehme Alles auf mich und der rechte Zeitpunkt wird sich finden lassen, wenn ich von meiner Reise wiedergekehrt bin. Das Einzige nur, was ich von Euch verlange, ist, während meiner Abwesenheit über den heutigen Vorgang ein vollständiges Schweigen zu beobachten. Nur dann, wenn Ihr schweigt, wird Euch nicht die geringste Verantwortung treffen.«

»Guter Gott, ja, schweigen will ich schon, aber – aber – ich kann es noch nicht begreifen – Ihre Aussichten, Ihre Hoffnungen, gnädigster Prinz, sollen denn die alle so auf einen Wurf und blos aus Liebe zu einem so einfachen Mädchen zu Grunde gehen?«

»In und mit mir geht nichts zu Grunde, Waldstein, was der Mühe der Erhaltung werth ist. Meine Aussichten und Hoffnungen auf den kleinen Thron meines Vaters habe ich längst bei Seite gelegt, denn ein Mensch im reinsten und schönsten Sinne des Worts zu sein, wonach ich allein strebe, ist mir erst dann möglich, wenn ich aufhöre, ein Fürst zu sein, das heißt ein Fürst, wie alle jene ihn haben wollen und darstellen, von denen ich jetzt das Fürstenhandwerk gehandhabt sehe. So wißt Ihr denn, was ich von Euch will und womit Ihr mich glücklich machen könnt. Erlaubt Ihr mir jetzt, daß ich in jenes Zimmer zu Eurer Tochter gehe, die, ich weiß es, mich liebt, ohne zu ahnen, wie innig und lange auch ich sie geliebt, und daß ich von ihr das Versprechen verlange, mir einst, wenn die Erfahrung bewiesen hat, daß ich meinen Willen und meine Entschlüsse auszuführen im Stande bin, ihre Hand zu reichen?«

»In Gottes Namen, ja, gehen Sie!« schluchzte der Förster und fiel mir, von seinen Gefühlen übermannt, in die Arme.

Der Prinz glitt leise wie ein Schatten durch das Zimmer und trat in die bezeichnete Thür ein. Als sie sich aber hinter ihm schloß, standen wir Beide da, uns gegenseitig anstarrend, keines Wortes mächtig und nur im innersten Herzen fühlend, daß wir eine bedeutungsvolle Lebensstunde *hinter* uns und – eine bedeutungsvollere vielleicht noch *vor* uns hatten.

Als der Prinz, bisher so fest in der Ausführung seiner längst gefaßten Entschlüsse und so unbeirrt auf sein heutiges Ziel losgehend, in das kleine, noch nie gesehene Zimmer Elsbeth's trat, klopfte ihm das Herz und sein Muth, wie er mir später selbst gestand, hatte eine neue und kaum erwartete Probe zu bestehen. Was war es nur, was ihn in diesem kleinen duftigen Raume, in dem überall die pünktlichste Ordnung und die zierlichste Sauberkeit herrschte, mit einem so eigenthümlichen Zagen und Bangen ergriff und ihn in eine feierliche Stimmung versetzte? Ja, hier fühlte der Prinz erst recht die sittliche Obergewalt, die in einer reinen, keuschen, unangetasteten Seele zu wohnen pflegt, eine Obergewalt, die ihm nie so klar zum Bewußtsein gekommen war, wenn er die glänzenden Gemächer der Damen des Hofes betreten oder nur von ferne betrachtet hatte. Hatte er jemals Elsbeth geliebt, hier in dem kleinen geweihten Raume ihres täglichen Aufenthalts lernte er sie als eine sittliche Größe erkennen, die einen um so größeren Eindruck auf ihn hervorbringen mußte, da er ein edler, reiner, sittlicher Mann und Liebender war. –

Sobald die Thür hinter ihm zugefallen und er nun sein blitzendes Auge in dem Zimmer des jungen Mädchens umherschweifen ließ, das noch nie ein anderer Mann als ihr Vater erblickt oder gar betreten hatte, blieb der Prinz beinahe zaghaft stehen und schaute sich, wie von einem ätherischen Duft berauscht, behutsam rings um. Ganz vorn am Fenster, auf einem Stuhle zusammengekauert, damit sie recht weit vom Zimmer des Vaters entfernt sei,

um kein Wort von dem Gespräche zu vernehmen, dessen Anhörung ihr der Prinz untersagt hatte, saß Elsbeth, tausendfache Angst im Herzen bekämpfend, denn eine nicht zu überhörende Stimme in ihrem Innern mochte ihr wohl zuraunen, daß es sich jetzt da vorn unter den drei Männern um das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens handle. Als sie aber nun den Prinzen allein eintreten und an der Thür stillstehen sah, zitterte sie so heftig, daß sie kaum im Stande war, sich zu erheben, wozu sie doch die immer gegen ihn an den Tag gelegte Ehrerbietung zwang. Erst als sie seine in diesem Augenblick so sanfte und gütige Stimme hörte, erstarkte sie sichtbar, erhob sich völlig und trat ihm einige Schritte entgegen, was ihm selbst wieder Muth machte, auch seinerseits sich ihr zu nähern.

»Elsbeth,« sagte er langsam und feierlich, »ich komme so eben von Deinem Vater, dem ich gesagt habe, daß ich im Begriff stehe, eine jahrelange Reise anzutreten –«

»Wie?« unterbrach sie ihn, ein lebhaftes Erstaunen verathend, »eine *jahrelange* Reise?«

»Ja, Kind, thut Dir das leid?«

Statt aller Antwort brach Elsbeth in Thränen aus.

»Du weinst?« fuhr er fort. »O warum weinst Du?«

»Ich kann es nicht sagen, denn ich weiß es selber nicht.«

»So will *ich* es Dir sagen. Höre mich an, Elsbeth. Sieh mir einmal in's Auge, recht tief, recht freundlich, wie Du es so oft als Kind gethan, wenn wir zusammen im Walde herumliefen und die Rehe fütterten – so; – weißt Du nun,

warum Du weinst, da Du hörst, daß ich Dich auf lange Zeit verlassen will? Weil Du – weil Du mich lieb hast und mich nicht gern scheiden siehst.«

»Gnädigster Herr!« fuhr Elsbeth auf und hielt schnell die weißen Hände vor die überfließenden Augen, um die brennende Gluth möglichst zu bedecken, die ihr aus dem Herzen nach dem Kopfe schoß.

»Ach, laß den gnädigen Herrn jetzt bei Seite, ich höre das nicht gern von Dir. Und nun will ich Dir noch etwas Anderes sagen, Elsbeth, was ich auch schon Deinem Vater gesagt. Sieh einmal den Ring da an, den ich Dir durch Deinen Vater geschickt, und sieh hier den meinen daneben – weißt Du, *warum* ich ihn Dir schickte – und noch dazu durch Deinen Vater? – Du sprichst nicht, wie? O, es wird Dir wohl schwer, darüber zu sprechen, nun, dann will ich es thun. Ich habe ihn Dir geschickt, weil ich Dich dadurch – zu meiner Braut machen wollte!«

»Gott im Himmel!« schluchzte Elsbeth und fiel wie ohnmächtig auf einen neben ihr stehenden Stuhl.

»Wie!« rief der Prinz mit neuem Muthe. »So erschrickst Du davor? Du, ein sonst so starkes Mädchen? Nein, überlaß das den schwächlichen Damen bei Hofe – sei Du anders, sei Du meine muthige, wackere, standhafte Elsbeth. Steh auf, reich' mir die Hand – die andere auch – so; – möchtest Du denn nicht meine Braut sein? Ich dachte doch, Du möchtest es –«

»O ja,« drang es flüsternd über ihre Lippen, »ich möchte es wohl, aber ich kann, ich darf es nicht, denn ich bin ein armes Mädchen und Sie – sind ein Prinz.«

»Ich bin ein Prinz, ja, und der bleibe ich auch. Du aber, meinst Du, seiest arm, wenn ich Dich liebe? O! Glaubst Du, daß ich alle meine Reichthümer für mich allein besäße, daß mein Weib, – Du, meine Elsbeth, – nicht daran Theil hätte?«

Elsbeth hob rasch und stolz das Auge auf und schaute den sanft aber eindringlich Redenden liebeselig und fest an. »So sprechen Sie,« sagte sie langsam, »aber Ihr Vater – wie spricht der?«

»Mein Vater wird allerdings erst in unsre Verbindung willigen, wenn er dazu gezwungen wird, und ich werde ihn dazu zwingen, verlaß Dich darauf! Dein Vater aber und Gott da Oben – sind Dir die nicht genug, wenn sie unsre Liebe segnen? O Elsbeth, willst Du mich ruhelos, gefühllos, unglücklich durch dieses lange Leben gehen sehen, soll ich immer allein sein, wenn mein einziger Wunsch, Dich neben mir zu haben, nicht erfüllt wird? Sieh, mein Mädchen, die schwächlichen gezierten Puppen, die sich so eitel putzen, um schön und lebenswürdig zu scheinen, die Damen am Hofe meines Vaters und anderwärts – die liebe ich nicht, die mag ich nicht leiden, ich will allein ein braves, deutsches, ehrliches, reines Weib für mich; und ein solches – bist Du. Dich habe ich schon als Knabe, als Jüngling geliebt und Dich liebe ich – ich sage nicht vergöttere ich, wie es Mode ist – Dich liebe ich wahrhaft, wie es der rechte ächte Mann mit dem rechten ächten Weibe soll. Sieh, Elsbeth, ich spreche nicht davon, was ich Dir bieten kann, um Dein Leben sonzig und freundlich zu gestalten, denn das ist bei Dir nicht

nöthig, Du liebst mich allein meiner selbst wegen und alles Uebrige hat bei Dir nur einen untergeordneten Werth. Doch halt – Du denkst vielleicht, ich kann oder will Dich zur Fürstin von W*** machen?«

»Um Gotteswillen nicht, das würde mich mehr ängstigen als befriedigen!«

»Nun, siehst Du, das will ich und kann ich auch nicht, denn ich selbst werde mein Recht auf die Nachfolge meines Vaters aus der Hand geben, aber der Fürst von Adersbach, der bin und bleibe ich, und den Rang der Gemahlin dieses von aller Welt unabhängigen Fürsten werde ich Dir verschaffen, wenn Dir nicht an einem höheren Titel gelegen ist.«

»Nein, nein, an keinem Titel ist mir gelegen, als an dem –«

»Nun, an welchem? Sag' es, meine Elsbeth!«

»Ihr Weib zu sein, Bruno!«

»Ah,« rief er frohlockend und zog sie schon an den Händen zu sich hin. »Jetzt bricht erst Deine wahre Natur durch – so ist es und so soll es auch sein. Und nun siehst Du mich auch ganz anders an, so, wie ich es immer gewünscht. Darf ich jetzt meinen Arm um Deinen Nacken legen – darf ich Dich an mich drücken – Deine Lippen berühren? O Elsbeth – was ist das für ein göttlicher Augenblick! O, wie lange haben wir uns schon geliebt und haben doch nie ein einziges Wort darüber ausgetauscht!«

»Dafür wollen wir es künftig um so häufiger thun.«

»Ja, Du hast Recht. Doch nun, Elsbeth, dürfen wir nicht länger allein bleiben. Dies Glück war nur kurz, aber wir

werden es künftig länger ausdehnen. Da drinnen sind noch zwei edle Herzen, die nehmen Theil an unserm Glück, und nur wenige Zeit haben wir hier noch übrig, dann müssen wir uns trennen.«

»Auf Jahre?«

»Ja, wohl auf drei Jahre, es geht nicht anders. Nach diesen drei Jahren aber, Elsbeth, trennt uns nichts mehr –«

»Nichts mehr?«

»Gar nichts, mein Wort als Mann und Fürst darauf! Doch dafür laß mich sorgen.«

Mit diesen Worten öffnete der Prinz die Thür und führte die bebende Elsbeth, deren Weinen in ein wonniges Lächeln übergegangen war, ihrem Vater und mir zu, indem er sagte: »Da habt Ihr sie! Jetzt ist sie meine Braut und einst wird sie mein Weib sein!«

Noch etwas länger als eine Stunde blieben wir zusammen. Alles was für Waldstein und Elsbeth Werth haben konnte, wurde ihnen vom Prinzen über seine Verhältnisse mitgetheilt. Der Förster empfing verschiedene Adressen, wohin er seine Briefe zu richten hatte, und für den Nothfall Wechsel auf bedeutende Geldsummen; alles Uebrige wurde dem späteren Briefwechsel vorbehalten, der, wie es der Prinz im Stillen mit meiner Mutter verabredet, ohne daß sie mir ein Wort darüber gesagt, durch diese besorgt werden sollte.

Endlich aber war der Augenblick der Trennung gekommen. Ich stand mit dem Förster bereits vor der Thür, wo der neue Tag längst angebrochen war. Noch war zwar die Sonne hinter den Bäumen nicht zum Vorschein gekommen, aber das rosige Licht des jungen Tages brach schon durch die Zweige herein und die Tausende von Vögeln auf denselben zwitscherten uns ihr Morgenlied entgegen. Da trat endlich auch der Prinz zu uns heraus, nachdem er den letzten Kuß auf die liebliche Wange Elsbeth's gehaucht, drückte dem Förster herzlich die Hand und gebot ihm in's Haus zurückzutreten und die Thür zu schließen, da er nicht wollte, daß die Diener des Forsthauses ihn um diese Zeit weggehen sähen.

Hastig eilten wir über den thauigen Rasen dem Rande der Lichtung zu, wo wir die angebundenen Pferde grasend, Turner aber mit dem Rücken an einen Baum gelehnt in sitzender Stellung auf dem Boden eingeschlafen vorfanden. Erst als wir ihm nahe kamen, erwachte er und sprang auf die Füße.

»Soll es fortgehen, Durchlaucht?« fragte er.

»Ohne Säumen, geschwind, Turner – gieb mir den Zügel.«

»Aber ist Herr Beau nicht da – was soll ich mit der Vollblutstute machen?«

Ueber die dunkle Wange des Prinzen flog ein blitzartiges Lächeln. »Nimm sie mit nach Hause,« sagte er rasch. »Herr Beau kann zu Fuße gehen, wenn er ausgeschlafen hat. Das Pferd ist zu gut für den schlechten Mann. Nun vorwärts, in Gottes Namen!«

Seinem Pferde die Sporen eindruckend, flog er voran und bald war ich an seiner Seite, während Turner mit den beiden Pferden etwas langsamer folgte.

Erst tief im Walde ritten wir gemächlicher fort; unsre Uhren hatten uns belehrt, daß wir noch Zeit genug übrig hatten, um vor der festgesetzten Stunde der Abreise zu Hause zu sein,

»Kurt,« fing der Prinz leise zu mir zu sprechen an, »jetzt erst kann ich Dir sagen, daß ich mich ruhig und glücklich fühle, denn mein Jahre lang überlegter Vorsatz ist ausgeführt. Ich habe einen großen Schritt im Leben vorwärts gethan. Ich habe allen überflüssigen Tand und Flitter von mir geworfen und nun die Aussicht vor mir, einst wie ein Mensch leben zu dürfen, das heißt glücklich zu sein wie andere Menschen. Glaube mir, ich habe mich redlich geprüft, ob ich dazu geboren sei, als Fürst über viele Menschen zu gebieten und sie zu lenken, wie es Gebrauch und Sitte bei den Fürsten ist. O ja, ich besitze wohl die Eigenschaften, Menschen glücklich und frei zu machen, aber nicht, wie es heut' zu Tage geschieht, sie an einem rauhen Zügel zu zerren und zu quälen und ihnen das bischen Lebensgut zu verkümmern, was ihnen nach Erfüllung aller ihrer tausendfachen Mühen und Pflichten übrig geblieben ist. Darf ich also einst mein freigewähltes Weib nicht neben mich auf einen Thronessel nach meiner Art setzen, so steige ich lieber zu ihr hinab und lebe in selbstgewählter Zurückgezogenheit als freier Mann, statt

daß ich hier als Schaupuppe agirte, die an tausend verborgenen Fäden gelenkt wird und an eben so verborgenen und verworrenen tausend Fäden Andere wiederlenken soll.«

»Das mag Alles recht gut sein,« erwiderte ich, da er schwieg, wahrscheinlich um meine Antwort zu erwarten, »aber hast Du auch bedacht, welche Revolution die Folgen Deines heutigen Werkes im Schooße Deiner Familie, ja im ganzen Lande hervorrufen werden?«

»Alles, Alles, mein Freund, und viel umständlicher als Du denkst. Nur *eine* Person von Allen liegt mir dabei schwer auf dem Herzen. Meine Schwester ist die Einzige, die, wie mir scheint, eine Art von Ahnung von meinem heutigen Unternehmen hegt, und ich glaube kaum, daß sie mir je dasselbe verzeihen wird. Wenigstens werden Jahre verstreichen, ehe ich sie mir versöhnen werde, denn ich kenne ihre Ansichten über diesen Punkt. Allein was thut's? Lieber ein paar Jahre Groll und Zorn von Seiten meiner Schwester ertragen, als ein ganzes Leben in Elend und Noth verbringen, – und elend wäre ich, wie ich nun einmal bin, als Fürst von W*** geworden, wenn ich das Glück der Liebe dabei hätte entbehren sollen, das mir Elsbeth allein gewähren kann.«

Bald nachdem er diese Worte gesprochen, die ich nur mit stillen Gedanken beantworten, kamen wir an der Stelle an, wo wir vor einigen Stunden unsre Pferde bestiegen hatten. Wir überließen sie Turner, um sie vorsichtig in den Stall zu führen, und begaben uns zu Fuße nach dem Schlosse, wo wir die Wagen schon gepackt vor dem

Thore stehen fanden, denn es war bereits fünf Uhr und eine halbe Stunde später wurden die Postpferde erwartet, die uns der Heimat entführen sollten.

Kurze Zeit nachdem wir unsre Zimmer betreten, fand sich Herr von Transfeld bei uns ein, den keine Ahnung beschlich, daß wir die Nacht außer dem Hause verbracht hatten. Endlich kamen auch die Postpferde und wurden angespannt. Turner war der Letzte, der sich einstellte und seinen Platz auf dem Bocke des prinzlichen Wagens einnahm. Der Prinz stieg mit Herrn von Transfeld in einen Wagen, ich mit den beiden Cavalieren, die uns bis Stockholm das Geleit geben sollten, in den andern. Von den Schloßbewohnern standen nur fast sämmtliche Diener um uns her, um noch einmal Abschied zu nehmen, die Uebrigen schliefen noch in süßer Ruhe, als endlich das Posthorn erklang und wir im scharfen Trabe den Schloßberg hinunter der Stadt zuflogen, durch die wir unsern Weg nehmen mußten, um nach dem Norden zu gelangen.

SECHSTES KAPITEL. DER BLITZ SCHLÄGT ENDLICH EIN.

In Stettin trafen wir wieder mit den vorausgereisten schwedischen Cavalieren zusammen und schifften uns mit ihnen auf einem Postschiff nach Stockholm ein. In Stockholm wurden wir sowohl bei Hofe wie in den Häusern der vornehmsten Männer auf das Herzlichste empfangen und in allen Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen auf das Angemessenste unterstützt. Diese nahmen aber beinahe noch vier Wochen in Anspruch

und während dieser Zeit fanden sich allmählig die meisten Personen zusammen, die an der Expedition Theil nehmen sollten. Gelehrte, namentlich Naturforscher, Aerzte, Techniker und Industrielle waren darunter, und so sahen wir einer eben so belehrenden wie angenehmen Unterhaltungen entgegen. Endlich am 2. August 1834, nachdem wir von allen neuen schwedischen Bekannten und den beiden heimischen Kammerherren Abschied genommen, begaben wir uns an Bord der zur Expedition herrlich ausgerüsteten Fregatte Walkyre und stachen bald darauf in See, zunächst die Küsten von England erstrebend, um daselbst noch einige Mitreisende in Empfang zu nehmen.

Von England aus begann nun die Fahrt, deren Beschreibung seitdem nicht allein von mir selbst, sondern auch von vielen anderen Mitreisenden wissenschaftlich, romantisch und industriell ausgebeutet und dem größeren Publicum übergeben worden ist und die ich deshalb hier in ihren Einzelheiten dem Leser nicht noch einmal vor Augen führen will. Nur soviel erwähne ich, daß wir an verschiedenen Küstenpunkten Amerika's, sowohl auf der Ost- wie auf der Westseite landeten, viele Expeditionen tief in's Land hinein vornahmen und dann über den stillen Ocean nach China segelten, von da nach Ostindien gingen, dort etwa ein halbes Jahr im innern Lande zubrachten, sodann Australien an verschiedenen Punkten berührten und endlich um das Cap der guten Hoffnung nach drittehhalbjähriger Abwesenheit Europa wieder zu Angesicht bekamen. Der Prinz hatte die Absicht, mit allen

seinen Begleitern nach Constantinopel zu gehen und erst von dort über Griechenland und Italien nach der Heimat zurückzukehren. Zu diesem Besuche verabschiedeten wir uns in Lissabon von der Walkyre und dampften auf einem englischen Schiffe nach dem Bosphorus, von wo aus wir Kleinasien bereisten und endlich, müde und matt vom vielen Sehen, Athen besuchten, schließlich aber nach Neapel segelten, um von da aus in langsamen Tagereisen nach Rom aufzubrechen, wo wir durch die Fürsorge des vaterländischen Gesandten ein eben so stattlich wie behaglich eingerichtetes Quartier vorfanden.

Auf dieser unermesslich langen und vielfach durch seltsame Vorfälle ausgezeichneten Reise hatten wir zwar manche Gefahren zu bestehen, aber glücklich und ohne Menschenverlust, mit Ausnahme des Grafen Oxenstierna, der schon in China seinem Lungenleiden erlag, und zwei Matrosen, die am Fieber starben, trafen wir in Europa wieder ein. Die allgemeine Ausbeute war ungeheuer, aber auch die persönliche ließ nichts zu wünschen übrig. Unsre verschiedenen Sammlungen und meine Skizzen und Bemerkungen nahmen einen so großen Raum ein, daß ich sie von Rom aus in einer besonderen Verpackung nach Adersbach absenden mußte, wohin wir uns von Italien aus zunächst begeben wollten. Als junge und in der Welt ziemlich unerfahrene Männer hatten wir unser Vaterland verlassen, – geistig gereift und in vielen Dingen unterrichtet kehrten wir wieder zurück. Wir machten dabei persönlich die schon oft ausgesprochene Bemerkung, daß nichts in der Welt so sehr den Charakter

eines Menschen festigt, seine Lebensanschauungen reinigt, sein Herz weich und doch stark macht und seinen Geist stählt, als eine so große, durch aller Welt Länder und Meere führende Reise. Schon das Meer an und für sich mit seinen wunderbaren und großartigen Erscheinungen bildet, hebt und läutert die Menschenbrust, so daß ich mit Freuden und aus reicher Erfahrung gewissermaßen den Satz unterschreiben will, daß, wer das Meer noch nicht gesehn, in der That fast gar nichts gesehen hat.

Namentlich was meine eigene Person betrifft, so betrat ich, wie mich selbst bedünken wollte, das feste Land von Europa wieder als ein völlig veränderter und fast neugeborener Mensch. In meinen Empfindungen zwar derselbe geblieben, war mein Verstand gereift, reiche Erfahrungen hatten meinen Geist gebildet, meine Anschauungen erweitert, und ich mußte selbst lächeln, wenn ich daran dachte, wie früher kleinliche Lebensereignisse mein Blut so oft in Wallung hatten bringen können. Das lag nun Alles hinter mir; mit seltener Gemüthsruhe blickte ich vor mich in das uns erwartende kleine Leben hinein, und was auch kommen mochte, ich konnte mir sagen, daß ich es mit einer Ergebung tragen würde, die mir früher nicht in solchem Grade zu Gebote gestanden, obgleich ich nie zu den leicht erregbaren und bei jeder Gelegenheit Feuer fangenden Naturen gehört hatte.

Der Prinz war im Ganzen innerlich weniger verändert als ich; sein Charakter, von jeher fest ausgeprägt und in bestimmter Gränzen sich bewegend, war nur noch fester

und unbeugsamer geworden. Erhabener Anschauungen voll, den Werth des einzelnen Menschen noch viel höher achtend als früher, war er jetzt durchdrungen von der unabweislichen Pflicht, für das Wohl dieser Menschen zu sorgen, und da es ihm nicht gestattet war, diese schöne Pflicht über einen großen Kreis auszudehnen, wollte er wenigstens Diejenigen beglücken, mit denen ihn das Schicksal in nächste Berührung gebracht hatte. Namentlich aber waren seine Neigungen dieselben geblieben, nur hatten sie sich noch tiefer in seine Seele gegraben, und was seine Abneigungen betrifft, so waren sie gegen gewisse Menschen wohl geringer geworden, nur gegen den Tand und Schein der Welt stämmten sie sich riesiger und gewaltiger an denn je. So kehrte er, was sein längst entworfenes Vorhaben in Bezug auf sein Erbtheil und seine Verbindung mit Waldstein's Tochter betraf, viel entschiedener und entschlossener zurück, als er vor drei Jahren von Hause fortgegangen war.

Ein einziger Uebelstand hatte uns auf unserer Reise lange und heftig gepeinigt, und das war das Ausbleiben der an verschiedenen Punkten der Erde erwarteten Briefe aus der Heimat. Vergebens stellten wir eifrige Nachforschungen nach ihnen an, nur ein oder zwei Mal waren wir so glücklich, einige Nachrichten vorzufinden, aber leider nicht die, welche wir vorzugsweise ersehnt hatten; immer waren es nebensächliche Dinge, die uns der Zufall in die Hände führte, und erst in Rom händigte uns unser Gesandter eine Anzahl von Briefen ein, die bestimmte Aufklärungen über die heimatlichen Verhältnisse gaben,

aber leider, wie dies sehr oft in der Welt geht, mit mancher Freude auch manches Herzeleid brachten.

Mit einem sehr natürlichen Eifer suchte der Prinz zunächst nach einem Briefe von der Hand seiner Geliebten und er fand ihn endlich unter einem Couvert, dessen Adresse die Schriftzüge meiner Mutter trug. Allein er rührte nicht aus den letzten Monaten her und war schon am Ende des vorigen Jahres geschrieben. Dennoch gab er uns genügenden Aufschluß über einige in der Heimat vorgefallene Ereignisse. Der Prinz theilte mir schon während des ersten Lesens einige Stellen mit, und ich hebe daraus Einiges hervor, um den Leser ebenfalls mit dem Inhalte bekannt zu machen. Elsbeth wollte nur Angenehmes und Erfreuliches schreiben, wie man dem Briefe augenscheinlich anmerkte, aber dennoch brach hie und da eine sehr natürliche Unruhe und Beängstigung vor der sonst so sehnlichst erwarteten Rückkehr des Prinzen hervor.

»Ist es denn wahr oder nur möglich,« schrieb sie, »daß in wenigen Monaten meine brennendsten Wünsche in Erfüllung gehen und ich den Mann wiedersehen soll, der mir eine ganz neue Anschauung aller bestehenden Dinge erschlossen, der mein Leben durch einen einzigen Hauch seines Mundes umgewandelt und mir eine Zukunft heraufgezaubert hat, die ich mir selbst in meinen seligsten Träumen niemals habe vorstellen können? Ja, er kommt, und wenn ich ihn wiedersehe, ihn wieder an mein, vor ungewohntem Glück immer noch zagendes Herz drücke, werde ich ihn, das weiß ich bestimmt, unverändert in

seinen Gefühlen gegen mich vorfinden, wie ich ja auch im Innern vollkommen unverändert bin. Aber ach! wenn er erst da ist, was ist mit ihm nicht noch Alles da! Eine neue Sorge, eine neue Angst vor Ereignissen, die ich mir alle Tage als unausbleiblich vorstelle und die alle Tage vor meinen Augen, vor meiner Seele in's Abenteuerliche wachsen. O Bruno, was wird Dein Vater, Deine Mutter zu Dir sagen, wenn Du vor sie trittst und mich ihnen als Dein erkornes Weib bezeichnest? Es ist vergeblich, daß ich mir sage: warte es geduldig ab; er, der so Vieles vermag, der so viele Banden und Fesseln zu sprengen versteht, die schmerzlich drücken, wird auch diese Banden lösen und diese Fesseln abstreifen – immer wieder ergreift mich ein namenloses Weh bei dem Gedanken, daß er selbst, der mir so ungeheuer Viel zum Opfer brachte, ein Opfer seines Edelmuths, seiner Entsagung, seiner Liebe werden könnte. Doch ich will nicht mehr klagen, da ich an ihn denke; habe ich doch Frühling und Sommer, Herbst und Winter ohne ihn kommen und schwinden sehen und hat mich doch die Hoffnung, die ich auf ihn setzte, über Zeit und Raum hinweggetragen, so daß nun endlich die gesegnete Stunde naht, wo ich wieder in sein Auge blicken und den Druck seiner männlichen Hand fühlen kann.

»In unsrer Nähe, mein Bruno, hat sich nichts verändert. Niemand hat unsre Ruhe außer in der gewöhnlichen Art unterbrochen, Niemand hat uns das geringste Leid zu thun versucht. Der Fürst ist nur selten und stets nur mit einem großen Gefolge hier gewesen, so daß ich ihn gar

nicht gesprochen habe. Gegen den Vater ist er noch immer freundlich, aber jedesmal sehr wortkarg gewesen. Das Geheimniß, welches uns verbindet, ist also wohl bewahrt geblieben und wer hätte es auch verrathen sollen? Herr Beau, den unsre Leute, wie ich Dir schon in meinem ersten Briefe geschrieben, am Morgen nach Eurer Abreise in einem kläglichen Zustande im Stalle fanden, hat selbst nichts von den Vorgängen im Hause gewußt und scheint sogar die Behandlung gegen Jedermann verschwiegen zu haben, die ihm von Dir widerfahren ist. Er schämte sich denn doch, offen einzugestehen, daß ihn endlich die gerechte Strafe für seine Hinterlist und Spionerie ereilt habe.

Wie lange aber werde ich noch auf Dich warten müssen? Nie habe ich andere Briefe von Dir erhalten, als die Du aus Stockholm, London und New-York an mich abgesandt hast. Und doch hast Du gewiß noch viel häufiger an mich geschrieben, denn Du versprachst es mir ja heilig und gewiß. Dir aber vertraue ich in Allem, also auch darin. Du lebst doch noch – ha! schrecklicher Gedanke! Wie kann ich daran zweifeln! Ja, Du lebst, Du kehrst wieder, sonst könnte ich ja nicht manchmal so heiter, so unaussprechlich glücklich, so hoffnungsvoll selig sein! O komm, komm bald! Wenn im nächsten Jahre die Bäume Blätter tragen, wolltest Du bestimmt hier sein, dann sind drei Jahre verflossen, und Du hältst gewiß auch darin Wort. Jetzt deckt tiefer Schnee ringsum unsre einsamen Wälder; kein Wanderer klopft an unsre Thür, nur die Rehe und Hirsche kommen in Schaaren, sich ihr Futter zu

holen, und ich sage ihnen alle Morgen: habt Geduld, ihr werdet *Ihn* auch bald wiedersehen!

Verzeih, daß ich Dich mit Rehen und Hirschen in Verbindung bringe, aber es ist mir das ein so natürlicher Gedanke, weil Du sie liebtest wie ich, und wir Beide so oft mit ihnen spielten, da wir noch Kinder waren. Jetzt bin ich ja Dein Reh – und mit mir wirst Du auch wieder spielen, nicht wahr? Aber erst mußst Du hier sein – o Gott, welcher Gedanke! Wie treibt er mir alles Blut mit Gewalt nach dem Herzen – wie schlägt es jetzt so ungestüm – doch still – still – still – noch ist er nicht da und ach! *wenn* er kommt, wird nicht allein die Freude zwischen uns sitzen, auch Sorge wird er mit sich bringen, denn Gott weiß, wie Alles sich gestalten wird, was jetzt noch der Schooß der Zukunft birgt.«

»Genug!« rief der Prinz mit glühender Stirn. »Er kommt, beruhige Dich, meine Elsbeth! Und wenn er erst da ist, soll bald alle Sorge verschwunden sein, er ist der Mann dazu, sie von Deinem Haupte zu nehmen. – So. Nun gib einmal *den* Brief da her mit dem großen schwarzen Siegel. Ha! Er ist aus Böhmen – mein Pathe ist todt!«

Und so war es. In dem großen Packet lagen noch einige Zeilen, die der Verstorbene mit letzter erlöschender Kraft an den Liebling seines Lebens geschrieben. Noch einmal hatte er ihm seinen Segen gegeben und die Schenkungsacte seiner Besitzthümer wiederholt. Die beiliegenden Schriften waren von dem Intendanten des alten Fürsten verfaßt; Er theilte darin den friedlichen Hintritt seines

Herrn mit, stellte die ganze Hinterlassenschaft desselben dem Erben anheim und bat ihn, recht bald davon Besitz zunehmen, um wieder Freude und Leben in das einsame Herrenhaus zurückzuführen.

»Also der gute alte Herr ist todt!« sagte der Prinz gedankenvoll. »Nun wohl, wir müssen Alle einmgl sterben! Ihn drückt keine Sorge und kein Schmerz mehr – das ist auch etwas werth! So bin ich denn frei, Kurt, unabhängig, mein eigener Herr! Und das ist auch etwas werth! Aber dieser Wechsel wird einen Aufenthalt in Wien kosten, ich bin nun österreichischer Unterthan geworden und muß mich meinem Kaiser vorstellen. Ha! Da habe ich gleich Gelegenheit, Elsbeth's Sache zu führen. Meine erste Bitte wird mir mein Kaiser nicht abschlagen und so kann ich meinem stolzen, Vater sagen, daß ich mich nicht mit der Tochter des Försters, sondern mit der Gräfin Waldstein vermähle. Und das ist erst recht etwas werth – nicht wahr, Kurt?« –

Ein dritter Brief, dessen ich hier Erwähnung thun will, war an mich gerichtet und von meiner Mutter geschrieben. Auch er war schwarz gesiegelt. Ich ahnte bereits seinen Inhalt, noch bevor ich ihn las. Mein Vater war gestorben, nachdem er lange gekränkelt. Man hatte ihm schon einen Nachfolger gegeben und meine Mutter stand im Begriff, nach Thüringen zu ziehen, wo ja ihr alter Vater, der damals seinen Leiden nicht erlegen war, noch immer als emeritirter Prediger in einem kleinen Orte lebte.

Diese Nachricht stimmte mich mehr ernst als traurig. Ich hatte sie lange erwartet und war also darauf vorbereitet. Mein Verlust konnte kein großer sein, da mein Vater mir innerlich nie nahe gestanden hatte und mehr mein Peiniger als mein väterlicher Anwalt gewesen war. An meine Mutter aber schrieb ich sogleich und verhiess ihr einen Besuch, sobald ich nach W*** zurückgekehrt wäre.

In allen diesen Briefen war, wie man sieht, Stoff genug zum Nachdenken enthalten, und diesem Nachdenken gaben wir uns redlich hin. Der letzte aber, den ich mittheilen will, enthielt die überraschendste Neuigkeit und diese wirkte, da sie uns ohne alle Vorbereitung traf, wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft auf uns Beide. Der Brief war vom Fürsten in W*** eigenhändig geschrieben, sehr ruhig, fast kalt und mit einer ächten diplomatischen Feinheit abgefaßt. Er theilte dem Prinzen ganz einfach und als eine sich von selbst erläuternde Sache mit, daß die Prinzessin Hildegard vor einigen Monaten in ihrem neunzehnten Jahre sich vermählt habe und zwar mit dem Fürsten von B***; die Vermählung, schrieb der Fürst ohne jede weitere väterliche Bemerkung, habe in W*** stattgefunden und viele Festlichkeiten im Gefolge gehabt. Es hätten Concerte, Bälle und Theatervorstellungen mit einander abgewechselt, man habe sich sehr amüsirt und er selbst habe mit der Fürstin schon eine Reise nach B*** angetreten und Gelegenheit gehabt, die schöne Residenz und das herrliche Land zu bewundern, in

denen Bruno's Schwester nun eine angebetete Herrscherin geworden sei.

Diese Nachricht überwältigte fast den sonst so starken Prinzen, und es dauerte lange, ehe er aus seiner starren Betäubung erwachte und ein passendes Wort für seine Gefühle finden konnte. Denn der Fürst von B*** war nicht uns allein, sondern auch in weiteren Kreisen als einer der gewaltthätigsten, ruhelosesten und von seinen Unterthanen nichts weniger als angebeteter Herrscher bekannt. Seine schon früh zum Ausbruch gekommenen jugendlichen Leidenschaften hatten alle Welt in Bewegung gesetzt, seine Regierung hatte von Anbeginn mit heftigen Aufregungen der Stadt- und Landbewohner zu kämpfen und sogar schon hülfreiche Einschreitungen von Außen nöthig gehabt. Der Fürst selbst war als großartiger Abenteurer bekannt, hatte ganz Europa mehrmals durchflogen und überall schreckliche Spuren seines willkürlichen Absolutismus hinterlassen.

»Ist es möglich!« rief der Prinz endlich mit einem bangen Seufzer. »An diesen Wolf oder Tiger – wie soll ich ihn nennen! – ist die Rose von W***, das schönste Weib, die edelste Prinzessin, die zärtlichste Taube vermählt? O Kurt, das ist ein harter Schlag für uns Alle und ich behaupte es vor Dir und vor Gott: Diese Vermählung ist nicht mit rechten Dingen zugegangen und meine arme Schwester ist ein Opfer der Politik ihres stolzen und unerbittlichen Vaters geworden. Das hätte er nicht gethan, nicht thun dürfen, wenn ich bei ihm gewesen wäre, und wohlweislich hat er meine Abwesenheit benutzt, um die

Ehre zu erringen, der Schwiegervater des mächtigen und reichen Fürsten von B*** zu werden, denn von Glück, Wohlsein des Menschen und einem friedlichen Leben haben diese Herren keinen Begriff.«

Und er stand auf, verließ rasch das Zimmer und blieb ohne einen Menschen zu sehen, stundenlang in seinem Gemache sitzen. Auch mir ging dieses Ereigniß auf eine unbeschreibliche Weise zu Herzen. Die Prinzessin stand mir von meinen Knabenjahren an stets als das Ideal aller meiner jugendlichen Träume vor der Seele; alles Erhabene, Edle, Schöne, Gute hatte in meinen Augen sich in ihr verkörpert, und meine Verehrung – Neigung konnte und durfte ich mein Gefühl ja nicht nennen – für sie war von jeher ohne Gränzen gewesen. Nun war sie also getrennt von unsrer, von meiner Heimat, für immer! Ich sollte ihr sonniges Lächeln nicht mehr sehen, ihre silbertönende Stimme nicht mehr hören – o das war bitter und schmerzlich! Nun war sie die Gemahlin, das Eigenthum eines allerdings größeren und mächtigeren Fürsten, als ihr eigener Vater sogar, aber zugleich auch das Spielwerk einer rohen und unmenschlichen Hand, die sie unmöglich so zärtlich und liebevoll zu behandeln verstand, wie sie es zu Hause von Jedermann gewohnt war. –

Gegen Abend dieses Tages kam Bruno noch einmal zu mir. Er sah verstört und auf das Höchste beunruhigt aus. »Ich kann es noch immer nicht begreifen, wie diese Verbindung möglich geworden ist!« rief er wehmüthig aus. »Aus freien Stücken *kann* sie diesen eisernen Finsterring nicht genommen haben. Es ist also wirklich nicht

mit rechten Dingen zugegangen. O mein theurer, sanfter Liebling – sie ist mir geraubt für ewig! – Und sieh,« fuhr er nach einer Pause fort, »sie selbst schreibt mir kein Wort darüber, sie ist still wie das Grab. Da werden sich schöne Dinge begeben haben und noch begeben! Warten wir es nur ab, die Zeitungsglocken werden es bald laut genug verkünden. Bei Gott, das ist eine niederschlagende Arznei für mein Glück, nein, es ist sogar Gift, und Du – Du freust Dich auch nicht darüber, wie ich sehe.«

»Wie sollte ich!« seufzte ich, von unbeschreiblichem Wehgefühl bedrückt. »Ich bin auf eine Weise betrübt, wie ich es nie gewesen bin, und kann den Gedanken nicht los werden, wie der Wolf das Lamm im Rachen –«

»Schweig still!« rief der Prinz, mit dem Fuße wüthend den Boden stampfend. »Mir stehen sonst die Haare zu Berge! Aber ich muß Aufschluß darüber haben – ich werde selbst an sie schreiben – sie fragen –«

»Thu das lieber nicht,« warf ich ihm ein. »Wenn sie nun glücklich wäre?«

»Eine Taube mit einem Geier? O Gott, nein, nein, glücklich ist sie nicht und kann sie niemals mit ihm werden!«

Der Prinz hielt seinen Vorsatz fest und schrieb die ganze Nacht hindurch einen langen, zärtlichen Brief, den er an einen zufällig in B*** ihm bekannten edlen Mann, einen Gardeofficier des Fürsten, mit der Bitte sandte, ihn nur persönlich in die Hände seiner Schwester niederzulegen, wo und wann es auch sei. Erst als dieser Brief abgesandt war, kam einige Ruhe über meinen Freund, aber es

verging eine lange Zeit, ehe ich ihn wieder lächeln sah, und erst in Böhmen, als andere freundlichere Bilder vor sein Auge traten, wurde er der alte Bruno, dessen starke Natur auch diesen bitteren Gifftropfen aus seinem Blute geworfen hatte.

In Rom hielten wir uns nicht sehr lange auf, da der Prinz es später doch noch einmal genauer zu besichtigen beschlossen hatte, und von da gingen wir über Venedig nach Wien, wo die Vorstellung vor dem Kaiser bald erfolgte, der sich gegen seinen neuen Unterthan sehr gnädig erwies und ihm auch die Bitte erfüllte, die derselbe in Betreff seiner künftigen Gemahlin vor ihm aussprach. So, von Neuem beglückt und ermethigt, setzten wir nach acht Tagen unsre Reise über Prag nach Adersbach fort und trafen dort Ende August an einem sonnigen Nachmittag ein, nachdem wir durch ein Schreiben unsre Ankunft angemeldet hatten.

Obgleich alle Diener und Zugehörigen des verstorbenen Fürsten in Trauerkleidern einhergingen, hatte man doch die Pforten des alten weitläufigen Schlosses festlich geschmückt und so zogen wir durch eine Art von Triumphbogen, von Eichenblättern und Blumen geflochten, durch das breite Portal in den neuen Besitz ein. Auf dem weiten mit Rasen bedeckten Vorhofe, den ein eisernes, mit goldenen Spitzen verziertes Gitter von der Straße abschloß, hatten sich alle Beamten des verstorbenen

Fürsten, seine Diener und die Behörden der kleinen benachbarten Stadt und Dörfer versammelt, die zum Besitze desselben gehörten, und hier fand denn die Vorstellung im Allgemeinen statt, die dann später noch genauer im Innern des Schlosses erfolgte. Alle Anwesenden waren entzückt von ihrem neuen jungen Herrn, sprachen ihre Gefühle lebhaft aus und nöthigten den Prinzen zu dem Geständniß, daß er lange keinen so glücklichen Tag als diesen verlebt habe, er hoffe aber für Alle bald noch einen glücklicheren herbeizuführen, wenn er mit seiner jungen Gemahlin seinen Einzug halten werde, um immer unter ihnen zu wohnen und mit ihnen Allen in recht nahe Verbindung zu treten.

Als die officielle Feier dieses Tages vorüber war, betrat der neue Fürst von Adersbach dieselben schönen Räume des Schlosses, die er schon früher bewohnt hatte, da er als Gast bei seinem verstorbenen Pathen verweilte. Sie waren sämmtlich im altdeutschen Style ausgeschmückt, mit herrlichen Bildwerken verziert und boten die Aussicht nach dem Park, der immer die Sehnsucht meines Freundes gewesen war, da er schöne, alte Bäume, schattige Gänge und saftigen Rasen über Alles liebte, Dinge, die er hier in verschwenderischer Fülle und unnachahmlicher Mannigfaltigkeit vorfand.

Nachdem wir am andern Tage das Schloß in allen Theilen vollständig in Augenschein genommen, ließ der Fürst den Intendanten kommen und ertheilte ihm den Befehl, die für seine Gemahlin ausgewählten Räume nach seiner Angabe mit Möbeln, seidenen Vorhängen,

Teppichen, und sonstigem Zubehör zu schmücken, gab ihm alle nöthige Vollmacht dazu und bat ungesäumt an's Werk zu gehen, da er in sehr kurzer Zeit seinen Einzug halten werde.

Mir schwindelte es vor den Augen, als ich alle diese Angaben vernahm; überall wo ich Berge und Klippen sah, schien der Prinz nur ebenen, leicht zu überwindenden Boden zu gewahren, und er that so, als ob er nur seine Gemahlin abzuholen und in den Wagen zu setzen brauche, um sie den Seinigen als ihre Gebieterin vorzustellen.

Herr von Transfeld, dem es in dem neu erworbenen Besitz außerordentlich behagte, und der bei den zu erwartenden Vorfällen in W*** plötzlich keine Sehnsucht mehr fühlte, dahin zurückzukehren und ein Zeuge derselben zu sein, bat den Prinzen, gleich hier bleiben zu dürfen, wobei er versprach, alle Anordnungen zu überwachen und für deren schleunigste Ausführung Sorge tragen zu wollen. So fuhren wir denn Beide allein, nur von Turner begleitet, endlich nach W*** ab, da der Kammerdiener des Prinzen, der uns auf der ganzen Reise begleitet hatte, in Wien krank zurückgeblieben war.

Es war der 2. September 1836, als wir die Gränze des kleinen Fürstenthums W*** überschritten, und in wenigen Stunden konnten wir auf dem Schlosse sein, wo Niemand uns an diesem Tage erwartete, da der Prinz absichtlich die Meldung seiner bevorstehenden Ankunft unterlassen hatte. Als wir auf der letzten Poststation vor W*** eintrafen, erhielt der Postillon wie vor vier Jahren, da wir von Heidelberg nach Hause zurückkehrten, den

Befehl, den Weg nach dem bairischen Häuschen zu wählen, und als wir dieselbe Waldstelle erreicht, von der wir damals zu Fuße nach dem Forsthause gewandert, stiegen wir auch diesmal aus, Turner den Befehl hinterlassend, uns auf dem Wege nach der Brücke mit dem Wagen zu erwarten.

Der Wagen fuhr im Schritt davon und war bald hinter den Bäumen verschwunden. Der Prinz schwieg; bald aber drückte er sich die Stirn mit der Hand, bald fuhr er damit nach dem Herzen, und diese Sprache war mir verständlich genug. So ging ich denn ebenfalls schweigend neben ihm her, meinen eigenen Gedanken freien Lauf lassend, wie er auch mit den seinigen that.

Plötzlich stand er still. »Kurt,« sagte er nachdenklich, »was werden wir zu sehen bekommen? Wird sie gesund sein?«

»Das gebe Gott!« rief ich und gab mir Mühe, dabei zu lächeln.

»Du lächelst,« fuhr er sehr ernst fort, »mir ist gar nicht lächerlich zu Muthe. Von meinem nächsten Schritte hängt das ganze Glück meines Lebens ab. Ich liebe Elsbeth mehr als alles Uebrige auf der Welt, und da sie mir zum Dasein nothwendig geworden ist, so könnte ich nicht leben, wenn sie mir verloren wäre.«

»Das sind seltsame Gedanken, Bruno, wenn man von einer dreijährigen Reise um die Erde zurückkehrt.«

»Aber sie liegen sehr nahe, mein Freund, wenn man nur gewinnen möchte und doch zu verlieren fürchtet.

Doch wohlan, vorwärts! der Mann muß muthig sein, wenn er einen schweren Augenblick vor sich hat –«

»Ist der Augenblick so schwer, dem Du entgegengehst?«

»Die Besorgniß macht ihn mir schwer, sonst ist er der glücklichste meines Lebens.«

»Vorwärts denn!« rief auch ich. »Doch halt! Laß mich vorangehen, um auszukundschaften, ob auch nicht Besuch in dem Hause ist, Du würdest doch nicht gern hier zuerst Deinem Vater oder einem Mitgliede des Hofes begegnen.«

Der Prinz hatte gegen meinen Vorschlag nichts einzuwenden und so näherte ich mich vorsichtig der großen Lichtung des Waldes, in deren Mitte das bairische Häuschen zwischen den schattenreichen Baumwipfeln friedlich hervorragte. Gleich der ganzen Umgebung erschien es wie ausgestorben, wenigstens bemerkte ich auf der Vorderseite nichts, was die Anwesenheit irgend eines Fremden verrathen hätte. Nach dieser Beobachtung kehrte ich wieder zu dem Prinzen zurück und schritt mit ihm nun der hinteren Seite des Hauses näher, um auch von hier aus die Umgebungen desselben einer Musterung zu unterwerfen.

Es war ein überaus warmer Septembertag und graue Regenwölkchen hatten den ganzen Tag den Himmel verschleiert und das Heraustreten der Sonne verhindert. Schon als ich zuerst allein dem Waldhäuschen näher ging, senkten sich die Wolken und ließen einen gelinden Regen auf die Blätter des Waldes niedertröpfeln. Als wir

nun aber zusammen der Rückseite des Hauses zuschritten, rauschte es stärker in den düsteren Lüften und ein kräftiger Regenschauer prasselte unaufhaltsam auf uns nieder.

»Es wird Niemand hier sein außer dem Förster,« sagte der Prinz. »Sieh, da liegt das Häuschen in seiner ganzen lieblichen Einsamkeit. Laß uns rasch darauf zugehen, sonst werden wir arg durchnäßt.«

Schon wollte ich seinem Vorschlage Folge leisten, als ich noch einen Blick auf die Galerie des Hauses warf, deren Hinterseite wir ganz übersehen konnten. In demselben Augenblick hatte der Prinz eine und dieselbe Entdeckung mit mir gemacht. Gerade als wir den Schutz des Waldes verließen und die Lichtung überschreiten wollten, trat eine Dame im hellen Sommerkleide und im schönen, dunkel um den Kopf wallenden Lockenhaar, wie es damals zu tragen Mode war, um eine Ecke des Hauses und ging, von dem weit vorspringenden Dache gegen den strömenden Regen geschützt, anscheinend auf der Galerie spazieren.

»Halt!« rief der Prinz, »das ist eine Dame vom Hofe, die Anderen sitzen gewiß im Innern – sie steht still, aber sie sieht uns nicht – sie hat eine schöne, volle und stolze Figur – wer könnte das sein?«

Ich ließ meine Blicke rasch über die Lichtung in der Nähe des Hauses umherschweifen, fand aber nicht, was ich suchte. »Diesmal irrst Du,« sagte ich lächelnd, »wo ständen die Wagen, wenn Personen vom Hofe anwesend

wären? Bei solchem trüben und Regen drohenden Himmel sind sie gewiß zu Hause geblieben.«

»Aber mein Gott, wer kann es denn sonst sein, Kurt!« rief der Prinz, »Ha, sie hat uns bemerkt – sie starrt mit verwundertem Auge uns entgegen – sollte es, könnte es –«

Weiter sprach er kein Wort. Sein scharfes Auge mußte ihm hinreichende Gewißheit gegeben haben, denn er stürzte in vollem Laufe über die Lichtung, und die Dame – einen hell durch die schwere Luft dringenden Ruf des Entzückens ausstoßend – flog auf der Galerie herum der Mündung der Treppe entgegen, die der Prinz schon hinaneilte, um gleich darauf die schöne holde Gestalt an sein überwallendes Herz zu drücken. Ja, es war Elsbeth selber, die, seit Kurzem in städtischer Kleidung einhergehend, unruhig wie in ahnungsvoller Aufregung, die Galerie umkreiste, um nach allen Seiten ihre Blicke zu entsenden, ob er denn noch nicht käme, der aller ihrer sehnsuchtsvollen Träume süßester Brennpunkt war.

Ich selbst schritt nun langsam dem Försterhause zu, denn ich wollte die Glücklichen in ihrem ersten Freudenrausche nicht stören. Obgleich ich bei diesem Wiedersehen viel weniger betheilt war als der Prinz, so klopfte mir doch das Herz, als erwarte auch mich eine Elsbeth, wovon ich doch damals so weit wie möglich entfernt war. Ruhig lenkte ich meine Schritte dem Eingang des Unterhauses zu und traf in seinem Zimmer den Förster, der bei der Arbeit saß und an diesem Tage unsre Rückkehr

nicht erwartet hatte, obwohl man schon längst auf unser endliches Erscheinen vorbereitet war.

Nachdem wir uns herzlich begrüßt, eilten wir Beide zum Oberhause hinauf und trafen hier den Prinzen, der Elsbeth noch immer in den Armen hielt und sich an ihrem Anblick nicht sättigen zu können schien. Und allerdings, auch ich wurde von ihrer Erscheinung überrascht. War sie schon früher in ihrer hochländischen Tracht in jeder Beziehung ein schönes Mädchen gewesen, so glich sie jetzt in der städtischen Kleidung einer Dame vom Hofe, nur daß keine von allen in W*** lebenden Frauen oder Mädchen so holdselig war wie sie. Die letzten Jahre hatte ihre Schönheit zur vollsten Reife gebracht, und wie sie sich bemüht, durch eifriges Studium die mannigfachen kleinen Lücken in ihrem Wissen auszufüllen, so hatte auch die Natur das Ihrige gethan, nicht allein ihrer Gestalt eine Anmuth, sondern auch ihrem Gesichte einen Ausdruck zu geben, die immer noch das frische freie Kind der Natur verriethen, aber mit einem Seelenadel verbunden waren, den nur ihre Neigung und die Erwartung einer bedeutenderen Zukunft ihr verliehen haben konnten.

Zwei bis drei Stunden verflossen uns sehr rasch im Waldhause und Vieles wurde in dieser Zeit besprochen und überlegt. Die größte Sorge aber, die Elsbeth und ihren Vater peinigte, war die Angst vor der nun unausbleiblichen Enthüllung des großen Geheimnisses, denn daß der Prinz nun nicht länger damit zögern würde, war voraussehen und hatte er selbst jetzt uns Allen verkündet.

Nachdem er aber in diesem Punkte die Aengstlichen beruhigt und für den nächstem Tag einen längeren Besuch verheißen, mußten wir uns endlich entschließen, nach dem Schlosse aufzubrechen, da es bereits dunkelte und der Prinz noch diesen Abend seinen Eltern sich vorstellen wollte.

So schieden wir denn und wieder ließen wir Hoffnung und Bangen, aber auch ein übervolles Glück im bairischen Häuschen zurück. –

Der Regen hatte noch nicht ganz aufgehört, als wir durch den Wald unserm Wagen entgegeneilten, und da wir nur leichte Kleider trugen, so waren wir sehr naß geworden, bis wir ihn endlich erreichten, weshalb auch der Prinz dem Postillon rasch zu fahren befahl.

»Was ist Dir?« fragte ich, als ich, neben ihm sitzend, bemerkte, daß er einmal über das Andere leicht zusammenschauerte.

»Mich fröstelt unheimlich,« erwiderte er, »das mag die Wirkung der Nähe meiner kalten Heimat sein. Aber was will das sagen, in meinem Herzen lebt eine Gluth, die mir geeignet scheint, alles Eis der Welt zu schmelzen. Ha, da taucht das Schloß am Horizont des Abendhimmels auf! Vorwärts denn mit Gott! In drei bis vier Tagen werden wir in unserm Kampfe weiter vorgeschritten sein!«

Es war beinahe Nacht, als wir vor das Schloß fuhren, und da der Prinz dem Postillon das Blasen untersagt hatte, so wurde unsre Ankunft nur von sehr Wenigen bemerkt. Rasch eilten wir in die schnell geöffneten Zimmer, ließen dem Fürsten, der mit einigen Damen bei seiner Gemahlin saß, unsere Rückkehr melden und kleideten uns flüchtig um. Als dies geschehn, nahm der Prinz seinen Hut, forderte mich auf, ihn zu begleiten, und trat mit mir den ersten Gang zu seinen Eltern an.

Ich muß gestehen, ich hatte mir den Empfang des ältesten Sohnes von Seiten des fürstlichen Paares nach so langer Abwesenheit etwas lebhafter und freudiger vorgestellt, wenigstens hätte man nach dem so warmen Abschied vor drei Jahren dergleichen voraussetzen sollen. Allein, sei es nun, daß man von unsrer unvermutheten Ankunft zu sehr überrascht war oder daß der Anblick des Prinzen mit dem wettergebräunten thatkräftigen Gesicht und dem energisch blitzenden Auge eine neue Sorge und Angst an dem Gesichtskreise des Fürsten heraufbeschwor – genug, mir schien der Empfang ein sehr kühler zu sein, der meinem Freunde zu Theil ward. Am Herzlichsten gegen ihn wie gegen mich erwies sich noch die Fürstin; als sie aber ihren Gemahl in seiner kalten höfischen Weise beharren sah, ließ auch sie in ihrer Wärme nach und die anwesenden Damen trugen nicht wenig dazu bei, auch den Prinzen wider Willen förmlicher als in früherer Zeit erscheinen zu lassen.

Etwas mühselig schleppte sich so das begonnene Gespräch etwa eine Stunde fort. Als aber am Ende sogar

einige Pausen einzutreten begannen, stand der Fürst von seinem Sessel auf, indem er, wie er sagte, die Bemerkung gemacht zu haben glaubte, daß die Reisenden ermüdet und es also gerathen sein würde, wenn man sie in Ruhe ließe und die tausend verschiedenen Fragen über ihre Erlebnisse bis auf den folgenden Tag verschöbe.

Augenblicklich erhob sich der Prinz und ich folgte seinem Beispiel. Nachdem er seiner Mutter die Hand geküßt, seinem Vater die Rechte gereicht und den Damen seine Verbeugung gemacht, wandte er sich zur Thür, um das Zimmer zu verlassen, als er plötzlich, wie von einem inneren Weh durchzuckt, dicht an der Thür stehen blieb und seine Augen auf einem Gemälde ruhen ließ, das dort seinen Platz gefunden hatte.

Wie gebannt stand der Prinz einen Augenblick still und schaute das Bildniß an. Es war nicht zu verkennen, es mußte die Prinzeß Hildegard in ihrem Brautstaat sein, denn eine solche Gestalt, ein solches Gesicht konnte nur sie allein hier am Hofe gehabt haben, als sie das stille elterliche Haus verließ, um eine regierende Fürstin in B*** zu werden.

Nachdem der Prinz aber das Bild lange Zeit betrachtet und dabei gleichsam einen stillen Gruß an die Schwester gemurmelt hatte, wandte er sich noch einmal um, faßte seinen Vater in's Auge und nickte ihm bedeutungsvoll zu, als wollte er sagen: »Das ist auch noch ein Punkt, der zwischen uns zur Sprache kommen wird, wenn wir uns ausgeruht haben!«

Zu mir aber sagte er, als wir unsern Zimmern zuschritten: »Ich wußte es ja, daß hier kein Glück mehr zu finden ist! Hast Du den warnenden Blick im Antlitz meiner Schwester wahrgenommen? Ja, ja, man hat sie geopfert, es ist klar wie die Sonne am Mittagshimmel, und sie ruft mir zu, auf der Huth zu sein und mich nicht auch in die Fesseln der Etikette und höfischen Unnatur schlagen zu lassen. O Hildegard, Hildegard, Du hast nicht nöthig, mich zu warnen! Nur einen Tag gönne mir Ruhe, dann sollst Du mich als Mann alle Fesseln brechen sehen, die mir hier aus jedem Winkel entgegenstarren.« –

Was die Veränderungen betrifft, die ich an diesem und dem nächsten Tage bei Hofe bemerkte, so waren sie gerade nicht bedeutend, aber doch erwähnenswerth. Den Fürsten fand sich weniger gealtert als mißgestimmt und gelangweilt; dennoch war eine gewisse Ruhelosigkeit an die Stelle seiner feinen diplomatischen Grandezza getreten und gleichsam aus innerer Nothwendigkeit suchte er Zerstreung außer dem Hause, das ihm doch sonst der Inbegriff alles Wünschenswerthen und Behaglichen gewesen war.

Eine ähnliche Veränderung bemerkte ich an der Fürstin. Ihre frühere feine Grazie und beschauliche Ruhe war einer besorgnißvollen Beklommenheit gewichen, als fürchte sie, es könne irgend woher aus der Höhe, der Ferne, ein unbequemes Unheil über sie hereinbrechen. Sie schien dabei mehr in Gedanken versunken und mehr die Verhältnisse der Menschen in Betracht zu ziehen, als früher, wo sie alle Begegnisse von Außen her gleichgültig an

sich heran treten ließ, als wäre sie zu erhaben, um von Dingen betroffen zu werden, die nur für das Allgemeine, nicht aber für sie, die Fürstin von W*** bestimmt seien. Trotz ihres vorgeschrittenen Alters – sie mußte nach meiner Berechnung etwa fünfzig Jahre alt sein – war sie immer noch eine schöne Frau, und höchstens eine allmählig überhandnehmende Blässe deutete darauf hin, daß ihre innere Organisation irgend wo eine kränkliche Stockung haben müsse.

Die jüngeren Prinzen bekam ich in dieser Zeit nicht zu Gesicht. Sie hatten zufällig vor einigen Tagen einen vierwöchentlichen Ausflug nach den nachbarlichen Gebirgsländern angetreten, auf welchem sie außer einigen Cavalieren auch Herr Beau begleitete, den ich also auch nicht zu sehen bekam, der sich aber, wie ich hörte, in der Gunst des Fürsten immer noch fest zu erhalten wußte. Von sämtlichen Prinzen war der entschiedenste Liebling des Vaters der zunächst nach der Prinzessin Hildgard geborene Alexander, jetzt achtzehn Jahre alt; er zeichnete sich durch nichts aus, als durch einen unbedingten Gehorsam gegen die Befehle und Wünsche des Vaters, durch ein sehr geschmeidiges Aeußere und ein nachgiebiges Temperament, welches er, wie der Fürst in seinem blinden Vertrauen behauptete, allein Herrn Beau verdankte, der in diesem Falle ebenso viel Talent wie Ausdauer, guten Willen und praktischen Sinn bei seiner Erziehung bewiesen haben sollte.

Ich lasse alle diese guten Eigenschaften des Prinzen Alexander dahin gestellt sein, mag er sie einst bewähren und zur Geltung bringen; das aber weiß ich, daß ein Mann wie Beau, mag er Titel, Rang und Orden haben so viel er will, niemals der Lehrer und Erzieher eines Prinzen werden sollte, von dem einst mehr gefordert wird als die Reife eines Primaners und die Schreibfertigkeit eines literarischen Klopffechters, bis zu welcher Höhe, wie ich später hörte, Herr Beau seinen ältesten Zögling ausgebildet hatte.

Außer dieser aber muß ich noch einer anderen Person Erwähnung thun, die ich glücklicher Weise in W*** nicht mehr traf. Graf Hohenheim war mit seiner Gemahlin vom Hofe zu W*** geschieden, um die junge Fürstin von B*** in ihre neue Residenz zu begleiten. Ersterer nahm dort die Stelle eines Kammerherrn, Letztere dagegen die einer Oberhofmeisterin der Fürstin ein. Es war mir außerordentlich lieb, daß diese höhere Intrigantın nicht mehr in meinen Gesichtskreis trat. Ich hatte von früher Jugend an einen unerklärlichen Widerwillen gegen sie gehegt und sie hatte mir auch nicht wohlgewollt, was ich durch Beispiele ja hinreichend erläutert habe. Wie ich damals glaubte, war ich nun ein für alle Mal ihrem Einflusse entrückt und sie hatte aufgehört, mir Schaden zu bringen. Ob ich in dieser Voraussetzung eine richtige Ansicht entwickelte und nicht vielmehr allzu sanguinisch meinen Wünschen dabei ein offenes Ohr lieh, wird nur zu deutlich die Folge lehren, wenn ich an die Beschreibung meiner eigenen weiteren Schicksale gelangt sein werde.

Ich hielt mich in W*** diesmal nur noch den folgenden Tag nach meiner Rückkehr auf, da ich es für meine nächste Schuldigkeit hielt, meiner verlassenen Mutter in Thüringen einen kurzen Besuch abzustatten. Der Prinz beurlaubte mich zwar nicht gern, da er mich, wie er sagte, gerade in den nächsten Tagen sehr nothwendig gebrauchen würde, allein er sah die Dringlichkeit meiner Reise ein und bat mich nur, nicht länger als vier Tage fortzubleiben, da er nach dieser Zeit meines Beistandes in verschiedenen Angelegenheiten sicher bedürfen werde. Ich empfahl mich also dem Fürsten, der Fürstin und ihm und fuhr am zweiten Morgen nach meiner Ankunft in W*** schon wieder mit der Post davon, um einer Pflicht zu genügen, die mir schon seit mehreren Wochen als unaufschiebbar erschienen war.

Während meiner, etwa einen halben Tag fortnehmenden Reise hatte ich Muße genug, mich in Gedanken in die Tage meiner Kindheit zurückzusetzen, wo ich noch nicht so glücklich gewesen, in dem Erbprinzen von W*** einen Freund und Gefährten auf allen meinen Lebenswegen gefunden zu haben. Damals war es meine Mutter, der ich allein kindlich ergeben gewesen und die mich gegen alle Unbill in Schutz genommen, welche mir von Seiten meines unglücklichen Vaters gedroht hatte. Jetzt war meine damalige Beschützerin selbst kränklich und hinfällig geworden, wie ich aus ihren brieflichen Andeutungen entnahm, sie hatte ihr ganzes Leben hindurch mit unwandelbarer Ergebung ein trauriges Mißgeschick erduldet und nun war ich, ihr einziges Kind, unterdeß zum

Manne gereift und stark und hülfskräftig, also ihre natürlichste Stütze geworden. Diese Stütze wollte ich ihr von jetzt an sein und es sollte nur von ihr abhängen, wie und wo sie ihren Wünschen gemäß leben wollte, da ich, Dank der Freigebigkeit des Fürsten und der bedeutenden Zuschüsse Seitens des Prinzen, mir ein kleines Capital erspart hatte, das ich ihr nun dankbar zu Füßen legen wollte.

Mit solchen mein Herz beruhigenden Gedanken reiste ich nach P***, wo damals mein Großvater seine letzten Tage verbrachte, aber ein wie seltsamer Empfang wurde mir sowohl von diesem, wie von meiner Mutter zu Theil! In der That, durch die lange Trennung glaubte ich zu etwas ganz Anderem berechtigt zu sein. Als ich meine Mutter zum ersten Mal in ihrem schwarzen Kleide sah, hatte ich ein sonderbares Gefühl. Ich empfand plötzlich wie durch innere Eingebung, woran ich auf meiner Reise und zuletzt in meiner Herzensfreude nicht ein einziges Mal gedacht, daß meine Mutter schon seit längerer Zeit eine Art Empfindungslosigkeit gegen mich an den Tag gelegt hatte. Ich konnte zwar nicht sagen, daß sie kalt und jeden Gefühls entbehrend gegen mich aufgetreten sei, allein sie war schon lange nicht mehr die warm und belebt handelnde Frau gewesen, als welche sie mich in meiner Kindheit so innig geliebt und so mütterlich beschützt hatte. Als sie mich jetzt nach einer so langen und gefahrvollen Reise wiedersah, wurde sie sehr bleich und ihr Gesicht nahm fast den Ausdruck eines ängstlichen Erstaunens an. Sie stand vor mir, hob die Arme, um mich

zu umfassen, ließ sie aber wieder sinken, ohne mich berührt zu haben, erröthete und geberdete sich, als schäme sie sich ihrer gegen mich aufwallenden Empfindung. Erst als ich auf sie zusprang, sie umhalste, küßte, wurde sie etwas unbefangener, behielt aber im Ganzen eine Zurückhaltung bei, die mir meiner immer noch kindlichen warmen Zuneigung gegenüber nicht am rechten Platze schien.

In ähnlicher Weise zeigte sich mein Großvater gegen mich. Allerdings war er, ein sehr alter und beinahe kindischer Greis, allein für ihre Enkel behalten in der Regel auch solche Leute immer noch eine gewisse Zärtlichkeit, die ich indessen hier in keiner Weise an ihm entdecken konnte. Von einer Unterstützung, meinerseits namentlich, wollte meine Mutter durchaus nichts wissen, so sehr ich sie auch bat, die kleine Gabe der Liebe von mir anzunehmen. Sie blieb standhaft und unzugänglich, indem sie mir den Beweis lieferte, daß ihr nicht nur der Fürst in W*** eine den Umständen gemäß sehr anständige Pension zugewandt habe, sondern daß sie auch ein kleines Vermögen von ihrer Mutter her besitze, wovon sie ihre bescheidene Wirthschaft bequem bestreiten und noch manchen anderen Lebensgenuß sich bereiten könne.

Ich blieb beinahe drei Tage bei ihr und erzählte ihr einen großen Theil meiner jüngsten Erlebnisse. Eine wahrhaft vertrauliche Unterhaltung aber, wie ich sie mit ihr in früherer Zeit gepflogen und mir vor allen Dingen jetzt wieder gewünscht hatte, konnte ich nicht mehr in

Gang bringen. Immer wich sie mir aus, immer trat irgend ein Hinderniß zwischen unsern Gedankenaustausch, und wenn ich einmal einen Augenblick der Hoffnung Raum gab, jetzt wolle sie mir näher rücken und mir etwas recht Bedeutendes und Liebevolles sagen, schloß sie plötzlich den Mund, ihre Augen senkten sich fast ängstlich nieder und ich war abermals um meine frisch aufgelebte Hoffnung betrogen.

Was sollte ich davon denken? War ich ihr wirklich fremd geworden, seitdem sie nicht mehr für das Wohl meines Leibes und meiner Seele zu sorgen gebraucht? Hatte die traurige Einwirkung meines Vaters so sehr auf ihren Geist und ihr Herz gewirkt, daß sie auch ihre Liebe gegen mich in Fesseln schlug? Wie dem auch sein mag, ich vermochte aus ihrem Benehmen nicht klug zu werden und, da ich keinen genügenden Grund desselben ausfindig machen konnte, schwieg ich endlich und nahm ihre deutlich verringerte Zuneigung gegen mich als eine Schickung an, die ich nun einmal nicht bekämpfen könne, so sehr sie meinem warmfühlenden Herzen widersprach.

»Es ist etwas Trübes und Betrübendes,« sagte ich mir, als ich wieder von ihr schied, »daß das Elend, zu welchem manche Menschen bestimmt scheinen, nicht allein ihren Charakter, sondern auch ihr Herz verändert. An die Stelle der Fügsamkeit tritt der Eigensinn und statt der Gefühlswärme zieht eine eisige Kälte in ihr Gemüth! O wie leid thut es mir, auch hier nur einem öden Wintertage zu begegnen, der ich mit meinem liebebedürftigen

Herzen solche Sehnsucht nach einem warmen Sommertage hege! Ich bin ihr noch immer wie ein Kind, ein Sohn ergeben, sie aber, sie – ach! ist meine Mutter nicht mehr!«

Und voll tiefer Wehmuth sagte ich ihr Lebewohl und stieg in den Wagen, der mich wieder zu meinem Freunde nach W*** führen sollte.



Nur vier kurze Tage war ich, wie schon erwähnt, vom Schlosse entfernt gewesen, aber wie sehr fand ich daselbst Alles verändert, als ich an einem trüben Septembertage gegen Mittag dahin zurückkehrte! Während meiner Abwesenheit hatte sich Großes und Bedeutungsvolles zugetragen. Wie er es vorhergesagt, so hatte der Prinz noch einen Tag in voller Ruhe verstreichen lassen, sich seinen Bekannten vorgestellt und die übrige Zeit seinen Eltern gewidmet, Abends jedoch das bairische Häuschen besucht. Am darauf folgenden Morgen aber hatte er sich eine Unterredung mit dem Fürsten ausgebeten, die dieser ihm in der Erwartung zugesagt, daß er etwas Unangenehmes erfahren werde, denn daß zwischen Vater und Sohn seit langer Zeit eine Art Gewitter schwebe, das auch während der langen Trennung Beider nicht vorübergezogen, war Keinem am Hofe entgangen und selbst der Fürst schien davon ein ganz bestimmtes Bewußtsein zu hegen. Daß der Prinz in dieser Unterredung so unerhörte Dinge zur Sprache bringen werde, konnte Niemand vorhersehen, und so hatte seine Mittheilung wie ein Donnerschlag

gewirkt, der Alles zu Boden geworfen, was seiner unmittelbaren Einwirkung ausgesetzt gewesen war.

Als der Prinz bei seinem Vater eintrat, fand er denselben unruhig und mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen auf und nieder schreiten, eine Gewohnheit, die nur in den allerwichtigsten Fällen gehandhabt wurde und stets eine große Neigung verrieth, sich aller Welt mit unbesieglcher Hartnäckigkeit zu widersetzen. Als er aber das entschlossene Gesicht seines nun mündigen und durch die reiche Erbschaft völlig selbstständig gewordenen Sohnes erblickte, als er diese kühne, stolze Gestalt überflog, in deren ganzer Haltung keine Spur von schwächlicher Schmiegsamkeit lag, und endlich in dem ruhigen, aber thatklaren Auge eine unergründliche Seelenstärke und Ueberzeugungstreue las, da schrak er fast zusammen, zog sich auf seinen Sessel am Fenster zurück und sagte, indem er auf einen Stuhl in der Nähe deutete:

»Setz' Dich und sprich, Bruno, was hast Du mir so Wichtiges zu verkünden? Denn daß Dich nichts Geringes zu mir führt, sehe und fühle ich, wenn ich anders Dich und mich selber kenne.«

Diese Anrede, mit etwas beklommener Stimme vorgebracht, hatte den Prinzen befeuert, unverzüglich zum Angriff überzugehen. Nachdem er dem Vater noch einmal sein ganzes Leben in treuer Widerspiegelung vorgeführt, seine Erlebnisse angedeutet und seine in fernem und nahen Ländern gesammelten Erfahrungen entwickelt hatte, war er zu der Schilderung des Bildes geschritten, in welchem sich seinem klaren Auge jetzt das

Staatenleben Deutschlands darstellte. Von der Charakteristik der Könige und Fürsten des Vaterlandes war er auf die Rechte der Völker übergegangen, hatte die beschränkenden Gesetze Jener und die lebhaftesten und gerechtesten Wünsche Dieser erörtert und war endlich zu dem Schlusse gekommen, daß ein solches Mißverhältniß zwischen zwei so großen Potenzen nicht lange mehr in der Schwebel bleiben könne, daß also irgend wohin die Waage sich neigen und einen Ausschlag herbeiführen müsse, dessen Folgerungen von keinem Sterblichen abzusehen seien.

»Und wozu sagst Du mir das Alles,« hatte der Fürst gefragt, »da ich es so genau weiß wie Du?«

»Schlimm genug, daß Du, wenn Du es so genau weißt, nicht danach handelst,« antwortete der Prinz. »Ich wenigstens würde mich vorsehen, wenn ich an Deiner Stelle stände, und bei Zeiten einen weisen Entschluß fassen.«

»Welchen?« fragte der Fürst kalt, indem er das Ungewitter schon deutlicher am Horizont heraufsteigen sah.

Da hatte der Prinz frank und frei, ohne alle Scheu, seine politischen Ansichten von einer unumgänglichen Wiedergeburt des großen Vaterlandes ausgesprochen, Gegenwart und Zukunft zusammengehalten und endlich seine Meinung dahin kundgethan, »daß er nur in dem einzigen Mittel Hülfe für Alle wahrnehme, wenn –«

»Wenn?« hatte der Fürst mit drohendem, zornfunkelnden Auge ihn gefragt.

»Wenn Deutschland statt dreißig Fürsten nur einen einzigen oder höchstens zwei hat.«

»Wo willst Du mit den neunundzwanzig nach Deiner Meinung überflüssigen bleiben?«

»Sie sollen ihr Eigenthum behalten, aber Diener und Unterthanen jener Beiden sein.«

Bei diesen Worten hatte der Fürst das Haupt auf die Brust sinken lassen und wie starr vor Schreck lange die Augen geschlossen. Endlich aber hatte er sich wieder ermannt, denn der allmähig in ihm aufsteigende Zorn, daß ihm Solches von seinem eigenen Sohne begegnen könne, fing sein Blut in Flammen zu setzen an.

»Warum sagst Du mir das?« fragte er scharf und sogar bitter in Ton und Miene.

»Weil ich es für meine Schuldigkeit halte, Dir, so lange es noch Zeit ist, das heißt, vor Antritt meiner Regierung den Gang und die Regelung anzudeuten, die ich derselben anweisen würde, sobald sie dermaleinst in meine Hände gelangte.«

»Willst Du mich vor der Zeit von meinem Sitze verdrängen?«

»Nicht mit einem Gedanken, mein Vater. Ja, ich bin sogar so weit davon entfernt, daß ich Dich jetzt bitten will, mich der Besorgniß zu entheben, einst auf einem so schwer zu behauptenden und von tausend Gefahren umringten Throne Platz nehmen zu müssen.«

»Was heißt das? Klare Worte bitte ich mir wenigstens über so unklare Dinge aus.«

»Ich wünsche Dir meinen Entschluß hiermit vorzutragen, auf mein Recht der Erstgeburt zu verzichten und

dies Recht auf meinen zweiten Bruder, Deinen Liebling, zu übertragen.«

Der Fürst fuhr zurück wie von einer Schlange gestochen. »Habe ich recht gehört?« fragte er heiser.

»Wenn Du mich nicht anders verstanden hast, als was ich habe ausdrücken wollen?«

»Du willst dem Rechte nicht allein, sondern auch Deiner Pflicht entsagen, einst mein Nachfolger in der Beherrschung meines Landes zu sein?«

»Ja, mein Vater, das will ich.«

»Und Deine Gründe?«

»Die habe ich eben entwickelt und bin überzeugt, daß es nicht allein für mich gut sein wird, wenn ich diesen Entschluß ausführe, sondern auch für das Land, dem ein Fürst mit nur halbem Herzen für sein Wohl – da sein ganzes für das große ungetheilte Vaterland schlägt – nichts nützen kann.«

»Bruno!« rief der Fürst aufbrausend mit donnernder Stimme. »Und das sagst Du mir? Jetzt?«

»Wem soll ich es sonst sagen, wenn nicht Dir, und einmal muß die Stunde doch schlagen, wo man eine That in's Leben ruft, die man Jahre lang bedacht und beschlossen hat.«

»Jahre lang? So? Und wenn ich Dir nun willfahre, – wie dann?«

»Dann werde ich Dir dankbar sein, wie nur ein gefühlvoller Sohn und Mensch es kann.«

»Und wenn ich Dir *nicht* willfahre?«

»Dann werde ich von meinem persönlichen Menschenrechte Gebrauch machen und mich selbst für einen Privatmann erklären und als solcher in Zurückgezogenheit leben.«

»Menschenrechte!« rief der Fürst, ingrimmig mit den Zähnen knirschend. »Ich sage Dir offen, ich möchte nicht Alles in meinem Kopfe haben, was in Deinem gährt und treibt, ich könnte wahnsinnig davon werden.«

»Dann wärest Du schwach, mein Vater, und das glaube ich nicht, und *kann* und *will* ich nicht glauben, denn nur schwache Menschen können dem auf sie eindringenden Zeitgeiste nicht widerstehen, und gehen, wie Du sagst, in Wahnsinn über.«

»Keine Wortspielerei – ich bin kein Kind mehr, kein Göttinger Student gewesen – ha! das hat gute Früchte getragen! Habe ich es nicht gleich gesagt?«

»Was hast Du gleich gesagt?«

»Daß auf Universitäten nur Demagogen gebildet werden.«

Der Prinz hatte sich bei diesen Worten des Lächelns nicht erwehren können. »Ich bin so weit vom Demagogen entfernt, wie Du vom Tyrannen, mein Vater,« sagte er. »Erlaube mir, daß ich Dir geradezu das Verständniß abspreche, ruhig über Das zu urtheilen, was man auf Universitäten lernt, eben weil Du selbst keine Universität besucht und Dich zu wenig darum bekümmert hast. So viel aber sage ich Dir, muß ich Dir sagen, daß der Fortschritt des menschlichen Geistes, die allgemeine Bildung,

die Beobachtung und Regelung aller menschlichen Rechte, das Wohl der Völker und die wirkliche Pflichterfüllung der Fürsten nichts mit der Demagogie zu thun haben, die nur in den Köpfen einiger Menschen spukt, welche sich vor dem Erwachen des reinen Volksgeistes fürchten, weil sie ihn nicht zu begreifen, zu versöhnen, zu leiten verstehn.«

»Ich danke für die Belehrung, Herr Sohn. Zu etwas Anderem. Das ist nicht der alleinige Grund, der Dich antreibt, auf das so bedeutungsvolle Recht der Erstgeburt zu verzichten. Du hast noch einen anderen im Rückhalt und vielleicht den Hauptgrund.«

»Ich danke Dir, mein Vater,« erwiderte der Prinz mit wunderbarer Ruhe, »daß Du mich so bald auf dieses glattere Geleise führst. Ja, ich habe noch einen anderen Grund, der allerdings wichtig aber nicht der Hauptgrund ist, wie Du meinst.«

»Welcher ist es, da, ich denn doch heute von Dir gerädert werden soll?«

»Es ist der Wunsch, frei über mein Herz und mein Lebensglück zu verfügen, was mir untersagt wäre, wenn ich jenem gerühmten Rechte der Erstgeburt folgen müßte.«

»Aha! Das also ist das große gewaltige Triebrad der alle Welt umstürzenden Maschinerie. Ein Weib hat Dich bethört – welches ist es?«

»Es ist Elsbeth Waldstein, die ich liebe!« sagte der Prinz mit weichem, warmen, tief aus seinem innersten Herzen aufquellenden Tone.

Der Fürst griff sich in seine schon grau gewordenen Haare. Er stieß einen unartikulirten Ton aus, der eher dem Angstschrei eines wilden Thieres als dem Weheruf eines Menschen glich.

»Die Tochter meines Dieners – meine Magd!« schrie er dann entsetzt.

»Du irrst, mein Vater. Sie ist die Tochter eines freien Mannes, der diesen Augenblick schon in Gedanken aufgehört hat, Dein Diener zu sein, da er mein Schwiegervater wird –«

»Willst Du mich denn heute mit kaltem Blute umbringen?«

»Nicht umbringen, nur meine Meinung dahin äußern, daß die Töchter Deiner Diener nicht Deine *Mägde* sind.«

»Und wenn ich *Nein* sage?« fragte der Fürst, vor verhaltener Wuth beinahe schäumend.

»So heirathe ich sie gegen Deinen Willen, und ihr Vater wird mir mit Gottes gnädigem Beistand das edle selbstgewählte Weib an das Herz legen, das Du vergeblich aus meinen Armen zu reißen versuchst. Wenn aber ein Fürst nothwendig sein sollte, auch diesen heiligen Act zu einem gesetzlichen zu gestalten, so hat sich der Kaiser von Oesterreich, mein neuer Herr, geneigt erklärt – Deine Magd zur Gräfin von Waldstein zu erheben, und wie ich glaube, hat er das bereits gethan, denn schon morgen, so hatte er es mir persönlich versprochen, sollte das Patent darüber in meinen Händen sein.«

Der Fürst stand wie geblendet vor seinem Sohne. Eine solche überdachte, schon völlig ausgeführte Thatsache hatte er nicht im Entferntesten zu hören erwartet, sie sogar nicht für möglich gehalten. »Ha!« sagte er langsam und in verbissener Wuth durch die Zähne sprechend, »man muß seine Söhne studiren und eine Reise um die Erde machen lassen, um eines Tages recht angenehme und neue Dinge von ihnen zu hören zu bekommen. Ich danke Dir für die fröhliche Morgenunterhaltung, die Du mir heute gewährt hast.«

»Ich habe sie gern gewährt,« erwiderte der Prinz, der sich das Ansehen gab, als halte er die ironischen Worte seines Vaters für ernstlich gemeint. »Und nun bitte ich Dich um Deine Einwilligung zu meinen beiden Dir eben vorgetragenen Plänen.«

»*Brauchst* Du die noch?« fragte der Fürst, vor innerem Zorne bebend.

»Ja, mein Vater; ich würde mich wenigstens glücklich schätzen, wenn ich mit Deiner vollen Beistimmung dieses Zimmer verlassen und – meiner Braut sagen könnte: mein Vater segnet unsern Bund und freut sich über unser Glück.«

Der Fürst streckte den Kopf weit vor und warf einen stieren Blick auf seinen Sohn, dessen Ruhe er nicht begreifen konnte und die er daher fast wie eine beleidigende Ironie oder für eine unbegreifliche Starrköpfigkeit aufnahm. Plötzlich fuhr er in die Höhe und richtete sich in seinem ganzen angeborenen Stolze auf: »Sage Deiner Braut, der Tochter meines Dieners, daß – daß sie Deine

Buhle oder Dein Weib sein mag – mir ist es einerlei, daß sie aber weder als das Eine noch als das Andere – jemals –«

Er konnte vor Zorn nicht weiter sprechen und sank bebend und mit geballten Fäusten auf seinen Stuhl zurück. Der Prinz trat ihm leise näher, legte sanft seine Hand auf die erhitzte Stirn des Fürsten und sagte warm: »Sprich es nicht aus, mein Vater, Was Du mit Gewalt aus Deinem Herzen auf die Lippe zwingst – es könnte Dich einst reuen, und die Reue thut weh – um so mehr, je höher der Reuige unter den Menschen steht. Sprich lieber gar nicht und besinne Dich erst. Achtundvierzig Stunden will ich warten, so lange hast Du Zeit, das Schwere – denn schwer mag es Dir sein – zu bedenken. Dann aber, mein Vater, werde ich Alles, was Du über mich sprechen magst – Fluch oder Segen – auf mich nehmen mit Ergebung, denn wenn nicht Du an meiner Seite stehst, so wird es Gott und die Welt thun, die immer mehr an den Herzen der Menschen als an den Gelüsten der Fürsten ihr Wohlgefallen finden.«

Mit diesen Worten hatte der Prinz sich vor dem Fürsten verbeugt und das Zimmer verlassen. Er hatte das seinige betreten, wie ich später erfuhr, mit wirbelndem Kopfe und zitternden Gliedern. Die Aufregung, die er bestanden, war groß gewesen, und um so gewaltiger ihre Nachwirkung, da er sich großen Zwang dabei angethan, in den Schranken der Ehrerbietung gegen seinen Vater zu bleiben, der ihn durch Geberde und Miene gereizt hatte, in manchem Worte das schickliche Maaß kindlicher

Ergebenheit zu überschreiten, was durchaus nicht in seiner Absicht gelegen. Er hatte sogleich einen Boten nach dem Waldhause hinausgesandt, mit ein paar schriftlichen Worten, daß er zwei Tage nicht hinauskommen könne, da er sich eine leichte Erkältung zugezogen, denn es war ihm nicht möglich, dem schönen Wesen mit Ruhe entgegenzutreten, das man so eben in seinen Augen zu einer Magd herabgewürdigt und dem er in seinem Herzen bereits die Rechte einer Gattin eingeräumt hatte.

Diese zwei Tage nun waren ihm in einer furchtbaren Selbstqual verstrichen und tausendmal hatte er es bereut, mich in dieser Zeit von sich gelassen zu haben. Nicht weniger aufgeregt aber waren diese beiden Tage den andern in diesem Drama mitspielenden Personen vergangen. Im ganzen Schlosse ging Alles wie im Taumelschritte einher. Verwirrung, Betäubung lag bleischwer auf allen Gemüthern, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die große Neuigkeit überall hin verbreitet, da der Fürst sich sogleich zu seiner Gemahlin begeben und ihr den Inhalt seiner Unterredung mit dem Prinzen mitgetheilt hatte. Da saßen sie nun Beide unzertrennlich fast Tag und Nacht zusammen. Die Sorgen flutheten plötzlich schaarenweise heran, und ihre Kinder, in deren Besitz sie sich oft so glücklich geträumt, schienen ihnen Quellen des bittersten Leides werden zu wollen. Denn auch von der Fürstin von B***, der Neuvermählten, waren traurige Nachrichten eingelaufen. Das Bündniß zwischen den beiden so wenig zusammen passenden Gatten war innerlich schon gelöst und der Fürst hatte sich bald in der Nähe seiner

tugendhaften Frau vereinsamt, gelangweilt gefühlt und, um derselben zu entfliehen, seine alten leidenschaftlichen Bahnen wieder betreten.

Was nun beschließen, thun, womit alle diese über ihre Ufer schlagenden Ströme in ihr ruhig fließendes Bette zurückdrängen? Das war die Frage, die ihre Köpfe, ihre Herzen vollauf beschäftigte, wo war nun ein Helfer in der Noth, ein Retter aus der Angst und Gefahr?

Einen Tag nur hatte der Fürst es allein bei seiner Gemahlin ausgehalten. Sie war in nervöse Zuckungen gefallen und die konnte der Fürst nicht leiden, nicht sehen. Man sollte nicht nervös zucken in seiner Gegenwart. Alles was nur an Krankheit streifte, war ihm ein Gräuel, eine unnatürliche Erscheinung, denn er selbst war nie krank gewesen und kannte solche Uebel nur von Hörensagen als etwas, was nur die gemeinen Leute in ihrer Gebrechlichkeit befällt.

So hatte er denn seine Minister um sich versammelt und ihnen den Blick in das traurige Labyrinth seines fürstlichen Hauses geöffnet. Da saßen sie mit ihm und beriethen und berathschlugten, und Keiner von ihnen wagte eine Meinung zu äußern, die der Ansicht des Fürsten zuwider lief. Daher kam es denn, daß man zu keinem durchgreifenden Entschlusse gelangen konnte. Wie im Schlosse der Fürst und seine Minister in schweren Geburtswehen saßen, so erging es den höheren Hofbeamten, den adligen Herren und Damen in der Stadt. Sie saßen mit den Köpfen zusammengedrängt wie eine Heerde

Schafe, unter die das Gewitter gefahren. Die Diener endlich, männliche und weibliche, von oben bis unten hinunter, liefen kopfschüttelnd, flüsternd, theils frohlockend, theils klagend hin und her, unter Letzteren aber war kein Einziger, der gegen den Prinzen Partei ergriff, denn plötzlich, wie nach einem hellen, Alles verklärenden Blitzstrahle, war wenigstens ihnen klar geworden, daß Prinz Bruno, wie ihn Alle nannten, der umgänglichste, lebenswürdigste und leutseligste unter allen fürstlichen Personen des Schlosses sei.

So, wie ich die Verhältnisse hier nur flüchtig angedeutet, fand ich sie bei den Leuten im Schlosse und in der Stadt vor. Als mein Wagen vor das Schloß fuhr, kam Turner herausgestürzt und lud mich sogleich zum Prinzen ein. Ich säumte nicht lange, dem Gebote zu gehorchen. Aber verwundert, fast erschrocken wich ich zurück, als ich meinen Freund auf seinem Stuhle sitzend und mir liebevoll die Hände entgegenstrecken sah.

»Bist Du krank?« fragte ich, da ich sein Gesicht eigenthümlich erhitzt, seine Augen fieberhaft glänzend und seine Hände in seltsamer Gluth brennend fand.

»Nein,« erwiderte er matt, »ich glaube es noch nicht, ich habe nur einen quälenden Durst und ein herzliches Verlangen nach Dir. Komm, setz' Dich und höre!«

So erfuhr ich Alles, was geschehen war, und gerade nicht besonders davon erbaut, sprach ich den von mir verlangten Rath dahin aus, daß er sich in Geduld fügen und ruhig abwarten solle, was geschehen würde.

»Was, glaubst Du, wird geschehen?«

Ich besann mich nicht lange. »Dein Vater wird nachgeben,« sagte ich, »es bleibt ihm nichts Anderes übrig, wenn er irgend vernunftgemäß handeln will.«

»Ach, Kurt, Vernunft bei Fürsten in *solchen* Angelegenheiten! Der Fürst ist in diesem Falle auch Vater.«

»Ja, aber er hat nichtsdestoweniger seine einzige Tochter verschachert.«

Dieser Ausfall schlug auch meine Philosophie nieder. Der Prinz merkte, wie tief ich dabei litt.

»Höre,« begann er wieder, »Dein Rath gefällt mir dennoch. Weißt Du was? Ich bin zwei Tage nicht an der frischen Luft gewesen. Ich habe Sehnsucht – nach der *Magd* meines Vaters. Wir wollen zu ihr hinaus – aber nicht zu Pferde – ich mag nicht reiten.«

»Nicht reiten?« fragte ich erstaunt. »Du bist doch nicht ernstlich krank?« Denn ich wußte, daß er die Bewegung des Reitens dem Fahren im bequemsten Wagen so weit vorzog, wie der Durstige die frische Quelle dem stehenden Sumpfe.

»Nein, nein, laß anspannen! Eine Stunde bei Elsbeth wird mir wohler thun als hier zwei Jahre. Vorwärts!«

SIEBENTES KAPITEL. EIN BEISTAND, AUF DEN KEIN MENSCH GERECHNET HAT.

Der Wagen fuhr vor und wir stiegen ein. So erfreut der Prinz war, als er den Augenblick der Abfahrt gekommen sah, so merkte ich ihm doch an, daß er nicht ohne Anstrengung den kurzen Weg nach dem Wagen zurücklegte. Er wankte im Gehen, und beim Sitzen nahm er eine

so bequeme oder vielmehr lässige Stellung an, wie er sie niemals anzunehmen pflegte, wenn er sich gesund und rüstig fühlte. Da er bemerkte, daß ich ihn mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtete, versuchte er freundlich zu lächeln und sich den Anschein von früherer Kraft und Regsamkeit zu geben.

»Du siehst mich ohne Unterlaß an,« sagte er, »was habe ich denn so Merkwürdiges an mir?«

Ich suchte seine Gedanken abzuleiten, indem ich anders sprach als ich dachte, allein ich konnte mir innerlich nicht verhehlen, daß ich im Begriff stand, in große Sorge um ihn zu gerathen, da sein Benehmen durchaus von dem gewöhnlichen abwich. Die frische Luft, die er in dem halb verschlossenen Wagen einschlürfte, that ihm zwar, wie er selbst sagte, wohl, aber seine Augenlider fielen wider Willen schwer herab, als ob eine innere unüberwindliche Müdigkeit sich geltend mache, und wiederholte Fieberschauer rüttelten ihn oft aus seiner apathischen Ruhe aus. Dabei sprach er nur wenig und immer nur mit murmelndem, schwerverständlichem Tone.

Als wir im Waldhause anlangten, war die Freude der Bewohner desselben ungemein groß, sobald sie aber den Prinzen genauer betrachteten, äußerten auch sie ihre Besorgniß, die er selbst jedoch durch einige rasch hingeworfene Worte zu verbannen trachtete.

Während er nun mit Elsbeth sich unterhielt, nahm mich der Förster bei Seite und suchte mich über die neusten Vorgänge im Schlosse auszuforschen. »Der Prinz kommt mir seltsam vor,« begann er flüsternd, »ich habe

ihn nie so gesehen. Wissen Sie, was es Neues in W*** gegeben hat?«

»Haben Sie vielleicht schon etwas davon gehört?«

»Leider ja, das Gerücht ist bereits zu uns gedrungen, daß zwischen Vater und Sohn der Krieg ausgebrochen ist.«

»Das ist richtig, indessen beruhigen Sie sich; das wird in dem Verhalten Bruno's nichts ändern. Auch scheint der Fürst dem Andringen seines Sohnes nachgeben zu wollen, wenigstens sitzt er mit seinen Räthen in permanenter Berathung.«

»Also Sie befürchten nichts bezüglich des Ausgangs?«

»Nichts, Waldstein, gar nichts! Darüber kann kein Zweifel obwalten. Der Fürst kann am Ende nicht anders, er *muß* beistimmen.«

»Wenn er es aber doch nicht thut?«

»Dann heirathet der Prinz Ihre Tochter mit Ihrer Bewilligung allein und das ist ihm auch schon genug.«

Der Förster senkte den Kopf. Es mochten wohl viele und verschiedene unangenehme Betrachtungen durch seine Seele ziehen. »Es ist keine sonderlich angenehme Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden!« sagte er seufzend.

»Lieber Waldstein, es kann auf der Welt nicht Alles angenehm sein. Nehmen wir die Sache, wie sie ist: gleichgültig kann sie auch dem Fürsten nicht sein. Ihre Tochter auf der Stelle zu sich rufen lassen und sie dem Erbprinzen in die Arme legen, das kann er doch nicht.«

»Nein, nein, das verlangt ja auch Keines von uns. Aber wenn Sie wüßten, in welcher Angst ich schwebe, wie mit jeder Stunde eine neue Sorge erwacht – Sie würden Mitleid mit mir haben. Ich befinde mich in der schlimmsten Lage von Allen; zwischen dem Fürsten und seinem Sohn stehend – ohne meine Schuld – kann und darf ich Keinem von ihnen zu nahe treten.« –

In diesem Augenblick kam Elsbeth in des Vaters Zimmer geschlüpft und auf den ersten Blick merkten wir ihr eine gewisse Bestürzung an. »Bruno kommt mir merkwürdig vor,« sagte sie flüsternd. »Sein Kopf brennt wie Feuer, seine Hände sind dabei kalt und er spricht ganz seltsame Dinge. So hat er mich jetzt hinaus geschickt, um seine Schwester zu rufen.«

Wir blickten uns alle Drei sprachlos vor Schreck an. Ich ging sogleich in das Zimmer, in dem sich der Prinz befand und sah ihn auf dem Sopha ausgestreckt und mit geschlossenen Augen liegen. Sein Gesicht war sehr roth und schien mir gedunsen. Kaum hatte ich diese Beobachtungen angestellt, so faßte ich den Entschluß, so rasch wie möglich mit ihm nach Hause zu fahren und sprach dies sofort laut aus.

»Ja,« erwiderte der Prinz in schläfrigem Tone und bemühte sich, aus seiner Lage sich aufzurichten, was ihm jedoch nur mit unserer Unterstützung gelang, »ich fühle mich krank und will nach Hause!« Als aber Elsbeth bei diesen Worten leise weinend sich an ihn schmiegte und ihn liebkostete, sagte er herzlich: »Kind, sei nicht traurig. Auch Prinzen sind Menschen und können einmal krank

werden. Mein Vater glaubt das zwar nicht, jetzt aber wird er eine neue Erfahrung darin machen müssen.«

Mit einiger Mühe brachten wir ihn in den rasch herbeigerufenen Wagen. Er war schon so angegriffen, daß er kaum noch einige Worte an Elsbeth und ihren Vater richten konnte. Unterwegs stand ich nicht geringe Angst aus, denn er sprach oder murmelte fortwährend, bald von Elsbeth, bald von seiner Schwester, deren Mann er auf Tod und Leben fordern wolle, wenn er sie unglücklich mache. Sobald wir im Schlosse angelangt waren, brachten wir ihn zu Bett; ich setzte mich davor nieder und ließ ihn keinen Moment aus den Augen, nachdem ich unverweilt einen Boten an den Doctor Hünerbein gesandt hatte, der in der Stadt wohnte.

Noch bevor dieser aber kam, hatte die Nachricht von dem Erkranken des Prinzen sich durch das ganze Schloß verbreitet und eine nicht geringe Unruhe hervorgerufen. Zuerst erschien die Fürstin, dann auch endlich der Fürst, der in große Angst gerieth, als er den schwer erkrankten Sohn näher in's Auge faßte. Er befahl sogleich zu räuchern, denn bei allen hier so selten vorkommenden Krankheiten äußerte er stets mehr Besorgniß für die Gesunden, als für die Leidenden. Als aber der Hofmedicus immer noch ausblieb, wurde er unwillig, schickte Boten über Boten ab, mit dem Befehle, Hünerbein solle auf der Stelle kommen und erklären, was für eine Krankheit man vor sich habe. »Er sieht mir sehr bedenklich aus!« setzte er mit einem zaghaften Blick auf den von Minute zu Minute unruhiger werdenden Kranken hinzu.

Endlich, während es bereits dunkelte und nachdem die fürstlichen Eltern das Krankenzimmer schon wieder verlassen hatten, kam Doctor Hünerbein außer Athem den Berg heraufgekeucht, da seine Pferde gerade nicht bei der Hand gewesen waren. Als er im Vorzimmer seinen Ueberrock abgeworfen und den Hut abgelegt, trat er mit seinem Stock, den ein großer goldener Knopf schmückte, herein und betrachtete den Kranken lange Zeit, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Das war eine neue peinliche Lage. Sodann faßte er den Prinzen an, befühlte ihn überall und richtete einige Fragen an ihn, die schon nicht mehr verständlich beantwortet wurden.

»Nun, Herr Doctor, was haben wir vor uns?« fragte ich, mit größter Spannung seine Miene durchforschend, die von Augenblick zu Augenblick bedenklicher und finsterer wurde.

»Hm!« sagte er, trat einen Schritt vom Bette zurück und drückte den goldenen Stockknopf erst an sein Kinn und dann an die Stirn. »Hm! Es entwickelt sich etwas. Was? Das ist mir selbst noch nicht klar. Wir müssen vorsichtig sein, Herr Flemming. Es giebt hier nichts zu spaßen – diesmal ist es Ernst.«

Das war mir genug. Doctor Hünerbein nahm sonst jede Krankheit sehr leicht. Er verschrieb eine kühlende Arznei und erst, als sie gebracht war und er den ersten Löffel davon selbst eingegeben hatte, ging er, mit dem Versprechen, in der Nacht noch einmal wiederzukommen.

Ich blieb bei dem Kranken zuerst allein, nur ein alter Kammerdiener, der den Prinzen von Jugend auf kannte

und außerordentlich liebte, leistete mir von Zeit zu Zeit Gesellschaft. Anfangs lag der Patient ziemlich still; gegen Mitternacht aber fing er an zu deliriren und wir hatten Mühe, ihn im Bette zu erhalten. Um ein Uhr kam Doctor Hünerbein wieder. Ich erzählte ihm das Vorgefallene und bemerkte dabei, daß die Krankheit im schnellen Zunehmen begriffen scheine.

»Ja,« sagte er, »das sehe ich. Das geht bei allen starken Naturen so. Unter Umständen ist es gut, unter Umständen nicht.«

»Aber was ist es für eine Krankheit? Wie nennt man sie? Der Fürst will es durchaus bis zum Morgen wissen.«

»Herr!« rief der Hofmedicus etwas grimmig aus, »kann ich auf Befehl des Fürsten auch eine Krankheit sich zu erklären zwingen? Es entwickelt sich etwas, sage ich, und damit habe ich für's Erste meine Schuldigkeit gethan.«

»Ich glaube es Ihnen gern – aber sehen Sie hier – nehmen Sie die rothen Flecken im Gesicht des Prinzen wahr?«

»Oho! Schon lange, Herr Flemming. Das ist eben das Bedenkliche bei der Sache und ich wage kaum zu sagen, was ich zu sehen glaube. Denn, merken Sie wohl auf, wenn ich das richtige Wort, welches einzig und allein auf diese Flecken paßt, über meine Lippen lasse, dann – ist es, als ob der Blitz hier in's Haus schlägt. Geben Sie Acht!«

»Aber *mir* können Sie es doch im Vertrauen sagen, Herr Doctor, ich fürchte mich vor dem Blitz nicht und habe schon mehrere hier einschlagen sehen.«

Der Doctor besann sich noch eine Weile, beugte sich zu dem Kranken nieder und trat dann leise zu mir heran. Ich hielt ihm mein Ohr entgegen und da flüsterte er:

»Es sind die Blattern, Herr Flemming, und zwar eine recht böse und heftige Art.«

Obgleich ich mich vor dem Blitz nicht fürchtete, der aus Doctor Hünerbein's Munde komme sollte, so fuhr ich bei diesen Worten doch auf das Heftigste erschrocken zurück. »Sie irren sich doch nicht?« fragte ich wider Willen laut.

»Hier ist kein Irrthum denkbar. Ich habe es gesagt und nun mag das Unheil weiter wirken. Geben Sie Acht, wir werden was Schönes bei Hofe erleben.«

Der gute Mann hatte nur zu sehr Recht. Früh am Morgen verbreitete sich die düstere Kunde durch das Schloß und rief eine Bestürzung darin hervor, wie sie noch nie so allgemein und Alles kopfüber kopfunter kehrend zu Tage getreten war. Der Fürst sprang entsetzt empor, als ihm ein Lakai, der mit uns noch nicht in Berührung gekommen, die Nachricht überbrachte, und setzte bald darauf Alles in stürmische Bewegung, was gesund und lebendig im Schlosse war.

»Das ist nicht möglich!« rief er, unschlüssig hin und her eilend, »das ist durchaus nicht möglich! Solche gemeine Krankheit hat uns noch nie heimgesucht! Wie sollte die zu uns eingedrungen sein! Und das hat uns der Mensch gestern Abend nicht gleich gesagt und hat mich bei dem Kranken noch eintreten lassen?« –

Er lief spornstreichs zur Fürstin und setzte auch sie in Angst und Schrecken. Eine Viertelstunde später kam er wieder zum Vorschein und rief seinen Hofmarschall herbei, der sofort die Anstalten treffen sollte, die er befehlen würde. Mit dem Hofmarschall kam noch ein halbes Dutzend anderer Herren und nun hielt man eine kopflose Berathung ab. Als diese aber rasch beendet, wurden alle Diener zusammengetrommelt und man griff rasch nach den unentbehrlichsten Dingen, um sie in die Koffer zu werfen. Denn – daß man in einem so verpesteten Hause nicht einen Augenblick länger verweilen dürfe, war eine Ansicht, die der Fürst bei Weitem nicht mehr allein aussprach. »Ich will keinen von den Menschen mehr sehen,« rief er angstvoll, »die bei meinem Sohne beschäftigt sind, Niemand soll mehr zu mir herein. Ich will auf der Stelle fort, man spanne augenblicklich meine Reisewagen an!«

Das geschah denn natürlich mit nie dagewesener Eile und zehn Minuten später sprang der Fürst, alle Etikette und sogar die Fürstin zu führen vergessend, in den Wagen und ließ im Galopp abfahren, als fürchte er, die Krankheit eile ihm nach und schneide ihm den einzig rettenden Ausweg ab. Als er an dem Flügel vorüberfuhr, den der Prinz bewohnte, warf er noch einen ängstlichen Blick nach den Fenstern hinauf, dann aber hüllte er sich fest in seinen Mantel und duckte sich in die Ecke, als wolle er auch jetzt noch sich schützen, da man nicht wissen könne, wie diese Pest sich auf Windesflügeln weiter verbreite.

Mit der Abreise des Fürstenpaars, das nach einem an der entferntesten Gränze des Landes gelegenen Lustschlosse eilte, war aber die Unruhe aus dem Schlosse noch lange nicht ganz entwichen. Denn wie der Herr sich gefürchtet, so fingen sich jetzt seine nächsten Umgebungen zu fürchten an und alle Damen und Herren des Hofes packten ihre Habseligkeiten zusammen und entflohen dem Unheil, das sie aus jeder Thürspalte auf sich eindringen zu sehen glaubten.

Stunde auf Stunde rollte nun eine Equipage ab, und sämmtlich mit einer Hast, als ob sie aus einem brennenden Hause flüchteten. Auch die Kammerdiener, Lakaien, die Kammerfrauen, die Wäscherinnen und endlich die Kutscher mit den Pferden folgten der Herrschaft nach, als ob auch unter die Thiere die Seuche brechen und sie alle vernichten könne. Zuletzt waren im Schlosse nur der Kastellan, ein pflichtgetreuer, furchtloser Mann, und der alte Kammerdiener, Turner und zwei Kutscher des Prinzen geblieben, da seine beiden Cavaliere sogleich mit die allgemeine Flucht getheilt hatten.

Aber auch damit war die beinahe komische Scene noch nicht beendet. Doctor Hünerbein, der fast jede Stunde erschien, erzählte, daß die Besorgniß vor Ansteckung auch die vornehmen Bewohner der Stadt zu ergreifen anfangen und daß auch diese sich zu verschiedenen Reisen rüsteten, um auf die benachbarten Güter zu flüchten oder bei Verwandten und Bekannten in einer nahe gelegenen Stadt ein Unterkommen zu suchen. »Wenn es so fort

geht,« sagte er, »so bleiben bloß wir und die Nachtwächter zurück und wir können uns am Ende unsre Suppe und den Thee für den Kranken allein kochen,« denn auch der Mundkoch des Fürsten, der alle Tafeln im Schlosse besorgte, war mit seinen Hülfsstruppen der Herrschaft in's Weite nachgefolgt.

Am Abend dieses Tages war im Schlosse eine im Ganzen sehr wohlthätige, aber doch auffällige Stille eingetreten. Man hörte keinen Schritt auf den Treppen und Corridoren, keine Thür ward geöffnet oder zugeschlagen, und die einzigen Getreuen, die bei uns ausgehalten, waren in einem Vorzimmer versammelt, wo sie alle Augenblicke Nachricht aus dem Krankenzimmer begehrten und ihre Hülfe zu allen möglichen Dingen anboten.

In der darauf folgenden Nacht war es, wo der Prinz aus seinem betäubungsartigen Schlummer erwachte, seine verschwollenen Augen aufschlug und meinen Namen nannte.

»Hier bin ich, Bruno,« sagte ich und reichte ihm unerschrocken die Hand hin, da er danach zu verlangen schien. »Wie befindest Du Dich?«

Er versuchte zu lächeln, aber sein Gesicht nahm nur noch eine qualvolle Verzerrung an, denn offenbar stand er heftige Schmerzen in der gedunsenen und bei der Bewegung sich zusammenziehenden Haut aus.

»Wo ist meine Mutter?« fragte er weiter. »Ich möchte sie sehen.«

»Sie ist verreist,« sagte der Doctor standhaft, indem er dicht zum Kranken trat.

»Verreist? Wie kommt sie dazu? Ah, habe ich vielleicht eine ansteckende Krankheit? Sagt es mir, ich will es wissen.«

»Sie haben die Blattern,« erwiderte der Arzt, der keinen Grund einsah, dem Kranken länger die Wahrheit zu verschweigen.

»Die Blattern? O, dann ist mir Alles klar. Sie sind wohl Alle fort?«

»Alle!« sagte der Arzt, mit einer Art triumphirenden Lächelns, »bis auf uns, die wir uns nicht einmal vor dem Teufel fürchten.«

Der Prinz ließ einen raschen Blick über uns gleiten, als wolle er sich bei uns bedanken. »Kurt!« murmelte er dann.

Ich trat näher zu ihm heran und beugte mein Ohr zu ihm hinab, da er nur sehr leise sprach. »Ist Elsbeth auch abgereist?«

»Nein,« entgegnete ich, »sie weiß vielleicht gar nicht, was hier vorgeht.«

»Reite zu ihr hinaus und sage es ihr. Sie muß es wissen. Wenn sie mich sehen will, soll sie eingelassen werden. ich habe Sehnsucht nach ihr. Aber sie muß wissen, was sie hier findet, damit sie nicht erschrickt, und nur freiwillig darf sie kommen.«

Er schloß die Augen wieder und lehnte sich matt in sie Kissen zurück. Ich berieth mich leise in der Fensternische mit dem Arzte, der über die Forderung des Kranken ein sehr erstauntes Gesicht machte. »Da gerathen wir in eine

schöne Klemme,« sagte er, »ich wasche meine Hände in Unschuld. Was thun? spricht Zeus.«

»Ich hege kein einziges Bedenken,« lautete meine Erwiderung; »seine nächsten Verwandten haben den Kranken verlassen und so müssen ihm Fremde helfen. Ich werde sogleich nach dem bairischen Häuschen jagen, wenn Sie mir versprechen, so lange hier im Zimmer zu bleiben.«

»Das verspreche ich schon, aber wollen Sie sie wirklich holen? Das dürfte interessant werden!«

»Ich will diesen allerdings häklichen Punkt ihrer eigenen Erwägung überlassen; so viel ich sie aber kenne, wird sie sich keinen Augenblick besinnen.«

»Dann holen Sie sie. Weibliche Pflege ist die beste auf der Welt. Ihre Gegenwart kann auf den Kranken nur vorteilhaft wirken. Aber was kommt nachher davon heraus?«

»Darüber denken Sie jetzt nicht nach. Das wird der Prinz schon auf sich nehmen. Sie fürchten doch nicht, daß er der Krankheit unterliege?«

»Jetzt nicht mehr; das Schlimmste ist vorüber, die Krankheit ist zu Tage getreten.«

Mehr hörte ich nicht. Ich gab sogleich Turner den Befehl, mein Pferd zu satteln und dann des Prinzen Wagen nach dem Waldhause fahren zu lassen.

In vollem Galopp flog ich vom Schlosse fort und hielt mein tiefendes Pferd nicht eher an, als bis ich die Thür

des bairischen Häuschens erreicht hatte. Sobald die Bewohner meiner ansichtig wurden, traten sie mir entgegen und ich bemerkte sehr bald, daß mein eiliges Heransprengen ihre Bekümmerniß nicht wenig gesteigert habe. »Was macht er?« – »Was bringen Sie uns für Nachricht?« waren die ersten Fragen, die mir entgegenflogen. Ich trat mit ihnen in die erste untere Stube und erzählte ruhig und ohne irgend etwas zu verschweigen, was vorgegangen war.

»Die Pocken!« rief der Förster, weniger vor Schreck als vor Verwunderung ganz bleich werdend.

»Und sie sind Alle fort, haben ihn allein gelassen!« schluchzte Elsbeth mit im Schooße zusammengeschlagenen Händen.

»Ja, es sind die Pocken, eine ansteckende Krankheit, Elsbeth, und um sie von ihm nicht ebenfalls zu erhalten, sind seine Eltern, ihre Diener und ein großer Theil der Bewohner der nahen Stadt sogar geflüchtet.«

»Aber wer pflegt ihn, wer sorgt für ihn?« fragte Elsbeth weiter.

»Ich und sein Kammerdiener, weiter ist Niemand vorhanden, wenn nicht Elsbeth Waldstein sich seiner erbarmt, was er hofft und um was zu bitten er mich jetzt heraus gesendet hat.«

Elsbeth warf nur einen Blick auf ihren Vater und schon waren Beide zu dem neuen Schritte entschlossen. »Er hat über mich zu gebieten,« rief das schöne Mädchen, »und er soll seine Hoffnung nicht vergebens auf mich

gesetzt haben. Wenn die fürstlichen Eltern und die Damen vom Hofe einen Mann in solcher Noth verlassen, wird ein Mädchen vom Lande ihnen beweisen, was Menschenpflicht und Recht ist. Geschwind, Vater, packe Deine besten Kleider zusammen, wir fahren nach W***. So schnell habe ich nicht gedacht, in das Schloß seiner Eltern einziehen zu können.«

Jetzt entspann sich eine eigenthümliche Thätigkeit in dem stillen Waldhause, die einige Aehnlichkeit mit der Eilfertigkeit im Schlosse zu W*** darbot, nur mit dem Unterschiede, daß man sich dort überstürzt hatte, dem gefährdeten Orte zu entrinnen, hier aber so schnell wie möglich ihn zu erreichen sich bemühte.

Während Elsbeth nun in ihren Schränken und Commoden kramte und der prinzliche Wagen zum Abholen der Krankenpflieger schon vorgefahren kam, nahm ich den verlegenen Förster bei Seite und rieth ihm, während seiner Abwesenheit einem seiner Unterförster die Aufsicht über das bairische Häuschen zu vertrauen, da er solches doch nicht seinen Dienern allein überlassen konnte. Er war sogleich bereit dazu, bestieg mein Pferd und suchte den am meisten dazu geeigneten Mann aus, der in der Nähe wohnte und glücklicherweise unbeweibt war. Er erschien sehr bald und so stand unserer Abfahrt nichts mehr im Wege.

Drei Viertelstunden später fuhr der Wagen in den ausgestorbenen Schloßhof. Ich sprang vom Pferde und führte Elsbeth und ihren Vater hinein, die Beide zitterten, als sie über die Schwelle des fürstlichen Hauses schritten.

Muthig aber, wie die Braven es immer und überall in jeder Gefahr und jeder schweren Stunde sind, überwandnen sie das Klopfen ihrer Herzen, und noch ehe fünf Minuten vergingen, standen sie am Bette des Kranken, in dessen Befinden sich keine Aenderung zugetragen hatte, wie mir der noch anwesende Arzt versicherte.

Als wir eintraten, lag der Prinz in jenem unbestimmten Zustande, der halb Schlaf, halb bewußtloses Träumen ist; Elsbeth aber, nachdem sie von ferne einen leuchtenden Blick auf den geliebten Kranken geworfen, glitt zu ihm, kniete an seinem Bette nieder und faltete die Hände, mit Geduld und Ergebung den Augenblick erwartend, wo er zuerst die Augen aufschlagen würde.

Auf diesen Augenblick sollte sie zwar etwas lange warten, als er aber kam, gleich die Belohnung für ihre Liebe und Opferwilligkeit empfangen.

Es mochte etwa Mitternacht sein, als dem Kranken auf kurze Zeit das Bewußtsein zurückkehrte. Als er sich regte, die Augen etwas aufschlug und eine fremde Gestalt an seiner Seite knien sah, flog einen Moment lang ein freudiger Schimmer über sein entstelltes Gesicht, aber nur einen Moment, denn ein fürchterlicher Schmerz mochte ihn von jeder Bewegung der Muskeln zurückschrecken.

»Du bist es,« sagte er matt, »ich kenne Dich, meine Elsbeth. Also Du bist gekommen? O, ich wußte es wohl, daß Du mich nicht verlassen würdest. Sieh, sie sind Alle davon gelaufen und nur Du und Kurt, meine beiden Getreuen, sind mir geblieben. Ich danke Euch.«

»Mein Vater ist auch hier, Bruno!« sagte Elsbeth in einer Anwandlung weiblicher Rücksichtnahme.

»So danke ich auch ihm. Aber mein Kind – Du siehst mich in keinem schönen Augenblick. Ich muß einen schrecklichen Anblick darbieten und Du läufst überdieß Gefahr, wenn Du mir so nahe kommst.«

»O nein, Bruno,« erwiderte sie mit inniger Hingebung, »ich sehe Dein Gesicht nicht, wie es jetzt ist, sondern wie es früher war, und die Gefahr ist nur für Die vorhanden, die sich fürchten. Ich fürchte mich nicht.«

»Das will ich Dir lohnen, so wahr mir Gott helfe! Ich wünschte, mein Vater sähe Dich hier, dann würde er einen anderen Begriff von dem Herzen eines fühlenden Menschen erhalten. – Was ist die Uhr?«

Wir sagten es ihm. Elsbeth flößte ihm Arznei ein und er sank wieder in seinen schlummerartigen Zustand zurück.

–

Ich will die nächsten acht Tage, die wir abwechselnd am Krankenbette verlebten, nicht einzeln schildern, sie sahen sich alle ziemlich ähnlich. Dem Förster und Elsbeth waren zwei Zimmer in der Nähe eingerichtet und dort schliefen sie, wenn sie der Ruhe bedurften. Jeder von uns benutzte auf Anweisung des Arztes die freien Stunden bei Tage, um frische Luft zu schöpfen und die Kleider zu wechseln, die dann stets gelüftet wurden, und alle Tage ritt in solcher freien Stunde der Förster nach dem Waldhause hinaus, um nach dem Rechten zu sehen und auch dort seine Pflicht nicht zu versäumen. Bruno

war während dieser acht Tage sehr krank und nicht selten schwebte er in Lebensgefahr. Nach dieser Zeit aber erklärte Doctor Hünerbein jede Gefahr beseitigt und das Uebel nahm stufenweise ab, wie es vorher schnell und übereilt gekommen war. Noch immer hütete der Kranke das Bett, sprach aber schon länger mit Jedem von uns und genoß eines sanften Schlafes, aus dem ihn nur leider zu oft das Prickeln und Kitzeln seiner Gesichtshaut aufschreckte.

Während dieser Zeit hatten wir zweimal Botschaft vom Fürsten erhalten. Er hatte einen Diener gesandt, der aber den Auftrag empfangen, auf keinen Fall das Schloß zu betreten, sondern höchstens mit Einem von uns aus dem Fenster zu sprechen. Alle brieflichen Mittheilungen wurden ebenfalls verboten, weil ja dadurch eine Ansteckung vermittelt werden konnte, und so mußte der Bote mündlich berichten, was ihm von uns mitgetheilt wurde.

Auf diese Weise erfuhr der Fürst nicht allein, daß der Prinz sich in der Besserung befinde, sondern auch, daß der Förster Waldstein und seine Tochter, nachdem uns alle Hülfe aus dem Schlosse entwichen, gekommen seien und sich der Pflege seines Sohnes unterzogen hätten. Ich theilte dies eines Tages dem Boten absichtlich mit, theils weil ich mir davon eine heilsame Wirkung auf den Stolz des Fürsten versprach, theils weil ich ihn darauf vorbereiten wollte, Elsbeth im Schlosse zu finden, wenn er etwa dahin zurückkehren sollte, nachdem alle Gefahr der Ansteckung beseitigt war. Allein in letzterem Punkte hatte ich eine übereilte Besorgniß gehegt. Der Fürst

dachte nicht daran zurückzukehren, und erst kurz vor Weihnachten, nachdem fast das ganze Schloß einer inneren Restauration unterzogen und die Gemächer des Prinzen gänzlich neu hergestellt und möblirt waren, zog ein Flüchtling nach dem andern wieder ein.

Als die Krankheit aber in ihrer Heftigkeit nachgelassen, das Fieber verschwunden war und der Prinz schon das Bett verlassen konnte, wagte Elsbeth den Wunsch auszusprechen, das Schloß wieder mit dem heimischen Waldhause zu vertauschen. Sobald der Prinz diese Absicht vernahm, wandte er sich lebhaft zu der schönen Braut und sagte mit der ihm natürlichen Bestimmtheit:

»Nein, Elsbeth, das geschieht nicht. Du bleibst bei mir, denn ich könnte ohne Dich jetzt noch nicht existiren. Alles, was daraus folgt, nehme ich auf meine Verantwortung, und Niemand, bei meinem Leben! soll es wagen, Dir einen Vorwurf aus Deinem Hierbleiben zu machen,

So blieb sie denn mit ihrem Vater bis zum December in W***, und erst als der Genesene wieder das Zimmer verlassen und bei ruhigem Wetter in einem verschlossenen Wagen spazieren fahren konnte, fuhr er sie selbst nach dem Waldhause hinaus, da er sie jetzt ja wieder von Tag zu Tag draußen besuchen konnte.

Als ich um diese Zeit eines Tages bei dem Prinzen in's Zimmer trat, fand ich ihn vor einem Spiegel stehen und mit allem Ernste sein Gesicht betrachten. »Kurt,« sagte er lächelnd, »ich habe mich etwas stark verändert und

kenne mich selbst kaum wieder. Die Schönheitsidee meines Vaters wird arg verletzt sein, wenn er mich zum ersten Mal wiedersieht, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieser Umstand nicht mehr zu seiner Einwilligung in meine Heirath mit der Gräfin Waldstein beitragen sollte, als alle Ueberlegung, zu der er nun lange genug Zeit gehabt hat. So wohl ich mich in dieser Einsamkeit und im Umgang mit meinen bewährten Freunden befinde, so freue ich mich doch auf den Augenblick, wo mein Vater hier eintreffen und sein Auge prüfend auf mein Gesicht richten wird. Sein fürstlicher Stolz wird dabei einen argen Stoß erleiden und er wird Gott danken, daß er noch andere Söhne hat, deren Gesicht nicht von den Blattern gemeiner Menschenkinder zerfleischt ist.«

Der Tag der Rückkehr des fürstlichen Hofes war endlich gekommen. Nicht nur mochte sich Jeder nach seiner früheren behaglichen Ruhe und den gewöhnlichen Winterfreuden sehnen, sondern es war auch in der That kein Grund mehr vorhanden, noch länger vom Schlosse entfernt zu bleiben, da die Gefahr einer möglichen Ansteckung für längst beseitigt erkannt werden mußte. Gegen Mittag eines Sonntags fuhren die ersten Equipagen in den Schloßhof ein. In der allerersten saß der Fürst selber. Obgleich er sicher war, daß ›die Seuche‹ aus dem Bereiche seiner Herrschaft geschwunden, konnte er es doch nicht unterlassen, noch vor dem Thore sich überall umzublicken, ob auch nicht irgend wo ein verborgener Feind auf ihn lauere. Mit einem gewissen Zagen trat er in seine Zimmer und erst als er Alles darin neu tapezirt und mit

frischen Teppichen, Vorhängen und dergleichen versehen fand, beruhigte er sich und fing sein gewöhnliches Leben wieder an. Andere Zimmer des Schlosses aber besuchte er noch lange nicht, und als Doctor Hünerbein ihm seine Aufwartung machte, lautete seine erste Frage dahin, ob er auch alle Sorgfalt getragen, daß das gefährliche Pockengift nicht in irgend einer Falte seiner Kleider versteckt sitze?

»Ich bin ganz neu gekleidet, Durchlaucht,« erwiderte der gute Alte, »Sie brauchen nicht die geringste Besorgniß zu hegen.«

»Er sieht wohl schrecklich aus?« fragte der Fürst weiter, mit einer augenscheinlichen Angst auf allen Mienen.

»Sie meinen den Prinzen, Durchlaucht, wie? Ei nun, es geht noch.«

»Also ich werde mich nicht vor ihm entsetzen, meinen Sie?«

»Ich wüßte nicht aus welchem Grunde, Durchlaucht. Er sieht aus wie jeder Mensch, der recht tüchtig die Blattern gehabt hat, sonst finde ich keine Veränderung.«

»Nun gut. Aber Ihr seid Alle sehr muthig gewesen, das muß ich sagen. Ich hätte mich nicht dazu geeignet.«

»Sie haben es auch nicht nöthig gehabt, sich der Gefahr auszusetzen. Der Muthigste von Allen aber ist Herr Flemming und – und – die Tochter des Försters gewesen.«

Der Fürst wandte dem kühnen Arzte den Rücken und sah ihn lange nicht wieder an. Er hatte ihm übelgenommen, daß er Elsbeth eine der Muthigsten in W*** genannt, wo es eigentlich nur Hasenfüße gegeben hatte.

Bald nachdem der Fürst in das Schloß zurückgekehrt war, erwarteten wir den Befehl, vor ihm zu erscheinen, aber wir warteten mehrere Tage vergebens. Er konnte sich noch immer nicht entschließen, den von einer so gemeinen Krankheit befallenen Sohn anzuschauen. Nur die Fürstin sandte jeden Morgen einen Lakaien und ließ sich nach dem Befinden desselben erkundigen, worauf jedesmal die Antwort erfolgte, er befinde sich sehr wohl und erwarte mit Ungeduld den Augenblick, seiner Mutter einen Besuch abstaten zu dürfen.

Dieser Augenblick trat aber noch immer nicht ein. Endlich jedoch, nachdem der Fürst schon acht Tage im Schlosse verweilte, faßte er den Entschluß, mit seinem Sohne eine Unterredung zu halten, aber erst nachdem er noch einmal mit den jetzt wieder anwesenden Ministern Rath gepflogen hatte. Der Prinz ward davon benachrichtigt, kleidete sich hofgemäß an und trat den schweren Gang zu seinem Vater an, mit dem festen Vorsatz, diesmal nicht nachzugeben und nur als Sieger aus dem erwarteten Gespräch hervorzugehen.

Ich geleitete ihn auf diesem herben Wege bis vor die Thür des fürstlichen Wohnzimmers, dann ging ich, den Wagen anspannen zu lassen, der uns zu Waldsteins fahren sollte, bei denen wir jetzt wieder alle Nachmittage verbrachten.

Als der Prinz seinem Vater gegenüber trat, beobachteten Beide ein ziemlich verlegenes und anhaltendes Schweigen, denn sie hatten Ursache genug, die Wirkungen auf ihren Gesichtern zu studiren, die bei dem Einen

die Krankheit, bei dem Andern Sorge, Angst und Aerger-
niß allerlei Art hervorgebracht hatten. Der Fürst sah er-
bittert, mißgestimmt und gelangweilt aus. Er sah sich aus
seiner früheren Herrscherlage über seinen Sohn gewalt-
sam gedrängt und das Eingeständniß dieser Niederlage
verletzte seinen egoistischen Geist am tiefsten. Daß er
dem Andrängen seines ältesten Sohnes innerlich bereits
nachgegeben habe, unterlag keinem Zweifel, aber daß
er ihm dies auch noch mittheilen und damit sein Zuge-
ständniß gleichsam untersiegeln solle, verursachte ihm
ein ungeheures Mißvergnügen. Lange hatte in ihm der
alte fürstliche Stolz mit der riesigen Kraft des unbeugsamen
Sohnes gerungen; da er unterlegen, war ihm diese
Kraft selbst verhaßt und er legte das offen in jeder Mie-
ne seines Angesichts zur Schau. Als er nun aber den seit
seiner Krankheit in seiner äußeren Erscheinung so ver-
änderten Sohn vor sich sah, der ihm mit seiner ungebro-
chenen Haltung und seinem kühnen Ernste immer noch
imponirte, fuhr er fast erschrocken zurück, denn ein sol-
ches mit frischen Narben durchfurchtes Gesicht, wie sich
ihm jetzt darbot, hatte er denn doch nicht zu finden er-
wartet. Rasch aber ging er wieder auf den Ankommen-
den zu, drückte ihm schnell die Hand und zog sich dann
eilfertig auf seinen Stuhl am Fenster zurück, auf dem er
gewöhnlich und am liebsten saß.

»Mein Vater,« sagte der Prinz mit seiner alten kräfti-
gen und doch so wohlklingenden Stimme, »da stehen wir

uns also wieder gegenüber, nachdem Gott uns durch seinen unerforschlichen Willen eine Weile getrennt hatte. Ich hoffe, Du befindest Dich wohl.«

»Ich danke, ich danke, man muß zufrieden sein. Wie ich sehe, geht es Dir auch – leidlich ,obgleich Du Dich sehr verändert hast, und ich kann Dir also nur halb zu Deiner Genesung Glück wünschen.«

»Thu es immerhin ganz, mein Vater, das wird mir eine große Beruhigung gewähren. Was meine Veränderung betrifft, so ist sie zwar wahrnehmbar, indeß wird sich mein Aussehen allmählig bessern, wie man mir sagt, und dann betrifft es ja nur meinen äußerlichen Schein. Mein Inneres, der Kern meines Wesens, mein Vater, ist *gar nicht verändert*.«

Diese letzten mit Nachdruck gesprochenen Worte bewirkten, daß den Fürsten ein leichter Schauer überflog. Er hatte sich geschmeichelt, wenn auch kaum gehofft, daß auch innerlich einige Veränderung bei ihm vorgegangen sei, aber nun sah er sich darin getäuscht und noch dazu machte ihn sein Sohn gleich am Anfang ihrer Unterredung darauf aufmerksam.

»So,« entgegnete er, »also Dein Inneres ist gar nicht verändert? Das thut mir leid. Darin stehen wir also noch immer auf dem alten Flecke? Ich werde mithin nichts Angenehmes von Dir zu hören bekommen!«

»Ich wüßte nichts Besonderes mitzutheilen, mein Vater.«

Es entstand wieder eine Pause, die, je länger, um so peinlicher für beide Theile wurde.

»Du beharrst also auf Deinem alten Entschlusse, Deinen Rechten auf eine einstige Nachfolge in der Regierung dieses Landes zu entsagen?«

»Ich beharre, mein Vater!«

»Gut, Du magst Deinen Willen haben, aber möge auch bei Dir die Reue nie zu spät kommen!«

»Ich besorge das nicht, mein Vater, und danke Dir, daß Du meinen Bitten in diesem Punkte nachgegeben hast, wobei ich hoffe, daß auch der andere Punkt Deine Billigung gefunden haben werde.«

Der Fürst zuckte zusammen, stand auf und ging, sechs Schritte vom Prinzen entfernt, mit vorgebeugtem Kopfe und verschlungenen Armen auf und ab. »Also auch das!« murmelte er. »Muß es denn sein, muß es wirklich sein und giebt es kein Mittel auf der Welt, mir diese große Demüthigung zu ersparen!«

»Wenn es wirklich eine Demüthigung ist, so giebt es kein Mittel, sie von Dir abzuwenden.«

»Wunderbar, wunderbar, wer hätte das gedacht, wer nur für möglich gehalten! Beinahe möchte man an die Wahrsagerin glauben – wie hieß sie doch? – die Dich nicht für einen Fürstensohn anerkennen wollte!«

»Du meinst Alessandra die Zigeunerin.«

»Hm! Ja! Die meine ich. Nun, das ist Alles dummes Zeug, es fällt mir nur bei der Gelegenheit ein. Mit einem Wort also, da der Kelch denn doch geleert werden soll – Du willst Dich verheirathen?«

»Ja, mein Vater, und sogar sehr bald. Ich hoffe Deine Einwilligung dazu noch in diesem Augenblick zu erhalten.«

»So. Ja! Nimm sie hin, in der Erwartung, daß Du mich nicht zwingst, ein Zeuge Deiner Verbindung zu sein. – Wo wird sie stattfinden?« fragte er gleich darauf mit lebhaft hervorquellender Neugier.

Der Prinz ging auf seinen Vater zu, ergriff seine etwas widerstrebende Hand und drückte sie an seine Lippen. Das mußte aber etwas rasch geschehen, denn der Fürst, noch immer die längst überstandene Krankheit fürchtend, zog seine Hand schnell wieder zurück und steckte sie in die Tasche, wo er sie eifrig an einem Tuche rieb.

»Ich danke Dir, mein Vater, Du hast mit dieser Deiner Einwilligung zwei Menschen glücklich gemacht, von denen wenigstens die Eine dies Glück verdient, denn sie hat sich mir fast geopfert, als die ganze übrige Welt von meiner Seite wich.«

»Ich habe es gehört – ich mag nichts weiter darüber wissen. Es war dies auch eine Art Scandal, den ich gern vermieden gesehen hätte.«

»Er wäre vermieden worden, wenn meine mir von der Natur gegebenen Pfleger sich nicht von mir zurückgezogen hätten.«

»Ah so, hm! Ich verstehe. Nun tragen wir noch am Ende die Schuld davon! Doch, hören wir auf, darüber zu sprechen. Sieh, da kommt Deine Mutter, das ist gut. – Emma, da ist Dein Sohn. Sieh' ihn an – kennst Du ihn noch?«

Die Fürstin trat, als sie Bruno erblickte, zögernd näher, als sie ihn aber genauer in's Auge faßte, stieß sie einen lauten Angstruf aus, den der Prinz indeß unterdrückte, indem er auf sie zueilte und sie in seine Arme schloß. Nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt, mischte sich der Fürst wieder in's Gespräch, indem er sagte: »Bruno, der Herr Fürst von Adersbach, hat meine Einwilligung empfangen, sich – zu verheirathen. Wo, sagtest Du doch, daß Ihr Euch copuliren lassen würdet?«

»In Dresden, mein Vater, wohin die Gräfin Waldstein sich bald mit ihrem Vater begeben wird.«

»Oho! Er ist noch mein Förster!«

»Du wirst ihn nicht zwingen, Dein Förster zu bleiben, wenn er Dich bittet, ihm seinen Abschied zu ertheilen, um mit mir auf meinen Gütern in Böhmen zu leben.«

Der Fürst war durch den festen und doch warmen Ton seines Sohnes, der seine Ironie gar nicht zu beachten schien, entmuthigt; er wagte kein Wort mehr zu sagen, da sie alle wie an einem diamantnen Harnisch von der Brust Bruno's abglitten. Er bewegte sich unruhig hin und her und mochte dem Prinzen doch nicht den officiellen Abschiedswink geben. Dieser bemerkte endlich die Lage, verbeugte sich, küßte beiden Eltern nach einander die Hand und kehrte dann rasch auf sein Zimmer zurück, wo ich ihn bereits nicht ohne Besorgniß vor einem abermaligen Zusammenstoß erwartete.

»Kurt!« rief er hier in Begeisterung aus und drückte mich lebhaft an seine Brust. »Es ist gelungen! Wir sind frei, für ewige Zeiten, frei, Kurt, im vollen Sinne des

Worts, male Dir das aus! Ha! da liegt das Sclaventhum der Herrschaft mit allen seinen bunten Lappen und gauklerischen Grimassen – und da das Glück des Privatmanns mit dem treuen, ehrlichen Naturgesicht! Das heißt die ganze Welt gewonnen haben, nicht wahr? O, wie ist mir so göttlich wohl zu Muthe, mein Freund! Wie wollen wir sie nutzen, diese Freiheit! Nicht? Jeder, der in unsre Nähe kommt, soll sich derselben bewußt werden, und Wem ich ein Glück bereiten kann, der wende sich an mich, denn ich bin reich und liebe die Menschen. Vor Allen aber Dich, mein alter, treuer Freund! Du bleibst doch bei mir, nicht wahr, trotzdem Du kein Minister geworden bist?«

»Wenn Du meiner nicht überdrüssig wirst und Arbeit genug für mich hast, denn arbeiten muß ich einmal, sonst kann ich nicht leben – dann bleibe ich bei Dir, trotzdem ich kein Minister geworden bin.«

»O, Arbeit wollen wir schon finden, ein arbeitsamer Mensch findet sie immer und überall, wenn er sie nur sucht. Aber da kommt der Wagen. Nun rasch hinauf zu Elsbeth! Eine Nachricht wie die heutige habe ich ihr noch nicht gebracht. Und in vierzehn Tagen gehen wir nach Dresden, Alles ist abgemacht und unser Quartier erwartet uns schon!«

Nur Derjenige, welcher in einem kleinen Fürstenstaate Aehnliches erlebt hat, wie jetzt am Hofe zu W*** vorging, kann sich die Aufregung der Gemüther und

die zahllose Menge der hin und her schwankenden Meinungsäußerungen vorstellen, die jetzt wie auf Sturmeswellen daselbst einherflutheten und lange Zeit jede Theilnahme an sonstigen Ereignissen ausschlossen. Was man so lange als unverbürgtes Gerücht betrachtet, war nun plötzlich ernsthafte Wahrheit geworden: der älteste, klügste und willensstärkste Sohn des Fürsten, sein erbberechtigter Nachfolger in der Beherrschung des kleinen, aber wohlhabenden und schönen Landes, hatte seinen Rechten entsagt und den Entschluß kund gethan, in das Privatleben sich zurückzuziehen und ein Mädchen von bürgerlichem Herkommen zu heirathen, das seinem Herzen schon von frühster Jugend an überaus theuer gewesen. Das war genug, um alle Köpfe in Brand und alle Zungen Monate lang in Bewegung zu setzen, was denn auch redlich und mit Aufopferung aller diplomatischen Umschweife geschah.

Und wunderbar, wie es immer und überall bei ähnlichen Veranlassungen geschieht, so war es auch hier der Fall: mit der Wahrheit der Thatsachen begnügten sich die Wenigsten, es mußte auch etwas Phantasie und Poesie zu Hülfe genommen werden, um das verhängnißvolle Ereigniß für ein natürliches und sich von selbst rechtfertigendes erklären zu können. So sahen Einzelne den eigentlichen Grund der Entsagung des Prinzen nur in einem seit langer Zeit zwischen dem Fürsten und seinem Sohn fortgährenden Groll, der, aus Eifersucht des Einen und aus Ueberhebung des Anderen entsprossen, ein längeres Zusammengehen unmöglich gemacht habe.

Eine größere Anzahl fand in der verführerischen Schönheit der Försterstochter den eigentlichen Brennpunkt der Frage, und endlich die dritte und zahlreichste Partei, auf welche wahrscheinlich ein Zeitungsartikel eingewirkt, dessen Verfasser nie ermittelt worden ist, erkannte in der vorwiegenden österreichischen Gesinnung des Prinzen und seiner Neigung zu süddeutschen Anschauungen den Hebel seines Beginns, was, geradeheraus gesagt, die größte Lüge von allen war, die man auf Kosten des Prinzen in Umlauf setzte.

Wie dem nun sein und welches von diesen mehr oder minder begründeten Gerüchten man glauben mochte, im ganzen Lande und vorzüglich in der kleinen Residenz herrschte ein dumpfer Unwille vor, der zur allgemeinen Traurigkeit neigte, darüber, daß dem Lande ein Prinz verloren ginge, dessen gute Eigenschaften einen vortrefflichen Regenten für die Zukunft verbeißen hatten. Am schwersten aber war dabei die Partei der Gebildeten und dem Fortschritt Huldigenden betroffen, die den Prinzen kennen zu lernen die beste Gelegenheit gehabt und ihm schon bald nach der Rückkehr von der Universität ihre Gunst zugewendet hatte. Sie beklagte tief und laut, daß ihr ein allgemein geliebter Prinz, ein geistreicher, für das ganze große Deutschland strebsamer und begeisterter Fürstensonnen entzogen werde und an seine Stelle ein Prinz treten sollte, dessen Erziehung so Vieles zu wünschen übrig ließ, dessen Neigungen so wenig bekannt oder dem allgemeinen Wunsche entsprechend waren und

dessen Jugend noch lange einer kräftigen Stütze und einer schwer zu ermöglichenden Anregung zum Guten bedurfte.

Diese erst still sich verbreitende, dann immer lauter kundgebende Trauer wurde noch vergrößert, als allmählig bekannt wurde, daß der Prinz sich alle zu Tage tretenden Demonstrationen verbieten habe, die man ihm bei seiner Abreise vom Schlosse als einen Ausdruck der öffentlichen Meinung vor Augen führen gewollt. Und das hatte allerdings seine Richtigkeit. Der Prinz war von jeher kein Freund von solchen öffentlichen Kundgebungen gewesen, die den armen Leuten, wie er sagte, nur unnöthig Geld kosteten und doch weiter nichts bewiesen, als was man für bereits vorhanden anerkennen dürfe. Er bat also durch Wort und Schrift, sobald ihm Gelegenheit dazu wurde, sich nicht zu beunruhigen und ihm, dem so Ernstes im Herzen liege, dies Herz durch wehmüthige Reden nicht noch schwerer machen zu wollen. Auch ohne einen sichtbaren Ausdruck der allgemeinen Gesinnung und Zuneigung zu seiner Person zu erhalten, werde er das Bewußtsein, seiner Landsleute Liebe und Achtung zu besitzen, mit in die neue Heimat nehmen und er werde auch dort allen Freunden seine Wünsche für ihr Wohl so treu und redlich bewahren, als wenn sie ihm jetzt mit Festlichkeiten, Reden und Fackelzügen nur eine vorübergehende Feier veranstalteten, die für die zurückbleibenden Mitglieder der Fürstenfamilie nichts mehr und nichts weniger als eine verblümete Demüthigung enthalten müßte.

Hierdurch unterblieb denn zwar jede öffentliche Kundgebung der allgemeinen Zuneigung für den Prinzen, aber das in seinem Wohlwollen immer etwas zudringliche und dabei unläugbar sehr neugierige Volk unterließ es denn doch nicht, seine Theilnahme an dem persönlichen Geschick des Prinzen auf eine andere und ihm sogar noch lästigere Weise an den Tag zu legen.

Konnte man dem Prinzen in seiner jetzt mehr denn je erstrebten Zurückgezogenheit nicht beikommen, so wandte man dafür um so lebhafter alle Aufmerksamkeit seinem zweiten Ich zu. Elsbeth Waldstein war plötzlich in den Mund aller Leute gerathen und populär geworden und man glaubte sich selbst ein Armuthszeugniß ausstellen zu müssen, wenn man sie nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte.

Nie, erzählte man sich, habe es eine vollkommene Schönheit, ein edleres Herz, einen liebenswürdigeren Geist gegeben, als diese junge Dame besitze, der in romantischer Hingebung selbst ein so hoch begabter Prinz seine ganze Zukunft zu Füßen zu legen Willens sei. Natürlich entstand nun sehr bald die Neigung, dieses Wunder von Weib noch einmal zu sehen, bevor es für immer seine freundliche Waldeinsamkeit verlasse und in ferneren Gegenden allein dem Glücke des angebeteten Prinzen lebe. Alles also, mit Ausnahme gewisser Hofkreise, die spöttelnd und achselzuckend Elsbeth eine Abenteurerin, und ihren Vater einen schlaunen Intriguanten nannten, der sein Schäfchen in's Trockne zu bringen gewußt, strömte jetzt nach dem bairischen Häuschen hinaus, und

als ob plötzlich der wärmste Frühling oder der einladendste Sommer in's Land gezogen wäre, man Wagen auf Wagen in der Lichtung des Habichtswaldes anlangen und ihre Insassen mit unerschrockener Kühnheit oder demüthigst gelispelter Bitte Eingang begehren.

Alle diese guten Leute aber hatten sich mit der Beschaffung eines Fuhrwerks unnöthige Kosten gemacht und obendrein der Gefahr ausgesetzt, durch den Aufenthalt im kalten Walde sich einen recht tüchtigen Schnupfen zu holen, denn weder der Förstes noch seine Tochter ließen sich von irgend einem neugierigen Auge erspähen. In die Tiefe ihrer Zimmer zurückgezogen, kamen sie niemals zum Vorschein, und die einzigen Bewohner des Jagdhauses, die man mit Muße betrachten konnte, waren eine alte Magd und ein graubärtiger Jäger, die den Herren und Damen die Zimmer des oberen Stockwerks zeigten und auf die alle Tage wiederholten Fragen der neugierigen Besucher die lächelnde Antwort ertheilten, Herr Waldstein und seine Tochter seien verreist und würden wahrscheinlich gar nicht mehr nach dem bairischen Häuschen zurückkehren.

Nichtsdestoweniger dauerte der winterliche Pilgerzug ununterbrochen fort; man wollte wenigstens nun die Orte sehen, wo die romantische Liebe sich entsponnen und die jetzige Gräfin Waldstein als kleine Waldfee gewaltet hatte. Schon vom frühen Morgen an fuhren ganze Wagenreihen hinaus und eines Tages war der Andrang und die überfließende Bewunderung so groß geworden, daß das Gelände der kleinen Treppe, die aus dem Vorgarten

des Hauses von Außen unmittelbar auf die Galerie und in das obere Stockwerk führte, der ungewohnten Belastung nachgab und abbrach.

Als die Nachricht dieses zudringlichen und allzu wenig bescheidenen Benehmens bei Hofe bekannt wurde, erwachte plötzlich der ganze frühere Stolz des Fürsten aus seinem betäubungsartigen Schlummer. Er wollte nicht, daß die Braut seines Sohnes, selbst wenn er sie nicht als seine Tochter anerkennen könne, aller Welt zum beliebigen Schauspiele diene, und er sprach sein Mißfallen über die vorlauten Städter so nachdrücklich aus, daß man endlich, als man hiervon Kunde erhielt, von den winterlichen Ausflügen Abstand nahm, in der Befürchtung, das Publicum werde sich durch seine übermäßige Theilnahme selbst für den Sommer um den Genuß bringen, das liebliche Waldhaus besuchen zu dürfen. Mehr aber noch als das Bekanntwerden des fürstlichen Mißfallens, wirkte der im Intelligenzblatte der Residenz veröffentlichte Erlaß, daß ohne besondere Erlaubniß des Hofmarschallamts, der Besuch des bairischen Häuschens, wegen nothwendiger Reparaturen daran, bis auf Weiteres Niemanden mehr gestattet sei.

Die Neugierde des Publicums hatte sich also gelegt, dafür aber war diese kleine unschuldige Leidenschaft seltener Weise einen anderen Kopf, in den des Fürsten selber gefahren. Er hatte in der letzten Zeit so viel von der unnachahmlichen Lieblichkeit der Heldin des Tages, von ihrem sanften Benehmen allen Damen gegenüber, die in

der Umgebung des Schlosses während der Krankheit seines Sohnes auch nur im Entferntesten mit ihr in Berührung gekommen, und von der Würde gehört, mit der sie ihr neues Glück trug, daß er sich gestand, er möchte sie wohl noch einmal sehen und mit eigenen Augen prüfen, in wie weit das Gerücht wahr sei, welches alle diese albernen und zudringlichen Menschen in die Welt trompeteten.

Aber wie und wo sie sehen oder gar sprechen, wenn diese Prüfung genau angestellt werden sollte? So geradezu hinauszufahren, den Förster und seine Tochter kommen zu lassen und ohne Weiteres als seine Diener anzureden, das wagte er seinem Sohne gegenüber denn doch nicht mehr, abgesehen davon, daß ein Morgenbesuch im Waldhause in dieser Zeit für eine zu auffällige Unternehmung gehalten werden mußte, wie sie auch früher nie stattgefunden, Nachmittags aber stets der Prinz darin anwesend war.

Lange sann der Fürst ernstlich über die Möglichkeit nach, sein Vorhaben als ein ganz natürliches erscheinen zu lassen, und siehe da, endlich fand er, was er so eifrig suchte, indem er eine der Jahreszeit ganz angemessene Jagd veranstalten und den eingeladenen Gästen das bairische Häuschen als allgemeinen Sammelplatz angeben ließ, Auch den Prinzen lud er dazu ein, unter dem Vorgeben, es solle dies das letzte Vergnügen der Art während seiner Anwesenheitin W*** sein und er wolle noch einmal die Freude genießen, in seiner Gesellschaft im Waldhause zu speisen.

Der Prinz, der durch einige aufmerksame Zwischen-träger den wahren Grund der so plötzlich veranstalteten Jagd erfuhr, glaubte dem Fürsten den kleinen Genuß auf keine Weise stören zu dürfen und so lehnte er für seine Person die Einladung höflich ab, unter dem Vorwande, seine noch nicht ganz wiederhergestellte Gesundheit erlaube ihm nicht, an dem Vergnügen im Freien Theil zu nehmen.

Als dem Fürsten diese insgeheim gewünschte ablehnende Antwort überbracht wurde, gerieth er in eine lange nicht empfundene behagliche Stimmung, denn es war ihm gar nicht darum zu thun gewesen, den Prinzen, noch dazu vor vielen Zeugen, neben Elsbeth und deren Vater zu sehen, er wollte die neue Gräfin vielmehr allein betrachten, und damit ihm diese Absicht nach Wunsch gelinge, so hatte der Prinz selbst seine Anordnungen getroffen und den betreffenden Personen im Forsthause die nöthigen Winke gegeben.

Es war ein kalter, unfreundlicher Decembertag, als die anberaumte Jagd im Habichtswalde abgehalten wurde. Schneegestöber wechselte mit Schlagregen ab und der Nordwestwind, der durch die alten blätterlosen Bäume sauste, ließ es den vornehmen Jägern nicht allzubehaglich im Freien erscheinen. Mittags um zwei Uhr etwa mochte die Jagd zu Ende sein und eben als der Fürst das bairische Häuschen betreten und seine Gemächer erreicht hatte, brach die Sonne durch die düsteren Wolken

und goß ein freundliches Licht über die kahlen Baumwipfel, die graugrüne Lichtung und in den schönen Salon, der behaglich erwärmt war und in seiner glänzenden Ausstattung nach einem heftigen Ritt bei schlechtem Wetter einen höchst angenehmen Aufenthalt darbot. Der Fürst, der seinen Gästen um eine halbe Stunde vorausgeeilt war, um diese Zeit für den beabsichtigten Zweck zu benutzen, blickte sich mit einer nie an den Tag gelegten Neugierde in diesen Räumen um, als wären in ihren Ecken Geheimnisse verborgen, die ihm in diesen Augenblicke erst zugänglich geworden. Er schritt aus dem großen Salon in die anmuthigen Nebengemächer und gelangte so endlich auch in das kleine Eckzimmer, in welchem er den Prinzen und mich eines Abends beim traulichen Mahle mit Waldsteins überrascht hatte. Ungewöhnlich lange hing sein Auge an den dieses Zimmerchen füllenden Geräthschaften, als ruhe ein besonderer Zauber auf ihnen, dann aber zurücktretend und einen Blick auf die gedeckte Tafel im Saal werfend, die ihre Gäste jeden Augenblick zu erwarten schien, fiel ihm ein, daß die Zeit kostbar sei, und so faßte er sich ein Herz, den Entschluß auszuführen, um dessen willen er heute hierhergekommen war.

Auf einen Zug an der Glocke stellte sich ein Jäger ein und fragte nach des gnädigsten Herrn Begehr.

»Hast Du die Tochter des Försters Waldstein schon gesehen?« fragte der Fürst seinen vertrauten Diener, und als dieser die Frage bejahte, fügte er mit etwas scheuer Miene die Worte bei: »Wenn sie etwa einen Augenblick

Zeit hat für mich, möchte ich ihr wohl einen guten Morgen sagen. Ich werde in dem Eckzimmer hier zu finden sein.«

Der Jäger verschwand und der Fürst betrat mit einiger Befangenheit noch einmal das kleine Gemach, welches er vorher schon so genau gemustert hatte. Er ließ sich auf einen Sessel am Fenster nieder, lehnte das Kinn auf die festgestützte Hand und schaute in den laublosen Wald hinaus, über den die Sonne ihre leuchtendsten Strahlen auszugießen fortfuhr. Er hatte nicht lange in dieser Stellung zugebracht, als ein leises Rauschen an der durch Vorhänge verschlossenen Thür vom Salon her sich vernehmen ließ und, den Kopf dahinwendend, sah er eine Erscheinung vor sich, wie er sie hier weder vermuthet noch eigentlich gewünscht hatte. Bisher hatte Elsbeth nie anders als in ihrer einfachen hochländischen Tracht gesehen, denn erst seit kurzer Zeit hatte sie ja dieselbe mit der modernen städtischen vertauscht, für deren Eleganz und Stoffreichthum der Prinz in letzterer Zeit reichlich Sorge getragen. In jener Tracht nun war ihm Elsbeth seit ihrer Kindheit bekannt, sie war ihm zur Gewohnheit geworden und er dutzte sie darin trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre. Jetzt aber, als er diese hochgewachsene, üppige Gestalt mit dem blühenden Gesicht, den lebhaft glänzenden Augen und den wogenden Locken wahrnahm, die, in schwere schwarze Seide gehüllt, mit dem Anstande einer Weltdame und den feinen Manieren eines Hoffräuleins hereintrat, sich ehrfurchtsvoll und doch mit sich frei fühlendem Geiste verbeugte, dann aber rasch auf ein Knie

niederließ und ihre schönen Hände bittend gegen den Fürsten emporstreckte, erschrak er so sehr, daß er ganz gegen seinen Willen vom Stuhle aufstand und ihre Verbeugung nicht allein wie ein feiner Cavalier erwiderte, sondern sie auch rasch vom Boden aufhob und dann, sie verwundert anschauend, wieder in gewisse Entfernung zurücktrat.

Nach dieser ersten gegenseitigen Begrüßung machte sich auf beiden Seiten eine höchst peinliche Verlegenheit bemerklich, denn Elsbeth konnte das Gespräch kaum beginnen und der Fürst wußte nicht, wie er die in dieser Gestalt nicht erwartete Försterstochter anreden sollte. Endlich aber faßte sich Letztere ein Herz und, ihre Verbeugung wiederholend, sagte sie mit bescheidenem und doch sicheren Tone: »Sie haben meine Anwesenheit befohlen, Durchlaucht!«

»Ah, ja freilich, mein – mein Fräulein! – Also Sie sind die Gräfin Waldstein?«

Elsbeth erröthete von der Stirn bis tief auf den Hals hinab, denn es klang ihr diese verlegene Anrede so seltsam, wie ihr nie etwas im Leben geklungen. »Ich bin Elsbeth Waldstein, gnädigster Herr, und Sie erinnern sich meiner wohl noch aus früherer Zeit!« sagte sie sanft, sich allmählig von ihrer Verlegenheit erholend.

»O ja, das freilich, aber – ich meine – Sie sind die Gräfin Waldstein, die mein Sohn heirathen will?«

»Ihr Herr Sohn will mich heirathen, ja, Durchlaucht!« lautete die mit edlem Eingeständniß gesprochene Antwort.

»So, so! – Was haben Sie da für ein Papier in der Hand?«

»Es ist ein Brief meines Vaters, des Försters, gnädigster Herr, der die Zeit für günstig hält, ihn in Ihre Hände niederzulegen.«

»Was hat er denn darin geschrieben?«

»Er bittet mit dem dankbarsten und ergebensten Herzen um seinen Abschied aus Ew. Durchlaucht Diensten.«

»So, so! Geben Sie ihn nur her, ich will ihn zu Hause lesen. Also um seinen Abschied bittet er? Das konnt' ich mir wohl denken. O, ich will ihm denselben nicht vorenthalten, Gott bewahre! obwohl es mir leid thut, daß er mich verläßt – er hat seit meiner Jugend mit mir zusammengelebt.« –

Es entstand wieder eine kurze Pause, die Elsbeth nicht besser auszufüllen wußte als durch die Worte: »Ich weiß es, gnädigster Herr, und mein Vater ist auch sehr glücklich in Ihren Diensten gewesen.«

»Ja, ja, doch nur bis auf die letzten Jahre, da ist auch er mir entwachsen, wie mir so Vieles entwachsen ist. Sie wissen, da kam ein kleiner Sturm zwischen uns. Nun, ich will Sie deshalb nicht anklagen. Bewahre!«

Abermals entstand eine Pause und der Fürst, der unterdessen das Auge von der schönen Tochter seines bisherigen Dieners nicht abgewandt hatte, mußte sich gestehen, daß diese einen ganz seltsamen und zwar siegreichen Eindruck auf ihn hervorbringe. Er wurde von Augenblick

zu Augenblick milder gestimmt und in neuer Verlegenheit, eine Anknüpfung zu finden, verfiel er auf einen Gedanken, der einem reichen Herrn, wie er einer war, sehr natürlich ist, oft aber, wie auch hier, sehr zu unrechter Zeit über die Lippen tritt.

»Da Sie sich sehr bald verheirathen wollen,« sagte er, »so müssen Sie auch eine Ausstattung haben. »Wer giebt Ihnen die?«

»Mein Vater!« antwortete Elsbeth mit edler Dreistigkeit, worin dennoch die bescheidenste Genügsamkeit lag.

»So, so. Nun, ich stehe mit ihm noch in Rechnung, er soll mich diese Ausstattung besorgen lassen – aber bei der Hochzeit selbst kann ich nicht gegenwärtig sein.«

»Das bedaure ich von ganzem Herzen, gnädigster Herr.«

»Ich auch. Aber wie die Sachen einmal liegen, ist es unmöglich. – Wann denken Sie Ihre Reise nach Dresden anzutreten?«

»Sobald mein Vater den erbetenen Abschied empfangen, seine Rechnungen gelegt und von Ew. Durchlaucht die Erlaubniß erhalten hat, dies Haus seinem Nachfolger zu übergeben.«

»Aha! Wünschen Sie, daß das bald geschehe?«

»Ganz gewiß, gnädigster Herr!«

»So soll es geschehen. Und in Dresden wird die Hochzeit sein?«

»In Dresden.«

»Lieben Sie denn meinen Sohn so sehr, wie die Sage davon geht?«

»Unmöglich, gnädigster Herr, kann die Sage, die sich damit zu schaffen macht, eine richtige Vorstellung von der Liebe geben, die ich empfinde, da ich sie noch Niemanden enthüllt habe als mir und Demjenigen, dem sie geweiht ist.«

»Wohl, wohl, das glaube ich auch. Aber mein Sohn ist seit seiner leidigen Krankheit kein so hübscher Mann mehr, wie er früher war.«

»Ich finde keinen Unterschied an ihm zwischen früher und jetzt, gnädigster Herr; denn was ich am meisten an ihm geliebt und bewundert habe, finde ich unverändert noch heute vor.«

»Und was ist das, wenn man fragen darf?«

»Das ist sein menschliches Herz, sein männlicher Sinn und seine demuthsvolle Ergebung in die Schickungen Gottes.«

»Ah!« murmelte der Fürst und verbeugte sich unwillkürlich vor der einfachen Hoheit, die unbewußt aus Elisabeth's Worten, ihren Augen, ihrer Haltung sprach. »Ich danke Ihnen für den kurzen Besuch, den Sie mir gemacht haben, denn leider muß ich ihn abbrechen, da ich da drinnen schon meine Gäste eintreten höre. Leben Sie wohl und seien Sie glücklich, ich wünsche es Ihnen.«

»Und ich, Durchlaucht, erlaube mir denselben Wunsch für Sie auszusprechen.«

Sie verbeugte sich tief und trat dann auf den kleinen Corridor hinaus, den Fürsten, der diese Verbeugung sehr höflich erwidert, in einer seltsamen Stimmung zurücklassend, denn das einfache und natürliche, aber dabei so

edel gehaltene Wesen des jungen Mädchens hatte einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, das weniger den Regungen der Menschlichkeit verschlossen war, als man nach seinen früheren, aus einer reizbaren Stimmung hervorgegangenen Aeußerungen hätte schließen sollen.

Obige Stimmung hielt auch während der gleich darauf stattfindenden Tafel vor. Er saß still und fast sprachlos da, starrte in den Kamin, der ihm gegenüber in hellen Flammen loderte, und als er endlich bei schon dunkelndem Abend in den Wagen stieg, warf er einen fast wehmüthigen Blick nach den Fenstern zurück, hinter denen die guten Leute wohnten, die er nun für immer aus seiner Nähe verlieren sollte.

Ueber die vorher geschilderte merkwürdige Unterredung, die Elsbeth noch an demselben Abend den Ihrigen mittheilte, lachte der Prinz herzlich und sagte schließlich scherzhaft: »Wenn ich gewußt, daß Du eine so große Gewalt über meinen Vater besitzest, hätte ich Dich zum diplomatischen Unterhändler zwischen uns machen können, wir wären vielleicht schneller zum Ziele gekommen und hätten uns weniger in Wallung gesetzt!« und damit schloß er Elsbeth fest in seine Arme, küßte sie und dankte ihr, daß sie auch bei diesem letzten Auftritt so standhaft gewesen war.

Nur wenige Tage später erfüllte der Fürst die Bitte Waldstein's, sandte ihm seine Entlassung in weniger ungnädigen Ausdrücken zu, als man erwartet, und ernannte auch gleich seinen Nachfolger, nachdem des Försters Rechnungen und Geschäftspapiere von der fürstlichen Hofkammer in bester Ordnung befunden worden. Dem officiellen Schreiben aber war ein vom Fürsten selbst verfaßtes Handbillet nebst einer Anweisung auf zehntausend Thaler beigefügt, welches folgende wenige Worte enthielt:

»Ich war stets mit Dir zufrieden, Waldstein, und danke Dir noch einmal für alle mir bisher geleisteten Dienste. Beiliegende Summe übergehe ich Dir, um sie zur Ausstattung Deiner Tochter nach Belieben zu verwenden. Dein Schwiegersohn ist zwar reicher als ich und bedarf meiner Unterstützung nicht, allein ich pflege meine Versprechungen zu halten, und die Sorge für Deiner Tochter Ausstattung hatte ich ja schon seit Jahren übernommen. Mag es Dir gut gehen und mögest Du keine Stunde erleben, in der Du bereust, den Dienst bei mir mit dem Schlaraffenleben bei einem Andern vertauscht zu haben.«

Von diesem gnädigen Schreiben war der Förster so tief gerührt, daß er sich sogleich in seine Galakleider warf und nach dem Schlosse fuhr, um von dem Fürsten nicht nur Abschied zu nehmen, sondern auch sich persönlich zu bedanken, bevor er dem Waldhause den Rücken zukehrte. Als dem Fürsten gemeldet ward, daß Waldstein

ihn zu sprechen wünsche, schüttelte er den Kopf und sagte, zu dem dienstthuenden Kammerdiener: »Der alte Narr! Das hätte er mir auch ersparen können! Da er aber einmal da ist, so laß ihn herein, wenn er mir durchaus das Herz weich machen will.«

Der ehemalige Förster trat in seiner neuen feinen Kleidung mit einer tiefen Verbeugung ein und es war ein sonderbarer Anblick, als man die beiden Grauköpfe einander gegenüber stehen sah, die früher stets so gute Freunde gewesen waren und die jetzt eine unausfüllbare Kluft für immer trennen sollte. Beide blickten sich eine Zeit lang sprachlos an, schon ihre Mienen verriethen ihre innere Bewegung, aber Beide hatten in ihrer Art ein stolzes Herz und die ungelenke Zunge des Fürsten wollte sich am wenigsten bequemen, die Empfindungen laut werden zu lassen, die doch in seinem Herzen auf und nieder wogten. Endlich aber faßte er sich, trat dem Abschiednehmenden einen Schritt entgegen und sagte ziemlich milde: »Du willst mir also Lebewohl sagen, Waldstein?«

»Ja, Durchlaucht, und tausendfachen Dank für alle Ihre Wohlthaten, die ich tiefer empfinde, als Sie vielleicht denken mögen.«

»Laß das gut sein; von Empfindungen können wir nicht allein leben und den Menschen kennzeichnen die Handlungen, die er begeht. Du hast mir einst wohlgethan, darum verzeihe ich Dir, daß Du mir jetzt wehethust.«

»Gnädigster Herr, ich trage keine Schuld daran, Gott ist mein Zeuge!«

»Mag sein, aber Du hättest vorsichtiger sein und auf meine früheren Winke achten sollen. Ich verliere viel bei der Parthie, die wir Beide jetzt spielen, und sonderbar genug! gewinnst Du dabei Alles, was ich verliere. Ich habe ebenso viel Unglück wie Du Glück, und mein einziger Trost ist, daß Du keine Töchter mehr, ich aber drei und hoffentlich dankbarere Söhne habe als diesen Einen.«

»Prinz Bruno ist ein edler Mann, Durchlaucht!«

»Ja, ja doch, besonders für Dich, aber nicht so für mich. Doch das ist jetzt abgemacht und Worte ändern nichts mehr daran. Mag sein Edelmuth Dir recht lange leuchten, mein Weg geht jetzt bergab und ich sehe einiges Dunkel um mich her, Wann reisest Du?«

»Morgen, gnädigster Herr!«

»Reist Dein Schwiegersohn gleich mit?«

»Nein, er kommt erst einige Tage später, wenn wir Dresden schon erreicht haben.«

»So, das ist wenigstens vernünftig. So reise denn glücklich. Was machst Du für ein grinsendes Gesicht?«

»Herr – mir kommen Thränen der Rührung in die alten Augen, da ich von Ihnen gehe, und ich würde Gott danken, wenn ich wüßte, daß ich ein neues Leben beginnen darf, ohne irgend einen Groll aus dem alten mit hinüber zu nehmen.«

»Ja, das darfst Du. Geh in Frieden, ich zürne wenigstens Dir nicht mehr. – Nun, was willst Du noch?«

»Ihre Hand, Durchlaucht!«

»Da hast Du sie.«

Waldstein beugte sich über diese fürstliche Hand, um sie zu küssen, und diese Hand war edel genug, die seine mit einem recht herzlichen Drucke zu beglücken. So schieden die beiden Männer, die beinahe sechszig Jahre zusammengelebt und in dieser Zeit nur ein einziges Zerwürfniß erfahren hatten: eben das, was sie jetzt für ewig von einander trennte.

Am nächsten Tage reiste Waldstein mit seiner Tochter ab. Der Prinz und ich gaben ihnen auf einige Meilen das Geleite; als sie aber das stille Waldhaus verließen, worin sie so lange glücklich gewesen waren, weinten Beide, Vater und Tochter, so daß der Prinz sie trösten mußte und ihnen das Versprechen gab, sie sollten es nicht zum letzten Male gesehn haben, er wolle schon dafür sorgen, daß sie seine Räume noch öfter als einmal beträten.

»Wenn das eine Wahrheit ist,« sagte Elsbeth, ihrem Geliebten vertrauensvoll in's klare Auge blickend, »und da Du es sagst, zweifle ich nicht daran, will ich meine Thränen trocknen. Sieh, ich weine nicht mehr.«

»Und ich büрге Dir mit meinem fürstlichen Wort dafür, daß wir hier einst noch manche glückliche Stunde erleben werden.«

Als der Prinz dies mit fester Stimme sagte, warf er auch mir einen ermuthigenden Blick zu, der ich damals wenig Hoffnung hegte, sein kühnes Versprechen einst in Erfüllung gehen, zu sehn. Ob *ich* mich oder ob *er* sich darin getäuscht, wird die Zukunft dem Leser entschleiern.

Zwei Tage später schlug auch für uns die Scheidestunde von W***. Der Prinz hatte einen überaus feierlichen

Abschied von seinen Eltern und den ihm nahe stehenden Personen genommen, von denen ihn Niemand begleiten sollte, als ich, sein Kammerdiener und Turner. Er war still und in sich gekehrt, als er aus dem Gemache seiner Eltern in sein Zimmer zurückkehrte, und drückte mir nur leise lächelnd die Hand, was so viel heißen sollte als: »Auch dieser Kelch ist an mir vorüber; nun gehe auch Du und hole Dir Deine Predigt.«

Ich hatte schon vor dem letzten Besuche des Prinzen bei seinem Vater um eine Audienz angehalten und sie war mir sofort für eine spätere Stunde gewährt worden. Ich war besorgt, es würde eine Scene geben, aber der Fürst zeigte sich milder als ich dachte und, wie mir schien, sogar ein wenig eingeschüchtert, nachdem die früher so unerwarteten Ereignisse nun wirklich in's Leben getreten waren.

Als ich bei ihm eintrat, sah er mich lange forschend und durchdringend an, aber ich hielt standhaft auch diesen seinen letzten Blick aus. »Also auch Sie wollen uns verlassen?« sagte er mit ungewöhnlich weicher Stimme.

»Durchlaucht, es scheint mein Geschick zu sein, daß ich es muß.«

»Ja, ja, Sie haben es nicht anders gewollt. Gehen Sie mit Gott!«

»Aber nicht, indem ich Sie unwillig hinter mir zurücklasse?«

»Bewahre! Was denken Sie von mir? Wie ich den Tag und die Nacht unterscheide, so mache ich einen Unterschied zwischen Ihnen und Bruno. Er hat mit seinem

Eisenkopf ein Loch in die Wand gestoßen und Sie, als sein treuer Freund, sind ihm durch dasselbe gefolgt. Das muß selbst ich unter den obwaltenden Umständen billigen. Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?«

»Ja, ich habe Ihnen meinen tiefgefühlten Dank für unzählige Wohlthaten auszusprechen, die ich von Kindheit an in Ihrem Hause genießen durfte.«

»Lassen Sie das; ich kann mich nicht besonders rühmen Ihretwegen. Sie haben meinem Hause einst eine größere Wohlthat erwiesen, indem Sie mir eine Tochter erhielten, die ohne Ihre Hülfe rettungslos verloren gewesen wäre. Jetzt ist diese Tochter auch fort von uns und Sie mögen sich den Dank von dem Manne holen, der sie aus meiner Hand empfangen hat. Was ich nach jener Ihrer uns Alle beglückenden Jugendthat an Ihnen gethan, habe ich, wenn es etwas Gutes war, mehr meinem Sohne zu erweisen geglaubt als Ihnen. Er hat Sie sehr lieb, dieser Sohn.«

»Ja, und ich ihn auch.«

»Das weiß ich. Ich glaube auch nicht, daß Sie schuld sind an dem Weh, welches er mir jetzt zufügt.«

Ich schwieg auf diesen Ausfall, den ich erwartet hatte.

»Warum schweigen Sie?«

»Weil ich nicht weiß, was ich darauf erwidern soll. Wenn ich Ihrer Meinung beistimme, sage ich die Wahrheit, aber verletze Ihren Sohn, und wenn ich ihr entgegenrete, sage ich die Unwahrheit und verletze Sie. So will ich denn lieber schweigen und denken, es hat Alles so sein sollen.«

»Ja, ja, ja, es hat Alles so sein sollen! Das ist eine altergebrachte Entschuldigung für Schwachköpfe und Sie sind doch keiner, wie ich weiß. – Doch, machen wir uns das Herz nicht schwerer, als es an sich schon ist. Sie bleiben bei meinem Sohne, wie ich höre. Das ist mir lieb, schon um seinetwillen, da er, Alles genau erwogen, mit seiner ganzen Familie gebrochen hat – für ewige Zeiten.«

»Das hat nicht in seiner Absicht gelegen –«

»O, reden Sie nicht von Absicht. Die Thaten der Menschen enthüllen am sprechendsten Ihre Absichten, obgleich ich als Vater nicht läugnen kann und will, daß noch immer etwas in meinem Herzen für ihn spricht. Ich will nur hoffen, daß das Mädchen wirklich so brav ist, wie es scheint.«

»Sehr brav, Durchlaucht, edel, gut, Alles was man sich nur wünschen und nicht sogleich mit Worten bezeichnen kann.«

»So! Nun, dann mag die Zukunft Richter zwischen uns sein. Ich wünsche ihm nicht, daß er bereut, was er gethan hat.«

Bei diesen Worten übermannte ihn eine sichtbare Rührung. Er wollte sich abwenden, um sie nicht wahrnehmen zu lassen, und machte dabei mit der Hand eine Bewegung, als fordere er mich auf, mich zu entfernen.

»Darf ich um Ihre Hand bitten, gnädigster Herr?« sagte ich lebhaft, ihm einen Schritt näher tretend.

»Da haben Sie sie!« rief er warm und drückte die meine wiederholt. »Es ist noch gut,« fuhr er fort, »daß wir wenigstens nicht als Feinde scheiden. Stehen Sie fest wie

bisher an meines Sohnes Seite – in guten und schlimmen Tagen – die letzteren werden leider nicht ausbleiben, auch ich habe früher nicht gedacht, daß mir – *das* – jetzt begegnen könnte.«

»Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser – bauen Sie ihm eins!«

»Ich will es versuchen.«

»Darf ich ihm das sagen?«

»Flemming, Sie sind ein guter Mensch und ein treuer Freund. Das sehe ich immer mehr. Ja, sagen Sie es ihm. Nun aber leben Sie wohl, und wenn Sie einmal in irgend eine Bedrängniß gerathen sollten und mein Sohn ist für Sie nicht da, so erinnern Sie sich, daß Sie noch bei mir Credit haben.«

Das war sein letztes Wort. Ich dankte ihm mit einem verständlichen Blick und gleich darauf hatte ich ihn verlassen.

Die Fürstin schien keine Lust zu haben, mich noch einmal zu sehen; sie ließ sich krank melden, als ich um eine Unterredung bat. So nahm ich denn schriftlich von ihr Abschied und dankte ihr aus warmem, überströmenden Herzen für alles Gute, was mir in ihrer Nähe widerfahren war.

Schließlich ging ich noch zu den jüngeren Prinzen. Sie behandelten mich, mit Ausnahme des Prinzen Leo, der mir immer wohl gewollt, etwas vornehmer als ihr Vater, und ich glaubte aus allen ihren Worten und Geberden Herrn Beau's Anweisung hervorblicken zu sehen.

Letzteren sah ich glücklicher Weise nicht mehr, hörte aber später, daß er denselben Tag, als wir W*** verlassen hatten, zum Hofrath befördert worden war. So macht man bisweilen heutzutage Carrière!

Der Abschied von den todten Gegenständen in W*** wurde mir schwerer und leichter, wie man es nehmen will, als von den Lebendigen. Der schöne Park, der wohl-erhaltene Garten, das alte Schloß und die glänzenden Räume darin riefen mir allerdings manche frohe Stunde in die Erinnerung zurück, allein der geistige Duft aller dieser Aeüßerlichkeiten, der wahre Schutzgeist des Ortes – die Prinzessin Hildegard – hatte ihn schon lange verlassen und seitdem sie nicht mehr in diesen Räumen wandelte, waren sie mir leer, öde und traurig erschienen. »Wo ist sie jetzt, was thut sie? Lacht oder weint sie? Ist sie glücklich oder unglücklich?« fragte ich mich oft, aber Niemand konnte mir eine Antwort geben und ich hatte auch Niemanden laut danach gefragt. Ach, wie oft dachte ich an ihre sylphenhafte Erscheinung, an ihren schwebenden königlichen Gang, an ihr engelgleiches Gesicht! – so viel ich aber an sie dachte – sie hatte mich längst und auf ewig vergessen, denn was war ich anders in ihren Augen als ein gewöhnlicher Mensch, deren es so viele giebt, als der dämmerhafte Schatten eines flüchtig mit ihrer Jugend vorüberrauschenden Traumes –? »Still, still,« sagte ich mir jetzt, als ich zum letzten Mal in diesen Räumen

an sie dachte, »sie ist eine Fürstin, die Gemahlin eines Fürsten, und beherrscht ein ganzes Volk – Du aber, Du, bist noch immer der arme Gärtnerssohn, der ihr als Knaube Blumen pflückte und glücklich war, wenn ihre feine Hand sie aus der Deinigen nahm und einige Augenblicke unter die Nase hielt! –«

Es war der 22. December 1837, und schon am 24. hatten wir versprochen in Dresden einzutreffen. So stiegen wir denn am Morgen jenes Tages in unsern Reisewagen, und als wir, von Hunderten angeschaut und lebhaft begrüßt durch die kleine Residenz rollten, der wir nun für immer den Rücken kehrten, zog ein goldenes Frühroth am Himmel empor, als wollte es uns die Heimat noch einmal im schönsten Lichte zeigen.

»Sieh da, Kurt,« sagte der Prinz, auf das köstliche Schauspiel am Himmel deutend, »möge die Sonne, die hinter jenen Wolken thront, ganz für uns heraufsteigen und sich enthüllen, und möge sie uns dann nicht allein bestrahlen, sondern auch erwärmen – wir haben es nöthig, mein Freund, denn auch wir haben schon manchen Frost und Wintersturm in unserm kurzen Leben bestanden, so daß wir billig auf einen warmen Frühling und einen fruchtbaren Sommer und Herbst rechnen können!«

DRITTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. MEIN SCHICKSAL ERLEIDET EINE
UMWANDLUNG.

Bis zu dem Punkte, an welchen ich jetzt in in meiner Lebensbeschreibung gelangt bin, wird mich der Leser meist nur in zweiter Reihe unter den handelnden Personen angetroffen haben; er möge mich aber nicht für unbescheiden halten, wenn er findet, daß ich in dem nun folgenden Drama sogar eine der Hauptrollen übernehme und öfter von mir und meinen Empfindungen rede, als es bisher geschehen ist. Weder mein eigener Wunsch, noch die ehrgeizige Begierde, unter hervorragenden Menschen eine bedeutende Stellung einzunehmen, hat mich auf die Stufe erhoben, welche ich heute inne habe, es war vielmehr des Schicksals Wille, daß ich zuerst in ein Gewirr von Leidenschaften und in die Kluft zwischen Liebe und Haß geworfen werden sollte, bevor mich eine erhabene Vorsehung, deren Güte und Weisheit ich daraus erst recht begreifen und bewundern lernte, rettete und dann zum Lohne meiner Ausdauer und Ergebenheit in ihren unerforschlichen Willen mit unverhofften Glücksgütern so reichlich segnete.

Die ersten sieben Jahre meines zweiten Lebensabschnittes, die gleichsam die Brücke zu meinem späteren Standpunkte bildeten, verlebte ich inmitten des dem Leser bereits bekannten Familienkreises in friedlichster Stille und völliger Unangefochtenheit von Außen her, weshalb ich diese Zeit auch nur im raschen Fluge durcheilen

will. Schloß Adersbach hatte den Fürsten, seine junge Gemahlin, deren Vater und mich aufgenommen, sobald die Vermählung der Ersteren in Dresden ihrer Liebe die Weihe gegeben. Hier aus diesem, vom Strudel der Welt so weit abgelegenen Landsitze, inmitten einer paradiesisch schönen Natur, ganz unsrer Muße und persönlichen Neigung, das Leben nach allen Richtungen auszubeuten, hingegeben, bald den Studien und bald den edlen Genüssen des menschlichen Daseins huldigend, verlebten wir in einer fast vollkommenen Ruhe und Friedfertigkeit unsere Tage. Nie hatte ich bis dahin ein glücklicheres Paar als meinen Freund Bruno und seine Elsbeth gesehen; ihnen war so recht eigentlich die Sonne des Glücks in ihrem ganzen Glanze aufgegangen, und lange schon waren in ihren Herzen die Frostschauer vergessen, die sie einst in W*** zu überstehen gehabt. Mein Freund lebte nur für seine Frau, wie er sie stets unter uns nannte, und sie lebte nur für ihn, Beiden sprudelte der Quell der Liebe alle Tage frisch und neu und im Kreise ihrer heranwachsenden Kinder eilten ihnen die Tage so rasch dahin, daß sie sich oft staunend anblickten, wenn die Rede davon war, daß schon wieder ein Jahr der Vergangenheit angehöre.

Der Fürst von Adersbach, um mit seiner äußeren Erscheinung zuerst zu beginnen, hatte längst sein ehemaliges blühendes Aussehen, seine Frische und männliche Schönheit wieder erlangt, wenngleich sein Gesicht hie und da noch die Spuren der in W*** überstandenen Krankheit zeigte, und sein Vater hätte ihn gewiß wieder

unter seine schönen Kinder in Gnaden aufgenommen, wenn er mit ihm in Berührung getreten wäre.

Elsbeth war noch immer das holdselige, leichtblütige, fügsame Weib, wie wir sie früher kennen gelernt, aber in ihrem ganzen Wesen machte sich eine feine Ruhe, eine sehr natürlich hervortretende Würde gewesen, und ich hätte wohl den Kritiker sehen mögen, der, wenn er sie neben ihrem Gemahl erblickte, zu behauptete gewagt, daß sie nicht in dem Stande aufgewachsen sei, dem sie jetzt angehörte. In allen ihren Bewegungen und Geberden, in Worten und Werken, in Blick und Miene lag, wie der Duft auf einer Blume, jenes ›vornehm‹ genannte und mit Worten so schwer zu beschreibende Etwas, welches eben so anziehend wie gebieterisch auf den feinfühlenden Menschen wirkt, wenn es natürlich und ohne Koketterie zu Tage tritt, und dann eine Zierde ist, die der damit begabten Erscheinung den Stempel der höchsten Geistes- und Herzensbildung ausdrückt.

Auch der alte Waldstein war noch gesund und frisch und niemals hatte ich ihn so gut bei Laune gesehen, wie jetzt, da er das Trübsal seines Lebens weit hinter sich liegen sah. Er bewohnte in dem geräumigen Schlosse einen dem Parke zunächst gelegenen Flügel, um der freien Natur so nahe wie möglich zu sein, er hatte seinen Wald, worin er jagte, seine Droschke mit raschen Pferden, worin er fuhr, und lebte ganz nach Belieben, nur dann den übrigen Mitgliedern des Hauses sich nähernd, wenn er ein liebevolles Bedürfniß, nach ihnen empfand.

Auch Herr von Transfeld, der frühzeitig gealtert und hinfällig geworden trat, ging seinen gewohnten Lieblingsneigungen nach; er unternahm seine täglichen Spaziergänge, las und schrieb, und wenn er mit Menschen verkehren wollte, suchte er Einen von uns auf, um ihm sein Anliegen mitzutheilen. Nur zu den Mahlzeiten Mittags und Abends fanden wir uns Alle gewöhnlich zusammen und Jeder trug dann zur allgemeinen Erheiterung und Belehrung das vor, womit er sich an diesem Tage vorzugsweise beschäftigt hatte.

Außer den genannten Personen aber kamen auch noch viele andre mit uns in Berührung, allein sie traten uns nicht so nahe oder beherrschten unsre Aufmerksamkeit in dem Grade, daß sie störend auf den äußeren oder inneren Frieden der bestehenden Verhältnisse eingewirkt hätten. Es hatten sich nämlich sehr bald einige benachbarte Gutsbesitzer mit ihren Damen eingefunden, die dem Fürsten in Adersbach stets willkommen waren und häufig seine Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, dieselbe auch mitunter erwiderten. Außer ihnen besuchten uns auf meines Freundes Einladung von Zeit zu Zeit verschiedene gelehrte Herren aus allen Städten und Gegenden Deutschlands, auch Künstler kehrten dann und wann ein, und wo der Fürst ihnen eine Unterstützung angedeihen lassen konnte, gab er reichlich und stets so, daß man die Gabe nur als einen Zoll der Dankbarkeit und Freundschaft, nie aber als eine Bezahlung ihrer Dienste und Leistungen hätte betrachten können.

Die vortreffliche Kapelle, die der verstorbene Fürst von Adersbach geschaffen, hatte sein Erbe gern beibehalten und er machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, junge talentvolle Musiker ausbilden zu lassen und ihnen später einen höheren Standpunkt in der großen Welt zuweisen, als sie ihn je in unsrer kleinen hätten erringen können. Fast täglich führten diese jungen Leute Concerte im Schlosse auf, und es war noch kein Jahr nach unsrer Ankunft auf Adersbach verflossen, so entwickelte sich in meinem Freunde dieselbe edle Leidenschaft für Musik, die seinen Pathen einst zu dem Mäcen aller böhmischen Musiker gemacht hatte.

So lebten wir wie in einer kleinen Gelehrten- und Künstlerrepublik glücklich und zufrieden fort und es war außer mir kein Einziger unter uns, dem die Sehnsucht nach Außen hin und der Drang nach größerem und lebhafterem Verkehr jemals eine Stunde getrübt hätte.

Von seinen reichen Mitteln machte der Fürst den weitesten und ausgedehntesten Gebrauch, viel mehr noch, als der alte Fürst es vor ihm gethan. Er verwandte erstaunliche Summen auf die Hebung der Interessen und das geistige und leibliche Wohl seiner Unterthanen. Er baute nicht allein Fabriken und regte dadurch ihre Unternehmungslust in verschiedenen Industriezweigen an, sondern er errichtete ihnen auch freundliche und gesunde Wohnhäuser, unterstützte alle Familien, die dessen bedürftig waren, und wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Erziehung ihrer Kinder zu, von denen er viele unterrichten, studiren und in den Lebenszweigen ausbilden

ließ, zu denen sie ihre Neigung oder ihr Talent trieb. Aus diesem Grunde schon wurde er von Allen auf das Höchste geliebt und geehrt, Groß und Klein betrachtete ihn wie einen gütigen Vater, Jeder sprach mit ihm nach Belieben, fragte ihn um Rath, legte ihm seine Bedrängnisse, Ansichten und Wünsche vor, und so entstand zwischen beiden Parteien ein Verhältniß, wie es nur selten unter Menschen gefunden wird, denen das Geschick so verschiedene Standpunkte, Mittel und Kräfte zugewiesen hat.

Große Aufmerksamkeit, von einer besonderen Liebhaberei und Einsicht darin unterstützt, verwandte der Fürst auch auf die Verbesserung seiner Grundstücke, seines Parks und Schloßgartens, und hier waren Jahr ein, Jahr aus viele Menschen beschäftigt, die das Gute dem Schönen zufügten, das Leidliche verbesserten und das Unleidliche immer mehr und mehr aus dem Bereiche seiner Herrschaft auszurotten strebten. So wurden Wiesen entwässert, Wege verschönert und angelegt, Wälder gehegt und gepflegt und in dem herrlichen alten Park ein Rasen gezogen, wie ihn bis dahin noch Niemand in Adersbach zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Vor Allem aber wurde den Treibhäusern, der Blumen- und Obstzucht eine große Sorgfalt gewidmet, und nie habe ich einen schöneren Blumenduft eingesogen und eine herrlichere Farbenpracht gesehen, als in der Umgebung jenes Schlosses, wo Flora und Pomona ihre Tempel errichtet zu haben und den strebsamen Sterblichen mit ihren göttlichen Gaben in reichster Fülle sich dankbar zu erweisen schienen.

Arbeit also gab es in unsrer kleinen Colonie, wie Bruno einst verheißen, genug, und fleißige Hände und Köpfe fanden hinreichend zu schaffen und zu weben, so daß Keiner sich über Langeweile beklagen konnte oder seine Stunden in schläfriger Trägheit zu verbringen Veranlassung fand.

Bei allen diesen reichen und abwechselnden Lebensgenüssen hatte der Fürst nur mit *einem* Kummer zu kämpfen, dieser aber war schmerzlich genug, um ihm manche süße Stunde zu verbittern und auch ihn fühlen zu lassen, daß selbst begüterte und beglückte Fürsten dem allgemeinen Schicksal der Sterblichen unterliegen. Diesen Kummer verursachte ihm der immer noch nicht geschlichtete Zwiespalt mit seiner Schwester Hildgard, die seine Verbindung mit Elsbeth Waldstein als eine vollendete Mißheirath betrachtete, wodurch nothwendig eine Trennung auf Lebenszeit zwischen ihnen erfolgen müsse.

Bruno hatte jedes Jahr mehrmals an sie geschrieben, namentlich zu ihren Geburtstagen, an denen sie als Kinder immer so glücklich zusammen gewesen waren; er hatte in diesen Briefen sein ganzes Herz sprechen lassen, wie es seither und auch jetzt noch war, zärtlich und warm, er hatte der Schwester sein Glück geschildert und die Tugenden der braven Elsbeth in's hellste Licht gesetzt, aber alles dies hatte ihm nichts geholfen und die

sparsamen und wortkargen Antworten der aufgebrachtten Fürstin waren sogar von einer Beschaffenheit gewesen, daß er endlich alle Lust verlor, die so sehr begehrte Correspondenz länger fortzusetzen. Am meisten verwunderte und am tiefsten verletzte ihn mehrmals die ganz eigenthümliche Gefühlshärte und beinahe Empfindungslosigkeit, die sich in den Briefen aus B*** aussprach, und die Erklärung dieser, der Schreiberin sonst gar nicht gewöhnlichen Stimmung glaubte er einzig und allein in dem traurigen Mißgeschick zu finden, welches ihr selbst durch ihre Verbindung mit dem Fürsten von zu Theil geworden war. Alle Nachrichten nämlich, die er von verschiedenen Seiten über die Angelegenheiten am dortigen Hofe erhielt, stimmten darin überein, daß die junge Fürstin sowohl in ihrer Ehe wie in allen dortigen Verbindungen über die Maaßen unglücklich sei. Die Ehe mit dem ausschweifenden Fürsten war kinderlos geblieben und gleich nach der Vermählung hatte das häusliche Elend in vollen Strömen sich über das unschuldige Haupt der jungen Fürstin auszugießen begonnen. Der tyrannische, grausam willkürliche und jeder Sitte, jedem Anstande hohnsprechende Sinn des Fürsten hatte auch seine junge Gemahlin in den Bereich seiner unmenschlichen Handlungen gezogen und sie sogar, als sie sich kühn dagegen auflehnte, mit öffentlicher Verachtung und beleidigender Härte bestraft. Seine Brutalität gegen sie und die ihr zunächst Stehenden hatte keine Gränzen gekannt. Gleich vom ersten Tage an hatte er sie auf die

größte Art vernachlässigt. Favoritinnen von jederlei Herkommen, voll schaamloser Geldgier und sich überhebender Anmaßung hielten ihn nicht nur in ihren Netzen gefangen, sondern kehrten ihre freche Stirn auch herausfordernd gegen die junge Fürstin, die mit allen ihren Reizen und wunderbaren Gaben vergeblich gegen sie anzukämpfen versuchte. Außer diesen leichtfertigen Damen umschwärmte den Fürsten eine Gesellschaft nichtswürdiger Creaturen, Speichellecker und Günstlinge; seine Rathgeber und Lieblinge wählte er nicht selten aus der Hefe des Volkes, und selbst die vornehmeren Cavaliere, die seinen Hof bildeten, waren in seiner verführerischen Schule groß geworden und ließen also in ihrem Thun und Lassen sehr viel zu wünschen übrig.

Mit derselben Leichtfertigkeit, mit welcher der Fürst seine Vergnügungen betrieb, behandelte er auch seine Geschäfte. Das Regieren war ihm eine Last, die er sich von den Schultern und auf Leute zu wälzen suchte, die ihm ein ganz falsches Licht von dem Zustande seines Landes und Volkes entworfen und ihn immer tiefer in ihre Netze verstrickten, bis es keine Rettung mehr als eine Reihe von Gewaltmaßregeln für ihn gab. So nahm es denn Niemanden Wunder, daß seine Regierung von Tage zu Tage mißliebiger wurde, bis endlich, da Leib und Seele Geknechteter nur eine gewisse Zeit lang den schmerzhaften Druck aushalten können, so daß sie entweder zu Grunde gehen oder zum Widerstande schreiten, eine offene Rebellion zum Durchbruch kam, die dem Gewaltherrscher beinahe das Leben gekostet hätte.

In Folge aller dieser Mißhelligkeiten verließ er sein Land, anfangs, wie es hieß, um sich zu zerstreuen und in einem entfernten südlichen Lande Genesung von leiblicher Krankheit zu suchen; sodann aber, vor der langen Weile und dem drohenden Volksunwillen zurückstehend, blieb er immer länger aus und trieb sich endlich mit einigen Günstlingen an verschiedenen Orten in der Welt umher. Paris, London und Rom wußten reichlich von seinen zahllosen Thorheiten und Unmäßigkeiten zu erzählen, und als er auch da keine Befriedigung für seinen ruhelosen Geist fand und, an Leib und Seele sich ermattet fühlend, des eklen Lebens überdrüssig geworden war, überließ er sich endlich den Jesuiten, die ihn in der Schweiz in ein Kloster gezogen, wo sie mit der Festigkeit seiner Religionsansichten experimentirten, jedoch vergeblich versuchten, ihn von seiner Krankheit zu heilen, welche sogar einen so traurigen Verlauf nahm, daß man von Jahr zu Jahr seiner Auflösung mit größerer Sicherheit entgegensehen konnte.

Was die Fürstin unter diesen Umständen in der neuen Heimat litt, der sie in so zarter Jugendblüthe alle ihre Kräfte und Neigungen geweiht hatte, kann man sich leicht vorstellen; glücklicher Weise fand sie in der Liebe ihrer Unterthanen einen heilsamen Trost und so blieb sie in dem Lande, das ohne sie ganz verwaist und jeder weisen Führung beraubt gewesen wäre. Indem man sie vertrauensvoll mit der obersten Leitung der öffentlichen Angelegenheiten belud, hatten die Landstände auf ihren Wunsch einen Regentschaftsrath ihr zur Seite gestellt,

der, aus den drei Ministern des Fürstenthums bestehend, mit ihr das Wohl der Landeskinder erwog, aber leider nicht immer so handelte, wie sie von ihm zu erwarten die Berechtigung zuhalten glaubte. Denn auch im Schooße dieses hohen Rahes waren Mißhelligkeiten ausgebrochen, Sonderinteressen machten sich nach allen Seiten hin geltend und vergebens war das nachdruckslose Anstammen einer unerfahrenen Frau gegen die schlaunen Ränke und die habsüchtigen Begierden einer nimmersatten Camarilla, deren ganzes Bestreben auf die Souverainetät eines Nepotismus hinauslief, wie er noch nie in einem wohlorganisirten Staatsleben Platz gegriffen hatte.

Alle diese Nachrichten trafen allmählig und jedesmal das Herz des, seine Schwester so zärtlich liebenden Bruders tief verwundend bei uns ein; die öffentlichen Blätter des Fürstenthums, unter der Bevormundung des Regentschaftsrathes stehend, sprachen sich zwar vorsichtig über die traurigen Verhältnisse in B*** aus, um so nachhaltiger und umfassender aber schilderten uns Privatmittheilungen die allgemeine Lage, und so lebten wir in beständiger Sorge um die nächste Zukunft, die wir in Bezug auf das persönliche Wohl der armen Fürstin nur als eine höchst traurige erachten konnten.

Oft in der Stille der Nacht und in friedlichster Einsamkeit berathschlagte der Fürst mit mir, wie seiner geliebten Schwester wohl zu helfen sei, aber das war eine vergebliche Bemühung und unser guter Wille viel zu schwach,

um auf irgend eine zweckentsprechende Weise thatkräftig einzugreifen. Theils standen wir der Umgarnten zu fern, hatten auch allen Einfluß auf sie verloren, theils reichten unsre Mittel bei Weitem nicht aus, dem kranken Organismus ihrer Regierung eine werkthätige Hülfe zu bieten.

»Das hat man davon,« sagte eines Abends der Fürst in tiefer Niedergeschlagenheit, »wenn man durch eine sogenannte große Heirath sich glücklich zu machen und auf einen hohen Fuß zu stellen gedenkt. Das hätte mein Vater vorhersehen können, wenn er offene Augen und Ohren gehabt und den Rathschlägen verständiger Menschen seinen Beifall geschenkt hätte. Aber nein, der Ehrgeiz stachelte auch ihn und so warf er sein Kind wie eine Waare hin, sie verschachernd an den Meistbietenden, als könne er nicht die Zeit erwarten, sie los zu werden. Er hätte sich bedenken und Hildegard es so machen sollen wie ich: frei einen Mann wählen, den sie liebte, und glücklich sein, wie ich es mit meiner herrlichen Elsbeth bin. Es giebt genug edle Männer von guter Geburt, deren Leben meine Schwester zum Himmel umwandeln, und die sie selbst hätten glücklich und froh machen können.«

»Das ist sehr bald gesagt,« erwiderte ich mit wehmüthigem Herzklopfen; »Hildegard ist ein Weib und hatte weder Deinen kräftigen Geist, noch die Neigung, ihren angeborenen Fürstenstolz einem geliebten Manne zum Opfer zu bringen. Wenn ich das Alles erwäge, kann ich ihr nicht verdenken, daß sie gerade so und nicht anders gehandelt hat.«

»Aber ich, trotzdem ich das auch erwäge. Und was den kräftigen Geist und Willen betrifft, mein Freund, so hatte sie ihn schon, glaube mir, sie gerieth nur nicht in die rechten Hände, und das ist das beklagenswertheste Unglück von hochgeborenen Menschen.« –

In ähnlicher Weise unterhielten wir uns oft, was allerdings leichter sein mag, als die rechten Wege anweisen und zu wandeln, zumal wenn man selbst auf ebener Bahn glatt dahin rollt und in seiner jugendlichen Phantasie einen Berg für ein Thal und ein Thal für einen unmäßig hohen Berg hält.

Doch ich muß nun wohl über mich selbst einige Worte hinzufügen, denn es wird Zeit, daß der Leser auch meine Bestrebungen und Wünsche während der eben erwähnten sieben Jahre kennen lernt.

Ich hatte während dieser Zeit fast ununterbrochen verschiedenen literarischen Studien und Untersuchungen meine ganze Kraft gewidmet und kann wohl sagen, daß ich nicht allein sehr fleißig gewesen war, sondern auch manchen schönen Erfolg hinsichtlich meiner eigenen Ausbildung und Geistesklarheit erzielt hatte. Meine Freunde waren nicht so durchaus im Unrecht, wenn sie behaupteten, ich sei auf dem besten Wege, ein trockner Gelehrter und Bücherwurm zu werden, denn mich zog mein freundlich gelegenes Arbeitszimmer mit seinen Karten, Büchern, Schriften aller Art auf eine wunderbare Weise an und wenige Vergnügungen außer demselben wogen die Lust und die Befriedigung auf, die ich

bei und durch die Arbeit selbst empfand. Ja, ich vertiefte mich oft so sehr in die schwarzen geheimnißvollen Charaktere der Bücher in allen Sprachen aus allen Zeitaltern, daß Bruno nicht selten mit Gewalt mich denselben entriß und sich heftig über die Unermüdlichkeit beklagte, die ich in meiner eigenen Gesellschaft blicken ließ, während ich in jeder anderen sehr leicht ermüdete, das heißt mit deutlich erkennbarer Sehnsucht nach meinem Arbeitstisch zurückblickte. In den ersten Jahren unsers Aufenthalts zu Adersbach hatte ich mit großem Fleiße unsre Erdumseglungsreise niedergeschrieben, alle unsere Erfahrungen gesammelt und sie für die Lesewelt in Gestalt eines populären Vortrages zurecht gelegt. Ein Künstler aus Prag, der uns auf meine Veranlassung sehr häufig besuchte, hatte mit geschickter Hand verschiedene, sehr wohl gelungene Illustrationen dazu geliefert, und da die Mittel vorhanden waren, hatte ich sie auch in Kupfer stechen lassen, um dann das Ganze in anschaulicher Weise dem Publicum im Druck vorzulegen. Als ich mit dieser Arbeit zu Stande gekommen, hatte ich unsre Sammlungen in Gemeinschaft mit einem Gelehrten von der Universität Prag systematisch geordnet und in einem Saale des Schlosses aufgestellt. Alle diese Arbeiten hatten zu neuen Studien Veranlassung gegeben; ich hatte mich immer selbstvergessener in die unergründlichen Quellen menschlichen Wissens und menschlicher Erfahrungen vertieft, und wenn ich einmal zum Nachdenken über mich selbst kam und an meine Zukunft dachte, so sah ich alle Tage mehr ein, daß, wenn ich so fortfahren

würde, wie ich begonnen, mein Dasein sehr gleichmäßig sich abspinnen und ich, ohne es zu ahnen, ein grauer und der äußeren Welt völlig entzogener Mann werden und bleiben würde. Das wäre nun allerdings kein besonderes Unglück gewesen, allein daß auf diese Weise mein Leben spurlos verrinnen würde, hatte ich früher nie geglaubt, wie es ja auch nie meine Absicht gewesen war, nur mir selbst und meinen Ideen zu leben, ohne der Welt irgend einen Nutzen zu bringen. Denn auch ich, obgleich ich ohne allen, Geist und Herz verzehrenden, selbstquälerischen Ehrgeiz war, hatte wohl wie andere junge Menschen meine persönlichen Wünsche und Hoffnungen gehegt; auch mir war ein öffentliches Wirken, mit Nutzen für das Allgemeine und mit Auszeichnung für meine Person, immer als ein sehr begehrenswerthes Ziel erschienen, und der innere Drang, mein Glück und meine Existenz mehr meinen eigenen Kräften und Fähigkeiten als dessen Wohlwollen und der Freigebigkeit meines hochsinnigen Freundes zu verdanken, hatte nicht ungehört an meine Brust geklopft und sie zu stärkerem Wogen veranlaßt. Immer aber, wenn diese Wünsche in mir lebendig wurden, zog mich der Gedanke an Bruno, an unser ruhiges, friedfertiges Leben und die Erinnerung an die uns so fest verknüpfenden Verbindungen früherer Tage von diesem Wunsche zurück, und nur von Zeit zu Zeit, wenn ich allein war, auf einsamen Wanderungen oder in der Stunde der Erschöpfung nach langer Arbeit, brach das alte Streben wie eine nicht völlig vernarbte Wunde in mir von Neuem wieder auf. In solchen Momenten sehnte ich

mich nochmals in das frischwogende Leben hinaus, ich wollte wieder wagen und schaffen, wieder sammeln und einschachteln, um für eine noch spätere Zeit Honig und Wachs in Fülle für mein stilles Haus zu gewinnen. Zu solcher Stunde kam mir das kleine Stillleben, wie ich es in Adersbach führte, zu eng und zu matt vor, ich fühlte, daß ich noch Besseres leisten, daß ich meine Kräfte mit den Kräften Anderer messen könne, und wenn ich dabei einer Art stilllispelnder Ahnung vertrauen wollte, so schien es mir, als ob mir eine noch reichhaltigere Quelle des Lernens und Erfahrens vorbehalten sei, die ich nur zu suchen brauche, um aus ihr einen köstlichen Labetrunk zu schlürfen und mein Herz wie meinen Geist mit lebendigerem Inhalte zu füllen. Kam mir aber nach solchen Augenblicken Bruno wieder vor Augen, sah ich sein kräftiges Walten und Schaffen um mich her, begrüßte er mich mit der immer gleichen herzlichen Miene und Stimme, dann fiel ich wieder in den alten Bann zurück und glaubte die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es mir doch nur von der Vorsehung bestimmt sei, an seiner Seite und mit ihm zu altern und so meine Kräfte und Fähigkeiten ungenutzt mit meinem Leben hinschwinden zu sehen.

Dieser seltsame Zwiespalt in meinem Innern machte mich oft traurig und rief wiederholt Zweifel gegen mich selbst und an meiner Befähigung in mir wach. In solcher Stimmung zog ich mich gern von allem Umgang zurück, wogegen indessen Bruno, wenn er sie merkte, wirksam einschreiten zu müssen glaubte, indem er oft genug seine Meinung dahin aussprach: es sei meine Pflicht, etwas

mehr Zeit auf meine Zerstreung zu verwenden, ich solle die Arbeit in den ersten besten Winkel werfen und auf neue Reisen gehen; die Wahl stände mir frei und die Mittel dazu lägen jeden Augenblick bereit, sobald ich sie nur verlangen würde.

Solchen freundlichen Aufforderungen war bisweilen schwer zu widerstehen, allein ich widerstand ihnen aus alter Gewohnheit, arbeitete ruhig fort und blieb wo ich war, weil ich nicht glaubte, ferner noch ohne meinen Freund freudig und heiter leben zu können. Und was konnte ich auch eigentlich Besseres verlangen und erreichen, als was ich schon vollauf besaß? Hatte ich, der Sohn des armen Gärtners in W*** es nicht weit genug gebracht? War ich nicht der Freund und Gefährte eines reichen, großen Mannes, eines Fürstensonns und jetzt selbst Fürsten geworden? Waren nicht alle meine menschlichen Bedürfnisse weit über meine Erwartung hinaus befriedigt? Konnte ich Größeres wünschen, angenehmer leben, herzlicher geliebt und geachtet sein? »O nein!« sagte ich mir oft und doch sagte dazwischen wieder mein Herz: »O ja!« denn eben dieses Herz war todt in mir, lag trocken und verödet in meiner Brust; keine süßere Regung, kein höheres Streben füllte meine Seele auf und ein Tag verging wie der andere, ohne daß ich mir selbst hätte zulächeln und sagen können: »Heute hast Du einen Fortschritt im Leben gemacht, Du hast ein Glück empfunden, wie auch andere Menschen es empfinden und bedürfen, um sich in ihrem irdischen Dasein wohl und behaglich fühlen zu können.«

Alles dies fiel nach Ablauf jener schon erwähnten sieben Jahre mit Centnerschwere auf mein Herz, als ich mich plötzlich und unerwartet in Adersbach vereinsamt und gerade mit einer neuen größeren Arbeit beschäftigt fand. Es war nämlich eines Tages ein Brief aus W*** angekommen, der die Meldung brachte, daß der alte Fürst daselbst schwer erkrankt sei und die Fürstin es für erprießlich halte, wenn Bruno persönlich erschiene und seinem Vater sich vorstellte. Wolle er mit seiner Frau nicht im Schlosse wohnen, so stände das bairische Häuschen für ihn bereit und er könne dort alle Bequemlichkeiten finden, an die er in Adersbach gewöhnt sei.

So ungern Bruno sich zu einer Reise nach W*** entschloß, so besiegte doch der Gedanke an die schwere Krankheit seines Vaters alle Bedenklichkeiten, und noch an demselben Abend, nur von dem alten Waldstein und Herrn von Transfeld begleitet, reiste er mit Frau und Kindern ab, um die Verbindung mit den Seinigen, die seit seiner Verheirathung vollständig abgebrochen war, endlich wieder herzustellen. Ich, der ihn ebenfalls hatte begleiten sollen, lehnte aus einer mir noch heute unbegreiflichen Laune seine Aufforderung ab, und da er wußte, wie ungern ich mich in W*** wieder in den alten Verhältnissen sehen würde, so gab er meinen Bitten nach und ließ mich in Adersbach allein zurück.

Nie in meinem Leben hatte ich mich so einsam und verlassen gefühlt wie damals. Die ganze Welt schien mir plötzlich wie ausgestorben und alle Verbindungen mit ihr

däuchten mir abgerissen, ohne irgend eine mögliche Wiederanknüpfung. Daher kam es denn wohl, daß ich bald nach der Abreise des Fürsten fast Reue über meine Weigerung, ihn zu begleiten, empfand, und hätte er mir nur eine einzige Zeile zukommen lassen, daß er meiner entbehre, ich wäre ihm auf der Stelle mit Courierpferden nachgereist. So seltsam rasch wechseln die Stimmungen im Menschenleben, das dadurch nur zu sehr seine Gebrechlichkeit und Schwäche enthüllt. Und doch möchte ich ohne die Möglichkeit dieses Wechsels nicht Mensch sein, denn er ist es allein, der ihn hebt und trägt auf der schaukelnden Woge des Daseins, und nur die Bewegung, im Innern wie im Aeußern, schützt ihn vor geistigem und leiblichem Tod.

Als ich damals einen Tag wie den anderen ruhig und ungewandelt aus der Nacht hervorgehen sah, kam ein merkwürdig ebbeartiges Gefühl über mich. Mir war zu Muthe, als würde mich das Einerlei des Lebens erdrücken und als hätte ich meine Aufgabe in demselben ganz und gar verfehlt. Ein nie empfundenenes Sehnen in die Weite, die Fremde, einem unbekanntem Ziele zu, erfaßte mich mit täglich wachsendem Ungestüm. Wohin ich auch blickte, rückwärts und vorwärts, überall schien mir das Licht der belebenden, erwärmenden Sonne zu fehlen, und ich glaube, ich wäre ernstlich krank geworden, wenn mein Alleinsein noch länger gedauert hätte. Als es aber gerade am schlimmsten mit mir stand, da kam die

Hülfe zur rechten Zeit. Der Fürst kehrte mit seinem ganzen Gefolge nach vier Wochen zurück – jedoch wie umgestaltet trat diesmal seine ganze Erscheinung vor mich hin! Er schien ein ganz Anderer geworden zu sein, denn theils strahlte er von einer mir noch unbekanntem Freude, theils betrachtete er mich mit einer, wie mir vorkam, nur mit der größten Mühe zurückgehaltenen Aufregung, die größer und intensiver war, als sie die Freude des Wiedersehens veranlassen konnte. Er, der stets so ruhig, fest, sicher aufgetreten war, in dessen Bewegungen sogar immer eine Art plastischer, würdevoller Ruhe gelegen hatte, war lebhaft, beweglich, beinahe unstät geworden; seine lauten Begrüßungen, sein seltsames Anstarren meiner Person wollten kein Ende nehmen und niemals hatte er mir so viel zärtliche Aufmerksamkeiten erwiesen, wie gerade jetzt.

Verwundert stand ich, als ich zum ersten Male wieder allein mit ihm war, vor ihm, suchte in seiner Seele zu lesen und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er mir seine Erlebnisse mittheilen würde.

»Du bringst diesmal viele Neuigkeiten mit,« redete ich ihn an, »und wie aus dem Glanze Deines Gesichts hervorgeht, nur gute.«

»Gewiß, mein Freund, sehr gute; dann aber – da Du doch Alles wissen mußt – auch schlimme. Höre mir zu. Zunächst theile ich Dir mit, daß mein Vater genesen ist und daß ich – ja! – völlig mit ihm ausgesöhnt bin.«

»Ah, daher Deine übersprudelnde Freude, nun erkläre ich es mir. Das finde ich natürlich.«

»Nur Geduld! Ja, ich bin mit ihm ausgesöhnt und er hat sogar Elsbeth und unsre Kinder kommen lassen und ihnen die freundlichsten Worte gesagt. Freundliche Worte von ihm aber kommen, wie Du weißt, den Liebkosungen anderer Menschen gleich. Auch meine Mutter war liebevoll gegen die Kinder und beklagte den unbegreiflich hartnäckigen Widerspruch meiner Schwester. Doch davon nachher. – Jetzt aber muß ich von Deiner Mutter sprechen,« setzte er leiser und von seiner lauten Freude gleichsam still in sich zurücktretend hinzu, so daß ich sofort die Einsicht gewann: was er mir von meiner Mutter zu berichten habe, werde nicht so heiter lauten wie das bisher Vernommene.

»Meine Mutter?« fragte ich mit bebender Lippe. »Wie kommst Du so plötzlich auf die? Sie lebt ja nicht mehr in W***. Wo hast Du sie denn gesehen?«

»Aber sie war doch in W***, Kurt, wenn auch nur auf kurze Zeit. Sie kam dahin, um noch einmal ihre Bekannten zu besuchen, aber leider auch, um – nachdem sie sie gesehen – zu erkranken.«

»Ah!« rief ich plötzlich von einer unwillkürlichen Ahnung ergriffen, aus – »Dein Gesicht verräth mir Alles – Du willst mir sagen, daß – sie gestorben ist!«

»Ja, mein Freund, fasse Dich – sie ist todt!«

»Todt! O! Und so schnell? Wie kam das?«

»Sie starb sehr schnell, ja. Am Morgen war sie noch gesund und am Abend schon todt. Sie wohnte in der Stadt, und auf dem Schlosse wußte man nichts von ihrer Krankheit. Als aber von Dir eines Tages die Rede war, sagte mir

meine Mutter, daß Deine Mutter in W*** sei und daß sie sie gesprochen habe; es würde ihr vielleicht wohl thun, mich nach Dir fragen zu können. Als ich das hörte, ging ich zu ihr, um sie zu besuchen. Es war kurz vor Mittag. Das war der Tag ihrer Krankheit und ihres Todes. Der Arzt sagte, sie litte an der Brechrühr. Als sie mich sah und erkannte, flog das letzte Lächeln auf Erden über ihr so sanftes und leidendes Gesicht. Sie hatte nur Deinen Namen auf den Lippen. Sie fragte mit der liebevollsten Zärtlichkeit nach Deinem Befinden und endlich – trug sie mir die letzten Grüße an Dich auf, da sie fühlte, daß ihr Ende mit raschen Schritten herannahe.«

Ich sank auf einen Stuhl, denn diese Nachricht ergriff mich tief und schmerzlich, zumal sie so unerwartet kam. Meine Mutter war in der letzten Zeit immer so gesund gewesen, vor wenigen Wochen hatte ich noch die herzlichsten Briefe und ihren Dank für meine ihr zum Geburtstag gesandten Geschenke erhalten, und nun war sie schon nicht mehr am Leben. O welcher, zu meinen anderen hinzukommende, neue herbe Schmerz! Obwohl ich seit meinem zwölften Jahre von meiner Mutter getrennt gelebt, so hatte ich ihr doch stets die Gefühle eines dankbaren Kindes bewahrt und meine Liebe zu ihr hatte sich zwar nie in lauten, stürmischen Ergießungen, stets aber in einer sanften, warmen Neigung geoffenbart.

»Fasse Dich und bezwinde Deinen Schmerz,« sagte der Fürst in seiner gewöhnlichen früheren Ruhe, »es ist ja auf keine Weise zu ändern. Als Mensch weißt Du, daß wir Alle sterblich sind, und als Mann mußt Du Dich in das

Unvermeidliche fügen. Sieh – diesen Ring gab mir Deine Mutter für Dich zur Erinnerung an sie – ihre übrigen kleinen Besitzthümer hat sie aber ihren ärmeren Verwandten vermocht, womit Du wohl einverstanden sein wirst, da Du durch mich viel reicher bedacht bist als sie Dich jetzt hätte bedenken können.«

»Woher weißt Du das Alles so genau?« fragte ich ohne eigentliche Ueberlegung, vielmehr nur um in meinem stumpfen Gefühle eine meinen Kummer ablenkende Frage zu äußern.

»Ich kam zufällig hinzu, als sie ihr Testament machte,« erwiderte der Fürst. »Man hatte auf ihr Verlangen rasch Anstalten dazu getroffen. Doctor Hünerbein, der sie behandelte, ward zum Testamentsvollstrecker ernannt, und er wird Dir in diesen Tagen das Nähere darüber mit den nöthigen amtlichen Berichten mittheilen. Ich sage Dir nur, was ich weiß und was mir Deine Mutter selbst sagte.« –

Zwei Tage war ich nach Empfang dieser Nachricht zu jeder Arbeit unfähig und sie verbitterte mir die so lebhaft ersehnte Rückkehr meines Freundes. Während dieser Zeit durchging ich in Gedanken das eigenthümliche Verhältniß, welches zwischen mir und meiner Mutter obgewaltet. Wir hatten eigentlich nicht viel Genuß von einander gehabt, und doch hatten wir uns, namentlich in meinen Kinderjahren, so überaus zärtlich geliebt. O wie gern hätte ich sie jetzt noch einmal gesehen, sie noch einmal an mein Herz gedrückt! Aber dieser Wunsch kam nun zu spät. Erst wenn unsre Lieben in der Erde ruhen,

fühlen wir, was sie uns gewesen sind und wie wenig Zärtlichkeit – Alles in Allem gerechnet – wir an sie verwendet haben!

Nach diesen zwei Tagen, in denen Niemand meine Gedanken unterbrach und meinen Schmerz störte, kam der Fürst abermals zu mir.

»Kurt,« sagte er mit herzlichem Tone und ermunternder Miene, »hast Du nun Dein Leid bezwungen?«

»Es stürmt nicht mehr in mir, aber es bläst ein wehmüthiger Wind durch meine Seele und ich möchte nach W*** reisen, um wenigstens noch einmal auf dem Grabe meiner Mutter zu sitzen.«

»Das magst Du später thun; für jetzt weiß ich etwas ganz Anderes und viel Wichtigeres für Dich. Ich habe nämlich noch andere Neuigkeiten von meiner Reise mitgebracht, die ich Dir aber erst mittheilen wollte, nachdem Du über den Verlust der Mutter in Ruhe gekommen warst. Hast Du jetzt Aufmerksamkeit genug für meine neuen Nachrichten?«

Er sprach dies mit merklich erhobener Stimme und, wie mir vorkam, mit auffallend belebtem Athem. Ich versicherte ihm, daß ich völlig bereit wäre, Alles aufmerksam anzuhören, was er mir zu sagen haben würde.

Er setzte sich sodann mir gegenüber auf einen Stuhl, sah mir fest in's Auge und fing folgendermaßen zu sprechen an:

»Kurt, ich habe in W*** ganz genaue Nachrichten über meine Schwester erhalten; meine Eltern waren von jeder Kleinigkeit unterrichtet. Sie wird wahrscheinlich bald

Wittwe sein, ihr elender Mann liegt im Kloster zu Z*** auf der Gränze zwischen Italien und der Schweiz, in den letzten Zügen. Da will ich mich denn mit ihr aussöhnen, ich muß es, länger halte ich diese unnatürliche Zwietracht nicht aus. Sie bedarf eines kräftigen männlichen Beistandes, eines wahren Freundes, und wer kann ihr das mehr sein als ich! Wie alle Nachrichten übereinstimmend lauten, liegt sie in den Händen von Menschen, die es keineswegs gut mit ihr meinen. Man zwickt und zwackt sie, wo man kann, man schmeichelt ihr und verdirbt sie, man flüstert ihr Liebesworte zu und will sich nur an ihr bereichern. Das muß anders werden oder sie geht zu Grunde. Könnte ich bei ihr sein, es würde sich Alles bald anders gestalten, aber so lange ihre Abneigung gegen mich dauert, geht das nicht und zwingen mag ich sie nicht, mir zu lächeln. Ich kann also jetzt nicht hin und mag auch nicht – statt meiner aber – sollst *Du* zu ihr gehen.«

»Wie? Willst Du mich als Deinen Abgesandten zu ihr schicken? Würde sie mich als solchen anerkennen? Würde sie meinen Rathschlägen eben so leicht folgen wie den Deinigen?«

Der Fürst lächelte seltsam. »Nein,« sagte er, »als mein Abgesandter – öffentlich von ihr als solcher empfangen und anerkannt – sollst und kannst Du nicht zu ihr gehen. Ich habe mir das Alles wohl überlegt. Im Gegentheil, sie muß gar keine Ahnung von dem eigentlichen Zweck Deiner Sendung haben, sonst erreichst Du ihn nicht. Du

mußt also ganz im Stillen bei ihr wirken, allmählig ihr näher rücken, wie ein schlauer Feind einer stark vertheidigten Festung unmerklich näher rückt. Hast Du sie aber sicher mit Deinen geschickt angelegten Minen umgeben, sind alle Unternehmungen gereift – dann versuchst Du einen kühnen Sturm und die Festung ist unser.«

»Das ist ja ein förmlicher Feldzug!« rief ich, entflammt von einer lange nicht empfundenen Freude, und fühlte plötzlich eine ungeheure Lebenskraft und Sturmesmacht in meinem Innern aufblitzen.

»Ja, ja,« fuhr er fort, »das ist es und ich halte Dich für einen guten Feldherrn, weshalb ich Dir auch die Eroberung dieser für mich so werthvollen Festung übertrage.«

»Aber wie soll ich denn in ihre Nähe gelangen und unangefochten meine Minen legen?«

»Ja, siehst Du, das war allerdings der schwierigste Punkt und nur dem Zufall oder der Vorsehung konnte es gelingen, uns den richtigen und zugleich einen sehr bequemen Weg zu bahnen. Lies einmal diese Zeitung – hier – diese Aufforderung – lies!«

Ich nahm das Blatt, welches er aus der Tasche zog, und las darin eine Aufforderung vom Hofmarschallamt zu B***, daß man für die Ordnung der etwas vernachlässigten Schloßbibliothek, die eine der schönsten und reichhaltigsten im ganzen Lande war, an Stelle des unheilbar erkrankten Bibliothekars einen geeigneten Gelehrten suche, der die lange vergrabenen Schätze dem öffentlichen

Gebrauche zurückgeben solle und, wenn er sich und Andern daselbst gefalle, als Hofbibliothekar seine dauernde Stellung in B*** finden könne.

Als ich mit Lesen fertig war, lächelte ich heimlich, denn dieser Aufruf kam mir wie für mich geschaffen vor.

»Nicht wahr,« sagte der Fürst, »das ist etwas für Dich? Alle Deine stillen, lang gehegten Wünsche werden dadurch wie auf einen Schlag erfüllt. Du trittst in eine neue, bewegtere, größere Welt. Neue Personen und Verhältnisse wirken auf Dich und bringen Dein träges Blut in frischen Umlauf. Nebenbei – für mich die Hauptsache – geräthst Du in die Nähe meiner Schwester. Es knüpfen sich die alten Verbindungen zwischen Dir und ihr von Neuem an. Sie sieht Dich und alle ihre früheren Neigungen erwachen in ihrer Seele. Sie, die Dir von jeher wohlgevollet hat, – das kann ich Dir, wenn Du es nicht weißt, jetzt auf mein Ehrenwort mittheilen – zieht Dich an sich. Sie kann nicht umhin, Dir ihr Vertrauen zu schenken – sie begehrt in manchen Dingen Deinen Rath oder forschet Dich aus. Du giebst ihr den besten Rath, den Du hast, und wenn Du nicht mehr weiter kannst, wagst Du einen kühnen Schritt und verweist sie an mich. Siehst Du nun die Möglichkeit Deines sieggekrönten Sturmes ein? Fühlst Du nun, was ich durch diese Eroberung gewinne? Ich werde mit ihr ausgesöhnt, ich fliege zu ihr – ich bin und werde ihr natürlicher Beschützer, und jeder von uns Beiden hat einen herrlichen Vortheil davon, Natürlich gehst Du nur sehr langsam und vorsichtig zu Werke. Eile mit Weile führt sicher zum Ziel. Daß es Dir in B***

an Nichts fehlt, wenn man Dir anfangs keine bedeutende Stellung anweist, dafür laß mich sorgen. Und wenn Du auch von unten auf dienen und Dich vor einigen dortigen Gewalthabern beugen mußt, diene und beuge Dich, mir zu Liebe. Endlich kommt Dein guter Wille, Deine natürliche Begabung doch zum Durchbruch und Du wirfst alle ihre nichtsnutzigen Günstlinge zu Boden und stehst triumphierend – für mich triumphierend – über ihnen. Gefällt Dir das?«

»O ja, das gefiele mir wohl, obgleich ich Deine siegreiche Meinung von meinen Erfolgen noch nicht so ganz theilen mag, wie ich Dich überhaupt erst in diesem Punkte deutlicher verstehen lernen muß. Bist Du denn zunächst so fest überzeugt, daß man mich in B*** haben will?«

Bruno lächelte auf eine ganz besondere Weise, mehr innerlich als äußerlich, möchte ich sagen. »Ich zweifle keinen Augenblick daran,« erwiderte er, »und um gar nicht in die Irre zu laufen, bin ich ganz gegen meine Art einmal höchst diplomatisch zu Werke gegangen. Nicht ich selber schrieb Deinetwegen nach B***, sondern mein Vater that es auf meine Bitte an meiner Statt, empfahl Dich sehr warm und glaubt Dir damit einen guten Dienst erwiesen zu haben. So erwarte ich denn täglich eine Antwort, die natürlich über W*** kommen wird, und Du magst Dich, bis sie eintrifft, immerhin auf Deine neue Stellung vorbereiten.«

Nachdem wir noch längere Zeit über das Vorliegende hin und her gesprochen und ich mich bei meinem

Freunde bedankt hatte, als hätte seine Bemühung schon die erwartete Frucht getragen, entfernte ich mich, um über das neue Verhältniß, in welches ich möglicher Weise treten konnte, ungestört nachzudenken. Dieses Nachdenken aber wurde von köstlichen Hoffnungen begleitet, denn ich sah mich in eine neue thatenreiche Laufbahn versetzt, meine stockenden Säfte kamen in Fluß, meine schlummernden Kräfte ermunterten sich, und als würde ich schon von dem frischen Blute eines neuen Lebens durchströmt, träumte ich mir goldene Berge, wie sie eine lebhaft angehauchte Phantasie in der Regel in neuen Verhältnissen erblickt, die das alltägliche, abgenutzte Dasein auffrischen oder eine lang gehegte Hoffnung endlich in Wirklichkeit verwandeln sollen.

Schon am nächsten Tage packte ich meine Arbeiten sorgsam ein und schlug meine Bücher zu, denn ich wollte die Zeit, die ich noch in Adersbach zu verleben hatte, nützen, indem ich sie ohne Abbruch meinen Freunden widmete, die ich nun bald auf lange Zeit, wenn nicht für immer verlassen sollte. Indessen vergingen noch einige Wochen, bevor von W*** aus die erwartete Antwort einlief; sie lautete, wie Bruno es vorausgesagt, bejahend dahin, daß man geneigt sei, Herrn Flemming das Amt eines Hofbibliothekars in B*** zu übertragen, falls die damit verbundene Dotation, die angegeben und eigentlich sehr unbedeutend war, seinen Erwartungen entspräche. Es sei, hieß es weiter, mit dem Amte auch eine Dienstwohnung im fürstlichen Schlosse verbunden, für's Erste aber und so lange der bisherige Bibliothekar noch lebe,

müsse Herr Flemming sich mit einer kleineren darin begnügen.

Diese Bedingungen wurden von mir nur einer kurzen Prüfung unterworfen und da mein Freund mir zu jenem unbedeutenden Gehalte einen sehr bedeutenden Zuschuß verhiess, so unterlag meine Annahme der dargebotenen Stelle keinem Bedenken.

Erst als meine zusagende Antwort nach B*** abgegangen war, fiel mir der Gedanke schwer auf die Seele, daß diese neue Lebens Epoche nothwendig mit einer Trennung von Bruno beginne, und das war eben kein angenehmer Anfang. Wir hatten einundzwanzig Jahre zusammengelebt, die ganze Erde umreist, Freud' und Leid mit einander getragen und uns ziemlich gleiche Ansichten über die Verhältnisse dieser Welt angeeignet. Außerdem verband uns eine fast brüderliche Zuneigung, die durch alle dem Leser geschilderten Erlebnisse von Jahr zu Jahr inniger geworden war, und nun sollte das Alles wenigstens durch eine äußere Trennung zerrissen werden! Das war kein leichtes Unternehmen für uns Beide und am wenigsten für mich. Dennoch hielt ich keinen Augenblick den Schritt für unmöglich, schwer mochte er sein, ja, und sogar manches Weh im Gefolge halten, allein ein unbestimmter dunkler Trieb ließ mich meine Blicke hoffnungsvoll auf die Zukunft richten, das Getriebe eines vielleicht großartigen als es in Wirklichkeit war, geträumten neuen Lebens lockte mich unwiderstehlich an und – die Trennung ward beschlossen und schon auf die nächsten Tage unwiderruflich festgesetzt. »Die Sterne

stehen günstig,« sagte ich mir, indem ich mir selbst Muth einsprach, »es kommt allein auf Dich an, den Schatz des Lebens zu heben und die Fülle seiner Genüsse auszubeuten; geh' also vorwärts und versuche zu leisten und zu vollbringen, was Du kannst!«

Ich machte mich also wieder einmal reisefertig. Meine Bücher, Schriften und sonstigen durch die Gewohnheit mir liebgewordenen kleinen Besitzthümer gingen mir in einigen großen Kisten voraus, und meine Kleider, Wäsche und was dergleichen mehr ist, wollte ich in verschiedenen Koffern selbst mit mir nehmen.

Am Tage meines Abschieds von Adersbach durchtobten mich sonderbare Empfindungen und noch einmal trat mein Vorhaben mit ganzer Klarheit in aller seiner meine Zukunft umgestaltenden Bedeutsamkeit mir vor die Seele. Es ist nichts Geringfügiges, im vorgerückten Lebensalter eine neue Laufbahn einzuschlagen, vor der man nicht weiß, zu welchem Ziele sie führen und ob sie den stillen Wünschen in unsrer Brust genügen wird; wie es mir aber auch dabei ergehen würde, aushalten in dem neuen Berufe – das hatte ich mir fest vorgenommen – wollte ich mit aller Consequenz meines stählernen Charakters und mit aller Zähigkeit eines von Jugend auf nach einem höheren Ziele strebenden Herzens. Selbst wenn mir unerwartete Stürme entgegen bliesen, wollte ich nicht verzagen, ankämpfen gegen jeden und besiegen auch den stärksten Feind, wenn er mir nahen sollte, denn, wenn ich in der Darlegung meiner damaligen Gefühle aufrichtig sein will, so demüthigte mich fast das Bewußtsein,

immer auf den Armen Anderer getragen zu sein und nie den Flügelschlag meiner eigenen Kräfte versucht zu haben. Jetzt endlich konnte ich beweisen, daß ich auch fähig sei, mit eigener Brust durch den Strom des Lebens zu dringen. Der Gedanke an Das, was ich aufgab, an die Genüsse, an die ich gewöhnt war und nun einbüßte, trat mir nicht nahe, wie Mancher vielleicht erwarten dürfte, ich war nicht so lecker und weichlich, darauf ein übergroßes Gewicht zu legen. Meine ursprüngliche einfache Natur war durch Austern, Champagner und ein auserlesenes Dessert nicht verdorben und verfeinert, ich konnte sehr leicht und ohne mich unglücklich zu fühlen, mit Geringerem vorlieb nehmen, ja ich sehnte mich sogar danach, einmal ein kleines Minus zu versuchen, wo ich so lange im Plus geschwelgt hatte, und das Brod, welches ich mir durch meiner Hände Arbeit verdiente, schien mir nicht minder süß zu schmecken, als die köstlichen Speisen, die ich dem Wohlwollen und der Freundschaft Anderer verdankte. Ueberdieß waren meine schon ersparten Mittel nicht unbedeutend, der Fürst hatte mich längst reich bedacht und auch jetzt gab er mir eine unverhofft glänzende Aussteuer noch mit auf den Weg.

»Das Beste aber,« sagte er mir, als ich von ihm Abschied nahm, »das Beste, was ich Dir geben kann, sind meine Wünsche, daß es Dir auf Deiner neuen Laufbahn wohl gehen möge, und die Hoffnung, daß Deine Erwartungen wie die meinigen ihre Erfüllung finden. Behalte stets den Hauptzweck im Auge, mich mit meiner Schwester wieder auszusöhnen, ohne die ich nun einmal nicht leben

mag, und gedulde Dich wenn es anfangs langsam damit vorwärts geht, wie auch ich mich darin gedulden werde. Hier aber habe ich noch zwei Briefe für Dich und beide bewahre sorgfältig auf, bis Du sie zur gehörigen Zeit an die rechte Person abliefern kannst. Beide sind, wie Du siehst, an meine Schwester gerichtet. Diesen hier, den kleinen, überreichst Du ihr bei Deiner Ankunft; er ist bestimmt, Dich würdig in Deine neue Stellung einzuführen. Den größeren aber überliefere ich Dir als eine Sache des innigsten Vertrauens zwischen uns Beiden. Sein Inhalt ist ein höchst wichtiger und nur im höchsten Nothfalle sollst und darfst Du von ihm Gebrauch machen.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte ich, nicht ohne große geistige Spannung, da sein Gesicht und seine Stimme in diesem Augenblick einen überaus ernsten Ausdruck und Ton annahmen.

»Versteh mich recht,« fuhr er bedachtsam und doch, wie mir schien, nur mit Mühe ein feines Lächeln unterdrückend, fort. »Man kann nicht wissen, was Dir in B*** begegnet und in welche Lebenslagen Du gerathen könntest. Sollte Dir daher – was Gott verhüten möge! – irgend eine Gefahr drohen, sei sie beschaffen, wie sie wolle, und komme sie, woher sie wolle, so übergieb meiner Schwester diesen zweiten Brief, ich bin gewiß, daß sein Inhalt Dir in jedem Falle Erleichterung, wenn nicht völlige Hülfe gewähren wird. Möglich allerdings, daß dieser Fall *nicht* eintritt; dann bleibt er uneröffnet in Deinen Händen und Du gibst ihn mir zu gelegener Zeit wieder. Sollte indessen die Nothwendigkeit, vielleicht ohne Dein Wissen, es

verlangen, daß sein Inhalt früher an's Tageslicht komme, so werde ich selbst ihn veröffentlichen, und diese Nothwendigkeit werden am besten aus den Nachrichten entnehmen, die Du mir, Deinem Versprechen gemäß, von Zeit zu Zeit zukommen lässest. In diesen Deinen Nachrichten – ich mache Dir das zur unabweisbaren Pflicht – halte mich in genauester Kenntniß von Allem, was Du vorfindest und was Dir begegnet, sei aber stets darin so aufrichtig und wahr, wie Du es viele Jahre lang in allen unsern Gesprächen und Verhandlungen gegen mich gewesen bist, ja, ich mache Dich sogar verantwortlich dafür, daß Du mir nicht einmal Deine geheimsten Gedanken und Empfindungen verhehlst. In Allem also erinnere Dich, daß ich der beste und zuverlässigste Freund bin, den Du auf der Welt haben kannst. Bei mir – in meinem Herzen wie in meinem Hause – bleibt Dir immer eine Zufluchtsstätte offen, wenn Dein Verbleiben in B*** durch irgend ein Verhängniß ein unmögliches werden sollte.«

Nach diesen Worten, die mich theils rührten, theils in noch größere Spannung versetzten, weil sie mit ganz besonderem Nachdruck und einer eigenthümlichen Gefühlswärme gesprochen wurden, die mein Freund nur bei höchst bedeutsamen Veranlassungen blicken ließ, umarmte er mich und führte mich dann an den meiner harrenden Wagen, nachdem ich schon zuvor von allen Seinigen den herzlichsten Abschied genommen hatte.

ZWEITES KAPITEL. WER EIN MEISTER WERDEN WILL,
MUSS LEHRGELD BEZAHLEN.

Da ich, um nach B*** zu gelangen, nur einen kleinen Umweg zu machen brauchte, wenn ich W*** berührte, so richtete ich meine Schritte zunächst nach diesem Orte. Ich sehnte mich, meiner Mutter Grab zu besuchen und beabsichtigte dann mit dem Doctor Hünerbein die erwähnte Testamentsangelegenheit zu ordnen. Beides führte ich in kurzer Zeit aus. Von dem Hofmedicus erhielt ich keine näheren Aufschlüsse über den Hintritt meiner Mutter, als die mir schon Bruno überbracht, und nachdem ich Einsicht in das Testament genommen, stimmte ich vollkommen dem letzten Willen der Erblasserin bei, ihre Hinterlassenschaft lieber den ärmeren Mitgliedern ihrer Familie als mir zu überweisen, der ja derselben auf keine Weise benöthigt war.

Natürlich machte ich auch den hohen Personen auf dem Schlosse zu W*** meine Aufwartung und wurde von ihnen sehr wohlwollend und, wie mir schien, mit viel größerer Auszeichnung empfangen, als sie mir je früher hatten zu Theil werden lassen. Beide, der Fürst wie die Fürstin, trugen mir die herzlichsten Grüße an ihre fürstliche Tochter auf und wünschten mir den besten Erfolg von meiner neuen Stellung.

Da ich den Wunsch hegte, noch einmal in aller Ruhe das bairische Häuschen zu besuchen, so machte ich mich an einem schönen Julitage zu Fuße dahin auf den Weg. Ich fand Alles unverändert vor. Das stille Haus lag

in seinem unantastbaren Frieden wie früher da und wehmüthige Erinnerungen tauchten in meinem Geiste auf, als ich die schönen Räume im oberen Stockwerke betrat und dabei an die innerhalb seiner Mauern verlebten glücklichen Stunden zurückdachte. Der neue Hofförster kannte mich nicht persönlich; als er aber meinen Namen hörte, beeiferte er sich, mir gefällig zu sein und erkundigte sich lebhaft nach den Verhältnissen seines Amtsvorgängers, worin ich ihm vollkommen Genüge leisten konnte.

Während meiner Anwesenheit im bairischen Häuschen aber trug sich das erste Unglück zu, welches mir auf meinem neuen Ausfluge in die Welt begegnen sollte. Schon als ich langsam und träumerisch den Rückweg antrat, sah ich von einem Hügelrücken im Walde den Himmel über der Stadt sich seltsam röthen, und als ich die freier liegenden Höhen erreichte, von denen man einen weiten Ueberblick über die Ferne genießt, erkannte ich, daß in der Residenz eine nicht unbeträchtliche Feuersbrunst wüthe. Mit beflügelten Schritten eilte ich der Stadt zu, und wer beschreibt meinen Schreck, als ich das Gasthaus, in welches ich eingekehrt, in Flammen stehen sah. Das Feuer war so rasch ausgebrochen und hatte so schnell überhand genommen, daß an Rettung der darin befindlichen Gegenstände nicht mehr gedacht werden konnte, und unter dem Verlorenen befanden sich auch die Koffer in denen meine Kleider, meine Wäsche und viele andere meiner Habseligkeiten enthalten waren. Trotz des sehr

empfindlichen Verlustes, der mich gerade zur ungelegensten Zeit betraf, frohlockte ich, daß ich meine Bücher, Schriften und werthvolleren Effecten durch die Post vorausgesandt, denn hätte ich auch diese verloren, so wäre meine Einbuße eine ungleich größere und fast unersetzlich gewesen.

Auf diese Weise sah ich mich genöthigt, ohne alles Gepäck und in dem Zustande, wie ich ging und stand, die nächste abgehende Post nach B*** zu benutzen, wobei ich die Erfahrung machte, daß man sich im Ganzen außer aller Sorge befindet, wenn man in der Lage ist, sich selbst eingestehen zu müssen, daß man nun weiter nichts mehr zu verlieren hat. Dieser philosophische Trost beruhigte und stärkte mich ungemein, und da ich die Mittel besaß, den Schaden zu ersetzen, so bereitete mir nur der Gedanke einige Verlegenheit, daß ich in der That vollständig abgebrannt in B*** anlangte, wo die mich Empfangenden gewiß keine große Vorstellung von mir gewinnen würden, wenn sie mich alles Gepäcket baar in die stolze Residenz und an den Hof der prachtliebenden Fürstin von B*** einziehen sähen. Dennoch konnte ich nicht anders und so mußte ich mich in das Unvermeidliche fügen und hoffen, daß der spätere Eindruck, den ich hervorbringen würde, den ersten bald in Vergessenheit zu versenken im Stande wäre.

»Wenn dieser Verlust aber,« konnte ich mich nicht enthalten zu denken, »eine Andeutung der anderen Dich erwartenden Verluste ist, dann wird es in B*** erbaulich werden. Fasse also Muth, Freund, nimm Deine ganze

Philosophie zusammen und waffne Dich gegen das Komme-
nende dadurch, daß Du Alles leicht nimmst, was Dir be-
gegnen mag, und erscheine es anfangs so schwer und un-
bequem wie möglich. Nur mit diesem Entschlusse kommt
man über alle Berge leicht und bequem hinweg.« –

Wie ich aber auch philosophiren mochte, ich fühlte
mich dennoch durch dies erste unerwartete Ereigniß et-
was mehr eingeschüchtert, als mir lieb war, und um mich
auf andere Gedanken zu bringen, reiste ich durch Thü-
ringen nach dem kleinen Orte, in welchem meine Mutter
bei ihrem nun auch bereits verstorbenen Vater gewohnt
und wo noch die Verwandten lebten, denen sie ihren Be-
sitz zugewandt hatte. Ich traf sie alle gesund aber traurig
an, denn trotz der so unverhofft angetretenen Erbschaft
ging ihnen der Verlust meiner Mutter sehr nahe und sie
vergossen in meiner Gegenwart zahllose Thränen.

Nachdem ich sie so gut ich konnte getröstet, setzte ich
meine Reise auf der Eisenbahn fort und erreichte sehr
bald die Gränze des Fürstenthums, dem ich auf länger-
rer Zeit als Beamter meine Kräfte weihen und in dem
ich die besten Jahre meines Lebens verbringen sollte. Es
lag weder in meinem Plan noch Wunsch, demselben nur
vorübergehend anzugehören, denn ich liebte es von je-
her, einen einmal betretenen Weg geduldig bis zum En-
de fortzuwandeln, selbst wenn er mich auf ungebahnte
Pfade führen und mir unverhoffte Schwierigkeiten ent-
gegentragen sollte.

Je näher ich der Residenz meiner neuen Gebieterin
kam, wozu ich mich zuletzt wieder der Post bedienen

mußte, um so größer und anhaltender wurde die Spannung meines Geistes. Wie würde man mich empfangen, dachte ich, was würde mir zunächst begegnen und welche Zukunft würde mich mein erster Eintritt hoffen lassen? Denn eine unbestimmte und meine früheren Erwartungen sogar tief herabspannende Ahnung sagte mir, daß Alles, was mir von jetzt an geschähe, anders sein würde als bisher, und sogar mein Schlaf in der letzten Nacht, sonst immer so fest und tief, hatte mir im Traume wunderbare Schreckbilder gezeigt, die mich mehr abmahn-ten als einluden, näher zu treten, so daß ich fast froh war, als das junge Tageslicht mich weckte und mir rings-um die Wahrnehmung gestattete, daß der Himmel über mir noch blau, die Bäume grün und die Gräser voll des erquickenden Duftes wären, den ich von jeher so geliebt und der mich immer so freudig gestärkt, wenn ich ihn auf einem Morgenspaziergange in den Wäldern und Au-
en Böhmens eingeathmet hatte.

Nur *ein* Gedanke unter allen, die mich so nahe an meiner neuen Heimat befielen, war angenehm, nur ein Bild, welches mir im Schlafen und Wachen vor der Seele schwebte, war klar und ungetrübt. Es war der Gedanke an die Fürstin, deren Bild um so lebhafter in mir erwach-te, je mehr ich mich ihr näherte und sie zu sehen und zu sprechen hoffen durfte. Ich durchlief im Geiste ihr ganzes Leben, so lange es mir bekannt war. Ich sah sie als Kind, der Elfe gleich, zwischen den Blumen im Schloßgarten spielen, ich hörte sie mit den kleinen Vögelchen sprechen und ach! ich sah sie noch einmal in das Wasser zwischen

den Eisschollen versinken, dem meine Hand in unbewußter Hilfsbereitschaft sie entriß. Dann aber wuchs sie in meiner Erinnerung schnell riesengroß und namenlos holdselig empor. Ich sah sie als spielendes halberwachsendes Mädchen, der Sylphe ähnlich, mit wogenden Locken und blühenden Wangen von Baum zu Baum hüpfen und Schmetterlinge haschen, und endlich sah ich sie als wunderbar schöne Jungfrau ruhig und majestätisch sich unter ihren Damen bewegen, mit dem Zauber ihres Lächelns Alle erfreuend und mit der Gluth ihres in heiterster Bläue strahlenden Auges Jeden verwundend oder entzückend. Damals schien ihr ein wonnevolles Eden auf Erden bestimmt zu sein; sie war geliebt, verehrt von Allen, der leiseste ihrer Winke und Wünsche machte alle Männer selig, wenn sie so glücklich waren, von ihr mit einem solchen beehrt zu werden. Und jetzt? Würde sie auch jetzt noch die reine keusche Eva im unentweihten Paradiese sein? Hatte der versengende Strahl der Glückssonne ihre Blüthe nicht geknickt oder der anhaltende Sturm der unheilvollen Mißgeschicke, die über ihr Haupt hingegangen, ihre Lebensquellen vielleicht nicht längst versandet? Würde sie noch das holdselige Lächeln auf den Lippen, den erwärmenden Sonnenblick im schimmernden Auge haben? Sie war noch jung, sechs Jahre jünger als Bruno und ich, und wir zählten erst dreiunddreißig Jahre. Sie stand also in dem beneidenswerthen Alter, in welchem das Weib erst völlig zur Erkenntniß seiner selbst und

der es umgebenden Welt kommt und wo mit der höchsten Blüthe seines Geistes die üppigste Reife seiner körperlichen Schönheit zusammenfällt. Wenn ich mich aber selbst betrachtete und die Veränderungen nachrechnete, die ich durchgemacht, so konnte ich mir sagen, daß auch sie solche erlitten haben müßte, denn sie hatte heftigere und herzerschütterndere Stürme überstanden als ich, da die Stürme des Lebens oft schwerer zu bestehen sind und tiefere Wunden schlagen, als die Stürme des Meeres, die allein ich nur kennen gelernt.

Wie würde sie mich nun verwenden und mein geringes Wissen benutzen? Aus dem Briefe des Hofmarschalls an den Fürsten von ging hervor, daß man mir eine meinen Fähigkeiten entsprechende Stellung in B*** anweisen wolle; hatte denn aber der Herr Hofmarschall oder die Fürstin selbst einen klaren Begriff von diesen Fähigkeiten? Man mußte mich also erst prüfen und das wollte man wahrscheinlich auch. Ich machte mich daher auf eine harte Probe gefaßt, setzte mich gleichsam sattelfest zurecht, konnte aber dabei doch nicht umhin, in seltener Eigenliebe nach den beiden Briefen des Fürsten zu fühlen, die ich wohlverwahrt in der Brusttasche trug, und dabei geheimnißvoll zu lächeln, als hätte ich in ihnen ein Schiboletth gegen allerlei Angriffe und Gefahren, die im Hinterhalte lauerten, den man mir voraussichtlich von mancherlei Seite zu legen bereit sein würde.

Unter solchen Gedanken näherte ich mich endlich der fürstlichen Residenz und kam zur Betrachtung der mich

umgebenden äußeren Gegenstände zurück, als der Postwagen plötzlich auf härteres Pflaster rollte und rasselnd das Thor erreichte, welches der Postillon auf heiserem Horne mit einem munteren Reiterliede begrüßte.

Es war am Abend eines trüben Julitages, als ich in der Residenz des Fürsten von B*** anlangte, einer Stadt von mittlerer Größe, die mir völlig unbekannt war, aber von deren Reizen und Vorzügen in Bezug auf bedeutende Werke der Architektur und die Schönheit ihrer Umgebungen ich viel gehört hatte. Sie lag auf einem langgestreckten breiten Hügelrücken, dessen höchste Spitze das fürstliche Schloß krönte, im weiten Umkreise von einem grünen Kranze malerischer Weinberge umgeben, über deren Scheitel in weiterer Ferne die reich bewaldeten Felsgipfel eines viel besuchten Gebirges hervorragten. Die Straße, die unmittelbar vom Thore, welches mich einließ, ziemlich steil emporstieg, war breit und mit grauen Basaltquadern gepflastert; ich sah überall schöne neue und mächtige Häuser aufragen, aber wunderbar, zwischen ihnen traf man auch erbärmliche, hüttenähnliche Wohnstätten von sehr hohem Alter und ruinenartigem Aussehen an, als wollten sie den Fremden gleich von vorn herein auf die gewaltigen Contraste aufmerksam machen, denen er in dieser Stadt in jederlei Form und Richtung auf Schritt und Tritt begegnen würde. Doch davon später.

Der Postwagen nahm seine Richtung nach dem Schlosse, fuhr also stets bergan, bog aber kurz vor der letzten Höhe seitwärts und setzte mich vor dem Posthause ab. Hier fragte ich einen Beamten nach dem besten Gasthose

der Stadt und er bezeichnete mir als solchen die ›goldene Krone‹ die ganz in der Nähe gelegen war.

Da ich nicht das geringste Gepäck bei mir hatte, so merkte kein Mensch auf mich, als ich den offenen Thorweg des ersten Hotels der Residenz passirte; nur zwei große fette Doggen, die schlafend den Eingang mit ihren langgestreckten Gliedern fast versperrten, richteten sich auf, als ich kam und beschnüffelten mich, gleichsam als wollten sie mittelst ihrer feinen Nase untersuchen, ob ich gepäckloser Mann auch würdig sei, in die geheiligten Hallen eines gekrönten Hauses einzutreten.

Da sich sonst Niemand, weder Hausknecht, noch Portier, noch Kellner blicken ließ, so trat ich durch eine etwas unsaubere Glasthür in das erste Zimmer ein, dessen Aufschrift: ›Gaststube‹ mich freundlichst dazu einzuladen schien. Allein auch diese Stube war augenblicklich leer und ein eigenthümlicher, von Tabacksdampf und heißen Speisen herrührender, mir stets sehr widerwärtiger Geruch war nicht im Stande, meinem Appetite eine besondere Steigerung zu verleihen.

Da dieses Zimmer trotz des längst hereingebrochenen Abends noch nicht erleuchtet war, aus dem nächsten Gemache aber, dessen Thür halb offen stand, ein Lichtschimmer hereinfiel, der freilich von einem düstren Varinasnebel etwas stark gedämpft wurde, so trat ich auch da hinein und sah an zwei oder drei Tischen je vier Männer sitzen, die Whist spielten, dabei aber so schweigsam drein schauten wie die Wände, die sie umgaben.

Da ich auch hier keine Bedienung und nicht einmal die Schnur einer Glocke fand, so sah ich mir unbefangen die nächsten vier Spieler an und glaubte in ihnen einfache Bürgersleute zu erkennen, die sich hier eine Stunde auf ihre Weise vergnügten. Endlich, da mir die Geduld riß, wandte ich mich mit bescheidener Frage an den Dicksten der Spieler – dicke Leute betrachte auch ich in der Regel für die gutmüthigsten und zugänglichsten – ob er mir vielleicht den Aufenthalt des Wirthes oder eines seiner Trabanten angeben könnte, erhielt aber, weil die Hände die Karten und die Zähne eine lange Pfeife hielten, nur eine unverständliche grunzende Antwort, der endlich ein unwilliger Fingerzeig nach einer zweiten Thür folgte.

Diesem Winke gehorsam wendete ich mich nochmals einem anderen Zimmer zu und sah hier ebenfalls um einige Spieltische mehrere Männer sitzen, die aber Cigarren rauchten und in ihrem Gehaben einen ungleich höheren Rang als jene ersten in der Gesellschaft der Residenz einzunehmen schienen. Auch spielten sie L'hombre, ließen in ihren dann und wann laut werdenden Ausrufen eine feine accentuirte Sprachweise vernehmen und redeten sich gegenseitig mit ›Herr Geheimer Rath‹ und dergleichen Ehrentiteln an.

»Aha!« dachte ich, »hier hast Du ein höheres Beamtenthum vor Dir. Geschwind, nähere Dich, macht einen Kratzfuß und frage noch einmal nach irgend einer Bedienung.«

»Mein Herr,« sagte ich höflich wieder zu dem körperlich begabtesten Hofrath, »wo finde ich wohl den Wirth oder einen Kellner des Gasthauses?«

Der Angeredete erhob verwundert sein mit einer Brille und vielem Fette gesegnetes Gesicht zu mir, warf dann einen fragenden Blick auf seine still vor sich niederblickenden Gefährten, als wolle er von ihnen vernehmen, ob es in ihrer hohen Gesellschaft auch wohl schicklich sei, einem nicht vorgestellten Fremden eine Antwort zu erteilen, und sagte dann ruhig: »Da müssen Sie in das erste Gastzimmer gehen und ›Jean!‹ rufen, dann wird man kommen und nach Ihren Befehlen fragen.«

Ich verneigte mich dankend gegen die geheimnißvolle Gesellschaft und schritt lächelnd in das große Gastzimmer zurück, um das mir anvertraute Stichwort ›Jean‹ auszustoßen, worauf in der That ein am anderen Ende des langen Saales um einen gedeckten Tisch herumhuschender Kellner herbeikam und nach meinen Wünschen fragte.

»Kann ich ein Zimmer bekommen?«

»Ganz nach Belieben. Werden Sie hier speisen?«

»Ist dies Ihr bestes Speisezimmer?«

Der Kellner betrachtete mich mit einem verblüfften Gesicht und sagte dann: »Hier speisen alle Herren aus der Residenz – Sie können aber auch auf Ihrem Zimmer gegen eine besondere Preiserhöhung speisen.«

»So werde ich hier vorlieb nehmen und bringen Sie mir das Beste, was Sie haben.«

Nachdem der Kellner genickt und sich entfernt hatte, ließ ich mich an dem einen Ende des langen Speisetisches nieder und bemerkte dabei durch den narkotischen Nebel, der das ganze Haus erfüllte, am entgegengesetzten eine andere Gestalt auftauchen, die so glücklich war, ein qualmendes Stearinlicht vor sich zu haben, so daß ich beim Scheine desselben eine Uniform und noch dazu die eines Stabsofficiers wahrnehmen konnte. Diese eine Wahrnehmung hatte etwas Tröstendes in sich, denn wo diese feinschmeckenden Herren verkehren, dachte ich, muß es sich leidlich genug leben lassen.

Bald darauf wurde mir auch durch Jean die Ehre eines Lichtes zu Theil und da ich sonst keine Beschäftigung hatte, erlaubte ich meinen Augen, sich auf den mir gegenüberstehenden Herrn, vor dem ein Schoppen mit einem grünen Glase stand, zu richten und ihn etwas genauer zu betrachten. Da er dasselbe Experiment auch ganz gemüthlich mit mir vornahm, so ließ ich mich in meiner Musterung nicht stören und bemerkte sehr bald, daß der Officier ein Mann etwa im Anfange der Vierzig war und ein sehr ansprechendes Gesicht hatte, in dem zwar mehr Haar als Fleisch, aber zugleich auch eine Biederkeit, mit einem leicht erkennbaren Humor gemischt, sichtbar war, die mich augenblicklich auf angenehme Weise zu seinen Gunsten stimmte.

Nachdem wir uns eine beträchtliche Weile gegenseitig betrachtet, dabei aber kein Wort gewechselt hatten,

brachte der Kellner dem Herrn einen sehr hoch aufgehäuften Teller mit Fleisch nebst Zubehör, und da derselbe sogleich noch eine andere Speise bestellte, so sah ich, daß ich einen starken Esser und also gewiß eine gutmüthige Person vor mir hatte, wie ich denn immer gefunden habe, daß solche Leute umgänglicher und friedfertiger als jene feinschmeckerischen Zünger sind, die es für ein Zeichen von hoher Bildung und feinstem Tone halten, sich täglich nur einmal halb satt zu essen.

»Darf ich um Ihr Gepäck bitten?« sagte der Kellner, von dem speisenden Gaste zu mir herübertretend.

»Ich habe keins.«

»Ah so, ich bitte um Entschuldigung.«

»Giebt es gute Schneider in der Stadt?« fragte ich weiter, um den bestürzten Kellner einigermaßen zu ermuntern.

»O, sehr! Der Hofschneider ist der beste!«

»So bestellen Sie ihn mir auf morgen früh, Punkt acht Uhr. Aber er muß pünktlich sein, ich brauche nothwendig Kleider.«

Der Kellner, da er einen Mann nicht nur ohne Gepäck, sondern auch ohne Kleider vor sich sah, warf mir einen mitleidigen Blick zu, indem er mich ohne Zweifel für einen armen Teufel hielt, und wollte sich wieder entfernen, als ich ihm nachrief, mir eine Flasche Wein zu bringen.

»Eine ganze?« fragte er vorlaut, im Gehen sich langsam herumwendend.

»Wie es Ihnen beliebt,« antwortete ich; »wenn Ihnen aber eine halbe für mich hinreichend scheint, ordne ich mich ganz Ihrer Vorschrift unter.«

Der Kellner entwich etwas schneller als er gekommen war, der Officier aber, dem meine Antwort gefallen haben mußte, lächelte, trank sein Glas leer und, mir eine kleine freundliche Verbeugung machend, sagte er: »Jean ist und bleibt ein dummer Kerl!«

»Ich scheine hier in kein besonders gutes Haus geraten zu sein,« lautete meine Antwort, die einer Frage so ähnlich wie ein Ei dem andern sah.

»Oho! Es ist das beste in der Stadt, das heißt schlecht genug und ungeheuer theuer, wie, alles Uebrige, was man hier braucht.«

»Alles?«

»Nun ja, das muß man erfahren, und ich habe als Jungesell die beste Gelegenheit dazu. Wollen Sie lange hier wohnen?«

»In diesem Hause nur bis morgen.«

»Haben Sie schon eine andere Wohnung?«

»Ich hoffe eine im Schlosse zu erhalten; wenigstens war das eine Bedingung bei meiner Anstellung am Hofe.«

Der Officier warf mir einen scharfen Blick zu, ob ich nicht vielleicht gar ein angehender Hoflakai sei. Plötzlich aber mußte ihm seine Menschenkenntniß wohl Licht gegeben haben, denn er sagte: »Ah so!« nahm seinen Schoppen und sein Glas und kam an mein Tischende herab, wo er sich ganz gemüthlich mir gegenüber setzte und

sich dann von Jean seinen Teller und auch das zweite Licht herunter bringen ließ.

»Sie entschuldigen,« sagte er höflich, »ich zeige gern Jedermann mein ganzes Gesicht und stelle mich Ihnen also vor: ich bin der Major Fuchs, Commandeur des Leibbataillons.«

Ich glaubte nicht recht verstanden zu haben, nannte meinen Namen und fügte dann hinzu: »Also Herr von Fuchs!«

»Bitte um Entschuldigung, thun Sie mir nicht zu viel Ehre an; ich bin ein ganz gemeiner Fuchs, ohne namhafte Vorfahren und Anhang, mein Geschlecht beginnt eigentlich erst mit meinem Vater und hört wahrscheinlich schon mit mir auf.«

Ich lächelte und sah von meinem Teller empor, denn der Humor meines neuen Bekannten sprach sich so herzlich und behaglich in seinem intelligenten Gesicht und seinem klaren Auge aus, daß er mir von Augenblick zu Augenblick besser gefiel. Dabei lag in seinem ganzen Wesen eine biedere Treuherzigkeit, wie sie stets von großem Einfluß auf mich gewesen ist und mich immer sehr rasch – und fast nie zu meinem Schaden – Vertrauen zu dergleichen Leuten fassen ließ. In dem weiteren Gespräche erfuhr ich denn auch von ihm, daß er gegenwärtig der einzige Stabsofficier am Orte sei, da seit der Entfernung des Fürsten ein Regiment Dragoner und ein anderes Infanterie-Bataillon nach der größeren zweiten Residenz verlegt sei, und auch ich nahm keinen Anstand, ihm

von meinem Unglück zu erzählen, das mich auf der Reise hierher meines ganzen Gepäckes beraubt hatte.

Diese Mittheilung schien ihm von Interesse zu sein, er gab mir sein Beileid zu erkennen, konnte sich aber nicht enthalten, mit ungemeiner Gutmüthigkeit hinzuzufügen: »Da sind Sie ja in Wahrheit abgebrannt, ehe Sie hierher kamen; ich will hoffen, daß Ihr Beutel kein Compagniegeschäft mit Ihren Kleidern getrieben hat!«

»Nein,« erwiderte ich lächelnd, »der war in meiner Tasche wohl versichert und ich bin glücklicher Weise in der Lage, meinen Verlust verschmerzen zu können. Wissen Sie vielleicht, wie es mit der Gesundheit Ihres Fürsten steht?«

Major Fuchs seufzte und strich mit der Hand durch sein borstig hochstehendes Haar. »Ach!« sagte er etwas leiser, »daraus wird kein Mensch klug. Heute fabelt man so – und morgen anders. Ich wollte – doch, lassen Sie uns von etwas Anderem reden. Man spricht hier nicht gern vom Fürsten, und wenn ich Ihnen rathen darf, nehmen Sie seinen Namen so selten wie möglich in den Mund. Er ist essigsauer und verdirbt Ihnen allen Geschmack am Uebrigen. – Also Sie sind der neue Bibliothekar im Schlosse! Nun, der alte kann nicht leben und nicht sterben, nicht sitzen und nicht liegen, und Sie werden daher Ihre Aufgabe etwas schwer finden, sich in Ihrem Labyrinth von Büchern zu orientiren. Oder haben Sie sich mit einem Ariadne-Faden versehen? Ohne *den* geht hier überdieß fast Niemand aus. Sie müssen nämlich wissen, es giebt bei uns mehr Labyrinth als auf Kreta. Halten Sie

ihn fest, wenn Sie ihn haben, und haben Sie ihn nicht, so verschaffen Sie sich einen, so bald wie möglich.«

Ich glaubte ihn zu verstehen, nahm wenigstens die Miene davon an, bedankte mich bei ihm und er empfahl sich darauf, nachdem er lebhaften Wunsch ausgesprochen, daß es mir in meiner Hoffstelle recht gut gefallen und ich lange darin aushalten möge.

Nachdem Herr Jean die Gnade gehabt, mich auf ein Zimmer zu führen, welches ganz der Einrichtung und Bedienung der unteren Gaststuben entsprach, glaubte ich einigen Grund zu haben, ernsthaft über verschiedene Dinge nachzudenken, die ich schon an diesem Abend wie in einer ahnungsvollen Phantasmagorie an meinen Sinnen hatte vorüberschweben sehen. Dabei war das Bett, in dem ich lag, so erbärmlich, daß ich mir eingestehen mußte, niemals in meinem Leben, nicht einmal in der Koje des schwedischen Schiffes, schlechter als hier logirt gewesen zu sein. Jedoch, was half's? Alles dies sollte der bei Weitem noch angenehmere Vorschmack der bitteren Gerichte sein, die mir in der nächsten Zeit am Hofe zu B*** aufgetischt wurden.

Um neun Uhr am nächsten Morgen, trotzdem er um acht Uhr bestellt war, ließ sich der Hofschneider herab, mir seinen vornehmen Besuch zu schenken, jedoch nicht eher trat er bei mir ein, als bis er mir durch Jean seine mit einer großen Krone geschmückte Karte hereingesandt hatte, auf der in goldenen Buchstaben der Name: ›Löwenzahn, Fürstlicher Hofkleidermacher‹ stand. Nachdem ich Herrn Löwenzahn einzutreten ersucht, kam ein

sehr windiger Kleidergeck hereingesprungen, dem seine Aufgeblasenheit und Eitelkeit aus jeder Rockfalte hervorsah. Mit zahllosen Verbeugungen und Erwähnungen verschiedener hoher Herren, Grafen, Kammerherren und sonstiger vornehmer Personen hörte er mein Gesuch an, mir für eine vollständige Ausstattung Maaß zu nehmen, und bei jeder neuen Garnitur kam eine andere Hofgeschichte, ein neuster Hofschnitt und eine modernste Hofmanier zum Vorschein. Ich ließ ihn schwatzen und erwiderte keine einzige seiner Phrasen, die mir so langweilig waren, wie seine, von ihm selber Geistesproducte genannten, Kleider nothwendig, wobei ich kaum merkte, daß der Herr Hofschneider, je länger er in meinem Zimmer blieb, immer wortkarger und zuletzt sogar völlig schweigsam wurde.

Als er fertig war, blieb er ruhig stehen und machte mir eine etwas trotzigere Verbeugung, als seine früheren gewesen waren.

»Wann kann ich meine Kleider empfangen?« fragte ich.
»Ich brauche sie sehr nothwendig.«

Der Herr Hofschneider blickte sich einigermaßen besorgt forschend im Zimmer um, und da er nicht fand, was er wahrscheinlich suchte, feine, von verschiedenen Luxusgegenständen strotzende Koffer, so lächelte er sarkastisch und antwortete endlich, daß er sein Möglichstes thun wolle, mich in einigen Wochen zu befriedigen, da er sehr eifrig für eine ganze Legion hoher Hofbeamter zu arbeiten habe.

»Das thut mir leid!« erwiderte ich, »dann kann ich keinen Gebrauch von Ihrer Hülfe machen und werde mit einem Manne mich begnügen müssen, der kein Hofkleidmacher ist.«

»Erlauben Sie,« rief er hitzig, »so war es nicht gemeint. Aber sehen Sie – Sie haben sehr viel bestellt, weit über hundert Thaler an Werth und ich – ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, nicht einmal dem Namen nach. Man muß mit unbekanntem Kunden vorsichtig sein, da die bekannten schon schlimm genug sind.«

»Ach so, ich verstehe. Sie wollen die Zahlung pränumerando?«

»Nein, nicht gerade Bezahlung, aber doch eine mich möglichst sicher stellende Caution!«

»Ist Ihnen dies für's Erste genug?« fragte ich gleichgültig und warf einen Hunderthalerschein auf den Tisch.

Der Hofkleidmacher stürzte sich wie ein fürstlicher Hofgeier darauf, betrachtete sie gegen das Licht und rief: »O, vollkommen!« worauf er das Papier in einem sehr sauberen Notizbuch unterbrachte, dieses sogleich in die Brusttasche steckte und sich mit einer tiefen Verbeugung empfehlen wollte.

»Halt!« sagte ich nun, rasch auf ihn zutretend. »Ich kenne Sie auch nicht und wer giebt mir für *Sie* Caution?«

»O!« rief der hierdurch tief gedemüthigte Mann, »das hat mir hier noch Niemand gesagt. Ich habe die Ehre, Fürstlicher Hofschneider zu sein, mich kennt hier jeder Hund auf der Straße.«

»Wenn das ist,« sagte ich zufriedengestellt, »so habe ich vor Ihnen Respect. Hunde besitzen einen feineren Instinct, ob Jemand ein Spitzbube ist oder nicht, als Menschen, Wenn Sie mich aber länger als acht Tage warten lassen, sollen Sie bei mir die Tugend der Geduld in Bezug auf die Bezahlung studiren, also beeilen Sie sich.«

Unter den lebhaftesten Versicherungen, daß er mich höchst cavaliermäßig bedienen werde, verabschiedete sich der Windbeutel, den alle Hunde auf der Straße kannten, und ich begab mich in die Stadt, um mir vollständige neue Wäsche und was sonst zu dem Aeußern eines gesitteten Menschen gehört, zu kaufen, da ich nichts mein nannte, als was ich an mir trug.

Nachdem ich dies vollbracht, überlegte ich, ob ich mich in meinen Reisekleidern, die allerdings von einer ansehenswerthen Beschaffenheit waren, wohl auf das Schloß wagen könne, um, so zu sagen, eine Art Vorschau zu halten. Da ich nicht fürchtete, der Fürstin augenblicklich in den Weg zu laufen, so ging ich langsam durch die breite, schöne Lindenallee nach dem Schlosse hinan und schritt durch das große Portal, nachdem ich zuvor einen möglichst genauen Ueberblick über das alte Prachtgebäude gewonnen hatte.

Es lag in seiner vollen Höhe und Ausdehnung in ziemlicher Oede und Einsamkeit vor mir und rief mir in dieser Gestaltung sehr klar in's Gedächtniß, daß in ähnlicher Weise auch seine Bewohner oft auf ihrer Höhe verlassen und einsam stehen. Es bildete ein etwas unregelmäßiges, sehr weitläufiges Viereck, sah mit seiner Hauptfront nach

der der Stadt entgegengesetzten Seite, war drei Stockwerke hoch und schloß einen weiten, öden Hof ein, den nichts schmückte als in der Mitte ein steinerner Brunnen, der, wahrscheinlich aus einer Bergquelle gespeist, Tag und Nacht sein Wasser aus einem Löwenmaul hervormurmeln ließ. Die der Stadt zugekehrte Front, auf deren Mitte die Lindenallee zuführte, war in dem unteren Stockwerke durchbrochen und durch diese Lücke führte das säulengeschmückte Portal in den Hof ein. Nach Außen hin zeigte das Schloß, wie ich später ersah, verschiedene Thüren, die in den Garten und Park mündeten, das große Portal aber war der einzige Haupteingang, den es von der Stadtseite her besaß. Das ganze Gemäuer war ziemlich genau im Style Ludwig's XIV. aufgeführt, grauweiß getüncht und mit nur wenigen Zierrathen der Architektur und Sculptur geschmückt. Die Fenster waren alle gleich groß, mit weißen Vorhängen dicht verschlossen und boten einen Anblick dar, als ob alle Bewohner darin, trotzdem es schon elf Uhr war, noch im tiefsten Schlafelügen. Nach den drei von der Stadt abgewandten Seiten war es von einem sehr schönen Park und Gartenanlagen umgeben, die eine hohe steinerne Mauer einschloß, so daß kein Menschenauge in das geheiligte Innere desselben eindringen konnte.

Als ich durch das mächtige Portal auf den mit großen Basaltquadern gepflasterten Hof trat, sah ich sogleich, daß der ganze Raum desselben, mit Baumaterialien bedeckt, in wildester Unordnung sich befand.

Außer einigen Maurern und Tünchern war kein Mensch zu sehen; kein einziger Diener in Livree, keine Equipage, kein Zeichen eines lebendigen Hofstaates trat dem Beschauer vor Augen. Endlich nach längerem Suchen, welche der vielen Thüren wohl eigentlich in den bewohnten Theil des Schlosses führen möge, fand ich an einer derselben zur rechten Hand ein Schild, auf dem mit goldenen Buchstaben und einer Krone darüber die Worte: »Deichmüller, Fürstlicher Ober-Kastellan« zu lesen waren.

»Aha!« dachte ich, »diesem Herrn willst Du Deinen ersten Besuch machen, da Dich doch kein Anderer empfängt.« Und so schritt ich beherzt die paar Stufen empor und zog die Glocke, da die Thür sich als verschlossen erwies.

Nach geraumer Zeit erschien eine sehr nett gekleidete aber schläfrige Magd, und als sie mich mit einem prüfenden Blicke von oben bis unten beschaut, fragte sie, ob ich das Schloß besichtigen wolle.

»Nein, ich möchte nur den Herrn Kastellan sprechen.«

»Der Herr *Ober*kastellan sitzen beim Frühstück.«

»Das thut nichts zur Sache. Melden Sie mich, ich heiße Flemming und bin der Bibliothekar der Schloßbibliothek.«

Noch einen Blick auf mich werfend, der gleichsam die Bestätigung meiner Aussage aus meiner Erscheinung ziehen wollte, entfernte sie sich, indem sie mir die Thür fast vor der Nase zuschlug. So wartete ich denn mit meiner gewöhnlichen Langmuth in solchen Fällen noch etwa fünf Minuten, dann öffnete die Magd wieder die Thür

und forderte mich auf, in ein Zimmer zu treten, wo mich der Herr Oberkastellan empfangen würde.

Wenn der Herr Oberkastellan das Ceremoniell, welches an diesem Hofe obwaltete, nachahmte, so mußte dasselbe sehr langweilig oder der Herr ein übertriebener Hofmann sein, denn er ließ mich in einem sehr aufgeputzten Zimmer, welches von den herabgelassenen Vorhängen ziemlich verdunkelt war, beinahe eine Viertelstunde auf seine Erscheinung warten, und selbst dann kam er noch mit vollen Backen, kauend, mit der Serviette den Mund wischend und eine ganze Dunstwolke von eben genossenem Weine mit sich hereintragend. Dem entsprach auch sein Aussehen; er war sehr wohl beleibt, vollwangig und hatte einen starken sogenannten kupfernen Anstrich über seiner Gesichtshaut. Weniger nach meinem Antlitz als nach meinem Rocke und Reisehute schielend, führte er mich in seine innern Gemächer und fragte dann nach meinem Begehre, ohne mir einmal einen Stuhl anzubieten. So stellte ich mich denn noch einmal in meiner ganzen Würde diesem, nach seinem Benehmen hochvermögenden Manne vor und bemerkte schließlich, daß ich nach dem Schreiben des Herrn Hofmarschalls von Breitspur, welches ich ihm zeigte, eine Wohnung im fürstlichen Schlosse zu beanspruchen dächte.

Der Herr that anfangs sehr fremd oder war wenigstens sehr zerstreut und in Gedanken wahrscheinlich bei seiner noch nicht ganz geleerten Flasche; endlich aber schien er sich zu besinnen, warf sich vornehm in die Brust, räusperte sich und sagte nachlässig: »Ah ja, ich weiß – der

Herr Hofmarschall hat mit mir davon gesprochen. Aber – Sie kommen gerade zu sehr ungelegener Zeit hier an. Ihre eigentliche Amtswohnung hat Herr Doctor Kranefuß, der sehr krank ist, noch inne und die meisten anderen Zimmer werden restaurirt. Sie werden sich also einstweilen behelfen und etwas bescheiden einrichten müssen.«

»Es sollte mir leid thun, wenn Sie mich für unbescheiden hielten, ohne noch meine nähere Bekanntschaft gemacht zu haben.«

»O nein, durchaus nicht, ich bitte sehr – ich besinne mich nur, wo ich Sie unterbringen soll. Ha, ja, ich habe noch ein Zimmerchen – warten Sie, ich hole nur die Schlüssel.«

Nach zwei Minuten kam er mit einem großen Schlüsselbunde zurück und bat mich, ihm zu folgen.

»Werden wir auch nicht Ihrer Durchlaucht begegnen?« fragte ich, indem wir eine winzige Seitentreppe erstiegen. »Ich bin in Reisekleidern und möchte mich ihr nicht gern in diesem Aufzuge vorstellen.«

»Ihrer Durchlaucht? O, das geht hier so rasch nicht. Ueberdieß ist sie ja verreist!«

»Verreist ist sie? So. Wohin denn?«

»Nach Norderney, schon seit zwei Wochen und in vier Wochen kommt sie erst wieder.«

Ich wußte nicht, ob ich mich über diese Benachrichtigung freuen sollte oder nicht, und so folgte ich schweigend und nachdenklich meinem Führer. Er schritt langsam und keuchend einen Absatz der Treppe nach dem

andern hinauf, ließ einen Corridor nach dem andern hinter sich, öffnete, scheinbar im Zwiespalt mit sich, was er mir darbieten sollte, bald diese, bald jene Thür, durch deren Spalten ich fast überall in wüste und leere Räume sah, und schloß endlich im obersten Hausraum eine Thür auf, welche die Nummer 71 auf ihrem Schilde trug, sehr locker in den Angeln hing und in ein Zimmer führte, das, allen Schmuckes beraubt, ganz einfach weiß getüncht war, nicht einmal Vorhänge, ein unbezogenes Bett hinter einem alten Bettschirm, einen Tisch, ein paar alte Stühle, einen Schrank von Fichtenholz zeigte und die Aussicht auf den leeren öden Hofraum bot.

»So,« sagte er schmunzelnd, »das mag für's Erste Ihr Zimmer sein, Herr Bibliothekar. Wie gesagt, Sie müssen einstweilen vorlieb nehmen.«

Ich blickte mich etwas eingeschüchtert in dem dürftigen Gemache um, prüfte die wurmstichigen Möbel und blieb dann mit meinem Auge auf dem Fenster haften, durch welches ein Strahl der Mittagssonne zu fallen sich so eben vergebliche Mühe gab.

»Es hat ja nicht einmal einen Vorhang,« sagte ich, als Beginn meiner – unbescheidenen Aussetzungen.

»Jetzt nicht, nein, Sie haben Recht. Es ist eben erst neu gestrichen. Aber bis heute Abend soll es ausgeputzt und zu Ihrer Aufnahme bereit sein.«

Das Wort ›ausgeputzt‹ that mir in diesem Augenblick sehr wohl und beruhigte mich etwas. »Also kann ich heute Abend einziehen?« fragte ich noch einmal, in der Hoffnung, noch etwas von der beschlossenen Ausputzung zu vernehmen.

»Ja, ja doch. Schicken Sie mir nur Ihre Sachen her.«

»Ich habe keine Sachen, wenn meine Kisten noch nicht bei Ihnen angekommen sind.«

»Bei mir ist nichts angekommen,« entgegnete er nase-rümpfend. »Wo wohnen und speisen Sie jetzt?«

»In der goldenen Krone. Gut, daß Sie mich daran erinnern: kann mir Jemand hier das Frühstück besorgen?«

»Sie meinen den Kaffee? O, kochen Sie sich doch den selber, auf einer Maschine, da wird er viel besser und ist auch billiger. Der Hofblechmeister Kurzfleisch, mein Schwager, der am Markt wohnt, hat sehr hübsche patentirte Dingerchen der Art.«

Ich antwortete ihm nicht hierauf, denn ich wollte mein Verhältniß mit diesem ungehobelten Manne nicht von vornherein verderben, ging also wieder mit ihm die Treppe hinab und empfahl mich kurz, meine Rückkehr am Abend verheißend.

Das war also mein Einzug im fürstlichen Schlosse zu B***. Wenn alle Bibliothekare so willkommen geheißen werden, wie ich, dann können sie sich gratuliren.

Als ich am Abend wieder aufsuchte, war ich auf den verheißenen ›Ausputz‹ sehr neugierig, und allerdings hatte irgend eine unbekannte Hand, der ich im Stillen meinen Dank sagte, mit den vorhandenen Mitteln etwas

Sichtbares geleistet, denn ich fand meine Stube, die einem Bedientenzimmer im Schlosse zu W*** auf ein Haar gleich, mit einem alten Mousselinvorhang, einem kattunen Rouleau, einer vergilbten wollenen Tischdecke, einer Wasserkaraffe mit ein paar Gläsern und einem Waschbecken auf einem Tischchen in der hintersten Ecke verziert, wobei ich allerdings zur Ehre der fürstlichen Weißzeugkammer bemerken muß, daß mein Bett mit sehr schönem Linnen überzogen war. Hier richtete ich mich denn ein und als erst meine Bücherkisten mit anderem Material gekommen und alles dies aufgestellt war, fand ich, daß ich auch hier denken, arbeiten und mich vergnügen konnte, so wie an jedem andern Orte der Welt, wo man in guter Gesellschaft, das heißt, in seiner eigenen ist.

Meine Antrittsvisiten konnte ich natürlich erst abstaten, nachdem mich Herr Löwenzahn, der Hofschneider, zum äußerlich anständigen Menschen gemacht hatte, und das geschah Dank meiner prompten Bezahlung sehr bald; bevor ich dem Leser aber den Erfolg dieser Besuche und dann mein erstes Begegniß mit der Fürstin schildere, muß ich ihm noch ein kleines Bild von der Residenz, ihren Bewohnern und dem Leben daselbst entwerfen, da er mit mir gezwungen sein wird, einige Jahre in und unter denselben auszuharren.

Bis zu dem Augenblick also, wo Herr Löwenzahn mir meine Kleider schickte, die alle nach dem feinsten Hofschnitt in B*** angefertigt waren, verhielt ich mich ganz

ruhig und kein Mensch in der Stadt wußte weder meinen Namen, noch bekümmerte man sich um irgend einen Schritt, den ich unternahm. Ich beschäftigte mich täglich einige Stunden mit Lesen, hauptsächlich aber streifte ich zu Fuß in den Umgebungen des Schlosses und der Stadt herum, die ich wirklich schön und darin also einen Ersatz für manches andere unbefriedigte Bedürfniß fand. In vierzehn Tagen war ich daher nach allen Richtungen so bekannt, wie irgend ein Eingeborener, denn es gehörte eben nicht zu den Lieblingsvergnügungen der Residenzbewohner, in den Reizen der Natur zu schwelgen, die sie umgab, oder nur sich mit den Dingen zu beschäftigen, die ihnen so nahe lagen, da man viel Interessantes noch näher und das Interessanteste für vieles Geld im Auslande und auf Reisen genießen konnte. Meinen Kaffee kochte ich mir auf den Rath des Herrn Oberkastellans auf einer mir von ihm bei seinem Schwager besorgten Patentmaschine selber, meine Mahlzeiten aber hielt ich in der goldenen Krone ab, welche im Vergleich mit den anderen Gasthöfen, die ich der Abwechselung wegen besuchte, in der That noch golden war.

Das einzige Vergnügen, welches ich hier genoß, entsprang aus der Bekanntschaft mit dem Major Fuchs, der mein Tischnachbar blieb und den ich bald sehr lieb gewann. Dieser gutmüthige Mann hatte, wie ich später fand, nicht allein Humor, sondern er hatte auch Geist, und zwar jene ganz besondere Art von Geist, welche ich häufig unter Officieren gefunden habe, und die nicht nur in einer schnellen Auffassung und Durchführung der

nothwendigen äußeren Formen, sondern auch in einer charakteristischen Trefffähigkeit in der Bezeichnung von Gegenständen, Verhältnissen und Personen besteht. Möglich, daß sich dieser Soldatengeist aus dem steten Zusammenleben und dem sogenannten *Esprit de corps* entwickelt, wenigstens mit ihm im Zusammenhange steht. Was der Eine dieser Herren nicht weiß, weiß der Andere, und aus dem gemeinsamen Wissen und Können, abgesehen von der speciellen Bildung, geht eine leichte Art, sich in Alles zu finden hervor, Alles mit dem treffendsten Worte zu bezeichnen, die ich nicht leicht unter anderen Corporationen gefunden habe und die namentlich durch feine Form und die Beobachtung des äußeren Anstandes die burschikose Manier der Studenten weit übertrifft, die Jedermann Du anreden möchten und bei Weitem häufiger Renommisten als Schüler der Musen sind.

Vom Major Fuchs erfuhr ich nach und nach verschiedene wissenswerthe Einzelheiten, die sich auf die Verhältnisse des Fürsten, der Fürstin, der Hof- und Staatsbeamten, so wie auf das hier stark grassirende Philisterium des höheren Bürgerstandes bezogen, und da ich seine Bemerkungen in der Folge durch eigene Erfahrungen vollkommen bestätigt fand, so beeifere ich mich, sie dem Leser im Fluge vorzuführen, weil ich überzeugt bin, daß sie ihm ebenso interessant erscheinen werden, wie sie es mir damals waren.

Von der Regierungsweise und dem Charakter des Fürsten konnte mein neuer Bekannter allerdings wenig Gutes sagen, so sehr er sich als sein Diener bemühte, manche in der Außenwelt als lasterhaft verrufene Eigenschaften in einem milderen Lichte darzustellen. Jedoch sprachen wir nicht viel über diesen erlauchten Herrn, er hatte sein Land verlassen und kam hoffentlich nicht wieder; seine Zeit war abgelaufen und eine andere freundlichere Epoche dämmerte am Staatshorizonte heraus. Um so häufiger sprachen wir von der Fürstin, und hier war es, wo nicht allein ich sehr aufmerksame Ohren sondern auch der Major einen überfließenden Mund bewährte. Er konnte nicht genug Lobenswerthes von ihr erzählen, alle Welt wäre begeistert, sagte er, von ihrer Schönheit, ihrer sanften Resignation, selbst in der Duldung des Schrecklichsten und Bittersten, von ihrer Liebenswürdigkeit gegen Jedermann; und das Einzige, was man bei ihr anders wünschen möchte, wäre ein kräftigeres Auftreten und Durchgreifen gegen die Uebergriffe der sie umgebenden Camarilla, der ihre Kräfte augenscheinlich nicht gewachsen wären, und von der sie gelenkt würde, trotzdem sie zum Erstaunen aller Betheiligten oft genug einen eigenen Willen und ein gebieterisches Gerechtigkeitsgefühl habe blicken lassen.

»Schade, daß ich bisweilen nicht auf ihrem Platze stehe,« setzte er ingrimmig hinzu. »Ich würde dann eine Peitsche nehmen und die ganze verfluchte Clique zum Tempel hinausjagen, die mir die Galle überfließen macht, das warme Sonnenlicht mit ihrem behäbigen

Schattenreichthum verdunkelt und den Genuß des Lebens verdirbt, da sie nur auf Kosten der Fürstin und des Landes schwelgt und alle übrigen Menschenkinder nur zu ihrem unterthänigsten Dienste geschaffen und verurtheilt hält. O meine theure liebe Fürstin! Eine Stunde Deine Hand mit meiner Kraft ausgerüstet, und Du solltest Wunderdinge davon erleben!«

Ich mußte unwillkürlich lächeln. Die Augen des Majors nahmen hierbei einen so eigenthümlichen Ausdruck an, wie nur ein Mann mit einem ganzen Gesicht voller Haare ihn haben kann, wenn sein Herz von einer tiefen Gefühlswärme belebt ist und der grollende Geist seiner zur Unthätigkeit verurtheilten Männlichkeit in ihm erwacht.

»Sie schildern,« erwiderte ich, »die Fürstin mit so glänzenden Farben und sprechen mit so großer Begeisterung von ihr, daß man beinahe meinen sollte, Sie wären in sie verliebt.«

»Oho! Was denken Sie denn? Wäre das etwas Seltsames und wollte ich das etwa läugnen? Auf Ehre nicht! Wir Alle sind in sie verliebt, bis über die Ohren, nur leider! hat sie ein Herz – nicht von Stein – aber gewiß von Eis.«

»So! Glaubt man das? Sagt man das?«

»Gewiß, und man weiß es auch. Noch nie hat sie einem Herrn aus ihrer Umgebung eine freundlichere Miene gezeigt, als er sie zu beanspruchen das Recht hat.«

»Nun, das finde ich ganz natürlich. Sie ist über ihre ganze Umgebung erhaben und dabei sehr stolz. Wer

könnte auch eine freundlichere Miene verlangen, als ihm gebührt?«

»Oho! Der Kitzel der Eitelkeit, wenn nicht der persönlichen Zuneigung, verlangt oft eine solche Miene. Sie könnte wohl einmal Diesen oder Jenen anlächeln, das schadete ihrem Rufe nichts und würde die speichelleckerischen Creaturen vor Demuth und Hingebung ganz in den Staub sinken lassen.«

»Sie ist also sehr ernst?«

»Immer, und kalt, daß man einen Frostschauer in ihrer Nähe fühlt, so schön sie auch ist.«

»Sie leidet wahrscheinlich?«

»Das ist es, Sie haben Recht, und darum wollen wir nicht mehr darüber sprechen. Wer schaut einem Menschen in's Herz, wenn er so oft verletzt und gekränkt worden ist wie sie!«

»Hat sie denn den Fürsten wirklich einmal geliebt?«

»Nicht eine Stunde, und er sie auch nicht! Das war Nord- und Südpol, Fluth und Ebbe, Sonnenstrahl und Mondämmerung, Tag und Nacht. Aber erlauben Sie, das sind nur dumme und ganz unpassende Vergleiche – schließen wir lieber dies Kapitel, sonst kommen wir wieder auf den Fürsten zu sprechen, und ich trage noch immer seinen Rock.« –

Daß eine Regierung, an deren Spitze ein Mann, wie der erwähnte Fürst, Jahre lang gestanden und mit gränzenloser Willkür geherrscht, keine segensreiche sein und Niemanden beglücken konnte, leuchtet von selbst ein. Die ganze Bevölkerung des Landes hatte lange Zeit einen

unerhörten Druck erlitten und sich nur mit Widerstreben unter das eiserne Joch des Gewalthabers gebeugt. Eine große Anzahl von Bürgern und Bauern, unersetzliche Summen von Arbeitskraft mit fortnehmend, hatte das Land verlassen, weil die Steuern nicht mehr zu erschwingen und der Erwerb nicht mehr geschützt waren. Viele Häuser in Städten und Dörfern standen leer oder verfielen in Schutt, weil Niemand ein Interesse oder die Mittel oder auch die Lust besaß, sie aufzubauen. Die Quellen der Industrie waren versiegt, die Handwerker erlagen der Last eines veralteten Zunftzwanges.

Die Gesetzgebung ließ Vieles zu wünschen übrig, denn die Vertretung des Rechtes lag weder in freien noch reinen Händen. Die Männer, die am Staatsruder saßen, waren theils habsüchtige und gewissenlose Emporkömmlinge, oder so stark beeinflusste Persönlichkeiten, daß sie sich auf keine Weise frei und gesetzlich zu regen wagten. Die besten Kräfte des Landes schliefen in ruhmloser Unthätigkeit oder wurden schonungslos beseitigt, weil sie sich nicht knechtisch den beliebten Maaßregeln unterwerfen wollten. Die Behörden waren gut eingeeilte und also gehorsame Räder des gewalthätigen großen Triebrads, der Laune eines tyrannischen Fürsten; sie durften keine selbstständige Bewegung vornehmen und so war ihre Wirkung gleich Null. Die freie Meinungsäußerung des Publikums wie der Beamten war unterdrückt, es durfte weder gesprochen noch geschrieben werden, was dem Ohr des Landesherrn, das nur an slavische Musik gewöhnt war, unangenehm klang. Das kirchliche Leben

war theils ganz aus der Mode gekommen, theils zu einer todten Form zusammengeschrumpft, aus der kein grünes Reis hervorsproßte. Die Künste wurden nur in soweit gepflegt, als sie zur Unterhaltung des Hofes und zur Befriedigung der Eitelkeit gewisser Personen dienten. Alles was den liebsamen Maaßregeln der Hochwürdenträger der Regierung und ihren kleinweltlichen Ansichten zu widersprechen schien, war verpönt, und wer sich nur flüsternd dagegen aufzulehnen wagte, wurde bestraft oder ausgewiesen. Niemand war Herr seines Eigenthums, seines Willens, seiner Fähigkeiten; der Magen war das größte Organ des Staats, er verschlang Alles, er konnte Alles für sich gebrauchen, denn er war hungrig, gierig, unersättlich. Wo sollte da nun die Lust zur Arbeit, die Freudigkeit des Lebens herkommen, da Jeder auf irgend eine Weise Fesseln zu tragen verdammt war und Niemand an einen selbstständigen Genuß seiner Mittel denken konnte?

Wie der Fürst nun selbst gewaltet und gewirthschaftet, so walteten und wirthschafteten ihm die nächsten Beamten und Diener seines Hofes nach, denn die Kleinen machen es ja immer wie die Großen, und so kümmerte sich Niemand um das Wohl oder Weh Derer, die im Schatten des Baumes standen, dessen Blätter jeden Sonnenstrahl von Oben für sich in Anspruch nahmen. Eitle, geckenhafte, aufgeblasene Menschen wurden in die bedeutsamsten Stellungen gebracht, Kenntnisse brauchte Niemand zu besitzen; nur Fügsamkeit, knechtische Unterwerfung

unter den Willen eines Einzigen. Jeder suchte zu erraffen und zu erhaschen, wessen er habhaft werden konnte, – wo es herkam, wem er es nahm oder vorenthielt, war ihm völlig gleichgültig.

Die Beamtenwelt war in unerschmelzbare Kasten zerpalten, denn es herrschte unter ihnen eine ungeheure Titelsucht und eine Dünkelhaftigkeit vor, die nirgends ihres Gleichen hatte. Wer ein ›Ober‹ oder gar ein ›Geheimer-Ober‹ vor seinen Titel setzen konnte, war ein ausgezeichnete und hochbeglückter Mann. Die Hofräthe waren streng von den Geheimen Hofräthen, die Ober-Räthe von den Geheimen Oberräthen geschieden, und wehe Dem, der es wagen wollte, die Schranke, die zwischen beiden lag, eigenmächtig zu überschreiten. Der Geheime-Oberrath behandelte den Ober- und zumal den gewöhnlichen Rath im Dienste wie seinen Knappen; auf der Straße, bei irgend einer zufälligen Begegnung, war er für ihn gar nicht vorhanden. Jede Rangklasse hatte ihre eigenen Stadtviertel, ihre Vergnügungslokale, ihre besonderen Spiele und Unterhaltungen. Es galt für ein Vergehen, sich beifallen zu lassen, nur einen Blick in das Leben der höheren Klassen werfen zu wollen.

Und wie die Großen es thaten, so thaten es auch hier die Kleinen. Einer schimpfte, raisonnirte auf den Andern, Einer beneidete den Andern, Keiner gönnte seinem Nebenmann das tägliche Brot.

Was nun die Residenzbewohner im Besonderen anbetrifft, so herrschten unter ihnen seltsame Zustände und

schwer erklärliche Neigungen vor. Die Natur hatte unendlich viel für die Umgebung der Stadt gethan und der Kunstsinn und die Liberalität des edlen Vaters des jetzigen Fürsten waren unermüdlich thätig gewesen, die Gaben derselben zu benutzen und zu vervollkommen. Er hatte herrliche Kirchen, Prachtgebäude aller Art errichtet, Gärten und Spaziergänge geschaffen und vielen Aermern Häuser gebaut oder seine Diener damit beschenkt. Da die Herren Residenzler aber nun einmal an die gebratenen Tauben gewöhnt waren, so legten sie selbst die Hände in den Schooß und thaten nur den Mund auf, in der festen Zuversicht, es müßten auch ihnen die Braten aus der Luft noch ganz warm hineinfallen. Daher kam es denn, daß kein Privatmann an einen noch so nothwendigen Bau seine eigenen Mittel verwandte. Lieber ließen sie ihre Häuser zerfallen, denn wenn zwischen zwei Prachtgebäuden eine alte Baracke zusammenbrach, mußte ja endlich doch der Fürst ihnen eine neue bauen, wollte er sich nicht alle Tage über eine erbärmliche Ruine ärgern. Darum sah man auch die schönsten Häuser und Gärten mit den verwittertsten Holzzäunen umgeben, denn für Schönheit, Zweckmäßigkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit hatte man hier nur Sinn und Bedürfniß, wenn man sich nicht besonders darum zu bemühen brauchte.

Unter dem Bürgerstande, dem großen und kleinen, herrschte ein wahrhaft majestätisches Philisterium vor. Speculationsgeist, Unternehmungslust für Großes, Neues, Ersprießliches besaß Niemand, und von dem Schönen

hatte man nur den allergewöhnlichsten und materiellsten Begriff. Auf der Straße sah man nur selten einen anständig gekleideten Menschen, oder nur dann, wenn ein Geschäft ihn durch diese oder jene Straße trieb; die herrlichen Spaziergänge um die Stadt lagen öde und leer, und wenn man einmal einem Menschen begegnete, so war es ein Fremder oder Jemand, der seines Lebens überdrüssig war. Dafür besuchten die edlen Bewohner aber um so eifriger alle Tage und zwar zu derselben Stunde ein und dasselbe Bier- oder Weinhaus, saßen dort Jahr aus, Jahr ein auf demselben Platze, rauchten aus derselben Pfeife, und mir wurde von glaubhaften Personen versichert, daß es einen Mann in der Stadt gebe, der schon seit fünfundzwanzig Jahren auf demselben Stuhle in einem Bierhause sitze und alle Tage die zu seiner Fahne schwörenden Beisitzer mit denselben abgedroschenen Redensarten tractire. Mochte nun auch Gott weiß was Neues oder Interessantes in der Stadt oder außerhalb derselben sich zutragen, für diese Herren Philister existirte es nicht, sie liefen nach ihrem Lokale, saßen, tranken, rauchten und schwatzten, als ob sie die klügsten Männer der Welt wären und mit dem Dunste ihres Mundes alle Wolken wegblasen könnten, die der polternde Zeitgeist über ihre Häupter heraufzuführen für gut befand.

Wie es nun die Herren in den Bier- und Weinstuben machten, so trieben es auf ganz ähnliche Weise die Damen in ihren Kaffee- und Theegesellschaften. Thee und Kaffee wurde ungeheuer viel in der Residenz consumirt

und dabei so laut geschrieen, gelästert, geklatscht, beneidet und bekrittelt, daß man, wenn man es hörte, der Meinung werden mußte, die ganze Welt sei ein Sodom und Gomorrha und nur die anwesenden Damen seien leibhaftige Tugendengel.

Seit dem Jahre 1830 aber war zu diesen friedlichen Vorgängen noch eine neue Aufregung gekommen. Das Interesse für Politik war erwacht und nun brach ein wahres Fluthen und Stürmen in den entfesselten Zungen aus. Alle Welt war plötzlich von politischer Weisheit geschwängert und es schien Jedermann ein Kinderspiel, einen großen Staat nach den besten Zielen zu lenken. Selbst die Jugend, männlich und weiblich, riß die ungewaschenen Mäuler auf und sprudelte von demosthenischer Beredtsamkeit über. Da gab es nichts, was man nicht lange gewußt, nicht besser gemacht, nicht mit einer leichten Handumdrehung umgewandelt hätte. Alle Welt bestand aus geborenen Weltweisen, Rechtsverständigen und gewaltigen Staatslenkern. Dabei zankten sie sich wie die Hunde um einen von Oben her ihnen zugeworfenen Knochen und hackten sich vor Neid und Mißgunst wie die Krähen die klugen Augen aus. Und trotzdem sie auf Alles schimpften, Alles bekittelten, Alles blamirten, fand unter Allen, Groß und Klein, Alt und Jung, Hoch und Niedrig ein Drängen und Reißen nach Gunst und Gnade statt, daß es eine wahre Lust war, es anzusehen, und wer sich einen Titel, einen Beinamen, einen Orden verschaffen konnte, rannte athemlos so lange hinter seiner Beute her, bis er sie erwischt und gesichert glauben konnte. Am

spaßhaftesten trat diese Erscheinung unter den Krämern und höheren Handwerkern hervor. Unter ihnen gab sich ein förmlicher Wettstreit kund, Hoflieferant zu werden, mochten die Gebühren, die sie für ihr Patent zu bezahlen hatten, auch hundertfach den Preis der Metze Salz übersteigen, die der fürstliche Ober-Hof-Mundkoch von ihnen entnahm. Sogar die Bürstenmacher, Schornsteinfeger und andere Spießbürger kauften sich obige Hofcharge und waren dabei so ausgeblasen, daß sie sich einbilden, sie regierten eigentlich den Staat, wenn ihnen auch nur gestattet war, den Rock eines Geheimen Hofraths zu bügeln oder die Wichse für die Stiefel des Mundkochs zu liefern oder gar die schadhafte Zähne einer Kammerjungfer zu reparieren und die Frisur des Hofjägers zu steifen.

So war damals die allgemeine kritische Lage des Landes und seiner Bewohner beschaffen, als der Fürst endlich der Heimat Lebewohl sagte und seiner Gemahlin die Sorge überließ, den Augiasstall zu reinigen, dessen Unrath sich seit Jahren durch unerhörte Schlawfrheit in der Verwaltung und durch schrankenlose Willkür im eigenen Schalten und Walten angehäuft hatte.

DRITTES KAPITEL. EINFÜHRUNG IN MEIN AMT UND VORSTELLUNG BEI HOFE.

Da die höheren Hofbeamten die Abwesenheit der Fürstin benutzt hatten, um ebenfalls kleine Ferienreisen anzutreten, so konnte ich mich zur Zeit keinem derselben

persönlich vorstellen; mein Besuch bei meinem Amtsvorgänger aber hatte keinen anderen Erfolg, als daß ich mich mit eigenen Augen überzeugte, daß ich von ihm keinerlei Hülfe oder Anweisung zu erwarten hätte, denn er war am ganzen Körper gelähmt und geistig fast nur noch ein Kind. Der Archivrath Schmelzer, mein nächster Vorgesetzter, auch schon ein alter und hinfälliger Mann, hatte sich stets nur um sein Archiv bekümmert, von der Verfassung der Bibliothek wußte er nichts, als daß sie sich in größter Unordnung befinde, was er mir, sobald ich ihm meine Aufwartung machte, ohne Hehl sagte und mich dann bis zur Rückkehr des Hofmarschalls von Breitspur an den Kastellan verwies, der die Schlüssel aufbewahrte, so lange die Maurer und Anstreicher auch in diesen geheiligten Räumen ihr Wesen trieben. So blieb mir denn nichts weiter übrig, als mich zu dem allgemeinen Schloßtyrannen zu begeben, der, den halben Tag im Weinrausche, die andere Zeit schlief, im nüchternen Zustande eine nie dagewesene Grobheit entwickelte und auf seinen Titel als *Oberkastellan* und seinen Orden über die Maaßen eingebildet war, welchen letzteren er von dem Fürsten aus dem einzigen Grunde empfangen, weil er ihm, der sehr frostig war, früher stets die Zimmer warm gehalten hatte. Indessen, mir lag die *Sache* am Herzen – und so sah ich leicht über die Personen hinweg.

Durch ein paar zur glücklichen Zeit angebrachte Worte gelangte ich vorläufig wenigstens zum Anblick der sehr ansehnlichen Bibliothek, deren Bücher, meist in sehr schönen rothen, reich mit Gold verzierten Einbänden,

dennoch in der gräßlichen Unordnung, in welcher ich sie vorfand, einen sehr traurigen Eindruck auf mich hervorbrachten. Man denke sich sechs lange und hohe Säle, vom Fußboden bis zur Decke mit Büchern vollgestopft, aber fast alle durch einander geworfen, hier haufenweise hoch aufgethürmt, dort auf dem Boden, auf Tischen und Stühlen umherliegend, und nirgends einen brauchbaren Katalog oder einen Menschen, der mir Auskunft geben konnte, nach welchem Principe man früher bei der Aufstellung verfahren – wo war der Anfang und das Ende und woher waren die Hülfsmittel zu beschaffen, die mir die bevorstehende Arbeit auf irgend eine Art erleichterten?

Mich befiel ein Herzweh ohne Gleichen, als ich dieses Chaos sah, und der Ausdruck in jener Zeitung, die mir der Fürst von Adersbach aus mitgebracht, daß die fürstliche Bibliothek völlig von Neuem zu ordnen und aufzustellen wäre, fand hier seine volle Bestätigung.

Arbeit hatte ich also genug vor mir, jedoch vergingen mehrere Tage, ehe ich zu einem Entschlusse kam, wo ich beginnen, wie ich fortfahren solle, denn bei genauerem Hinblick nahm ich zu meinem Entsetzen war, daß die einzelnen Bücher nicht einmal nach den verschiedenen Wissenschaftszweigen geordnet waren, daß alle Sprachen wirr durch einander lagen und viele Bände weder eine Nummer noch eine sonstige Bezeichnung an sich trugen.

Da ich mich, um klar zu sehen und wenigstens von einigen Aufstellungen einen allgemeinen Ueberrblick zu

gewinnen, täglich mehrere Stunden in der Bibliothek aufhielt, kam von Zeit zu Zeit der Herr Oberkastellan herein, um nachzusehen, ob ich auch nicht Unfug anstifte, wenigstens lag eine solche Demonstration sehr deutlich auf seinem inquisitorartigen Gesicht ausgeprägt. Er fand mich halb verzweiflungsvoll und mit übereinander geschlagenen Armen vor einem Wandschrank stehen und wußte nicht, was diese meine nachdenkliche Stellung zu bedeuten habe. Auf sein Befragen theilte ich ihm unverhohlen mit, daß ich über die Unordnung und Vernachlässigung der kostbaren Bücher erstaunt sei, worauf er in behaglichster Ruhe erwiderte, daß ihn das gar nicht wundere; aus diesem Grunde habe man ja einen Büchermann verschrieben und es könne nicht anders sein, da mein Vorgänger die Bibliothek fast in zwei Jahren nicht betreten und der Buchbinder die neu gebundenen Bücher stets ohne Anweisung hineingetragen und da aufgestellt oder hingelegt habe, wo gerade Platz gewesen sei.

Da ich nun für's Erste noch nicht an die eigentliche Arbeit gehen konnte, weil ich etwaige Anweisungen des Hofmarschalls abwarten mußte, so entwarf ich mir wenigstens einen Plan, nach dem ich später verfahren wollte. So lebte ich denn in Erwartung der Dinge, die du kommen sollten, mehrere Wochen ruhig weiter, beschäftigte mich mit eigenen Arbeiten und setzte Nachmittags die begonnenen Spaziergänge fort, theils um mich zu erfrischen, theils um meine überflüssige Zeit nicht ganz nutzlos verstreichen zu lassen. Umgang, Verkehr hatte ich zu dieser Zeit mit Niemanden, da ich eine gewisse Scheu

trug, mit fremden Menschen nähere Verbindungen anzuknüpfen, zumal der Major mich wiederholt warnte, irgend Wem mein Vertrauen zu schenken oder das eines Anderen für baare Münze entgegenzunehmen, da man nicht wissen könne, auf welche Weise und zu welchem Zwecke die fragliche Person meine Aeufferungen benutzen würde. Den Major selbst traf ich damals nur im Speisehause, einmal weil unsre Bekanntschaft noch nicht zu weiteren Vertraulichkeiten gediehen war, und sodann, weil ihn sein Dienst zu dieser Zeit fast den ganzen Tag in Anspruch nahm.

Mein Leben schlich daher sehr einförmig einen Tag wie alle Tage hin, allein die Neuheit meiner Lage interessirte mich und ich hatte Muße vollauf, nachzudenken und die schönsten Pläne von der Welt für die Zukunft zu entwerfen, was, wie man weiß, einen regen Geist ja stets so angenehm beschäftigt.

Auf diese Weise vergingen mir leidlich genug einige Wochen. Die Ausbesserungen im Aeußeren und Innern des Schlosses und die Auffrischungen einiger Staatsgemächer schritten rasch vorwärts, Alles wurde wieder in bewohnbaren Stand gesetzt und erhielt seine Bestimmung, mir selbst aber wurde kein anderes Zimmer angewiesen, trotzdem es mich bedünken wollte, daß den Kutschern und Lakaien mehr Aufmerksamkeit widerfuhr als mir, ja daß man mich eigentlich ganz und gar vergessen oder gar nicht in Anschlag gebracht zu haben schien. Den Kastellan deswegen mit Bitten oder Gesuchen anzugehen, hielt ich unter meiner Würde, und so wartete ich

mit Geduld meine Zeit ab, die ja nicht ewig ausbleiben konnte. An den Fürsten in Adersbach schrieb ich mehrere Male, theilte ihm aber keine von meinen Unbequemlichkeiten mit, theils weil ich zu stolz war, ihn in meine Lage blicken zu lassen, theils weil ich besorgte, er werde durch seine Einwirkung eine Aenderung herbeizuführen suchen, die ich zunächst mir selbst und dann der Einsicht meines Oberen verdanken wollte.

Als die vierte Woche meiner Anwesenheit in B*** verstrichen war, langte die Nachricht an, daß die Fürstin noch weitere zwei Wochen ausbleiben würde, und als auch diese beinahe vorüber, begann man die Vorbereitungen zu ihrem Empfang zu treffen, was ein ganz neues Leben in die Stadt und namentlich in das Schloß brachte. Hundert Hände wurden mit einem Male geschäftig, Alles zu schmücken und zu verziern, was die geliebte Fürstin zuerst mit den Augen sehen und mit ihren Füßen betreten würde. Schon waren zwei Ehrenpforten, eine am Thore und die andere am Schloßportale entstanden und die Blätter und Blumen, die sie begrüßen sollten, dufteten schon rings um mich her. Es war ein Gedränge ohne Ende und eine Arbeit ohne Rast, da man wie immer das Hauptsächlichste bis auf den letzten Moment verschoben hatte.

Endlich traf der Verbote der hohen Frau, der Hofmarschall von Breitspur, ein. Es war eine vertrocknete Figur, kalt und hochmüthig, dabei von beschränktem Verstande für alles außer seiner Sphäre Liegende, und nur ein Meister in der Kunst, gegen Vornehmere den Rücken zu

beugen und Untergebenen mit befehlshaberischem Tone seine Meinung einzubläuen. Er bekleidete seinen Posten noch vom Fürsten her, war in früheren Jahren eine seiner Creaturen gewesen und wurde von der Fürstin nur beibehalten, weil sie aus Grundsatz vor der Hand keine Veränderung in der Besetzung der höchsten Hofstellen vornehmen wollte.

Als ich ihn zum ersten Male sah, bekam ich gleich die richtige Vorstellung von ihm. Er war in seinem geschniegelten Aeußern ganz der Mann, Alles mit dem Rücken zu betrachten und nur der Fürstin und dem Spiegel sein erhabenes Antlitz zuzuwenden.

Ich hatte mich bei ihm melden lassen und er war so gnädig, mich eines Morgens zu sich zu berufen. Steif und kalt in seinem Benehmen empfing er mich, wie etwa ein König seinen Barbier empfängt, betrachtete mich oberflächlich, hörte gar nicht auf das, was ich sagte, und beschäftigte sich dabei mit der Durchsicht einiger Briefe, die von einer Damenhand geschrieben zu sein schienen. Auf meine dringende Bitte, mich in mein Amt einzuführen, lächelte er verstohlen und erwiderte, daß ich meine Instructionen von seinem Secretair erhalten würde. Als ich darauf die Frage laut werden ließ, ob ich nicht bald meine Arbeit beginnen könne, da ich viel zu thun vorfände, sagte er vornehm:

»Natürlich werden Sie Ihre Arbeit sogleich beginnen. Wozu sind Sie denn herbeschieden? Ueberhaupt fragen

Sie mich nicht viel, ich habe keine Zeit, Ihnen meilenlange Antworten zu geben, und bin weder ein Hexenmeister noch ein Bücherwurm.«

»Ich habe auch keins von Beiden vorausgesetzt,« erwiderte ich mich vorbeugend, worauf er mir den Rücken zukehrte, ohne im Geringsten meinen Gruß zu erwidern. Das war also mein höchster Vorgesetzter, und wenn mir es auch Niemand gesagt hätte, ich wußte es von vornherein, daß ich von ihm weder auf eine Hülfe zu hoffen, noch Einsicht in meine Angelegenheiten zu erwarten hätte.

Jetzt hatte ich also meine Bestallung, und ohne Zögern begab ich mich an die Arbeit, deren Umfang und Schwierigkeit aber in einem Grade wuchs, wie ich es mir kaum vorgestellt. Allein das schreckte mich nicht, vielmehr entwickelte sich von Tage zu Tage ein größerer Reiz an derselben, und da ich gewohnt war, mir die Lösung schwerer Probleme zu stellen, so ging ich mit einer wahren Begier daran. Nichtsdestoweniger schritt sie nur äußerst langsam vor, es fehlte mir an materiellen Kräften, da zwei Hände an einem Tage nur wenig beschaffen können. Ich versuchte bei nächster Gelegenheit, als ich den Hofmarschall sah, noch einmal eine Vorstellung und bat ihn, mir einen oder zwei Diener täglich auf einige Stunden zuzuweisen, die mir etwas zur Hand gehen könnten. Allein auch diese gewiß leicht zu beschaffende Hülfe wurde mir auf rauhe Weise abgeschlagen, indem man mir zu Gemüthe führte, daß hier ein Jeder in seinem Fache genug zu

thun habe, und wenn ich der Mann sei, den man sich in mir vorgestellt, so würde ich mir selbst zu helfen wissen.

Dieser Bescheid war ganz dazu angethan, mich von allen ferneren Gesuchen der Art zurückzuhalten und mich auf mich selbst zu verweisen. Ich arbeitete also fort, langsam aber stetig, und jeden Tag hatte ich die Freude, ein neues Fach sich füllen zu sehen und eine allmälige Uebersicht über einzelne Theile des großen Ganzen zu gewinnen. Wie schwierig diese Arbeit war, mag man schon daraus entnehmen, daß es nicht einmal passende Leitern gab, um an die obersten Fächer zu gelangen, und so mußte ich immer mit einem Arm voll Büchern vorsichtig hinauf klettern, um die ausgewählten an die richtige Stelle zu setzen. Ich half mir also wie es ging und vertröstete mich einstweilen auf die Ankunft der Fürstin, von deren Einsehen und Theilnahme ich mir die größten Vortheile versprach.

Dann und wann that ich, wenn ich von meinem abgelegenen Corridor in das Hauptstockwerk des Schlosses hinabstieg, in welchem sich auch die Bibliothek im Anschluß an die fürstlichen Gemächer befand, im Vorübergehen einen Blick in diese selbst. Alle wurden nach einander gelüftet, durchräuchert und standen so mit den Bewohnern des Schlosses zur Ansicht offen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich oberflächlich den Zusammenhang und die Einrichtung derselben kennen. Sie lagen nach dem Garten hinaus und bestanden aus einer langen Reihe glänzender und überaus schöner Räume. Als ich eines

Tages, kurz vor der Ankunft der Fürstin, in eins derselben hineinblickte, trat ein Tapezierer oder Bohner daraus hervor, lud mich ein, näher zu kommen, und bezeichnete mir die Zimmer eins nach dem andern, indem er mir den Zweck nannte, zu welchem sie zu dienen pflegten.

»Sehen Sie,« sagte der freundliche Mann, »dort hinter jener Thür liegen die Schlaf- und Ankleidegemächer der Fürstin. Diese darf kein Fremder betreten, Niemand kennt ihre innere Einrichtung und man hält sie verschlossen, um aller Neugier Schranken zu setzen. Hier aber, durch diese Reihe dürfen Sie dreist weiter vorschreiten. Das sind die Gesellschaftszimmer der Fürstin. Im hintersten Saale speist man gewöhnlich, im davorliegenden hält sie ihre vertraulichen Abendzirkel ab und in diesem arbeitet und wohnt sie, so lange sie hier ist.«

Nach diesen Worten ging der Mann fort und ließ mich in meiner Betrachtung allein. Ich stand nicht ohne innere Bewegung still und sah mir Alles genau an. Das erste Zimmer, vom Corridor aus gerechnet, war ein Vorzimmer, einfach aber höchst geschmackvoll decorirt. Aus ihm trat man in das Arbeitszimmer. Es war ein mehr kleines als großes Gemach, wenigstens mit Divans, Sesseln und Bequemlichkeitsgegenständen aller Art fast überfüllt. In einem Erkerfenster prangte ein zierlich mit Perlmutter ausgelegter Schreibtisch von Rosenholz, mit tausend Kleinigkeiten und Zierrathen beladen, wie sie gegenwärtig die Zimmer und Möbel solcher Damen zu füllen pflegen. Dicht davor stand ein schöner Lehnstuhl mit grünem

Sammt überzogen, wie alle Möbel, und selbst die Vorhänge waren von gleichem und die Teppiche von ähnlichem Stoff. An den, mit mattgrüner und silberdurchwirkter Seidentapete geschmückten Wänden bemerkte ich einige Oelgemälde von wunderbarer Schönheit, und von dem mit reicher Stukkatur bekleideten Plafond hing ein schwerer Lüster herab, der von Gold und schön geschliffenen Krystallen blitzte.

Den Speisesaal bekam ich an diesem Tage nicht zu sehen, denn meine ganze Zeit nahm die Betrachtung des Gesellschaftsraumes in Anspruch, in den ich zunächst trat. Es war ein großes Gemach, einfach aber doch prachtvoll geschmückt. Beinahe in der Mitte, unter dem Kronleuchter von vergoldeter Bronze, der dreißig Wachsterzen trug, stand ein großer runder Tisch, mit einer carmoisinrothen Sammtdecke behangen. Acht Sessel, mit demselben Stoff überzogen, nebst zwei kleinen sich gegenüberstehenden Divans umgaben ihn, so daß etwa zwölf Personen bequem darum Platz nehmen konnten. Die Wände waren mit grauer, carmoisinpunktirter Seide bedeckt und die Vorhänge von gleichem Stoff. An den etwa drei Fuß hoch vom Boden mit Mahagoniholz bekleideten Wänden standen kleine Tische, mehr zur Zierath als zu einem besonderen Gebrauche bestimmt, auch die Thüren waren von Mahagoniholz, reich mit Bronze ausgelegt. Die Hauptzierde des ganzen Gemachs aber war ein an der, den Fenstern gegenüberliegenden Wand

hängendes Gemälde in breitem, wundervoll gearbeiteten Goldrahmen. Es stellte die Fürstin selbst vor, in einem von Blumen gefüllten Garten gehend, in Lebensgröße und nach der Natur von einem genialen Meister gemalt, der zu diesem Zweck aus Düsseldorf hierher berufen worden war.

Vor diesem Bilde, in tiefes Anschauen versunken, stand ich wohl eine halbe Stunde still, und ich mag es gern gestehen, daß mir dabei das Herz, nicht vor Freude, vielmehr vor einer unbestimmten, inneren Angst und Besorgniß klopfte. Denn das Bild, welches sehr ähnlich sein sollte, wie ich schon gehört und nun selber fand, stellte die Fürstin dar, wie ich sie früher gekannt, und doch war etwas Fremdes, Unbekanntes, mich beinahe Quälendes hinzugekommen.

Im Vorwärtsschreiten begriffen, stand sie einen Augenblick still und blickte dabei ruhig, ernst und würdevoll den Beschauer mit dem vollen Gesicht an. Die Figur war mit einem Gewand von schwarzem Atlas bekleidet, über welches eine feine Spitzenmantille von schwarzen Blenden fiel. Hals, Nacken, Arme und Hände waren von allen Hüllen entblößt, und das dunkelblonde, fast in's Kastanienbraune spielende Haar fiel in vollem Glanze und in kurzen, rings um Kopf und Hals geringelten Locken natürlich herab, welche nur eine einzige rosaroth prächtige Kamelie schmückte. Um den herrlichen Hals schlang sich eine orientalische Perlenschnur, vorn von einem in reichem Golde blitzenden Smaragd zusammengehalten.

Mit der linken Hand zog sie die schweren Falten des Kleides etwas vom Boden auf, so daß man die zarte Spitze des schön geformten Fußes sah. In der Rechten hielt sie eine Rose und hob sie nach dem Gesicht empor, als wolle sie den Duft derselben einathmen. Aber dieses Gesicht – wie soll ich das beschreiben? Sinnend, ernst, gedankenvoll blickte es mich an. Es waren alle die schönen Formen darin, die feinen Linien, die sanften harmonischen Farben, die ich so wohl kannte und so oft bewundert; aber dennoch waren es die kindlichen Züge nicht mehr, die mich früher bezaubert und zu endloser Betrachtung hingerissen hatten. Ein gleichsam unter der rosigen Haut zuckender Schmerz schien um die volle und doch zarte Lippe zu schweben, an der höchsten Blüthe der Lebensfülle schien ein innerer Wurm zu nagen, und ach! – mochte diese Gestalt alle Ueppigkeit, Fülle und Schönheit der Welt, dieses Gesicht alle weiblichen Reize, die Gott erschaffen, in sich vereinigen – *einen* Reiz, den höchsten von allen für mich, besaß es nicht – es fehlte ihm der Ausdruck der lebendig wirkenden, der innig fühlenden, der Glück und innere Befriedigung strahlenden Seele. Wo in aller Welt war diese Seele geblieben, denn sie war doch früher so sichtbar auf diesem Antlitz ausgeprägt gewesen? Hatte der Künstler sie nicht wiederzugeben verstanden, oder war sie wirklich für das Auge der Menschen verschwunden? Schlummerte sie nur, tief unter der lebendigen Oberfläche, oder war sie ausgelöscht für immer, durch Kummer, Sorge, Lebensqual und Schmerz?

Lange, lange stand ich vor dem Bilde und suchte mir diese Fragen zu beantworten, aber ich vermochte es nicht. Mir fehlte vielleicht die Ruhe dazu, denn ich verschlang mit einer Art Gier Zug für Zug, vertiefte mich in Gedanken in das Auge, das, so schön blau, groß und voll, doch kalt, ruhig, antheillos mich gleichsam fragend anblickte, als wollte es sagen: »Was willst Du hier in B***? Kommst Du aus dem Jenseits, meiner Kindheit, und ruft mir in's Gedächtniß zurück, was ich für immer verlassen, verloren habe, um es nie wieder zu finden, das Glück der Unschuld, – der Jugend, der göttlichen Hoffnung auf eine freudenreiche Zukunft?«

Unwillkürlich schüttelte ich den Kopf. »Nein,« sagte ich, halb laut flüsternd, »ich komme nicht, Dich zu stören, Dich zu quälen mit einer der Vergangenheit angehörenden Erinnerung, aber wenn ich könnte, wenn es möglich wäre, möchte ich die schöne Seele wieder wecken, die aus Deinem Antlitz verschwunden ist und sich in das heilige keusche Innere Deines lebensvollen Busens zurückgezogen hat. Aber wo finde ich den glühenden Funken, dieses Innere zu entflammen, dieses kalte Herz aus seiner öden Versunkenheit aufzustacheln? Ha, Bruno? Ja, Bruno! Soll *er* es sein, der mir diesen Funken zuschleudert?« – Wie er ihr ähnlich sieht! Dasselbe Auge und doch ein ganz anderer Blick! Er ist befriedigt vom Leben, das ihm alle seine wonnigen Quellen geöffnet hat – *ihr* ist es verschlossen geblieben oder sie stößt es fast voll Abscheu mit dem Fuße zurück. Er strahlt von Glück und

Seligkeit an der Seite seiner Elsbeth, in der Mitte seiner lachenden Kinder – und *sie* steht einsam und verlassen auf schwindelnder Höhe ihrer Lebenslaufbahn, nicht weinend, denn dazu ist sie zu stolz, aber krampfhaft im Innern von unsäglichem Weh ergriffen, das sie nur den Lüften preisgibt, wenn kein menschliches Auge sie anblickt. Ach, was hilft da alle Majestät, aller Glanz, alle Macht, das höchste Glück des Lebens, das süße, friedliche Menschenglück, Du hast es nicht, nein, nein, Du hast es nicht, und wenn Deine glanzvolle Stirn auch das Glück mir vorlügen und Du behaupten willst: Mir fehlt *Nichts*, denn ich bin *Ich!* so sagst Du mir, dem Beschauer, dem Kenner Deines Lebens, keine Wahrheit damit.«

Ich hätte wohl noch eine Stunde vor dem Bilde gestanden und der Fülle meiner Gedanken freien Lauf gelassen, wenn nicht der Tapezierer, der mich eingeladen, näher zu treten, zurückgekehrt wäre und verwundert ausgerufen hätte: »Was, sind Sie noch hier? Aha! Sie sehen sich das Bild an! Ja, sie ist schön, unsre Fürstin, nicht wahr?«

»Ja, sie ist schön – aber sie scheint mir traurig zu sein.«

»Das soll sie wohl sein und sie hat Grund dazu! Siebenundzwanzig Jahre alt, eine Fürstin und schon so schlimme Erfahrungen gemacht – das ist bitter, mein Herr!«

Ich wollte nichts mehr hören und ging; zu denken hatte ich genug, und an diesem Abend fand ich meine Arbeit nicht sehr gefördert, als ich Ueberschau hielt und von meinem Fleiße die Summe zog.

Der Tag der Rückkehr der Fürstin war gekommen. Da man sie schon am Nachmittag erwartete, so war, mit Ausnahme der Bierphilister und der Kaffee trinkenden Damen, die ganze Stadt auf den Beinen, um wenigstens den Wagen zu beäugeln, der die geliebte Herrscherin brachte. Da ich gern im Schlosse sein wollte, wenn sie anlangte, wo ich sie, im Fenster liegend, bequem aussteigen sehen konnte, so verließ ich mein Zimmer nicht; dadurch entging mir aber das Treiben und Wogen auf den Straßen, das, wie ich am Abend hörte, über alle Maaßen lebhaft gewesen sein soll. Nur der Lärm, das Jauchzen und Lachen der um das Schloß herum und namentlich bei der mit Laubgewinden geschmückten Ehrenpforte versammelten Menge drang wie das Rauschen der Meereswogen an mein Ohr und regte auch in mir ein Gefühl freudiger Spannung an, wie es bei dergleichen Vorkommnissen, wenn uns die Person interessirt, der es gilt, zu erwachen pflegt.

Allein die Ankunft der Fürstin verzögerte sich bis zum Abend, und es mochte etwa acht Uhr sein, als vom nahen

Schützenberge her die Kanonenschüsse krachten, mit denen man die Heimkehrende schon aus der Ferne begrüßte. Eine Viertelstunde später ließ sich auch das Hurrahrufen der Menge hören und endlich rollten die Reisewagen heran, die langsam nach dem Schlosse emporfuhren, da die große Menschenmenge ihnen ein wiederholtes Halt gebot. Unter der auf dem Schloßhofe versammelten bunten Dienerschaft, zu der sich auch einige begünstigte Hoflieferanten, Kinder und die neugierigsten Stadtdamen gesellt hatten, entstand ein Hin- und Herwogen wie in einem unruhigen Bienenschwarme; man theilte sich und zwischen dem jauchzenden und Hüte und Tücher schwenkenden Menschenknäuel kam der erste Wagen heran, dem drei schwerbepackte andere folgten, und die Fürstin, sich überallhin freundlich verneigend, stieg heraus, drehte sich noch einmal nach der versammelten Menge um und verschwand dann im Schlosse, dessen Treppen, Kopf an Kopf gedrängt, die zumeist begünstigte Damenwelt in Belagerungszustand erklärt hatte.

Ich legte mich so weit aus dem Fenster als ich konnte, um nur den ersten Anblick nicht zu versäumen, und es gelang mir, die hohe Erscheinung, die in ein leichtes seidenes Reisemäntelchen gehüllt war, mehrere Augenblicke zu betrachten. Es war mir eigenthümlich dabei zu Muthe. War sie noch größer, stärker geworden, als ich sie früher gesehn, oder war ich und alle meine Fähigkeiten in ganz kleine Verhältnisse zusammengeschrumpft –

genug, die Erscheinung der Fürstin imponirte mir so gewaltig, daß ich mein Herz klopfen und dabei eine blitzschnelle wehmüthige Erinnerung an alle meine Jugenderlebnisse in mir auftauchen fühlte.

Was ferner unten geschah, weiß ich nicht. Ich hatte mich ganz still in die Tiefe meines dunklen öden Zimmers zurückgezogen und, den Kopf auf die Hand gestützt, auf mein altes Kanapee gesetzt. Regungslos wie eine Bildsäule, von seltsamen Bildern und Erscheinungen erfüllt und umschwirrt, saß ich lange da. Kein Mensch störte mich, denn kein Mensch außer einem alten Schloßdiener betrat mein Zimmer, und auch er kam nur Morgens und Abends, um meine Kleider zu reinigen und die nothwendigsten Bedürfnisse meines sehr einfachen Haushalts zu besorgen.

Endlich, als ich bemerkte, daß ich immer trauriger wurde, ohne mir des eigentlichen Grundes bewußt zu sein, nahm ich Hut und Stock und ging auf den Schloßhof hinab. Hier war Alles still, und da es bereits finster war, brannten die Laternen schon. Ohne vor oder um mich zu sehen, schritt ich nach der goldenen Krone, um zu Abend zu essen, wo ich indessen eine solche Fülle von rauchenden, trinkenden und laut durch einander schwatzenden Menschen antraf, daß ich kaum einen Platz finden konnte. Alle sprachen von den Einzelheiten der Ankunft der Fürstin, ihrem Aussehen, ihrer Freundlichkeit, und Alle

waren beglückt, daß sie zu ihnen zurückgekehrt sei. Dieser Antheil, diese Freude machte auch mich wieder heiter, und als ich um elf Uhr nach Hause ging, um mein stilles Lager zu suchen, war mein Kopf schon voll von neuen Plänen und die Hoffnung hatte sich wieder in meinem Herzen eingefunden, daß auch mir es bald beschieden sein würde, der Fürstin gegenüber zu stehen und ähnliche Worte aus ihrem Munde zu vernehmen, wie sie das glückliche Volk heute von ihr beim Aussteigen aus dem Wagen gehört haben wollte.



Am nächsten Morgen kleidete ich mich schon sehr früh festlich an, weil ich die erste beste Gelegenheit wahrnehmen wollte, mich der Fürstin vorzustellen; allein ich sollte diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, denn wenn ich erwartet hatte, daß am Hofe zu B*** die einfachen und wenig umständlichen Sitten und Gebräuche herrschten, wie ich sie in W*** kennen gelernt, daß ich mich blos melden zu lassen brauchte, um angenommen und eingeführt zu werden, so unterlag ich darin einem sehr verzeihlichen Irrthume.

Bis um elf Uhr ging ich in die Bibliothek und arbeitete ruhig wie gewöhnlich fort; als ich aber nun die Stunde gekommen glaubte, mein Werk auszuführen, trat ich in den Corridor hinaus und sah mich nach einem Diener um, der meinen Wunsch in Empfang nehmen könne.

Allein ich bemerkte keinen, der mir geeignet dazu schien, denn ich wollte mich an keinen überhastigen und leichtfüßigen Windbeutel wenden; alle aber, die ich an diesem Tage sah, waren wie von der Tarantel gestochen, liefen mit schwindelnder Eile Trepp' auf und ab und hatten weder Ohren, zu hören, noch so viel Zeit, mit mir ein paar Worte zu wechseln. Zufällig erfuhr ich nur, daß die Minister und höchsten Herrschaften der Stadt an diesem Morgen der Fürstin ihre Aufwartung machten und daß Letztere Mittags eine Tafel von vierzig Gedecken abhalten würde.

Nicht besser erging es mir am Nachmittag nach dieser Tafel. Die Fürstin werde sogleich ausfahren, sagte man mir und Abends auf einem nahe gelegenen Landhause den Thee einnehmen, später aber eine kleine Gesellschaft im Schlosse um sich versammelt sehen.

Etwas eingeschüchtert und nicht allzu siegreich gestimmt, verbrachte ich diesen Abend still auf meinem Zimmer. Am nächsten Morgen jedoch fragte ich meinen alten Schloßdiener nach dem gewöhnlichen Aufenthalt des Kammerdieners Ihrer Durchlaucht, und da dieser Herr wahrscheinlich keine Zeit hatte, zu mir zu kommen, begab ich mich zu ihm und fand ihn beschäftigt, sich zum Dienste des Tages auf's Feinste anzukleiden.

»Können Sie mich bei Ihrer Durchlaucht melden?« fragte ich ohne Weiteres den Mann, der mit seiner stillen und nachdenklichen Miene einen günstigen Eindruck auf mich machte. »Ich bin der Bibliothekar Flemming, erst

vor Kurzem hier eingetroffen und wünschte mich Ihrer Gebieterin vorzustellen.«

»Ah, ja wohl, ich habe schon davon gehört,« erwiderte der Mann mit höflicher Beendigung. »Melden *könnte* ich Sie sehr leicht, denn ich gehe ja stündlich zur Fürstin in's Zimmer, aber –«

»Nun, was aber?«

»Ich *darf* es nicht, mein Herr. In Bezug auf die Meldung von Personen bei Ihrer Durchlaucht bestehen sehr bestimmte Gesetze. Jeder Fremde wird erst bei der Frau Oberhofmeisterin gemeldet, und diese allein giebt den Befehl, dasselbe bei der Fürstin zu wiederholen oder thut es selbst, wenn kein Grund dagegen vorliegt. Sind Sie denn schon bei der Gräfin Hohenheim gewesen?«

Diese Frage hatte ich jetzt am wenigsten erwartet und muß offen bekennen, daß sie mich ein wenig beunruhigte. Denn an die Anwesenheit dieser Dame, meiner alten Feindin von W*** her, hatte ich in der Aufregung der letzten Tage noch mit keinem Gedanken gedacht und daß sie mir auch hier wieder hindernd in den Weg treten sollte, nachdem ich ihre böse Einwirkung ein für alle Mal überwunden zu haben glaubte, war mir eine unerträgliche Vorstellung. Ehe ich daher des Kammerdieners Frage beantwortete, beschloß ich, mein Vorhaben noch einmal ruhig zu überlegen, ob ich vielleicht nicht einen anderen Eingang zur Fürstin finden könnte, als den durch das Hofgesetz vorgeschriebenen. Ich sagte dem Diener also, ich würde erst zur Oberhofmeisterin gehen, und zog mich langsam in meine Bibliothek zurück.

Hier verweilte ich wohl eine Stunde, ruhig auf und abgehend und meinen nächsten Schritt nach allen Seiten überdenkend. Endlich kam ich zu dem Entschluß, den hier herkömmlichen Weg zu beschreiten und, so unangenehm mir diese Vermittelung war, mich erst bei der Oberhofmeisterin vorzustellen, bevor ich den Eingang bei der Fürstin auf andere Weise versuchte. Es schien mir dies um so rätlicher, weil ich mir nicht gleich von Anfang an eine neue Widersacherin auf den Hals ziehen wollte, die mir hier sehr nachtheilig werden konnte; vielleicht auch fand ich sie mir günstiger gestimmt als in W*** und die seitdem verflossenen Jahre und darin gemachte Erfahrungen hatten möglicher Weise ihren Sinn gemildert. Trat sie mir dennoch hindernd in den Weg, dann freilich blieb mir nichts Anderes übrig, als die menschliche Mauer, die sich um die Fürstin zog, mit List oder Gewalt zu durchbrechen und auch hier den Leuten zu zeigen, daß ich ein Mann sei, der allenfalls ohne ihre Hülfe sich einer Fürstin zu nahen wisse, die mir ehemals in ihrem väterlichen Hause so manches Wohlwollen erwiesen hatte.

Bevor ich aber dem Leser den seltsamen Erfolg meiner Vorstellung bei der Oberhofmeisterin mittheile, halte ich es für meine Schuldigkeit, ihn mit derselben, wie sie sich hier am Hofe zu B*** darstellte, etwas näher bekannt zu machen, zumal ich früher nur sehr oberflächlich von ihr gesprochen habe.

Die Gräfin von Hohenheim, seit zwei Jahren Wittwe und Mutter eines einzigen Sohnes, den sie verzärtelte und verzog, um ihn einst zu dem würdigen Erben der

großen Güter ihres früh verstorbenen Bruders, des Majoratsherrn Grafen von Wetterau geschickt zu machen, war damals als Oberhofmeisterin am Hofe zu B***, wenn nicht die angesehenste, doch gewiß eine sehr wichtige und einflußreiche Person, die namentlich in der Richtung des Versagens, Ablehnens oder gar Zurückweisens billiger Wünsche Niedrigstehender eine große Macht besaß, durch solche Vorrechte aber keineswegs befriedigt, eine noch viel größere Rolle zu spielen sich bemühte. Als erste Ehrendame der Fürstin, von Jugend auf mit ihr bekannt und zufolge ihrer früheren Stellung als Erzieherin sie zu leiten gewohnt, glaubte sie sich vollkommen berufen, gleichsam eine politische und höfische Zionswächterin am Hofe zu B*** darzustellen, namentlich aber, als legale Hüterin des Schatzes der Ceremonie, die Förmlichkeiten der Etikette und was dahin gehört, auf eine etwas tyrannische Weise ausüben zu dürfen. In dieser Beziehung hatte sie wahrhaft drakonische Gesetze erlassen und namentlich allen Männern und jungen Frauen oder Mädchen eine heilige Furcht vor ihrer unbesiegliehen Machtvollkommenheit einzuflößen gewußt. In ihrem unbeschreiblichen Dünkel nahm sie fast dieselben Ehren in Anspruch, die man der Fürstin selber schuldig war, und wer sich im Geringsten dagegen verging, konnte darauf rechnen, in das schwarze Hofbuch eingetragen zu werden, dessen Seiten zu füllen sie als eine ihrer ersten Aufgaben und Pflichten betrachtete.

Außer dieser Furcht aber hatte sie bei ihrer sehr unangenehmen Persönlichkeit den sie Umgebenden keine anderen Empfindungen, am wenigsten aber wohlthuender Art, einzuflößen verstanden; Niemand liebte und achtete sie auffällig, und um nicht ganz einsam auf dem Gipfel ihrer Größe zu stehen oder wenigstens für den Fall der Noth sich einen eifrigen Helfershelfer beizugesellen, hatte sie eine neue platonische Bekanntschaft – ohne die sie nun einmal nicht existiren konnte – mit einem ihrer würdigen Hofmanne, dem Kammerherrn von Krachwitz geschlossen, der nun als ihr zweites Ich zu betrachten war, ihr in ihrem schweren Werke half und, von gleicher Gesinnung und Gehässigkeit gegen Andere beseelt, ihr ganzes Vertrauen errungen hatte, wie es einst in W*** der liebe Herr Beau besaß.

Dieser Herr von Krachwitz, um ihn gleich ebenfalls dem Leser in Person vorzustellen, konnte im eigentlichen Sinne des Worts für den bösen Genius am Hofe zu B*** gelten. Ein ungebildeter Geck, hochmüthig ohne Würde, unwissend bis zur Dummheit, war er Honig gegen Höherstehende, und Galle gegen Untergebene oder seine politischen Widersacher. Auch er war in B*** über die Maaßen gefürchtet, nicht etwa wegen seines Einflusses, denn den besaß er ganz und gar nicht, oder höchstens durch seine platonische Freundin, sondern wegen seines allgemein bekannten mephistophelischen Wesens, das er in allen Verhältnissen nach Außen zu kehren liebte und dadurch einem Jeden peinlich und zuwider wurde. Einer giftigen Wespe vergleichbar, stach er Jedermann, der

in seine Nähe kam; von Allen wußte er Schlimmes oder Schwächliches zu flüstern, Niemand hatte eine Bedeutung für ihn; ohne alle Schaam in Bezug auf seine persönlichen Verhältnisse, verletzte er das Ehrgefühl Anderer bei jeder Gelegenheit. Jeden Augenblick zu stachlichten Ausfällen bereit, die er nicht immer sein höflich, sondern recht oft sogar höchst plebejisch grob hervorsprudelte, stand er stets auf der Lauer, etwas Gebrechliches an Personen und Dingen zu entdecken und es zu gelegener Zeit allen Lüften zu vertrauen. Falsch, hinterlistig und schlau, wie nur ein gewiegter, herzloser Hofmann es sein kann, benutzte er die Schwächen Anderer, um für sich selbst ein Piedestal daraus zu bauen, und ohne Erbarmen, mit gränzenloser Frechheit sich über die Ueberwundenen erhebend, lachte er am herzlichsten, wenn er Andere dem Weinen nahegebracht sah.

Diesem Charakter, wie ich ihn hier der Natur getreu zu entwerfen versucht, entsprach ganz seine äußere Erscheinung. Er war groß gewachsen, überaus hager und abgelebt und hatte ein im Ganzen nichtssagendes, wiewohl in manchen Theilen scharf gezeichnetes Gesicht. In seinen grauen, unsteten Augen funkelte ein unheimliches Feuer, seine schmalen bleichen Lippen waren in steter vibrierender Bewegung, gleichsam gespannt, Jedermann etwas Verletzendes zu sagen; der hervorragendste und auffälligste Theil dieses Gesichts aber war eine ungeheure Habichtsnase, auf deren Feinheit er sich sehr viel einbildete und die er immer hoch in der Luft trug, als wolle

er schon durch diese Haltung anzeigen, wie erhaben er über allem gewöhnlichen Lumpenpack stehe.

Um nun zu seiner mit ihm durch Geist, Charakter und das Jagen nach einem und demselben Ziele verbundenen Gefährtin zurückzukehren, so muß ich erwähnen, daß Gräfin Hohenheim, seitdem sie aus den Jugendjahren in das zweifelhafte Alter, nur durch übertriebenen Putz auf ihrer Höhe sich haltender Frauen getreten, noch eine andere Eigenschaft ausgebildet hatte, deren allmälige Entwicklung an manchen Einzelheiten schon in W*** zu erkennen gewesen war. Sie gehörte oder zählte sich vielmehr zu jener immer zahlreicher aber auch immer langweiliger werdenden Kategorie auserlesener Damen, denen man schon lange den Namen ›Blaustrumpf‹ beigelegt hat, ohne daß sie jedoch das Wissen besaß, mit welchem man sich dieselben in der Regel verbunden denkt. Was mich betrifft, so hatte ich von jeher einen wahren Respect vor solcherlei gelehrten oder gelehrt sein wollenden Frauen gehabt, und wo ich ihnen aus dem Wege gehen kann, thue ich es auch heute gewiß noch. Sind sie wirklich gelehrter oder – was bei ihnen dasselbe sagen will – geriebener, spitzfindiger als andere Weiber von Fleisch und Blut, so sind sie es stets auf Kosten ihrer Weiblichkeit, und wollen sie es nur scheinen, so spielen sie mit einer geistigen Macht und Größe, der sie auf keine Weise gewachsen sind und wodurch sie jenes ganz naturwidrige und darum so häßliche Gepräge erhalten, welches jeden Mann von Verstand und Herz aus ihrer Nähe und ihrem Umgang scheucht.

Gräfin Hohenheim nun gehörte zu jenen anmaßenden Damen, die nichts sind, nichts besitzen, nichts gründlich gelernt haben, was sie berechtigte, sich für klüger oder gebildeter als ihres Gleichen zu halten, aber mit eiserner Consequenz die Miene annehmen, als habe sie Gott allein in seiner Gnade erschaffen. Alles, was andere Leute wissen, können, verstehen – ist nutzlos, schlecht oder existirt für sie gar nicht, Alles dagegen, was sie selbst sagen, thun und leisten, ist ohne Widerspruch ächt, gut und schön. Mit wahrhaft tyrannischer Frechheit und Dummdreistigkeit beherrschen oder vielmehr überwältigen diese weiblichen Ungeheuer die Kreise, in denen sie sich bewegen, und wer das Unglück hat, zwischen ihre Zähne zu gerathen, – falls sie noch welche haben – ist eben so gut und sicher aufgehoben wie in dem Rachen eines Haifisches.

Kalt und stolz schreiten diese sich erhaben dünkenden Weiber durch die sie umgebende Welt, deren Licht und Wärme ihre Herzen vergebens überstrahlt und das Eis ihres Busens niemals schmilzt. Nie gerathen sie in Unruhe, nichts weckt ihre erstarrte Seele aus dem theilnahmlosen Schlummer auf, in den sie versunken sind; unbewegt ist und bleibt ihre Oberfläche wie ihr Gemüth, und herzlos und dadurch am tiefsten verwundend schreiten sie wie lebendige Bildsäulen einher, überall, wohin sie ihren Fuß setzen, ihren Platz mit einer Keckheit behauptend, als wären sie von Gott selbst als Strebepfeiler der Welt dahin gestellt.

So war das Innere dieser Oberhofmeisterin der Fürstin von B*** beschaffen; ihr Aeußeres hatte sich nicht

verschönert, seitdem ich sie nicht wiedergesehn, und nur durch die sorgfältigste Toilette, durch die segnende Kunst einer Fülle spendenden Schneiderin und das unbezahlbare Genie ihres Friseurs, log sie dem Beschauer eine Blüthe vor, die eigentlich nie für sie existirt hatte. Ihr steifer magerer Körper trug sich noch immer in seiner ganzen ungeschönen, erzwungenen Würde; ihre Haut war auch etwas mehr eingetrocknet und vergilbt als damals; ihre Zähne, die, wenn sie schön sind, das häßlichste Gesicht verschönern und mit einem gewissen idealischen Zauber verklären, wenn sie aber häßlich sind, das schönste Gesicht verunstalten, ihre Zähne, sage ich, schon früher niemals regelmäßig, gesund und weiß, ließen jetzt noch viel mehr zu wünschen übrig, indem sie sich selbst laut über den Verlust vieler der Ihrigen beklagten. Ihre Haare, auf die sie immer die zärtlichste Sorgfalt verwandt, trug sie noch wie damals in unzähligen kleinen Löckchen, die aber niemals den Eindruck von schelmischen Amorettchen auf mich machten, wie einst Herr Beau von ihnen behauptet, und in ihren kleinen grauen Augen sprühte dasselbe unheimliche, dämonische Feuer, welches sie schon in ihren Jugendjahren für mich so widerwärtig gemacht hatte.

Was aber endlich ihre Geberden, Bewegungen, ihren Gang, ihre Sprachweise anbelangt, so war sie darin der vollkommenste Typus der steifsten, unduldsamsten Hofetikette; langsam und feierlich schwebte sie einher, und wenn sie gar den nach Rosen duftenden Kopf mit der dückelhaftesten Miene von der Welt nach hinten beugte

und ihre Katzenaugen vornehin prüfend von oben bis unten über den ihr nahenden Menschen laufen ließ, dann nahm sie den höchsten Standpunkt in ihrer Einbildung ein, den ein vornehmes, geistreiches und erhabenes Wesen, wie sie, nur dem staunenden Bewunderer zeigen kann, um ihn vor ihrer Größe und Herrlichkeit in den Staub sinken zu machen.

Die Art und Weise, wie sie mich bei der von mir nachgesuchten Vorstellung empfing, war ganz so, wie ich es besorgt hatte, und Nichts berechtigte mich zu der Annahme, daß sie jetzt eine bessere Meinung von mir hege, als sie sie früher in herzinniger Gemeinschaft mit Herrn Beau von mir gehegt. Sie stand in voller Hoftoilette mitten im Zimmer, als ich eintrat, sah mich lange mit höhnischen Blicken stolz und beinahe verächtlich an, und ohne im Geringsten Rücksicht auf mein Alter, meine Ausbildung und meine Freundschaft mit dem Fürsten von Adersbach zu nehmen, redete sie mich vornehm wie zu jener Zeit an, als ich noch ein Knabe, sie aber schon eine erwachsene Dame war.

»Was wollen Sie hier?« lautete diese erste Begrüßung.

Etwas verwundert über diese eigenthümliche Anrede, stand ich einen Augenblick still, sagte dann aber ruhig und ernst: »Wenn Sie das noch nicht wissen sollten, Frau Gräfin, so erlaube ich mir Ihnen mitzutheilen, daß ich auf Empfehlung Sr. Durchlaucht des Fürsten von W***, meines alten Beschützers, durch die Gnade Ihrer Durchlaucht der Fürstin von B*** hier als Schloß-Bibliothekar

angestellt und vom Herrn Hofmarschall von Breitspur bereits in mein Amt eingeführt bin. Mein Erscheinen vor Ihnen hat also ganz einfach darin seinen Grund, Sie zu bitten, mir die Zeit zu bestimmen, wann ich die Ehre haben kann, Ihrer Durchlaucht vorgestellt zu werden, um ihr zunächst meinen Dank für ihre Huld zu sagen, sodann aber auch ihr die persönlichen Aufträge zu überbringen, die mir ihre Durchlauchtigen Eltern zu diesem Zweck übergeben haben.«

Die Oberhofmeisterin, als sie diese mit sicherer Stimme vorgebrachten Worte hörte, wandte sich etwas seitwärts und warf einen raschen Blick in den Spiegel. Als sie darin wahrscheinlich ein sehr erregtes und leidenschaftliches Gesicht wahrgenommen, dem keine künstliche Gewalt eine schönere Färbung zu geben vermochte, trat sie wieder näher, lächelte sarkastisch und fragte: »Haben Sie etwas Schriftliches an Ihre Durchlaucht?«

»Ja,« erwiderte ich dreist.

»So geben Sie es mir.«

»Um Entschuldigung! Was ich Schriftliches besitze, ward mir nur zur Ueberreichung von Hand zu Hand anvertraut.«

Sie machte mir eine Grimasse, deren Bedeutung ich nicht übersehen konnte. Sie war ergrimmt und erfreut zugleich, daß ich es wagte, vor ihrer hochheiligen Person eine solche Sprache zu führen. »So!« sagte sie. »Es ist hier aber nicht Sitte, der Fürstin von Hand zu Hand

ein Schreiben zu überreichen, und nur durch mich, Ihrer Durchlaucht Oberhofmeisterin, pflegt dergleichen zu geschehen.«

»Pfleget!« wiederholte ich mit Nachdruck. »Das mag sein. Aber es giebt Ausnahmen von der Regel, Frau Gräfin. Und *meine* Sendung ist eine solche Ausnahme.«

»Ich will nicht hoffen, daß Sie sich einbilden, im Stande zu sein, hier die Ausnahme zur Regel werden zu lassen, wie Sie es an anderen Orten kennen gelernt und getrieben haben. Ich sage Ihnen das gleich von vornherein, damit Sie sich keine Illusionen machen. In W*** mögen Sie in *gewissen Kreisen* eine wichtige Person gewesen sein, hier bin *ich* es in *allen*.«

»Ihre Belehrung, gnädige Frau, kommt zu spät. Ich weiß, was *Sie* hier gelten und ich – das sage ich Ihnen auch gleich von vornherein – werde geduldig meine Zeit abwarten, bis ich auch etwas gelte. Die *gewissen Kreise*, die Sie so nachdrücklich betonten, übergehe ich hier, überhaupt liegt das Vergangene weit hinter mir, und ich bin darauf und daran, mir eine Gegenwart zu gründen, deren Licht Sie hoffentlich mit aller Ihrer Macht und Herrlichkeit nicht verdunkeln oder gar auslöschen werden.«

»Aha! Da haben wir es! Also nochmals Krieg? Und Sie haben noch immer nicht gelernt, daß man mit einer Frau, die eben so harmlos wie friedliebend ist, keinen Kampf beginnen darf?«

»Ihre Harmlosigkeit und Friedensliebe greife ich nicht an, die lasse ich auf sich beruhen. Auf Kampf aber war ich

und bin ich überall gefaßt, wo ich Menschen begegne, die ohne allen stichhaltigen Grund meine Urfeinde sind.«

»Also Sie halten mich für Ihre Urfeindin?«

»Wie es scheint, muß ich es, denn Sie geben sich alle Mühe, mir diesen Glauben beizubringen oder vielmehr mich in demselben zu bestärken.«

»Hahaha!« lachte sie höhnisch auf. »Was sich gewisse Männer einbilden! Sie sind ganz der Alte geblieben, ja, Sie scheinen sogar noch vollkommnere Studien in Ihrer Hofcarriere gemacht zu haben. Doch – scherzen wir nicht – Sie wollen also die Fürstin sprechen?«

»Das will ich und wenn *Sie* mir nicht die Thür zu ihr öffnen, wird sie mir ein Anderer öffnen.«

»Herr!« sagte sie mit leuchtenden Basiliskenaugen.

»Halten Sie mich für eine Kammerfrau?«

»Sie wissen sehr wohl, daß ich nur bildlich sprach. Habe ich die Fürstin erst einmal gesprochen so wird sich das Uebrige von selbst finden, denn ohne Zweifel haben Sie nicht vergessen, daß sie die Tochter des Fürsten von W*** ist.«

Sie warf mir einen schneidenden Blick zu. Wenn ich es bis jetzt noch nicht gewußt, dieser Blick hätte es mir gesagt, daß sie meine bitterste Feindin war und bleiben würde. »Werden Sie mich bald Ihrer Durchlaucht melden, Frau Gräfin?« fragte ich lächelnd, mit Vergnügen bei dem Gedanken verweilend, daß ihr meine Ruhe fürchterlich war.

»Gedulden Sie sich. Das geht so rasch nicht. Ihre Durchlaucht kehrt von einer langen Reise zurück. Sie ist

angegriffen und bedarf der Ruhe. Wenn die Zeit dazu gekommen ist, werde ich Sie benachrichtigen lassen.«

Ich verbeugte mich höflich, sie machte mir einen sehr ceremoniellen Knix und ich schritt gedankenvoll zur Thür hinaus, meinem einsamen Zimmer zu.

Wenn ich anfangs etwas stolz auf meinen ersten Strauß mit der fürstlichen Oberhofmeisterin war, der, wie mir schien, ihr die kleine Lehre gegeben haben mußte, erwachsene Leute nicht mehr wie Kinder und einen freien Mann nicht wie einen Knecht zu behandeln, so stellte sich doch später bei längerer Ueberlegung eine unbehagliche Stimmung bei mir ein, als ich mir eingestehn mußte, daß ich für's Erste nicht die siegreiche Partei sei, da mein sehnlichster Wunsch, ohne Verzug der Fürstin vorgestellt zu werden, durchaus nicht in Erfüllung ging. Ich wartete von einem Tage zum andern – mir kam keine Meldung zu, und mit einigem Unwillen kleidete ich mich eines Tages an, um zum Minister des Cultus zu gehen, da mir der Hofmarschall von Breitspur bei einer zufälligen Begegnung im Schlosse den Wink gegeben hatte, diesem Herrn unverzüglich meine Aufwartung zu machen, der zwar nicht als mein Vorgesetzter zu betrachten, aber doch als die erste Autorität bezüglich der öffentlichen und privaten Bildungsanstalten im Lande eine Person sei, deren Gunst ich nicht verscherzen dürfe.

Seine Excellenz empfing mich, nachdem sie mich eine gute Stunde hatte warten lassen, sehr ungnädig, indem sie mir bemerklich machte, daß ich schon so und

so viel Wochen in der Residenz weile, ohne das Bedürfniß empfunden zu haben, mich ihrer hohen Protection zu versichern. Ich hätte ihm erwidern können, daß mir von seiner Existenz und seiner Autorität in Bezug auf die fürstliche Bibliothek gar nichts bekannt geworden sei, allein ich wollte mir keinen neuen Feind erwerben, nahm daher den Wischer hin und fragte, ob er mir sonst vielleicht etwas zu befehlen habe.

»O mein Herr,« sagte er gereizt und mich vielleicht absichtlich mißverstehend, ich habe Ihnen überhaupt nichts zu befehlen, das ist richtig, aber darauf aufmerksam machen muß ich Sie allerdings, daß man einen Mann in meiner Stellung nicht ganz außer Acht lassen darf, wenn man durch die Gunst der Empfehlung eines Fürsten Bibliothekar an der hiesigen Schloßbibliothek geworden ist. Gehen Sie jetzt ruhig nach Hause und thun Sie ferner Ihre Schuldigkeit.«

Das that ich denn auch und meine nächste Schuldigkeit schien es mir zu sein, darüber nachzudenken, wie der Herr Minister dazu komme, mich wie einen Schüler zu behandeln, was mein ruhiges Blut in eine gewisse Gährung zu versetzen anfang. Erst als ich am Abend dem Major mein neues Mißgeschick erzählte, erfuhr ich, daß die Gräfin Hohenheim vor einigen Tagen bei Sr. Excellenz gespeist habe, und nun war mir das Benehmen des Ministers vollständig erklärt.

Die Ueberzeugung, daß jene Person im Stande sei, mir noch andere Verdrießlichkeiten zu bereiten und Gott weiß Wen auf den Hals zu hetzen, war keine erfreuliche,

und ich fing an, einige Sorge darüber zu fühlen, wie lange es dauern würde, bis ich hier zu dem Ziel gelangte, welches mein Freund in Adersbach mir als so leicht erreichbar vorgespiegelt hatte. Damals bestätigte sich mir eine Erfahrung, die ich auch früher schon gemacht, daß es nämlich nicht immer die großen Sorgen des Lebens, gewissermaßen die Cardinalsorgen unsrer Existenz sind, die uns das schwerste Herzeleid bereiten. In sie schickt man sich, wie in das Unvermeidliche, in die großen Naturnothwendigkeiten; vielmehr sind es die kleinen, ohne Ende alle Tage sich wiederholenden Sorgen, die uns allmählig mürbe machen und unser Herz mit Widerwillen und Ekel erfüllen, so daß wir unfähig zur Arbeit, unlustig zum ferneren frischen, freien Streben werden.

Diese Unlust zur Arbeit namentlich stellte sich bei mir bald nach dem Besuche beim Minister des Cultus ein; was mir so leicht erschienen: ein paar Worte mit der Fürstin zu sprechen oder ihr irgendwo zu begegnen, so daß sie mich sehen mußte, stellte sich von Tage zu Tage als eine größere Schwierigkeit dar, wenn ich nicht geradezu in ihr Zimmer dringen oder mich so lange vor ihr Fenster stellen wollte, bis sie mich sah und erkannte. Bald war sie ausgefahren, bald ausgegangen und Niemand konnte mir sagen, wo sie gerade zur Zeit sei. Bald hatte sie Damengesellschaft, bald conferirte sie mit den Ministern. Morgens war sie noch nicht zum Empfange bereit, mittags dauerte die Tafel länger als gewöhnlich, und Abends war sie leidend oder hatte irgend eine andere Abhaltung – alles dies wurde mir bald von diesem bald von jenem

Lakeien gesagt, bis mich endlich der naheliegende Argwohn beschlich, alle Diener des Schlosses seien durch ein mächtiges Drohwort von mir zurückgeschreckt oder dahin angewiesen worden, keinerlei Verbindungen mit mir einzugehen oder unerlaubte Bestellungen anzunehmen, – ein Argwohn, der später sich nur zu gut in der Wahrheit begründet zeigte, da mir, wie der Leser erfahren wird, noch mancherlei Zurücksetzungen widerfahren sollten, bis ich am längst erwünschten Ziele war – dem, die Fürstin sprechen zu können, wann es ihr oder mir beliebte.

Um aber allen diesen kleinen Verdrießlichkeiten aus dem Wege zu geben, beschloß ich einen Schritt, den ich längst hätte thun sollen – ich setzte mich nieder und schrieb an die Fürstin, daß ich in B*** als Bibliothekar eingetroffen sei, daß ich das Glück habe, mit ihr wieder unter einem Dache zu leben und daß mir bisher alle Möglichkeit abgeschnitten worden, ihr meine ehrfurchtsvolle Aufwartung zu machen und dabei einen Brief zu überreichen, den ich ihr nur persönlich einhändigen dürfe.

Der Brief war sehr bald geschrieben und ganz geeignet, mir zum Zweck zu verhelfen. Wie aber sollte ich ihn der Fürstin zukommen lassen? Durch die Post? Nein, denn das war kein sicheres Mittel, da es ja möglich war, daß die Oberhofmeisterin auch die auf diesem Wege kommenden Briefe in Empfang nahm und, wenn sie den Verdacht hegte, daß der Brief von mir herrühre, ihn leicht lesen und unterschlagen konnte.

Endlich theilte ich dem Major Fuchs meine neue Verlegenheit mit und er war glücklicher Weise mit dem Muth

und der Einsicht begabt, mir den richtigen Weg anzudeuten. »Geben Sie mir den Brief,« sagte er nach kurzem Besinnen, »ich gehe alle vier Wochen zur Fürstin, um ihr meinen Rapport abzustatten, und wenn ich ihr dann meine Papiere überreiche, lege ich Ihren Brief hinein.«

»Gut. Aber sieht sie Ihre Papiere denn auch an und wissen Sie, daß sie sie nicht ungelesen bei Seite legt?«

»Nein, das thut sie nicht. Sie ist pünktlich im Dienste und noch immer habe ich gefunden, daß sie in Allem genau Bescheid weiß, was ich ihr schriftlich überreicht habe,

»Da haben Sie ihn – nun seien *Sie* mein Oberhofmeister und stellen Sie mich in der Gestalt meines Briefes vor, dann haben wir der Gräfin Hohenheim mit ihrer ganzen Sippschaft ein artiges Schnippchen geschlagen.«

»Das ist auch meine Freude, mein lieber Flemming; ich liebe sie eben so wenig wie alle die Menschen, die eine lebendige Barrikade von Amtswegen vorstellen. Halloh! Schießen wir eine Presche und versuchen wir einen Sturm, das liegt in meiner Natur, denn ich bin ein geborener Soldat. Uebermorgen statte ich meinen Rapport ab und dann werden wir den Erfolg erleben.«

Wie der Major es versprochen, so hielt er es redlich. Am dritten Tage hatte die Fürstin meinen Brief empfangen, dabei den Ueberbringer scharf angesehen und, als derselbe bemerkt, daß er einem Freunde den Gefallen gethan, das Schreiben zu besorgen, gelächelt und es in der Hand behalten, bis die Audienz beendet war. Unsere Vermuthung erwies sich als richtig. Die Fürstin hatte

meinen Brief gelesen, Niemanden davon ein Wort gesagt, aber dafür gehandelt. Den Beweis davon erhielt ich am Tage nach Abgabe des Briefes durch ihren Kammerdiener, der bei mir eintrat und meldete, daß mich Ihre Durchlaucht noch an diesem Abend um halb neun Uhr bei sich erwarte.

»Wird sie um diese Zeit allein sein?« erlaubte ich mir den stillen Kammerdiener zu fragen.

»Ach nein, Herr Bibliothekar, sie hat heute ihren kleinen Zirkel. Es werden etwa sechs Damen und eben so viele Herren zum Thee bei ihr sein.« –

Diese letzte Mittheilung dämpfte meine Freude, denn das hatte ich am wenigsten erwartet. Nicht in Anwesenheit anderer, mir sehr gleichgültiger oder gar feindselig gesinnter Menschen wollte ich der Fürstin vorgestellt werden und mit ihr reden. Warum that sie mir das zu Leide? Hatte sie keine Viertelstunde des ganzen Tages für den Freund ihres Bruders übrig? Oder wurde sie vielleicht von irgend einer Scheu, mir allein gegenüberzustehen und von den Ihrigen zu hören beherrscht. Fast kam es mir so vor. Oder wollte sie gar die Neugierde einiger bevorzugter Personen befriedigen, mich ihnen als den neuen Bibliothekar vorstellen, dem sie ihrem Vater zu Gefallen ein kleines Stück Brot hingeworfen, freilich aber ihn auch dabei mit der Ehre beglückt hatte, fürstlicher Hofbibliothekar zu werden und mit ihr unter einem Dache zu wohnen? Oder endlich, hatte sie ganz ohne alles Nachdenken den Befehl gegeben, mich zu einer Stunde zu ihr zu führen, die dem Vergnügen gewidmet zu

sein pflegte, oder war sie vielleicht gar dazu durch die Einwirkung der Oberhofmeisterin veranlaßt worden?

Eine von allen diesen Ursachen mußte vorhanden sein, wenn nicht sogar mehrere zu gleicher Zeit wirksam waren, das glaubte ich wenigstens bestimmt annehmen zu dürfen. Allein was half all mein Sinnen und Grübeln darüber? Der Befehl war einmal gegeben und ich mußte ihm pünktlich nachkommen.

So machte ich mich denn zu dem längst gewünschten und nun wieder mir sehr peinlich gewordenen Schritte bereit. Um die festgesetzte Zeit, auf die Minute, fand ich mich im Vorzimmer ein; der dort anwesende Kammerdiener meldete mich an und einen Augenblick darauf brachte er mir den Befehl, einzutreten, Ihre Durchlaucht wünsche mich auf einige Minuten in ihrem vertraulichen Zirkel zu empfangen.

Unter der Einwirkung einer eigenthümlichen Mißstimmung und doch mit bis Freude klopfendem Herzen trat ich über die verhängnißvolle Schwelle. Schon das erste Arbeitszimmer war sehr hell durch Kerzen und Sinumbralampen erleuchtet, aber das eigentliche Gesellschaftszimmer, in dem die Sessel um den großen runden Tisch standen, strahlte in einem so übermäßigen Glanze, daß ich beim ersten Blick fast geblendet wurde und meine Augen mit Gewalt zwingen mußte, durch die Versammlung zu dringen und die einzige Person herauszusuchen, die hier für mich von hoher Bedeutung war.

Allein nur kurz war der Augenblick der Blendung meines Augenlichts, dann sah ich klar und zu meinem nicht

geringen Unbehagen zunächst an der Thür die Oberhofmeisterin mit ihrem Freunde, dem Kammerherrn von Krachwitz sitzen, die bei meinem Eintreten, von dessen Vorladung sie, wie ich nun sah, keine Ahnung hatten, sichtbar stutzten und sich fragende Blicke zuwarfen, die mich, wenn ich sehr leicht in Verlegenheit zu bringen gewesen wäre, gewiß hätten aus der Fassung werfen können. Aber nur flüchtig konnte der Blick sein, den ich über diese beiden Gestalten schweifen ließ, denn aus den anderen Personen heraus, die mich alle mit Erstaunen betrachteten, weil sie nicht wußten, was mein Eintreten bedeuten sollte, suchte ich die Fürstin auf, und da sie, ihren Platz verlassend, mir einige Schritte entgegen kam, blieb ich unweit der Thür stehen und verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor ihr. Als ich aber dann mein Auge erhob und die Fürstin in ihrer ganzen Schönheit und Majestät dicht vor mir stehen sah, vergaß ich alles Uebrige, sogar die Anwesenheit meiner Feindin.

Ich war erstaunt, überrascht, denn ich fand nicht nur Alles auf ihrem Gesichte, wie ich es zu finden erwartet, sondern noch viel mehr, was mich, wenn auch Nicht jetzt gleich, doch später bei genauerer Ueberlegung vollkommen befriedigte. Das Bild an der Wand dieses Saales war treu, auf keine Weise geschmeichelt, nur die reine Natur dieses seltenen Weibes war darauf wiedergegeben, und doch lag – für mich wenigstens – auf diesem lebendigen Gesichte noch etwas ganz Anderes, als der Künstler mit den Farben hatte wiedergeben können.

Mir schien es, als ob auch die Fürstin nicht ganz frei von Verlegenheit sei, indem sie mir hier zum ersten Mal gegenüber trat. Sie blickte mir nicht so ganz unbefangen in's Auge, wie ich mit meinem gewöhnlichen offenen Blick das ihre zu betrachten mir erlaubte. Vielleicht war sie durch lange Gewohnheit und den Umgang mit weniger offenherzigen Menschen weit davon entfernt, eine so freie Meinungsäußerung zu erwarten, wie sie – ich fühlte es selbst – scharf ausgeprägt auf meinen Zügen liegen mußte. Der kalte, gleichsam herz- und seelenlose Blick aber, den ich schon bei der Betrachtung des Bildes angedeutet, trat beinahe erkältend und viel deutlicher noch aus diesen lebendigen Augen hervor, und dabei sprach, wenn nicht ein natürlicher Stolz, doch gewiß eine künstliche höfische Zurückhaltung, die mich frösteln machte, aus allen ihren Zügen und Bewegungen.

»Herr Bibliothekar!« redete sie mich mit unsicherer und mir fast heiser klingender Stimme an, »Sie stellen sich mir also vor! Ich danke Ihnen! Ihre Zeilen habe ich gelesen. Sie bringen mir Grüße von meinen Eltern?«

»Die herzlichsten, Durchlaucht, und die aufrichtigsten, wohlgemeintesten Wünsche, daß Sie sich in jeder Beziehung wohl fühlen mögen.«

Bei diesen langsam, laut und bei der um mich herrschenden Stille sehr verständlich gesprochenen Worten zuckte ein blitzartiges Lächeln um ihre feinen Lippen, und doch konnte ich nicht umhin, darin etwas mit Gewalt zurückgehaltenes Schmerzliches wahrzunehmen.

»Ich danke Ihnen! Ein ander Mal mehr davon!« fuhr sie fort, die Augen einen Moment zu Boden schlagend, als könne sie die gerade, offene Sprache meines sie betrachtenden Auges nicht ertragen, weshalb ich den Ausdruck desselben zu mäßigen suchte. – »Aber Sie schrieben von einem Briefe, den Sie mir nur persönlich übergeben dürften – wo ist er?«

»Hier, Durchlaucht!«

»Von *Wem* ist er?«

»Der Schreiber will sich nur selbst nennen und er rechnet ebenso sicher darauf, von Ihnen verstanden zu werden, wie er die Beherzigung seiner Wünsche hofft.«

Bei diesen von mir mit leiserer Stimme aber mit Nachdruck gesprochenen Worten geriethen die Muskeln ihres Gesichts in Bewegung, als wollten sie stürmisch durch einander laufen. Ohne Zweifel hatte sie begriffen, wer der Schreiber des Briefes war, dessen Namen ich in dieser Gesellschaft absichtlich verschwieg. Allein gewohnt, sich zu beherrschen und ihre Gefühle niederzuhalten, nahmen ihre Züge bald die vorige Ruhe wieder an, nur konnte sie nicht verhindern, daß eine flüchtige Röthe ihre Stirn und Wangen überzog, der dann plötzlich eine um so auffallendere Blässe folgte.

Sie nahm mir den Brief auf der Hand – eine höchst unceremoniöse Handlung, wie mir sogleich das verächtlich zuckende Gesicht der Oberhofmeisterin erklärte – betrachtete die Aufschrift, legte mit einer unwillkürlichen raschen Bewegung die linke Hand auf ihr Herz, das wohl,

sobald sie die Handschrift erkannte, lauter als gewöhnlich schlagen mochte, und machte mir dann eine schweigende, kaum bemerkbare Verbeugung, die ich mir als den Wink meiner Entlassung deutete und, indem ich schnell einen Schritt zurücktrat, auf das Ceremoniöseste erwiderte.

Eine Minute später war ich aus dem Zimmer getreten und athmete die freiere Luft des Vorzimmers, des Corridors und endlich meiner eigenen Wohnung. Das war also mein erster Empfang Seitens der zärtlichst geliebten Schwester meines Freundes, das war Alles, was sie mir zu sagen, von mir zu hören hatte! O! Das war sehr wenig, viel weniger, als ich erwartet, und doch – und doch – sagte mir eine innere Stimme, daß es nicht Alles war, was sie auf dem Herzen hatte, denn, mochten Andere von dieser ersten Vorstellung denken, was sie wollten – ich hatte nicht allein in ihren Aeüßerungen, ihren kalt abgewogenen Blicken und Geberden gelesen – es war noch etwas Anderes in ihr, was mich nicht als ganz Fremden behandelte und was ich mir gleich nachher ungefähr so übersetzte:

»Verzeihen Sie, Flemming, daß ich meiner augenblicklichen Umgebung Rechnung tragen muß; ich hätte Sie allein, ohne Zeugen empfangen sollen – ich sehe es zu spät ein. Gedulden Sie sich! Ich bemerke zu meiner nicht geringen Ueberraschung, Sie sind der Alte geblieben, und in mir, unter der Asche der mich jetzt umgebenden Verhältnisse, inmitten meines Kummers, meiner Sorgen, ist ebenfalls noch ein kleiner Funken meines früheren Seins,

eine Erinnerung an ein früh verschwundenes Jugendglück sitzen geblieben.«

Mit dieser Uebersetzung war ich für den Augenblick einigermaßen zufrieden, wenn ich mir auch einräumen mußte, daß die kurze, bündige Behandlung, die mir im Angesicht der vornehmen Gesellschaft officiell widerfahren, keine solche war, daß diese Gesellschaft selbst in mir etwas Anderes als einen untergeordneten Diener, einen gemeinen Handlanger des höfischen Dienstes erblicken und meinen Werth danach feststellen konnte.

Diese Wahrnehmung war an sich schon hinreichend, meinen Muth etwas abzuschwächen. Im Ganzen also war ich nicht sehr erbaut, nicht befriedigt, am wenigsten aber erwärmt und aufgeheitert durch meine erste Vorstellung bei Hofe. Meine neue Lage wollte mir plötzlich wieder drückender, schwieriger denn je erscheinen, allein ich bezwang den in mir aufdämmernden Stolz und sagte mit Ruhe zu mir: »Warten wir es ab. Der Berg ist hoch und steil, den ich besteigen will, aber mit Geduld gelange ich endlich doch auf den Gipfel. Einmal oben aber, wirft Dich, Kurt Flemming, kein Ceremoniel, kein feindlicher Angriff, keine widrige Luftströmung hinab und Du überschaut Alles klar und rein, was Deinen umwölkten Blicken jetzt noch entzogen ist.«

VIERTES KAPITEL. DIE ERSTEN SYMPTOME DER WÜHLEREI MEINER FEINDE.

Nachdem ich diese erste Vorstellung bei der Fürstin, womit ich die Einführung in mein Amt eigentlich erst für

vollendet hielt, überstanden hatte, kehrte meine Arbeitslust mit neuer Ausdauer zurück und ich verlebte mehrere Wochen unausgesetzt unter meinen Büchern, ohne daß etwas Erwähnenswerthes um mich her vorgefallen wäre. Mein größtes Vergnügen damaliger Zeit bestand, in endlosen Spaziergängen durch Feld und Wald, auf denen ich über meine Zukunft ernstlich mit mir zu Rathe ging, wenn sich mein Leben in B*** wider Erwarten nicht auf eine wünschenswerthe Weise gestalten sollte. Zwei bis drei Jahre nahm ich mir höchstens an diesem Orte zu bleiben vor; in dieser Zeit konnte ich nicht nur die Bibliothek vollständig geordnet, übersichtlich aufgestellt und zu Jedermanns Gebrauch nutzbar gemacht haben, sondern ich hatte bis dahin auch meine begonnenen Privatstudien und Arbeiten zu Ende gebracht, deren Vollendung ich mir seit meiner großen Reise als nächste Ausgabe gestellt. Was darüber hinauslag, kümmerte mich jetzt noch nicht, die Bestimmung darüber wollte ich meinem Freunde überlassen, zu dem ich ja stets zurückkehren konnte, wenn es mir draußen in der Welt nicht mehr behagte. Ueber die letzten Vorfälle hatte ich ihm noch nichts geschrieben und ich wollte damit noch eine längere Zeit zurückhalten. Was konnte es ihm nützen, Dinge zu erfahren, die ihn doch nur gekränkt und erbittert hätten, und Alles, was ich bisher am Hofe seiner Schwester erlebt und durchschaut, war nicht dazu angethan, seine Besorgniß für ihr Wohl, das ihm so sehr am Herzen lag, zu beschwichtigen, am wenigsten aber ihm eine Hoffnung auf eine sehr rasche Aussöhnung zu geben, wie

wir Beide sie uns, sanguinischen Sinnes, in Adersbach als ein so leichtes Unternehmen geträumt hatten.

Eine neue Epoche in meinem Aufenthalt zu B*** sollte der in die letzten Tage des September fallende Geburtstag der Fürstin bezeichnen. Dieser Tag war ein Festtag im ganzen Lande, und namentlich in der Residenz wurde er auf ganz besondere Art gefeiert, um der verwaisten Fürstin die Liebe und Ergebenheit zur Anschauung zu bringen, die man für sie im Gegensatz zu ihrem auswärts lebenden Gemahl im Herzen bewahrte. Aber auch von der Fürstin selbst wurde dieser Tag auf eine ganz eigene Weise festlich begangen, die, als ich sie vernahm, mir bewies, daß ihr Herz noch nicht völlig der Vergangenheit abgestorben sei und daß sie nicht vergessen habe, wie traulich und gemüthlich man in ihrem väterlichen Hause einst diesen Tag in ländlicher Zurückgezogenheit gefeiert habe. Allerdings war unter dieser lebhafteren Bevölkerung und bei dem nach lauterem Vergnügungen drängenden Hange der Städter ein so völliges Abschließen vom Allgemeinen nicht so gut wie dort durchzuführen, deshalb hatte die Fürstin denn auch einen Mittelweg eingeschlagen, der alsbald die allgemeine Billigung erlangte und eine erwünschte Betheiligung fast sämtlicher Parteien zur Folge hatte.

Die Fürstin pflegte früh am Morgen dieses Tages, wenn es das Wetter irgend erlaubte, auf das Land zu fahren. Zwei Meilen von der Residenz entfernt, lag mitten im romantischen Gebirge ein beliebter Vergnügungsort,

die Felsenburg geheißten, wo eben so wohl große bedeckte Räume, wie niedlich abgelegene Grotten, Tempel, Waldhäuschen und dergleichen Einrichtungen zu beliebiger Benutzung einluden. Nach diesem vom herrlichsten Laubwalde umgebenen Orte folgte der Fürstin ebenfalls früh am Morgen der ganze Hofstaat und ein großer Theil der wanderlustigen Bevölkerung der Residenz, selbst aus den benachbarten Ortschaften kam Jung und Alt angepilgert, um den Tag in harmloser Freude, bei schöner Musik, Tanz und Spiel im Grünen zuzubringen, was sich Alles rings um das mitten im Walde aufgeschlagene fürstliche Zelt abwickelte, in dem die Fürstin selbst mit ihrem Hofe es sich wohl sein ließ und in völliger Zwanglosigkeit bald Zuschauerin, bald Theilnehmerin der verschiedenen Vergnügungen war.

Hier draußen in einem fürstlichen Landhause, und wenn es das Wetter erlaubte, im Freien, wurden auch die officiellen Gratulationen angenommen und fanden in einer von der Oberhofmeisterin bestimmten Reihenfolge je nach Rang und Stand der Anwesenden statt, worauf später eine offene Tafel abgehalten ward, bei der die Geladenen mit der Fürstin an einem Tische speisten, das große Publicum aber auf Kosten der Regentin an verschiedenen Orten und in reichlichster Fülle bewirthet wurde.

Diese allgemeine Festfreude war der letzte Rest der Hofsitte aus viel früherer Zeit in B***, wo der Großvater und Vater des jetzigen Fürsten noch für wirkliche Landesväter ihrer Unterthanen galten und mit ihnen auf dem besten Fuße standen. In den letzten Jahren der

gewalthätigen Regierung des jetzt abwesenden Fürsten war man, wie in vielen Dingen, auch von dieser löblichen Gewohnheit abgegangen, sie kostete, da das fürstliche Leben im Ganzen ungeheure Summen verschlang, seiner Meinung nach zu viel und seinen nur die schärfsten Reize liebenden Sinn befriedigte das ländliche Vergnügen und das Verweilen in der Mitte seiner murrenden Unterthanen nicht mehr. Sobald er aber das Land verlassen hatte, stellte die Fürstin, ihrer selbst und des Volkes wegen, das Fest in seiner ursprünglichen Form wieder her und erwarb sich hierdurch noch mehr die Liebe ihrer Unterthanen, die ihr so schon von ganzem Herzen ergeben waren.

Dies Alles erzählte mir kurz vor dem erwähnten Tage Major Fuchs, und indem er hinzufügte, daß er selbst nur Morgens hinaus reite, um seinen Glückwunsch abzustatten, Mittags aber wieder in der Stadt zurück sei, weil ihn das Schwelgen der zahlreich geladenen Gäste stets mit Ekel erfüllt, ermahnte er mich, gar nicht den Misanthropen zu spielen, mich vielmehr unter die Fröhlichen zu mischen, da ich ja dann ja selbst sehen würde, wie hübsch es da draußen unter den Alten und Jungen, den Hohen und Niederen sei, die alle in neuster Festkleidung und jubelnder Lust ihren getheilten Genüssen nachgingen.

Als ich dies hörte, nahm ich mir vor, der sicher auch an mich ergehenden Aufforderung zu folgen und mich mit den übrigen Hofdienern nach der Felsenburg zu begeben.

Mir lagen noch sehr wohl die Geburtstage der fürstlichen Kinder in W*** im Gedächtniß und ich erinnerte mich gern an die kleinen Freuden, von denen ich ja auch dem Leser manches Einzelne mitgetheilt habe. Ach! Ob die Fürstin noch hier so glücklich war, wie sie es damals als Prinzessin Hildegard, von Allen umworben und angebetet, gewesen? Ob sie noch mit derselben Harmlosigkeit das Leben genoß und dasselbe Wohlgefallen an den kindlichen Spielen und Auftritten ihr Herz schwellen machte? Ich bezweifelte es sehr. Wie war doch Alles hier in so ganz anders als in W***, das sah ich so recht von Tage zu Tage mehr ein. Dort ein so einfaches, natürliches, fast patriarchalisches Leben, selbst im Glanz und Ueberfluß des kleinen Hofes, hier ein geschraubtes, künstlich aufgeputztes, mit altem Flittertand prunkendes Dasein! Dort ein ruhiger, gemessen fortschreitender, dankbar hinnehmender Genuß, hier ein aufgeregter, wilder, nach Saus und Braus trachtender Taumel! Dort zwar stolze, sich ihrer erhabenen Vorzüge bewußte, aber im Ganzen nüchterne und zufriedene Menschen, hier ein übermüthiges, trotzig auf seine Privilegien pochendes, von Aufgeblasenheit und Dünkel trunkenes Hofgeschmeiß! Selbst die Personen, die mir in W*** einst die unangenehmsten, unwillkommensten gewesen, schienen mir jetzt in der Rückerinnerung ihrer damaligen Anmaßung und Einbildung beraubt zu sein, sogar der Hofrath Beau kam mir nur als eine kindisch eitle, ungefährliche und schadlose Persönlichkeit vor, und die Erzieherin der Prinzessin war

gegen die jetzige Oberhofmeisterin eine gelind schmol-
lende, mehr charakterlose als bedeutungsvolle Gestalt,
während sie hier wie eine Regentin *über* der Regentin,
gleichsam ein lebendig wandelndes und strafendes Ge-
richt einherschritt, Groll und Haß im Herzen brütend und
auf ihren Mienen die kalte Grausamkeit einer unerreich-
baren Nemesis tragend.

An alle diese Vergleiche, die sich nur allmählig in mir
entwickelten, als mein scharf beobachtendes Auge im-
mer klarer und umsichtiger ward, wurde ich fast täg-
lich dringender gemahnt, wenn ich von einem Fenster
in meiner stillen Bibliothek aus, hinter dessen Gardinen
verborgen mich Niemand als Beobachter vermuthete, in
den Schloßgarten hinabblickte und die Fürstin, oft allein,
dann und wann aber auch in Gesellschaft anderer Per-
sonen, in den schattigen Gängen lustwandeln sah. Ein-
mal kam sie mit zwei jüngeren Damen langsam daher
geschritten, hinter ihr folgte die unvermeidliche Gräfin
Hohenheim, in vertraulichem Gespräch mit Herrn von
Krachwitz begriffen. Die Fürstin wandelte langsam mit
ihren Damen daher, trennte sich dann von ihnen, zu de-
nen ein paar Cavaliere traten, und setzte ihren Weg al-
lein fort. Gedankenvoll stand sie gerade vor meinem Fen-
ster still, betrachtete wehmüthig die vor ihr ausgebreitete
schöne Landschaft, blickte sich gleichsam suchend unter
den Blumen und Gesträuchen um und fiel in ein tiefes
und, wie es schien, schmerzliches Nachsinnen zurück.

»Wenn ich ihr jetzt nahen könnte,« dachte ich, »so wür-
de ich vielleicht Gelegenheit finden, einen tieferen Blick

in ihr Herz zu werfen; sie würde mich sprechen lassen und ich würde ihr Manches zu hören geben, was den lange verschlossenen Schrein ihrer Seele öffnen sollte. Doch was ist das? Sie hebt ihr feines Tuch gegen das Gesicht empor und streift damit rasch über die Augen. Weint sie oder fächelt sie sich nur Kühlung zu? Nein, bei Gott! Ihr Busen hebt sich schwer, ihr Herz ist also übervoll und sie sehnt sich nach Erleichterung. Sie trocknet wirklich eine rasch hervorquellende Thräne; entweder giebt sie ihrer Erinnerung eine kurze Audienz, oder sie hegt Wünsche, die sie keinem Sterblichen laut verrathen darf.

Doch – es ist bald vorüber – da kommt die Oberhofmeisterin mit dem geckenhaften Kammerherrn heran – sie spricht zu der Fürstin – und fort von den Augen flattert das Tuch, sie bückt sich nach einer kleinen Blume, und als sie ihr rosiges Gesicht gegen die sie störenden Menschen erhebt, ist ihre Erinnerung in ihre Brust zurückgetreten, ihre heimlichen Wünsche sind verstummt und sie ist wieder die Fürstin, die nur von Wohlsein, Zufriedenheit und dem Bewußtsein der ihr aufgebürdeten Würde strahlt. Keiner von allen Anwesenden sieht ihr irgend ein Leid, ein Weh, eine innere Beklemmung an – nur ich, ich sehe es, denn ich kenne ihre Erinnerungen, ihre jugendlichen Freuden, ihr – vereinsamtes Herz. Doch – bilde ich mir das nicht etwa bloß ein? Wer sagt mir, daß ich Recht und Jene Unrecht haben?« Mir sagte Niemand etwas darüber, und doch konnte ich mir von diesem Augenblick an, der mich einen tiefen Blick in das zerrissene Innere dieser äußerlich so bevorzugten Frau thun ließ, nicht mehr

verhehlen, zu denken wenigstens, daß sie Momente habe, in denen die ganze schwere Last ihrer jüngsten Vergangenheit und die leere, nüchterne, seelenlose Gegenwart, die sie umgab, niederdrückend auf ihre Seele fiel. O, was mochte sie unter den Händen und der Willkür eines Mannes gelitten haben, der nur mit Soldaten, Jägern, Pferden, Hunden, Schmeichlern und Maitressen umzugehen verstand, die er nach Belieben lieb kostete, gängete, prügelte oder mit Gold bestach, und in selbstvergessener Trunkenheit sich allen Lüsten hingab, die eine gemeine Natur als den einzigen Tummelplatz für ihre freche Willkür betrachtet! Sie, mit ihrem feinen Gefühl, an eine unschuldsvolle Umgebung, an liebende Eltern und Geschwister gewöhnt – wie große Wunden mußte ihr das Taumelleben in B*** reißen, und war es ein Wunder, daß endlich, da nirgends eine Abhülfe, ein Trost, eine glättende Hand für sie in's Mittel trat, ihr Herz erkaltete, ihr Auge Blicke warf, wie jenes Bild, ja, wie ich sie in dem lebendigen Auge selbst gesehen, als sie mir an jenem unseligen Abend in der vornehmen Gesellschaft zum ersten Mal fragend entgegentrat und, ohne eine befriedigende Antwort abzuwarten, traurig in ihre jetzt gewöhnliche Hofstimmung zurücksank? –

Als der Tag des erwähnten Festes näher rückte, wartete ich nicht ohne Spannung, ob mir nicht irgend ein Beamter die Einladung dazu bringen oder nur ein Wort fallen lassen würde, daß ich auch an demselben Theil zu nehmen berechtigt sei. Ich wäre gern dabei gewesen, hätte gern aus nächster Nähe die Fürstin gesehen und

vielleicht irgend ein freundliches Wort oder einen Blick von ihr erhascht, der mir die Gewißheit gegeben, daß ich nicht ganz aus ihrer Erinnerung verschwunden sei. Fragend blickte ich Alle an, die mit mir in irgend eine Berührung kamen, aber Niemand verstand diesen Blick, Niemand vielleicht wollte ihn verstehen. Am Tage vorher kam die Oberhofmeisterin selber mit einer jüngeren Dame in die Bibliothek, und ohne mich eines Blicks zu würdigen oder meine Hülfe zu verlangen, begab sie sich in den Saal, in welchem die Werke der modernen Belletristen aufgestellt waren. Da ich sie ihren eigenen Weg gehen sah, als sei sie hier zu Hause und könne schalten und walten nach Belieben, so wartete ich eine Weile geduldig in der Ferne das Kommende ab; als ich sie aber plötzlich laut über die Unordnung klagen hörte, die unter den Büchern herrsche, trat ich ernstes Wesens hinzu, verbeugte mich und fragte nach ihren Wünschen.

»Sie sind noch nicht weit in der Ordnung dieser Bücher vorgeschritten,« sagte sie mit ihrer trocknen, harten Stimme, »das bedaure ich – beeilen Sie sich.«

»Das geht so rasch nicht; ich habe diesem Saale noch keine Aufmerksamkeit widmen können, Frau Gräfin,« erwiderte ich kalt aber höflich; »mich beschäftigen noch die Geschichtswerke, dann kommen die Philosophen und dann –«

»Ich will von der langen Reihe Ihrer noch auszuführenden Großthaten nichts wissen,« unterbrach sie mich mit einer absichtlich beleidigenden Härte. »Sie sollten die

Bücher ordnen, die man zunächst braucht, ich wünsche das so. – Wo haben Sie Bulwer's Maltravers?«

Zufällig hatte ich das Buch vor Kurzem in der Hand gehabt, nachdem es ein Kammerherr gelesen und zurückgeschickt. »Hier ist es,« erwiderte ich, nahm es von seinem Platze herunter und reichte es ihr hin.

»Bitte,« fuhr sie vornehm fort, als ob sie die Berührung mit mir von Hand zu Hand scheue, und trat einen Schritt zurück, so daß selbst die junge Hofdame über diese brutale Geberde erschrak und erröthete, »schicken Sie es mir auf mein Zimmer!«

Das Blut stieg mir in den Kopf; ich legte das Buch mit zuckender Handbewegung auf einen Tisch und sagte, indem ich mich kalt abwandte: »Haben Sie die Güte, danach zu senden, mir stehen in der Bibliothek keine Lakaien zu Gebote.«

Ein drohender Blick flog mir entgegen, die junge Hofdame aber, mir heimlich einen freundlichen Wink gebend, nahm das Buch hinter dem Rücken der Oberhofmeisterin vom Tische und folgte der Fortgehenden, mir eine flüchtige Verbeugung zu Theil werden lassend, die ich auf das Höflichste erwiderte.

Unter diesen Umständen konnte also von einer Einladung zu dem Feste im Freien Seitens der rechten Hand der Fürstin nicht die Rede sein, ich verzweifelte aber immer noch nicht und hoffte am Ende von der linken, was mir jene versagt. Allein auch hier hoffte ich vergebens. Einige Hofherren begegneten mir noch denselben Nachmittag im Schlosse, selbst der Hofmarschall, der in vollstem

Diensteifer dem Küchen- und Kellermeister Anweisungen gab, sah mich gegen Abend die Bibliothek verlassen, aber auch er verrieth mit keiner Sylbe, daß ich Anspruch auf die Theilnahme am Feste des folgenden Tages habe.

Am Abend erwartete ich mit Ungeduld das Erscheinen meines alten Schloßdieners, der mir aus Gefälligkeit und für einen monatlichen Lohn die Stiefel putzte, in der Hoffnung, er würde mir gewiß eine Bestellung auszurichten haben. Aber nein, auch er schwieg und so vertröstete ich mich auf den Morgen des Festes selbst.

Schon gleich nach Tagesanbruch, als ich noch halb schlaftrunken im Bette lag, hörte ich mehrere Wagen vom Schloßhofe abrollen. Ich stand auf und blickte hinab. Es waren die Küchen- und Kellerwagen mit einem ganzen Haufen von Lakaien, die voranfuhren, um die Vorbereitungen zu dem Essen zu treffen. Während ich Kaffee trank, erschienen neue Wagen und viele Beamte. Cavaliere, mit einem abermaligen Troß von Dienern, stiegen ein und fuhren lustig und seelenvergnügt davon. Ich hatte mein Fenster geöffnet und blickte nach den Einsteigenden hinab. Viele von ihnen sahen mich sogar im Fenster liegen, nickten grüßend herauf, aber Keiner von ihnen fragte, ob ich mit wolle oder gab mir nur im Geringsten zu verstehen, daß ich auch einen Platz in irgend einem Wagen beanspruchen könne. Endlich, nachdem ich mich schon in festliche Kleider geworfen, ging ich hinab in's Schloß und kam eben zur rechten Zeit, um die Fürstin selbst abfahren zu sehen, der unmittelbar alle Damen des Hofes und die noch zurückgebliebenen Cavaliere folgten.

Gleich darauf wurde es sehr still im Schlosse, ich sah nirgends einen Menschen mehr, der sich noch dem allgemeinen Zuge hätte anschließen können. Endlich ging ich zu dem Oberkastellan hinab, um von ihm vielleicht noch zufällig eine Belehrung zu empfangen, da ich mir fest vorgenommen hatte, an Niemanden eine Frage zu richten oder nur den Glauben blicken zu lassen, ich halte mich für berechtigt, Theilnehmer der großen Parthie zu sein.

Als ich beim Kastellan eintrat, saß er wie gewöhnlich um diese Zeit am Frühstückstisch. Er war so gütig, mir einen Stuhl anzubieten, den ich ablehnte, und er sagte dabei: »Ich bin heute der Einzige im Schloß, der nicht mit in's Grüne fährt; da draußen ist es feucht und meine Gicht im Bein verträgt das nicht.«

Dieser Mann sagte frech, er sei der Einzige im Schloß, der zu Hause bleibe, und doch sah er mich vor sich stehen. War ich denn kein Schloßbewohner so gut wie er und jeder andere Beamte? Das schien mir doch etwas unverschämt, aber meine Laune war in der Wandlung begriffen; ich fing an, mein Geschick mit der größten Gelassenheit zu tragen und drehte ihm daher sehr bald den Rücken, um über den Hof zu schreiten und einen Blick auf die Straße nach der Stadt hinab zu werfen.

Außerhalb des Portales, vor einem dem Schlosse zunächst gelegenen Hause, dem fürstlichen Ministerialgebäude, standen zwei bis drei Wagen in einer Reihe aufgefahren. In demselben Augenblick, als ich hinaustrat,

stiegen mehrere Räthe die Stufen davor herunter, kletterten rasch ein und fuhren wie der Wind die Lindenallee hinab. Das waren die letzten Wagen, die ich dem allgemeinen Ziele zustreben sah. Plötzlich erwachte ein stolzes Gefühl in meiner Brust, ich wandte der ganzen Außenwelt den Rücken, ging auf mein Zimmer, kleidete mich wieder aus und begab mich dann in die Bibliothek, wo ich trotz des Wurmes, der an meinem Innern nagte, mehrere Stunden völlig ungestört arbeitete und endlich um zwei Uhr nach der goldenen Krone ging, um mein Mittagsessen einzunehmen.

Hier fand ich die sonst so besetzte Tafel fast leer. Nur einige alte Herren, einige Reisende und ein fremder Officier, den Niemand kannte, saßen bei Tische. Ich aß ruhig was mir vorgesetzt wurde, ohne zu wissen was es war. Als aber das Dessert aufgetragen ward und der Officier und die alten Herren sich schon entfernt hatten, sprengte plötzlich ein Reiter vor die Hausthüre und unmittelbar darauf trat Major Fuchs bestäubt und erhitzt herein, denn es war ein sehr warmer und trockener Tag.

»Was,« rief er mir zu, als er meiner unerwartet ansichtig wurde, »Sie sind nicht draußen?« Und dabei machte er, mir die Hand schüttelnd, ein so erstauntes Gesicht, daß ich unwillkürlich lächeln mußte.

»Wie Sie sehen,« erwiderte ich, »bin ich hier. Setzen Sie sich, essen Sie Ihre Suppe und dabei will ich Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist.« So theilte ich ihm Alles mit, obwohl ich mich hütete, irgend eine Bitterkeit

durchblicken zu lassen; allein der Mann führte nicht umsonst seinen Namen, er durchschaute augenblicklich das ganze Verhältniß, was um so leichter war, als ich ihm schon früher einige meiner kleinen Erlebnisse am Hofe zum Besten gegeben hatte.

»Das ist abscheulich!« rief er ergrimmt aus. »O, ich erkläre mir den ganzen Zusammenhang. Sehen Sie, so geht es hier zu, und das dürfte doch eigentlich nicht vorkommen. Werden Sie mir nun Recht geben, daß ich mich, wo ich nur kann, von der ganzen Hofclique zurückziehe? Nein, nein, ein wilder Fuchs paßt nicht für so zahme Gänse und Enten! Haha! Aber wissen Sie was? Wollen wir uns heute Nachmittag, dem ganzen erbärmlichen Volke zum Trotze, den Schwindel ansehen? Sprechen Sie nur ein Wort und ich reite Ihnen zu Liebe noch einmal mit hinaus. Sie können doch reiten, wie?«

»Versuchen Sie es,« entgegnete ich lächelnd, und mein fröhlicher Muth kehrte zurück, als der Gedanke an einen lustigen Ritt mich ergriff. »Aber das Versprechen müssen Sie mir geben, daß mich Niemand von den Hofleuten zu sehen bekommt, ich möchte ihnen auch nicht einmal den frohlockenden Gedanken gönnen, daß es ihnen geglückt ist, mir absichtlich ein Vergnügen versperrt zu haben.«

»Abgemacht! *Das* Versprechen gebe ich Ihnen, wir schauen nur aus der Ferne zu. Aber ich habe nur ein etwas wildes Pferd für Sie –«

»Lassen Sie es getrost satteln – wann brechen wir auf?«

»Sobald wir den Kaffee getrunken haben, draußen wird man uns doch keinen unter den Bäumen präsentieren.« –

Er schickte den Hausknecht zu seinem Diener und eine Viertelstunde später kamen die Pferde und wir stiegen auf.



Das Pferd, welches ich ritt, machte schon in der Stadt und noch mehr im Freien einige gewaltsame Bemühungen, mich aus dem Sattel zu bringen, allein da ihm der Versuch nicht glückte und ich bald vollständig seiner Herr ward, sagte der Major, der mich schon lange beobachtet hatte:

»Mein lieber Flemming, ich habe vorher etwas Dummes gesprochen, als ich Sie fragte, ob Sie reiten könnten. Jetzt will ich daher eine gescheidtere Frage thun und mich belehren lassen, wie Sie als Studirter zu diesen Künsten gekommen sind und ob Sie nicht Lust haben, mir, einem Infanterie-Officier, der nur das Nothwendigste darin leistet, einigen Unterricht zu ertheilen.«

Ich lächelte und fand mich durch seine mir bisher bewiesene Freundschaft aufgelegt, ihm einzelne Abschnitte aus meinem früheren Leben zu erzählen, wodurch er denn erfuhr, daß ich mit dem Prinzen Bruno erzogen, mit ihm seine großen Reisen gemacht und also auch früher

schon mit der jetzigen Fürstin von B*** bekannt geworden sei, da ich zu ihrer Zeit am Hofe zu W*** gelebt hatte.

Diese vertrauliche Mittheilung erweckte das ganze Interesse meines Gefährten und er wandte mir von diesem Tage an eine noch größere Aufmerksamkeit als schon früher zu. Er betrachtete mich lange und wiederholt, that noch verschiedene Fragen in den Gränzen bescheidener Zurückhaltung und sagte dann:

»Sehen Sie da, Sie sind offen gegen mich gewesen und so will ich es auch gegen Sie sein. Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Sie dabei in einer Weise verletze, aber ich habe Sie von Anfang an für keinen gewöhnlichen Stockgelehrten gehalten. Sie besitzen außer Ihrer Gelehrsamkeit noch etwas Anderes, was mir noch besser gefiel, ohne daß ich es näher zu bezeichnen gewußt, jetzt aber weiß ich, was es ist: Sie haben in Ihrer Jugend nicht nur eine vortreffliche Erziehung genossen, sondern auch stets im Kreise ausgezeichneten Menschen gelebt. Das bleibt Einem am Leibe sitzen und kein Sturmwind bläst es uns ab. Aber Sie sind außerdem auch ein erfahrener und weitgereister Mann, und das erhöht meine Achtung vor Ihnen, der ich nie aus Deutschland herausgekommen bin und sogar nur einen kleinen Kreis darin beschrieben habe. Nun kann ich mir Vieles aus Ihren früheren Bemerkungen über den hiesigen Hof und verschiedene Persönlichkeiten erklären. Ja, mein Lieber, wie ich Sie jetzt kenne und beurtheile, sage ich Ihnen vorher, daß Sie unter dem ganzen Geschmeiß hier keine große

Anerkennung finden werden, zumal die Gräfin Hohenheim aus mir unbekanntem Gründen Ihre Erbfeindin zu sein scheint. Allein, daraus würde ich mir an Ihrer Stelle auch gar nichts machen. Geben Sie Acht, Sie dringen doch endlich durch die hiesige chinesische Mauer bis auf den Goldberg und nach dem Porzellanthurm, denn die Fürstin weiß zu unterscheiden und setzt ihren Willen zuletzt immer durch, vorausgesetzt, daß sie keinen persönlichen Widerwillen gegen Sie hegt. Glauben Sie mir, sie ist auf keine Weise schuld, daß bei uns noch die Pharisäer und Schriftgelehrten ihres Mannes regieren, aber schon macht es sich hier und da bemerkbar, daß sie ein Auge und wahrscheinlich auch einen Zahn auf sie hat. Sie würde meiner Meinung nach schon längst ein reinigendes Gewitter über die Köpfe dieser vielvermögenden Herren hereinbrechen lassen – denn Energie hat sie wie Ihr Freund Bruno – aber sie ist noch nicht ganz frei von der Besorgniß, der Fürst könne noch einmal wiederkehren und dann das alte Spiel von Neuem beginnen. So lange behält sie die nichtssagenden Gesichter um sich und duldet sie – das ist meine Meinung von ihr. Nun wissen Sie auch, warum ich mich nicht an den Hof gezogen fühle. Der Fürstin möchte ich schon nahe stehen, aber die jetzt gewaltigen Hofleute sind mir zuwider. Zwischen diesen Menschen und mir liegt gewissermaßen, ohne daß ich ein Poltron bin, immer meine blanke Klinge, und das wissen sie wohl und darum kommen sie mir nicht zu nahe, denn weicht ein ehrlicher Mann nur einen Fingerbreit vor ihnen zurück, so halten sie ihn für einen Hasenfuß

und werden frech und unverschämt. Und das lasse ich mir von keinem schwänzelnden und faullenzenden Hofmann gefallen. Ich bin zwar kein *geborener* Edelmann, wie man zu sagen pflegt, aber so viel Adel hat mir meine Bildung und meine Stellung verliehen, daß ich weiß, was ich mir selber schuldig bin.«

Dieser Ausspruch war wichtig für mich. Indem ich ihm nur von ganzem Herzen beistimmen konnte, fühlte ich mich mehr und mehr zu dem biedereren Manne hingezogen, und von diesem Tage an hatten er und ich einen Freund mehr an diesem Orte. So war ich nicht mehr ganz allein in meiner verlassenen Stellung und von nun an besaß ich einen Rückhalt und Rathgeber in allen kleinen über mich hereinbrechenden Nöthen. Damit glaube man aber nicht, daß ich mein ganzes Innere mit allen seinen geheimen Empfindungen und Gedanken dem neuen Freunde preisgegeben hätte, nein, das vermochte ich nicht, gab es ja doch Etwas in mir, was ich nicht einmal meinem alten Freunde in Adersbach sagen konnte, und obgleich ich versprochen, ihm Alles mitzutheilen, was in B*** außer und in mir verginge, so hatte ich doch noch keine Sylbe von Dem verlauten lassen, was mir das Herz so tief bewegte, seitdem ich in B*** eingetroffen und alte Empfindungen aus der schönen Jugendzeit wieder in mir lebendig geworden waren.

Unter verschiedenen vertraulichen Gesprächen erreichten wir etwas spät am Nachmittage die Gebirgsgegend, in welcher das heutige Fest begangen wurde. Ein herrlicher Forst nahm uns zuerst auf und erinnerte mich

lebhaft an den heimatlichen Habichtswald, wo unser ehemaliges Hochland in reizendster Einsamkeit lag. Um uns den Blicken der auf dem Festplatze Versammelten nicht auszusetzen, führte mich der Major auf Umwegen auf eine gebüschreiche Anhöhe und hier stiegen wir von unsern Pferden, banden sie fest an und schritten nun zu Fuß vorsichtig dem Getümmel entgegen, das sich uns schon aus der Ferne durch die laute Musik und das Durcheinanderbrausen von tausenden von Stimmen bemerklich machte.

Da die Dämmerung sehr nahe war, so fanden wir schon Alles im lebhaftesten Gange. Ueberall war Bewegung, überall Frohsinn, an manchen Stellen sogar ein bacchantisches Gewoge. Da, wo die Musik am lautesten erscholl, versuchten wir zuerst vorzudringen, hielten uns aber stets in solcher Entfernung, daß uns die eifrigst Beschäftigten nicht wahrnehmen konnten. Endlich hatten wir den besten Uebersichtspunkt erreicht. Wir sahen das fürstliche blau und weiß gestreifte Zelt, auf dessen Spitzen die Banner des Landes im leisen Abendwinde flatterten. Nicht weit davon entfernt waren drei große Tanzplätze unter den Bäumen errichtet, in deren Mitte die fürstliche Kapelle aufgestellt war und rauschende Musik erschallen ließ. Streng nach den Rangklassen gesondert, denn auch hier herrschte der in der Stadt geübte Kastendämon vor, erlustigten sich die Anwesenden. Hier schritten stolz die Damen der Aristokratie und die hochnasigen Frauen der Geheimen Räthe einher, dort waren die Unterbeamten mit dem höheren Bürgerstande vereint, die

für heute einen genußreichen Waffenstillstand geschlossen, und auf dem dritten Platze endlich raste der kleine Bürger und seine wie junge Furien losgelassene wilde Jugend herum. Nur einige beutelustige Cavaliere vom Hofe schlichen wie die Kater von Platz zu Platz und prüften schlau, wo das blühendste Gesicht zu finden, denn diese Herren sind stets nach frischem Fleische lüstern und vergessen gern auf Augenblicke ihre aristokratischen Hautgouts, wenn sie die plebejischen Gelüste, die so häufig bei ihnen gefunden werden, auf billige Weise befriedigen können.

Nachdem wir eine Weile an dieser Stelle haarscharfe Beobachter abgegeben und der Major meine Lachmuskeln mit seinem beißenden Witz wiederholt in Bewegung gesetzt hatte, führte er mich an einen anderen Ort, wo wir ein neues und nicht minder interessantes Schauspiel genossen. Auf einem freien, rings von Bäumen und Gesträuchen eingeschlossenen Raume hatte man sechs endlos lange Büffets ausgeschlagen, die mit Allem, was den Appetit des Menschen reizen und seinem Hunger Genüge thun kann, fast überladen waren. Die auserlesensten Speisen, Leckereien, Kuchen und Früchte, desgleichen alle möglichen Weinsorten wurden hier in Fülle und je nach Belieben von den zufolge ihrer Bedrängniß schwitzenden Lalaien, Küchen- und Kellerdienern verabreicht. In dieser Gegend des Festplatzes schwirrte es wie in einem ungeheuren Bienenschwarm; Hunderte drängten

sich von allen Seiten zugleich heran, überboten sich gegenseitig mit Ellbogenstößen, um sich Platz zu verschaffen, und überschütteten die Diener mit bittenden und flehenden Worten, ihrer unermüdlichen Geduld doch endlich gerecht zu werden. Angst und Sorge war auf den Gesichtern der ferner Stehenden zu lesen, ob sie heute wohl noch zum Zweck gelangen und das Begehrte erreichen würden, Triumph und himmlische Seligkeit dagegen auf den Mienen Deren, die mit hochemporgehaltener Schüssel oder Flasche durch die nun Andrängenden den Rückzug antraten, um an irgend einem heimlichen Plätzchen die schwer errungene Beute mit wahrer Habichtsgier zu verschlingen.

»Sehen Sie diese lebenswürdigen Schwelger und Schmarotzer an,« sagte lachend der Major, »mit welcher Gier und Unersättlichkeit sie sich auf allgemeine Unkosten vollstopfen. Heißa! Das nenne ich sich gütlich thun! Sehen Sie einmal, da möchten sie mit den Händen in die vollen Schüsseln fahren, weil es mit der kleinen Gabel zu langsam geht, und dort thun sie, als ob sie die Flaschen mit hinunterschlucken wollten, um nur den lieben Bauch so rasch wie möglich bis an den Hals zu füllen. Bei Gott, gegen diese unsre modernen Bacchanten erscheinen ihre Collegen des Alterthums wie wahre Kinder. Sehen Sie dort, da liegen sie im Grase und wälzen sich in purer Wollust wie die Säue, und da, bei Gott, haben sie sogar Körbe und dienstfertige Hände mitgebracht, um ihre billige Beute heimlich mit nach Hause zu schleppen. Ah, das sind brave Kämpen, sie sorgen wie die Hamster für

die morgige Ebbe und sammeln für ihre Kleinen, wie es wackeren Eltern geziemt. Haha! Wenn das nicht ekelhaft wäre, könnte es lehrreich sein! So mag es im Großen ausgesehen haben, als Zeus die Welt vertheilte und zuletzt der arme Poet kam und sich nur noch mit dem Himmel des arm gewordenen Gottes begnügen mußte!«

In ähnlicher Weise begleitete der heitere Major die allmählig sich abwickelnden Vorgänge, und wenn wir auch weder unsern Appetit stillten, noch unsern Durst löschten, so vergnügten wir uns doch auf unsere Weise und erhaschten sogar noch den Anblick des Lustfeuerwerks, welches endlich nach hereingebrochenem Abend laut und glänzend genug durch die Lüfte emporstieg und zuletzt mit den schönen Farben der bengalischen Flamme das Blättermeer und die würgenden Gruppen vergoldete.

Den eigentlichen Mittelpunkt des ganzen Festes, den Hof, bekamen wir nicht zu sehen, so nahe wollten wir uns nicht heranwagen, um der Gefahr zu entgehen, von einzelnen Theilnehmern des Festes erkannt und den höheren Festordnern verrathen zu werden. So erfuhren wir auch nicht, welche Freuden die Fürstin selbst über den glänzenden Taumel empfand; sie hatte sich in ihr Zelt zurückgezogen, wo sie im engeren Kreise der Bevorzugten ihr Mahl einnahm, um dann bald nach dem Feuerwerk ihren Wagen zu besteigen und nach dem Schlosse aufzubrechen.

Auch wir, vollständig gesättigt, obschon kein Bissen über unsre Zunge gekommen, suchten endlich unsre

Pferde auf und ritten in harmlosem Gespräch heim, zufrieden, wenn nicht Theilnehmer, doch gewiß in aller Ruhe Zuschauer des großen Festes gewesen zu sein.

Nach diesem seit langer Zeit entbehrten Ritte genoß ich unerwartet einer sehr ruhigen Nacht, einer ruhigeren vielleicht, als wäre ich mit dem ganzen Hofe und dem größten Theile der Stadtbewohner auf der Felsenburg gewesen. Darum schmeckte mir auch am nächsten Morgen die Arbeit so gut und der Mittag kam so schnell heran, daß ich kaum wußte, wo die Zeit geblieben war. Als ich die erste Hälfte meines Tagewerks beschlossen hatte und einen Blick auf die stillen und noch wüst durch einander stehenden Bücherreihen warf, wandelte mich plötzlich die Lust an, in dem schönen Sonnenschein unter den grünen Bäumen des Schloßparkes zu lustwandeln, und rasch schlug ich den Weg dahin ein, mich derselben Thür zum Ausgange bedienend, durch welche die Fürstin aus ihren Gemächern in den Garten zu gehen pflegte.

Als ich an den ersten Blumenparthien hinabgeschritten war und eben um die Ecke eines Gebüsches nach der schönen Kastanienallee biegen wollte, welche den Schloßgarten von dem eigentlichen Parke trennte, sah ich unmittelbar vor mir die Fürstin daherkommen und denselben Weg nach dem Schlosse zurück einschlagen, den ich diesmal zufällig gewählt hatte. Sie ging langsam und allein, nur ihr kleines Windspiel sprang munter um

sie her, ihre Damen aber und unter ihnen die Oberhofmeisterin voran, folgten hundert Schritte hinterher, wo sie mit einigen Herren im leisen Geplauder begriffen waren.

Die Fürstin war in helle Seide gekleidet; den breitrandigen Strohhut mit den flatternden Bändern hielt sie in der linken Hand und in ihren glänzenden Locken spielte der kosende Südwind, der von den großen Rasenflecken her den herrlichen Duft frisch getrockneten Heues herübertrug. Sie blickte still vor sich hin, wie tief in Gedanken versunken; als sie mich aber plötzlich an einer Stelle auf sich zukommen sah, wo ich ihr nicht ausweichen konnte, ging sie augenscheinlich noch langsamer, erwiderte freundlich meinen ehrerbietigen Gruß, schien aber nichtsdestoweniger etwas betrübt zu sein. Als ich ihre Miene den Ausdruck annehmen sah, als ob sie mit mir reden wolle, blieb ich stehen, näherte mich dann auf einen leisen Wink und da sagte sie etwas hastig und offenbar mit unwillkürlicher Lebhaftigkeit:

»Warum sind Sie gestern nicht auf der Felsenburg gewesen? Ich habe Sie nirgends gesehen. Ich wollte mit Ihnen von unserer Heimat reden und mich an meine Jugend erinnern, was ich an meinem Geburtstage so gern thue.«

»Gnädigste Frau,« entgegnete ich mit offenen Dreistigkeit, »ich wäre unsäglich gern hinaufgekommen, um Ihnen meine tief gefühlten Wünsche für Ihr Glück darzubringen, allein Niemand hat mich zu dem Feste eingeladen, Niemand hat mir gesagt, daß ich würdig sei,

an demselben Theil zu nehmen, und aus freien Stücken glaubte ich an keinem Orte erscheinen zu dürfen, wo man nur Ihrer Durchlaucht wegen versammelt ist.«

»Wie?« rief sie erstaunt, »man hat Sie nicht eingeladen? Ist denn dazu nicht von selbst Jeder geladen, der zu meinem Hofhalte gehört?«

»Mir sind die Sitten und Gebräuche am hiesigen Ort noch unbekannt und ich bitte um Verzeihung, daß ich durch meine Abwesenheit gegen die hergebrachte Ordnung gefehlt habe.«

»O, lassen Sie das! So lade ich Sie zu dergleichen Feierlichkeiten ein für alle Mal hiermit selbst ein. Es thut mir leid, daß – daß Sie um ein Vergnügen gekommen sind. Hoffentlich hat man nichts Böses damit bezweckt, daß man Ihnen, der Sie noch fremd hier sind, meine Willensmeinung in dieser Beziehung verschwieg. Aber es soll nicht wieder vorkommen, ich werde die nöthigen Befehle geben.«

Ich verneigte mich dankend und wollte schon weiter gehen, weil ich eine Geberde ihrer Hand dahin deutete; allein sie hatte damit ihren Damen nur einen Wink gegeben, von ihr fern zu bleiben, was diese sogleich befolgten, indem sie zurückgingen, wobei die Oberhofmeisterin jedoch nicht unterlassen konnte, ihr Glas vor die Augen zu nehmen und mich mit einem wahrhaft furienartigen Blick zu betrachten. Die Fürstin jedoch, ihren Weg nach dem Schlosse langsam fortsetzend, schien meine Begleitung zu wünschen und so schritt ich, den Hut in der Hand, in angemessener Entfernung neben ihr her.

»Ja,« sagte sie, indem ihre Stimme einen wehmüthigen Ton annahm, »Sie haben durch Ihr Ausbleiben auch mich um einen Genuß gebracht. Ich hätte so gern einmal mit Ihnen von meinen Lieben gesprochen, die Sie noch vor kurzer Zeit sämmtlich gesehen haben.«

»Gnädigste Frau,« erwiderte ich fest und kühn, »man kann überall von seinen Lieben sprechen.«

»Ja, *überall*, aber nicht *immer*; man hat nicht alle Tage die Stimmung, in der ein solches Gespräch wohlthätig und trostreich ist.«

»Sie haben nur zu befehlen, gnädigste Frau; soll ich Ihnen vielleicht jetzt von der Zärtlichkeit und Liebe Ihres Bruders, des –«

»Schweigen Sie von ihm!« unterbrach sie mich mit einer beinahe heftigen Aufwallung. »Gerade von ihm zu hören, bin ich jetzt am wenigsten aufgelegt. Doch kann ich Ihnen den Trost geben, daß ich den Brief gelesen habe, den Sie von Adersbach mitgebracht, und daß ich darüber nachdenken werde, wie ich dem Inhalte – er betrifft fast allein Ihr Wohl – nachkommen soll. Haben Sie Geduld. Uebereilen Sie Nichts. Ich muß mich erst wieder an Ihr Gesicht gewöhnen. Es spricht zu deutlich aus, daß Sie mit Vielem bei uns unzufrieden sind –«

»Gnädigste Frau –«

»Still, hören Sie mich an. Aber hier muß man sein Gesicht in andere Falten legen als an anderen Orten. – Ach ja, mein Gesicht mag auch nicht dasselbe mehr sein, wie

es in W*** war. Doch still – jetzt nichts mehr davon. Gehen Sie und arbeiten Sie ruhig weiter. Ich werde bei Gelegenheit die Bibliothek besuchen, um Ihre Fortschritte kennen zu lernen. Guten Morgen!«

Da mit diesen Worten eine nicht zu verkennende Handbewegung verbunden war und die Fürstin sich zugleich nach ihren Damen umwandte, so verbeugte ich mich und kehrte auf einem andren Wege in das Schloß zurück, nicht wissend, ob sie mir wegen meines unzufriedenen Gesichts zürne oder nicht, wohl aber mit dem Gefühle, mit meinem Gespräch über ihren Bruder etwas voreilig bei der Hand gewesen zu sein.

Am Nachmittage desselben Tages befand ich mich allein in der Bibliothek, weniger mit dem Ordnen der Bücher als im Gedanken beschäftigt, das Gespräch von diesem Morgen nach allen Richtungen zu zergliedern, als mir ein sehr unverhoffter Besuch in meinem Amte zu Theil werden sollte, Ohne alle Ankündigung, keck und selbstbewußt, als wäre er auch hier überall Herr und Gebieter, trat der Kammerherr von Krachwitz bei mir ein, und ohne mich eigentlich zu begrüßen, ließ er seinem Zorne sogleich freien Lauf, indem er mit hoch erhobener Nase und blitzendem Auge sagte: »Mein Herr, ich komme zu Ihnen, um meiner Verwunderung über Ihr eigenthümliches Benehmen einen verständlichen Ausdruck zu gehen.«

Als ich diese bedeutungsvollen Worte hörte, machte ich mich auf eine Scene gefaßt, nahm eine Stellung und

Haltung an, wie sie mir dem anspruchsvollen Wesen dieses Herrn gegenüber am Platze schien und entgegnete mit meiner gewöhnlichen Ruhe:

»Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Kammerherr, um Ihre Meinung mit mehr Behaglichkeit von sich zu geben?«

»Ich danke, mein Herr;« lautete die hochtrabende Antwort, »wenn mir zu sitzen beliebt, werde ich auch ohne Ihre Einladung dazu einen Stuhl finden, jetzt aber behagt es mir zu stehen und so stehe ich.«

»So stehen Sie,« sagte ich innerlich empört, aber immer meine gleichmäßige Ruhe bewahrend, »mir aber erlauben Sie wohl, Platz zu nehmen, da ich zufällig ermüdet bin.« Dabei nahm ich den mir zunächst stehenden Stuhl und ließ mich gelassen darauf nieder, mir gar nicht das Ansehen gebend, als nähme ich das seltsame Erstaunen wahr, das jeden Augenblick auf der Miene des Kammerherrn im Wachsen begriffen war.

»Mein Herr,« fuhr der aufgeblasene Hofmann fort, »ich würde mich überaus wundern, wie ein Mann in Ihrer Stellung es wagen kann, einem Manne von meinen Verhältnissen auf diese Weise gegenüber zu treten, wenn dieselbe nicht ganz und gar mit Ihrem übrigen Verhalten in Einklang stände, einem Verhalten, welches zu rügen ich in diesem Augenblick hierher gekommen bin.«

»Geniren Sie sich nicht, Herr Kammerherr,« antwortete ich, ihn ruhig betrachtend, »sprechen Sie nur Ihre Meinung über mein Verhalten getrost bis zu Ende aus. Ich bin von meiner Jugend an ein lernbegieriger Mensch

gewesen und nehme auch jetzt noch alle Lehren gern an, die aus einem weisen Munde kommen. So sprechen Sie denn.«

»Mein Herr, ich bitte Sie, mich nicht so oft zu unterbrechen, ich bin gekommen, um zu reden, nicht aber um zu hören.«

»Gut, so werde ich hören – reden Sie!«

»Und da Sie mir selbst sagen, daß Sie von jeher so lernbegierig gewesen sind und also gewiß auch Manches gelernt haben, so spreche ich Ihnen auch darüber meine Verwunderung aus, daß Sie nicht einmal wissen, was sich der durchlauchtigen Fürstin gegenüber geziemt.«

»Und was geziemt sich ihr gegenüber nicht?«

»Eure ganz unbegründete Klage laut werden zu lassen, die Niemanden berührt als den, der sie auszusprechen sich die überflüssige Mühe gegeben.«

»Sie muß Sie aber doch wohl berührt haben, mein Herr, sonst würden Sie nicht gekommen sein, um mir diesen interessanten Vortrag zu halten. Welche Klage habe ich denn ohne allen Grund vor der Fürstin ausgesprochen?«

»Die, daß kein besonderer Wagen für Sie vor die Thür gefahren ist, um Sie in aller Gemächlichkeit nach dem Festorte des gestrigen Tages zu bringen.«

Jetzt lächelte ich, ja ich lachte beinahe, denn ich sah nur zu gut ein, daß der Kammerherr oder irgend ein Anderer einen Verweis von der Fürstin erhalten hatte. »Diese Klage habe ich gar nicht ausgesprochen, mein Herr,« entgegnete ich munter, »wie überhaupt gar keine Klage.

Darüber wenigstens befinden Sie sich im starken Irrthum. Im Gegentheil hat Ihre Durchlaucht, die mich draußen *vermißt* hat, gefragt, warum ich nicht auf der Felsenburg gewesen sei, und da habe ich ihr geantwortet, wie es in meiner Lage sehr natürlich war, daß mich Niemand aufgefordert hat, an der Fahrt Theil zu nehmen.«

»Ah! Sie erwarteten also eine ganz besondere Einladung, vielleicht durch den Herrn Hofmarschall oder den Oberceremonienmeister?«

»Nicht im Geringsten, ich erwartete sie nicht einmal von Ihnen, der Sie keins von Beiden sind, so viel ich weiß.«

»So bekümmern Sie sich künftig um das, was hier Mode ist, *den* guten Rath erlaube ich mir Ihnen vor allen Dingen zu ertheilen, damit Sie nicht wieder in die Lage kommen, eine Unwahrheit auszusprechen.«

»Sie versprechen sich, mein Herr – so nehme ich es wenigstens an – Sie wollen sagen: die *Wahrheit*, und damit Sie für die Gegenwart wie für die Zukunft den rechten Begriff von mir haben, so sage ich Ihnen, daß ich sie stets und vor Jedem sprechen werde, wie ich sie heute schon zweimal gesprochen habe.«

»Nun, wenn Sie auf diese Wahrheit bestehen, so gestatten Sie mir zu sagen, daß dieses ›die Wahrheit-Sagen‹ für einen Mann von Ihrer gelehrten Bildung – die wir leider nicht besitzen – keinen besonderen Grad von Klugheit verräth.«

»Mein Herr, über den Grad von Klugheit in Bezug auf meine Handlungen und Aussprüche gestatte ich Ihnen

auf keine Weise Richter zu sein. Doch, was hilft das lange Schwatzen über einen Gegenstand, den wir Beide aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten – mit einem Wort, Sie oder ein Anderer hat von Ihrer Durchlaucht einen Verweis erhalten und Sie kommen nun zu mir, um Ihre Galle rasch wieder los zu werden. Sie haben sich aber in mir geirrt und werden sich stets irren, wenn Sie auf ähnliche Weise mir die Ehre Ihres Besuches schenken. Ich bin nicht der Mann, der vor leeren Ausflüchten und drohenden Mienen Respect hat, meine Autoritäten liegen auf einem anderen Felde. – Haben Sie mir jetzt sonst noch etwas mitzuthemen, so beeilen Sie sich damit, denn wie Sie sehen, bin ich im Dienste Ihrer Durchlaucht beschäftigt.«

Hiermit stand ich auf und trat an mein Pult. Der Kammerherr barst beinahe vor Wuth und seine Nase blähte sich aus, als schnappe er nach Luft.

»Mein Herr,« rief er hoheitsvoll, »ich warne Sie! Sie vergessen sich, mich und den Ort, wo Sie sich befinden.«

»Nicht im Geringsten. Sie sind der Kammerherr von Krachwitz, dies ist die fürstliche Bibliothek und ich, Kurt Flemming mit Namen, bin Bibliothekar Ihrer Durchlaucht, also durchaus an dem Platze, wohin ich kraft meines Amtes gehöre.«

»Es ist gut – mit Ihnen zu streiten, habe ich weder Lust noch Zeit – aber es wird sich finden, es wird sich finden, mein Herr!«

»Ja, mein Herr, es wird sich finden, sage auch ich. Leben Sie wohl und grüßen Sie von mir Diejenigen, welche

Sie abgesandt haben, mir eine Lehre zu geben, nach der ich weder ein Bedürfniß gefühlt, noch die Neigung habe, sie zu befolgen.«

Schon während ich mit der größten Gelassenheit diese Worte sprach, war der Kammerherr verschwunden, indem er so eilig wie möglich die Flucht ergriff, da er einen ganz Anderen in mir gefunden hatte, als er erwartet haben mochte. Ich aber, wohl wissend, daß ich mir einen unversöhnlichen Feind auf den Hals gezogen und doch meine Herbheit keineswegs bereuend, weil ich mir gegen Menschen dieser Gattung eine ganz besondere Richtschnur vorgezeichnet, zog mich an mein Pult zurück, machte mich im Stillen auf neue Angriffe gefaßt und fuhr dann in meiner gewöhnlichen Arbeit fort.

Ohne daß ich es dem Leser weitläufig aus einander zu setzen brauche, kann er sich vorstellen, daß mir von dieser Stunde an nicht viel Freundlichkeit von den Herren des Hofes widerfuhr. Aber eine solche erwartete und darum bemühte ich mich auch nicht. Ich ging ruhig und ungestört meinen stillen Gang fort. Ich suchte keine Geselligkeit, ich trachtete nicht nach Gefährten. Meine Arbeit, der Verkehr mit meinem Innern, meine Correspondenz nach Außen und eine gelegentliche Unterhaltung mit dem Major Fuchs, dem ich von Tage zu Tage näher trat, je mehr ich ihn schätzen lernte, beschäftigten mich so vollständig, daß ich kein Bedürfniß nach größerem Verkehr fühlte, und an die verächtlichen Blicke des Hofgesindes war ich aus früherer Zeit so sehr gewöhnt,

daß ich keinen Kummer darüber empfand. Im Gegentheil, es gewährte mir oft ein lebhaftes Vergnügen, wenn ich bei der zufälligen Begegnung mit diesem oder jenem Herrn die finsternen Blicke sah, die sich auf mein Antlitz hefteten, viel weiter aber erstreckten sich die sichtbaren Anfechtungen nicht, die mir widerfuhren, da Herr von Krachwitz wahrscheinlich das Seinige dazu beigetragen hatte, seine Collegen von meiner Mundfertigkeit und Gelassenheit zu überzeugen, Ob diese Herren mit mir sprachen oder nicht, war mir sehr gleichgültig, daß sie meinen Gruß auf eine Weise erwiderten, die einer Beleidigung auf ein Haar glich, kümmerte mich wenig, ich war ganz unverwundbar diesem Allem gegenüber, und weil sie das merkten, blieben sie stets in einiger Entfernung von mir. Auf den Herrn von Krachwitz aber hielt ich ein wachsames Auge, und sein Dünkel und seine Aufgeblasenheit prägten sich alle Tage fester in mein Gedächtniß ein. Dieser Herr war, wie alle Welt in der Residenz wußte, ein Dummkopf vom reinsten Wasser; er gehörte einer sehr reichen Familie an und galt als das *Non plus ultra* vom modern-ritterlichen Junkerthum. Als solcher sei er zu fürchten, sagte mir Major Fuchs, dem ich mein Erlebniß mit ihm mittheilte, sonst aber würde sich Jedermann freuen, wenn er hörte, daß er seinen Mann an mir gefunden habe. Und daß er diesen an mir finden sollte, stand bei mir fest und es war, als ob, wenn ich ihm begegnete, eine Ahnung mir zuflüsterte, daß ich ihn, wenn er es sich noch einmal erlauben sollte, mir gute Lehren zu geben,

wie man sie einem Schüler oder Bedienten zu Theil werden läßt, beim Kragen fassen und auf gewisse Weise aus meiner Nähe befördern würde, die ihm gewiß noch weniger behagte, als mir seine dummdreiste herrische Manier.

Weit empfindlicher als das hochmüthige Benehmen dieser Herren berührte mich dagegen die nachlässige Weise, mit der die fürstlichen Lakaien und sonstigen Diener gegen mich zu verfahren angingen. Wahrscheinlich waren sie von irgend Jemanden dazu aufgehetzt. Selten nur grüßte mich einer von ihnen, ja ihre Frechheit ging so weit, daß sie meine Bestellungen und Aufträge, die ich ihnen innerhalb der Gränzen meines Amtes ertheilte, unausgeführt ließen oder vergaßen und, wenn ich sie darüber zur Rede stellte, mir geradezu sagten, ich hätte ihnen nichts zu befehlen.

Alle diese kleinen Verdrießlichkeiten, die auf eine erstaunliche Weise im Wachsen begriffen waren, machten mir das Leben in B*** nicht eben behaglich, und da ich der Fürstin auch nicht näher rückte, so gab ich in einigen muthlosen Augenblicken fast die Hoffnung auf, an diesem Orte jemals zu meinem Zweck zu gelangen, was mich jedoch keineswegs abschreckte, so lange ich noch da war, unbeirrt auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortzuwandeln, und keinen Finger breit von den Grundsätzen abzuweichen, die ich mir als Mann von Ehre auf diesem schlüpfrigen Pfade vorgezeichnet hatte.

Da aber sollte mit einem Male Etwas geschehen, was meine Muthlosigkeit völlig beseitigte und meine Hoffnungen auf das Frischeste belebte, und scheinbar war es

ein an sich unbedeutender Zufall, der diese Umwandlung in mir hervorbrachte und den ich nun dem Leser ausführlich erzählen will.

FÜNFTES KAPITEL. EINER NEUEN EHRE FOLGEN AUCH
NEUE VERDRIESSLICHKEITEN.

Eines Abends im October hielt ich mich beim Major Fuchs auf, den ich in freien Stunden jetzt öfter in seiner Wohnung besuchte. Ich hatte an diesem Tage eine große Freude gehabt und bedurfte daher eines Menschen, der an meinen kleinen Begegnissen einen herzlichen Antheil nahm. Vor einigen Monaten nämlich war schon der erste Theil meines großen Reisewerks im Druck erschienen, zu dem jener früher erwähnte Künstler aus Prag nach unsern mitgebrachten Skizzen so schöne Illustrationen geliefert hatte. An diesem Tage nun hatte mir mein Verleger aus Wien verschiedene öffentliche Blätter zugesandt, die einige überaus günstige Kritiken jenes Werkes enthielten. Mit diesen Blättern war ich zu meinem Freunde geeilt und er freute sich mit mir des ersten angenehmen Erfolges meiner jahrelangen Bemühungen und Arbeiten. Wir hatten eben zur Feier des Tages eine gute Flasche Wein geleert, als der Diener des Majors eiligst in's Zimmer trat und meldete, daß ein Lakai vom Schloß athemlos angekommen sei, um mich so rasch wie möglich zu sprechen. Ich ließ ihn hereinkommen und er brachte von der Fürstin den Befehl, ich möge sogleich bei ihr erscheinen, da sie mich nothwendig zu sprechen wünsche. Ich sei schon im

ganzen Schlosse gesucht worden und erst jetzt habe Ueberbringer zufällig meinen Aufenthaltsort erfahren.

Natürlich begab ich mich schleunigst auf den Weg, dem Befehle Folge zu leisten und ließ in der Hast meine schönen Kritiken beim Major liegen, der auch im augenblicklichen Besitz des einzigen Exemplars meines Werkes war, welches ich in Händen hatte. Von dem Lakaien erfuhr ich unterwegs, daß Gesellschaft bei der Fürstin sei und daß sie befohlen habe, mich in dieselbe einzuführen, sobald ich gefunden würde. Meine anfängliche Freude, sie allein zu sprechen, war also wieder zerstört, dennoch beeilte ich mich, Hofkleidung anzulegen und vor dem hohen Tribunal zu erscheinen, dessen Mitglieder mir der Diener genannt hatte und die aus der gewöhnlichen Umgebung der Fürstin bestanden, zu der noch einige Damen und Herren aus der Stadt gekommen waren.

Ohne mir viel Freude von dem Erfolge dieser neuen Vorbildung zu versprechen, war ich doch äußerst gespannt, den Grund derselben zu erfahren, und so trat ich denn bald in den Kreis ein, der wie damals im Gesellschaftsleben der Fürstin und um den großen runden Tisch versammelt saß, auf welchem verschiedene Kupferwerke, Bücher und Karten ausgebreitet lagen, woraus ich schloß, daß man sich diesmal gelehrten Untersuchungen oder Studien hinzugeben beliebe.

Als ich mit dem Hut in der Hand eintrat, zunächst der Thür stehen blieb und einen Blick über die stille Versammlung gleiten ließ, sah ich zu meinem Bedauern sogleich die Oberhofmeisterin und ihren Freund Krachwitz

vertraulich neben einander sitzen und mich wieder mit ihren Basiliskenblicken mustern. Ich beachtete sie aber nicht weiter, machte nur aus der Entfernung eine der Fürstin allein geltende Verbeugung und schritt dann auf sie zu, die sich erhoben hatte und mir mit einem Journale in der Hand etwas lebhafter als früher entgegentrat.

»Legen Sie ab, Herr Bibliothekar,« sagte sie mit einem Blick auf ihren Kammerdiener, der mir sogleich den Hut aus der Hand nahm und hinaustrug, »wir haben Sie schon mit Spannung erwartet, um aus Ihrem eigenen Munde eine Erklärung zu erhalten, die wir uns sonst nicht verschaffen konnten. Sehen Sie da, wir lesen hier eben eine Kritik von einem Werke, welches ein Mann Ihres Namens verfaßt hat, und da dies Werk dieselbe Reise zum Gegenstande hat, die auch Sie unternommen, so sind wir neugierig, zu erfahren, ob Sie vielleicht der so gerühmte Autor sind.«

Ich warf nur einen Blick auf das dargereichte Journal und erkannte sogleich dasselbe, welches ich eben bei meinem Freunde gelassen hatte. »Ich bin in der That der Verfasser, Durchlaucht!« sagte ich ruhig und mich hochachtungsvoll vor ihr verneigend, die mit einem seltsam forschenden Blick vor mir stand und eine Antwort mit warmem Antheil zu erwarten schien.

»O,« fuhr sie leicht schmollend fort, »und wir erfuhren erst aus den Zeitungen, daß Sie ein so lehrreiches und unterhaltendes Buch geschrieben? Das ist nicht recht von

Ihnen. Rasch, rasch, wo ist das Werk, damit wir es kennen lernen und hoffentlich eben so bewundern, wie dieser Herr Kritiker es gethan.«

Ich verließ nach einigen erklärenden Worten der Fürstin Zimmer, eilte aus dem Schloß mit schnellen Schritten zu dem Major zurück und holte das Buch, womit ich in weniger als zehn Minuten wieder unter die gelehrte Hofgesellschaft trat.

Sobald ich sichtbar wurde, hob die Fürstin den Kopf gegen mich auf und nahm mir den schweren Quartband aus der Hand, den ich ihr ehrerbietigst darbot, legte ihn vor sich auf den Tisch und blätterte darin. Bei dem ersten Blick schon sah ich sie eine aufmerksame Miene annehmen, denn die Stahlstiche waren ausgezeichnet und der Text herrlich gedruckt; als sie aber dann nach dem Titelblatt blickte und die nächste Seite umschlug, erbleichte sie sichtbar, beugte sich tiefer auf das Buch und schickte sich an, ruhig die Widmung zu lesen, die wohl ganz gegen ihre Erwartung an ihren Vater gerichtet war.

Eine Zeit lang schien es, als habe die Fürstin die Anwesenheit der sie umgebenden Gesellschaft vergessen, so sehr vertiefte sie sich in den Inhalt dieser Widmung. Sie fand darin die ganze unaussprechliche Dankbarkeit wieder, die ich für ihren Vater empfand und die ich mit lebhaften Worten ausgesprochen hatte, indem ich der unzähligen Wohlthaten gedachte, die mir der gute Fürst von W*** seit meiner Kindheit durch eine vortreffliche Erziehung und durch die Gnade erwiesen, seinem ältesten

Sohn als unzertrennlicher Gefährte durch die Windungen des Lebens folgen zu dürfen.

War sie schon beim ersten Anblick dieser Widmung ernst geworden, so nahm ihr Gesicht allmählig, je weiter sie im Lesen fortschritt, einen Ausdruck wehmüthigen Nachsinnens an, der nie darauf sichtbar ward, wenn sie in Gesellschaft Anderer sich bewegte. Als sie aber zu Ende gelesen, legte sie die rechte Hand auf die aufgeschlagene Seite, drehte den Kopf nach mir hin und nickte mir gleichsam beistimmend zu, wobei ich zu bemerken glaubte, daß sie erfreut und von einem wohlwollenden Gefühl meines dankbaren Herzens bewegt sei. Aber sie sprach kein Wort und blickte dann wieder sinnend und gleichsam in der Erinnerung ihres Geistes nach etwas Entschwundenem suchend, vor sich nieder.

Vielleicht hätte sie noch ein Wort gesagt, das mich beglückt und Einige von den Anwesenden wahrscheinlich verletzt haben würde, wäre in diesem Augenblick nicht eine Störung eingetreten, die dem allgemeinen Stillschweigen, das nicht ohne Verlegenheit war, ein Ende machte. Die Thüren öffneten sich nämlich, Lakaien traten herein und brachten auf silbernen Platten den Thee und Kuchenwerk, wovon sie zuerst der Fürstin, dann den übrigen Damen und Herren darboten.

Die Fürstin dankte und blieb mit dem Inhalt des Buches beschäftigt, die Anderen aber nahmen und setzten sich bequem nieder, indem sie tranken und aßen. Die Lakaien, die mich mitten unter der Gesellschaft in der Nähe der Fürstin stehen sahen, wußten nicht, ob sie mir auch

eine Tasse anbieten sollten, und suchten das Auge der Oberhofmeisterin, um ihren Willen darüber zu erfahren. Diese stand für diesen vorausgesehenen Moment schon auf der Lauer. Mit einem wahren Habichtsblick hielt sie die Diener von der Darbietung ihres Getränks zurück, und diese traten, ohne mir die zweifelhafte Gunst zu erweisen, in den Hintergrund des Zimmers, mit der Miene, sich für's Erste ganz aus dem Raume zurückziehen zu wollen.

In diesem Augenblick, der mir alles Blut vor peinlicher Erwartung zum Herzen trieb, erhob die Fürstin ihr Auge und erfaßte mit einem Blick den ganzen Vorgang und die schnöde Gewaltthat der Oberhofmeisterin. Sie rückte ihren Sessel etwas vom Tische zurück, erhob mit einem gebietenden Wink ihre Hand gegen ihren Kammerdiener und deutete dabei auf mich. Der aber stürzte wie in Verzweiflung hinaus und in zwei Minuten hielt ich wie alle Uebrigen meinen Thee in der Hand und fühlte, wie mir ein jetzt diensteifriger Lakai einen Stuhl hinschob, den ich einnahm und nun, wie mit zur Gesellschaft gehörig, zwischen der Fürstin und der Oberhofmeisterin sitzen blieb, welche Letztere kaum ihre innere Wuth beherrschen konnte und dem Kammerherrn von Krachwitz einige Worte in's Ohr flüsterte.

Alle diese Vorgänge, die sich schneller entwickelten als ich sie erzählen kann, erregten bei einem Theile der Versammlung ein sichtbar mißfälliges Staunen; die Fürstin aber bemerkte von demselben nichts, schien vielmehr Alles in bester Ordnung zu finden. Nachdem sie den Damen

und Herren einige Zeit gelassen, ihren Thee zu schlürfen, und unterdeß in dem Buche hin und her geblättert hatte, erhob sie plötzlich ihren Kopf und sagte lebhaft, indem sie sich an alle Anwesenden wandte, mich aber vorzugsweise anredete: »Ich bin überzeugt, dies Buch wird sich sehr hübsch lesen lassen und ungemein lehrreich sein, wir wollen es Alle nach und nach unserer Kritik unterwerfen. Wenn man aber in der Lage ist, den Autor eines solchen Werkes selbst bei sich zu haben, der Alles mit eigenen Augen gesehen hat, was er hier nur beschreibt, so muß die Unterhaltung viel angenehmer sein, wenn man ihn selbst darüber reden hört. Erfüllen Sie also unsern Wunsch, Herr Flemming, und erklären Sie uns mit einigen Worten die Stahlstiche. Was hat zuerst dies reizende Bild zu bedeuten?«

Ich warf nur einen Blick auf das Blatt, welches sie mit einem Finger bezeichnete, und sah, daß darauf eine von deutschen Auswanderern bewohnte Niederlassung in einem Seitenthale des Mississippi abgebildet war, dessen theilweise stehen gebliebener Urwald eine schöne Staffage darbot.

»Dies Bild,« sagte ich, mich an die Fürstin wendend und doch von Zeit zu Zeit einen Blick über die mich anglotzenden Zuhörer werfend, »verdankt seinen Ursprung einer Skizze Sr. Durchlaucht des Fürsten von Adersbach, da dies Thal eines kleinen Nebenflusses des Mississippi vorzugsweise seinen Beifall errang.« Und indem ich nun auf die Oertlichkeit näher einging, erzählte ich, wie ich mit dem damaligen Erbprinzen von W***

jene Ansiedlung besuchte, einige Tage darauf wohnte, und Jener die dort in der wilden Einsamkeit lebenden Menschen so lieb gewann, daß er ihnen später von New-Orleans aus eine bedeutende Unterstützung an Vieh, Ackergeräth und sonstigen Lebensbedürfnissen zukommen ließ.

Während ich sprach, erhob die Fürstin kein Auge von dem Gegenstande meiner Beschreibung, als ich aber schwieg, nickte sie befriedigt und schlug die Blätter des Buches um, bis sie die nächste Abbildung traf. »Und was ist *das* hier?« fragte sie still und bedächtig.

»Das, gnädigste Frau, ist eine Gegend in Venezuela in der Nähe des Ausflusses des Orinoco, die auch Alexander von Humboldt so schön gefunden und beschrieben hat. Auch hier hat Seine Durchlaucht, der Fürst von Adersbach, längere Zeit mit mir und seinen Reisegefährten gewohnt und daselbst einen Beweis seiner Menschenliebe niedergelegt. Der Orinoco bot damals einen unbeschreiblich wilden Anblick dar. Es war die Zeit seiner Ueberschwemmung und er riß Häuser, Inseln und Wälder mit sich fort. Eine eingeborene Familie verlor all ihr Hab' und Gut und Seine Durchlaucht ließ es sich angelegen sein, auch hier mit seinen reichen Mitteln den Unglücklichen zu helfen und eine unvergängliche Erinnerung an seine Person bei den dankbaren Menschen zu hinterlassen.« Indem ich nun näher auf jene Ueberschwemmung einging,

begann ich von der herrlichen tropischen Vegetation jener Gegend zu sprechen, schilderte den Wald und verweilte umständlich bei den endlosen Blument Teppichen, die jenes Land so seltsam wie schön erscheinen lassen.

Während ich dabei bemüht war, meiner persönlichen Anwesenheit an diesen Orten keine Erwähnung zu thun, sprach ich um so lebhafter von den Empfindungen des Prinzen, als er in jenen südlichen Strichen verweilte und beschrieb den riesigen Wuchs und die Fülle und Mannigfaltigkeit der Pflanzen mit so glänzenden Farben, wie sie mir wohl zu Gebote standen, wenn ich von meinem Gegenstande ergriffen war.

Alles horchte gespannt und schweigend auf meine Erzählung, auch die Fürstin, die kein Auge von dem Bilde verwandte. Nur wenn ich den Namen ihres Bruders mit absichtlicher Vorliebe und merksamer Betonung aussprach, zuckte es um ihren Mund mit einem eigenthümlichen Ausdruck, den ich mir noch nicht vollkommen zu erklären vermochte, da er ebensowohl Antheilnahme als ein schmerzliches Gefühl verrathen konnte. Je weiter ich aber kam, um so aufmerksamer hörte sie zu, desgleichen die Uebrigen, nur in dem Innern der Oberhofmeisterin gährte ein allmählig anwachsender Sturm auf, der sich endlich in einem verächtlichen Lächeln kundthat, als wolle sie mich nur aussprechen lassen, um meiner lebhaften Darstellung einige erläuternde Worte beizufügen.

Endlich war ich fertig. Die Fürstin nickte mir nicht unfreundlich zu, aber sie schwieg hartnäckig. Alles um sie

her war so still, daß ich die einzelnen Athemzüge hören konnte. Da glaubte die Oberhofmeisterin den Zeitpunkt gekommen, das peinliche Stillschweigen brechen und zugleich ihrem unwiderstehlichen Drange, mir einen Streich zu versetzen, Luft machen zu müssen.

»Finden Sie nicht, meine Damen,« begann sie mit höhnischem Lächeln, »daß der Herr Bibliothekar ein Meister in der Schilderung der tropischen Vegetation ist? Ja, das muß man sagen, er erzählt gut und mit charakteristischer Unterscheidung. Sie dürfen das aber für kein Wunder oder ein aus den Wolken gefallenes Talent halten – nein, das ist es nicht; ich bin vielmehr so glücklich, Ihnen den Schlüssel zu dem Räthsel geben zu können. Herr Fleming hat schon in seiner Jugend viel Gelegenheit gehabt, sich mit der tropischen Vegetation zu beschäftigen und darüber manche Erfahrung zu sammeln. Sein Vater ist Gärtner bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten von W*** gewesen, und da hat ohne Zweifel der gelehrige Sohn seine Studien gemacht, indem er seinem Vater in der Pflege der Treibhäuser und Mistbeete als Gehülfe zur Seite stand.«

»Um Verzeihung, meine Damen,« ergriff ich ohne Zögern das Wort, sobald die Oberhofmeisterin den Mund geschlossen hatte und noch ein schadenfrohes Lächeln auf einigen Gesichtern der Anwesenden im Kreise herumliief, »Frau Gräfin von Hohenheim befindet sich mit dieser ihrer Erklärung gewissermaßen in einem Irrthum, den zu berichtigen ich mir erlauben will. Mein Vater war allerdings Hofgärtner Sr. Durchlaucht des Fürsten von W***, ich bin aber nie Gehülfe bei ihm gewesen und

konnte auch keine Erfahrungen bei ihm sammeln, da Seine Durchlaucht die Gnade hatte, mich schon im zwölften Lebensjahre in das Schloß zu berufen, woselbst ich die Ehre genoß, mit seinem ältesten Sohne, dem Erbprinzen und gegenwärtigen Fürsten von Adersbach, erzogen zu werden, dessen Studien- und Reisegefährte ich war, bis ich *im Auftrage desselben* hierher kam, um mein geringes Wissen bei der Ordnung und Aufstellung der fürstlichen Bibliothek zu verwerthen. In diesem meinem ganzen, ziemlich bewegten Leben habe ich mich sehr glücklich und meinem erhabenen Wohlthäter stets dankbar ergeben gefühlt, und um diesem Gefühle einen vernehmbaren Ausdruck zu verleihen, habe ich mir eben erlaubt, Sr. Durchlaucht jenes Buch zu widmen, da ich seiner Großmuth auch die Erfahrungen und Anschauungen verdanke, die in jenem Buche niedergelegt sind.«

Ich denke noch heute mit Vergnügen an den Augenblick, als diese kühne Rede ihr Ende erreichte. Sie hatte auf verschiedenen Stellen gleich einem kalten Blitze eingeschlagen, das heißt, mehr Schrecken als Unheil ange richtet. Alle Augen wandten sich zuerst auf die Fürstin, die den heraufbeschworenen Sturm mehr zu fühlen als zu sehen schien, wenigstens erhob sie ihr Auge weder zu mir noch zu den übrigen Anwesenden. Das von mir ab sichtlich gebrauchte Wort: *im Auftrage desselben*, wühlte gewiß am heftigsten in ihrer Brust und sie erhielt vielleicht erst dadurch einen richtigen Einblick in die Absicht

ihres Bruders, dessen Thaten und Handlungen sie von jeher gewohnt war, auf energischen Willen und männliche Entschlüsse begründet zu finden.

Die Oberhofmeisterin aber warf meine Erklärung aus allen ihren geträumten Himmeln herab; sie hatte mir eine Demüthigung bereiten wollen und ich hatte sie öffentlich einer Unwahrheit geziehen, was sie um so schneidender berührte, da alle Welt wußte, daß sie wie jeder Andere, der mit den Verhältnissen in W*** bekannt war, von dem wahren Sachverhalt meiner dortigen Stellung unterrichtet sein mußte. Sie schleuderte mir auch einen boshaften Blick nach dem andern zu, lächelte triumphirend gegen ihren Verbündeten, der mich gern am Kragen gepackt und aus dem Zimmer geworfen hätte, und tauschte dann ringsum verschiedene Winke aus, als möchte man nur Geduld haben, sie würde mir schon die Strafe für diese meine ungebührliche Berichtigung ihrer Erklärung zur gehörigen Zeit zu Theil werden lassen.

Diesem hin und her flatternden Geberdenspiel machte die Fürstin dadurch ein Ende, daß sie abermals mehrere Blätter umschlug und, auf einen neuen Stich deutend, mich davon zu erzählen bat.

»Es ist dies der schöne Hafen von St. Francisco in Californien,« erwiderte ich, »wo wir uns nach einem kurzen Besuche der Goldminen im Innern des Landes, wieder einschifften, um nach China und sodann nach Ostindien weiter zu segeln« – und indem ich mit lebhafter Erinnerung an jenem wunderbaren Orte verweilte, beschrieb

ich, was ich daselbst gesehen und wie tief sich der Reichtum des dortigen Natur- und Menschenlebens in unsre Seele gegraben hatte.

»In Australien sind Sie nicht gewesen?« fragte die Fürstin, als ich endete.

»Auch bis auf Australien, Durchlaucht, erstreckte sich unsre Reise; die Beschreibung desselben, eben so wie die von Asien und später von Afrika, erfolgt aber erst im zweiten und dritten Bande meines Reiseberichts, vorausgesetzt, daß ich so viel Zeit übrig behalte, ihn für den Druck fertig zu machen.«

»O, so viel Zeit müssen Sie sich *nehmen*, das ist nothwendig, ich wünsche es sehr. Ihre Erzählungen interessiren mich ungemein, ich werde dies Buch Wort für Wort lesen. Wann kann der zweite Theil im Druck fertig sein?«

»Es wird mindestens ein Jahr dazu gehören, Durchlaucht!« sagte ich nach einiger Ueberlegung.

»Das ist etwas lange,« bemerkte die Oberhofmeisterin. »Können Sie sich nicht beeilen, da Ihre Durchlaucht es wünscht?«

»O, bitte, liebe Hohenheim,« sagte die Fürstin, die Augen nicht von dem Buche aufschlagend, aber die linke Hand leicht abwehrend gegen die böse Frau erhebend.

»Ich drucke die Bücher nicht und steche die Zeichnungen nicht in Kupfer oder Stahl,« erwiderte ich, mich zur Oberhofmeisterin wendend. »Beides erfordert viele Arbeit und also auch viele Zeit. Ich schreibe nur den Text dazu und damit bin ich längst zu Stande gekommen.«

»Ich hätte nicht gedacht, daß ein solches Machwerk so viel Mühe verursacht und so viel Zeit zu seiner Herstellung erfordert.«

»Um Entschuldigung, Frau Gräfin,« entgegnete ich kalt, aber ungemein höflich, »Sie irren abermals. Jenes Buch, also gedruckt und mit naturhistorischen Abbildungen versehen, wie es hier vor Ihnen liegt, nennt man kein Machwerk –«

»Und wie nennt man es denn?« unterbrach Herr von Krachwitz, seine Nase drohend gegen mich hervorstreckend, meine Rede.

Ich wollte ihm eben eine Antwort geben, als die Fürstin mir zuvorkam und besänftigend sagte:

»In Wahrheit, das Buch ist prachtvoll ausgestattet, es ist ein wahres Kunstwerk. Ich danke Ihnen, mein lieber Flemming, für die angenehme Belehrung, die Sie uns heute haben zu Theil werden lassen. Hoffentlich setzen Sie Ihre Erzählungen bald weiter fort. Der Winter mit seinen langen Abenden, den wir jetzt vor uns haben, ist ganz geeignet dazu und so erfahren wir Armseligen, die wir fast nie aus unsern Häusern herausgekommen sind, wie es draußen in Gottes weiter Welt aussieht. Noch einmal meinen herzlichen Dank für den heutigen Abend. Leben Sie wohl!«

Ich war bei diesen Worten aufgestanden und hatte mich wiederholt schweigend verbeugt. Als ich sah, daß ich entlassen war, schritt ich hinaus, als ich aber die Thür schloß, konnte ich nicht umhin, wahrzunehmen, daß der Gräfin Hohenheim mit meiner Entfernung ein Stein von

der Brust fiel, da sie meine Anwesenheit ohne Zweifel als eine Entweihung des erhabenen Kreises betrachtete, dem sie als Oberpriesterin des Hofceremoniells die officielle Weihe gab. Ich war eigentlich froh, als das Cabinet der Fürstin hinter mir lag, denn behaglich hatte ich mich unter den nichtssagenden Gesichtern dieser Damen und dem Basiliskensblick dieser Herren vom goldenen Schlüssel nicht gefühlt. Allein ich war in diesem Augenblick sehr weit entfernt, zu errathen, welche Folgen zunächst dieser Abend haben sollte; am nächsten Morgen jedoch bekam ich eine Ahnung davon, als mir ein Lakai die Meldung überbrachte, daß mich Ihre gräfliche Gnaden, die Frau Oberhofmeisterin, pünktlich um zwölf Uhr in ihrem Zimmer zu sprechen wünsche.

Nichtsdestoweniger war ich sehr neugierig, was diese liebenswürdige Dame mir zu sagen haben werde. Daß es nichts Angenehmes sein würde, wußte ich vorher, hätte ich aber den Inhalt des Gespräches und die Art und Weise, wie es von uns Beiden geführt wurde, vorhersehen können, so würde ich es gewiß unterlassen haben, dem Rufe zu folgen, da ich nun und nimmermehr unter die Autorität dieser Frau gestellt sein konnte und sie ihre Mittheilungen, wenn sie mir solche von Seiten der Fürstin zu machen hatte, durch einige Zeilen oder ernstlichen Falles durch eine Citation vor meinen amtlichen Vorgesetzten mir zugehen lassen mußte.

Mit dem festen Entschluß, dieser Gang solle die letzte Demüthigung meinerseits vor dieser Person sein, trat ich ihn an. Schon als ich sie in ihrem übermäßig mit Blumen

und bunten Gegenständen allerlei Art ausgeputzten Zimmer in voller Hoftoilette stehen und mich erwarten sah, wußte ich, daß mir ein neues Gewitter drohte, aber ihre frostige Miene ließ mein Blut nicht mehr gerinnen, ich war bereits unempfänglich für ihre Beleidigungen geworden, die ich mit möglichstem Gleichmuth hinzunehmen, ja sogar zu erwidern mir selbst mein Wort gab.

»Mein Herr,« empfing sie mich ganz in dem Style, wie etwa ein brutaler Schulmonarch seinen verhaßtesten Schüler empfängt, »obgleich ich schon gestern Abend im Gesellschaftszimmer Ihrer Durchlaucht Ihnen meine Meinung zu erkennen gegeben habe, daß es für einen Mann von Ihrem Stande und Herkommen nicht passend sei, in Gegenwart der Regentin und in der Mitte einer auserwählten Gesellschaft seine Stellung aus den Augen zu verlieren und die Schärfe seines Worts gegen eine Dame zu kehren, die, wenn man nicht Achtung vor ihrem Geschlecht und ihrer amtlichen Würde hat, keine Waffen besitzt, sich zu vertheidigen, so sehe ich mich bei Ihrer hartnäckigen Art, die hergebrachte Sitte zu ignoriren und alle Schranken der Etikette an diesem Hofe zu durchbrechen, doch in meiner Stellung als Oberhofmeisterin Ihrer Durchlaucht genöthigt, Sie auf verschiedene Punkte nachdrücklich aufmerksam zu machen, die Sie niemals wieder berühren dürfen, und Ihnen vielmehr die Grenzen anzuweisen, innerhalb deren Sie sich in Ihren ferneren Gesprächen ein für alle Mal zu bewegen haben werden.«

Von dem langen Satze, den sie trotz gewiß unsäglichem Vorstudiums mit Mühe zu Ende gebracht, athemlos, hielt

sie einen Augenblick inne, den ich benutzte, ihr einen Stuhl näher zu rücken und damit die Worte zu verbinden: »Sie bemühen sich zu sehr um mich, Frau Oberhofmeisterin; es greift Sie die ceremoniöse Anrede an einen noch immer nicht genug gebändigten Schüler an – setzen Sie sich und kommen Sie zu Athem, ich habe eine Minute Zeit für Sie.«

Wären ihre Augen Dolche gewesen, ich wäre nach diesen lächelnd gesprochenen Worten gewiß todt zu ihren Füßen niedergefallen, solche leidenschaftliche Wuth sprach sich in denselben aus, aber diese oder eine ähnliche Antwort hatte ich ihr zugedacht für ihre neuliche Erklärung meiner *vegetativen* Abstammung und so mußte sie sie hinnehmen, ohne mir in's Gesicht schlagen zu können, wie es vielleicht die Erhebung ihrer Hand andeuten wollte, die sie mit ohnmächtig zitternder Aufwallung gegen mich schüttelte und dabei ausrief:

»Mein Herr, auch diese neue Beleidigung werden Sie büßen, ich stehen Ihnen dafür, denn es wird Edelleute an diesem Hofe geben, die eine Frau, welche in ihren Rechten ist und von einem – einem Manne wie Sie sind, gekränkt wird, zu rächen wissen werden.«

»Ich erwarte Ihre Edelleute, gnädige Frau, schicken Sie sie zu mir. Zwar nur eines Gärtners Sohn, wie Sie aller Welt so schadenfroh erzählen, bin ich lange genug mit wahrhaften Edelleuten umgegangen, um die Grundsätze ihres Handelns mir angeeignet zu haben und als Mann,

wenn nicht von Geblüt, doch von Ehre, mich in allen Fäll-
len, welche die Intriguen und Kabalen einer an sich ge-
fahrlosen Hofpartei herbeizuführen die Geschicklichkeit
und – sage ich es offen – die schaamlose Stirn haben
werden, bewähren zu können. – Doch Sie wollten mir
eine neue Ueberraschung mit einer Vorlesung aus Ihrem
selbstverlegten Hofkalender bereiten – ich bitte darum,
denn jetzt bin ich geneigt, Alles zu hören, was Sie mir zu
sagen haben, selbst wenn es eine noch größere Beleidig-
ung enthielte, als Sie sie bisher in so reicher Fülle über
mich auszugießen beliebten.«

Nach diesen Worten faßte sie sich und zwang sich
zur Ruhe, da sie bemerkte, daß ich ohne alle Leiden-
schaft verfuhr und deshalb immer siegreich blieb; dann
aber fuhr sie fort: »Mein Herr, Ihre Abstammung leuch-
tet schon aus den plebejischen Worten hervor, die Sie an
eine Dame von *meiner* Geburt und Stellung zu richten
wagen, und da Sie in Ihrem mir bekannten Dünkel und
Ihrer Anmaßung jedes rechte Maaß aus den Augen ver-
lieren, so überheben Sie mich der Verpflichtung, mich der
Sprache des sogenannten guten Tones zu bedienen, und
so sage ich denn geradezu: mein Herr, wohl weiß ich aus
früheren Zeiten, daß Sie sich sehr leicht über die Ihnen
gezogenen Schranken erheben und sich etwas Höheres
dünken, als wozu Sie die Natur berufen hat, aber daß Sie
so tactlos sein würden, in Gegenwart unsrer verehrten
und so hart geprüften Fürstin von Personen und Dingen
zu reden, die an *unserem* Hofe durchaus verpönt und aus
dem Reiche der Möglichkeit gestrichen sind – das habe

ich nicht gedacht und das verbitte ich mir in der That ernstlich für alle künftigen Zeiten.«

Da ich nicht verstand, was sie meinte und nur das Bild der so hart geprüften Fürstin im Auge behielt, die ich unwissentlich gekränkt haben sollte, so erschrak ich, richtete mich in die Höhe und blickte die Sprechende fragend an, die darin wahrscheinlich einen kleinen Triumph gewahrte und mit lächerlichem Stolze fortfuhr:

»Aha! Endlich also habe ich den Schlüssel zu Ihrem Gewissen gefunden –«

»Sie haben gar keinen Schlüssel gefunden, Frau Gräfin,« unterbrach ich sie, »und am allerwenigsten den zu meinem Gewissen, da dasselbe stets geöffnet ist und also keines Schlüssels bedarf. Doch, vergessen Sie Ihre Rede nicht, Sie wollten mir sagen, was ich in Gegenwart der Fürstin verbrochen habe und was ich künftig nicht wiederholen soll.«

»Sie haben von dem Fürsten von Adersbach gesprochen. Sein Name, mein Herr, darf hier nie genannt werden, eben so wenig, wie man irgend ein Gespräch beginnen oder fortspinnen darf, in dem seiner Verhältnisse, Handlungen oder Gesinnungen nur im Entferntesten Erwähnung geschieht.«

»Und warum nicht, erlaube ich mir zu fragen?«

»Weil der Fürst von Adersbach, seinen Eltern und Geschwistern gegenüber, sich nicht als Fürst betragen hat.«

»Frau Oberhofmeisterin,« sagte ich, mitleidig die Achseln zuckend, »ich bedaure nur, daß der Fürst von Adersbach nicht selber in diesem Augenblick hier anwesend

ist, um Ihnen die einzig passende Antwort auf diese Ihre Beschuldigung zu geben, denn ich fühle mich auf keinen Fall berufen, *vor Ihnen* seine Gesinnungen und Handlungen in das rechte Licht zu stellen. Diese mögen also auf sich beruhen. Im Uebrigen aber erkläre ich Ihnen, daß Ihre Aufforderung, über ihn zu schweigen, für mich von gar keinem Gewicht ist und daß nur die Fürstin selbst mir verbieten kann, von ihrem fürstlichen Bruder zu sprechen.«

»Sie verbietet es Ihnen hiermit und durch mich, denn gerade sie hat mich beauftragt, Ihnen diese ihre Willensmeinung zu erkennen zu geben.«

Die Lüge, die sie mit diesen Worten aussprach, lag ihr auf den Lippen, im Auge, auf jeder Gesichtsfalte, aber wann ist je ein Weib, wie dieses, vor einer kleinen Lüge zurückgebebt? Auf mich aber machte diese ganze Scene einen so widrigen Eindruck, daß ich offen und ehrlich zu Werke zu gehen beschloß, wodurch man selbst einer so intriganten Person gegenüber, wie die Oberhofmeisterin war, immer im Vortheile bleibt.

»Frau Gräfin,« sagte ich daher, »geradeheraus gesagt, das glaube ich Ihnen nicht. Wenn Ihre Durchlaucht einen Groll von dem Umfange und der Tiefe, wie Sie ihn mir zu schildern beliebten, gegen ihren Bruder gehegt hätte, so würde sie mich nicht haben rufen lassen, um von einer Reise sich Bericht erstatten zu lassen, bei der er die Hauptperson war, oder in einem Buche zu lesen, in dem auf jeder Seite von ihm gesprochen wird. Ich muß also

glauben, daß Sie persönlich etwas gegen meinen gestrigen Vortrag einzuwenden haben, und das setzt mich in Bezug auf den Fürsten von Adersbach um so mehr in Erstaunen, als Sie selbst früher ihn so glühend bewundern und für ihn schwärmten, da man ihn noch den hoffnungsvollen und *schönen* Erbprinzen von W*** nannte und Sie noch keine Oberhofmeisterin, vielmehr nur die Erzieherin der Prinzessin Hildegard und zu gleicher Zeit die Freundin von Herrn Beau, dem Turnlehrer des Prinzen, waren.«

»Mein Herr!« fuhr sie wie von einem Scorpion gestochen auf, »das ist stark! So weit habe ich noch keinen Menschen seine – ich will mich milde ausdrücken – seine Dreistigkeit treiben sehen. Das, o das werden Sie bereuen, Herr Flemming! Warten Sie es ab, Sie kennen weder meine Macht, noch meinen starken Willen, wenn es gilt, ein Ziel zu erreichen, das ich erreichen muß. Bei Ihnen *will* und *werde* ich es erreichen.«

»Ich stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung, gnädige Frau, und wenn das Messer, welches Sie mir in die Brust stoßen wollen, noch nicht scharf genug ist, so geben Sie es mir, ich will es selber schleifen, damit Sie leichtere Arbeit finden, denn meine plebejische Haut ist etwas hart.«

»Herr! Sie sind ein Dämon an Spott und Frechheit! Halten Sie mich für fähig, einen Banditen gegen Sie zu dingen?«

»Einen *Banditen* nicht,« sagte ich kalt und machte schon eine meinen Abschied ankündende Verbeugung,

Wohl aber einen *Edelmann*, wie *Sie* sie lieben und sich zu erziehen verstehen!«

Mit diesen sie durchbohrenden Worten, deren Nachwirkung ich leider nicht mit eigenen Augen beobachten konnte, entfernte ich mich; ich hatte sie gesprochen, in der festen Ueberzeugung und gleichsam wie von einer inneren Ahnung eingehaucht, daß sie sich bewahrheiten würden, denn eine unsägliche, mir unerklärliche Feindschaft, so wie Durst nach Rache, lag haarscharf ausgeprägt auf der dolchartigen Miene, mit der mir diese Frau entgegengetreten war. Ob ich mich in dieser meiner Wahrnehmung geirrt, wird die Zukunft lehren.

Von dieser Zeit an begann man, wie es unter der Oberleitung einer solchen Frau so natürlich ist, Intriguen und Kabalen allerlei Art gegen mich in's Werk zu setzen, alle mir begegnenden Gesichter drückten eine so offenbare Feindseligkeit aus, daß ich mir nicht verhehlen konnte, meine Stellung werde, wenn diese Fehde ohne irgend eine günstige Entscheidung für mich fortgesetzt würde, eine schwer haltbare, und mein Aufenthalt in B*** kein ewiger sein. Fast noch mehr aber als die heimlichen Augriffe der Gräfin Hohenheim schadeten mir die kleinen Begünstigungen, die mir von Seiten der Fürstin zu Theil geworden waren, indem sie noch mehr Feinde gegen mich in Waffen riefen, als ich ohnehin schon besaß, denn der Neid der an einem kleinen Hofe lebenden

Menschen, gleichviel ob sie eine hohe Stellung einnehmen oder nicht, spielt in dieser Glückslotterie, bei welcher der Zufall von so großem Einfluß ist, eine nicht unbedeutende Rolle und schon ein Lächeln des fürstlichen Mundes genügt, einen Einzelnen in die Ungunst einer ganzen Menge zu bringen, wenn diese so anmaßend ist, jenes Lächeln nur für sich allein in Anspruch zu nehmen. Mein Amtsvorgänger, ein alter abgelebter Mann, der früher nur seinen Wissenschaften lebte und durch keinen fremden Fürsten an diese Stelle empfohlen worden, war nie in den vertrauteren Hofkreisen gesehen worden, ja man hatte von seinem Dasein nicht einmal eine rechte Kenntniß gehabt. Nun kam ich, der das Glück genoß, ein früherer Bekannter der Fürstin, und das Unglück, ein alter Gegner der Oberhofmeisterin zu sein, und da ich mir nicht gefallen lassen wollte, unter diesen feinen Damen und Herren eine Bedientenrolle zu spielen, vielmehr ihnen bewies, daß ein Mann von Bildung und Erfahrung trotz seiner geringen Herkunft ein Mann von Ehre sein könne, so erregte mein Auftreten auf sehr natürliche Weise gleich von Anfang an kein geringes Aufsehen und keine kleine Erbitterung. Und wie konnte es anders sein? War mein Auftreten nicht sogar höchst bedenklich und gefährlich? Konnte ich es mit dieser Kühnheit nicht wagen, meine Stellung allmählig so auszudehnen, daß sie bis

an die Fürstin selbst herantrat und am Ende gar Diesen oder Jenen, der weniger wußte und sich ungeschickter benahm als ich, verdunkelte? Nein, das war unerträglich, unerhört, das mußte geahndet werden, und zu dieser Ahndung wurden von allen Seiten Mittel aufgeboten, um sie nicht nur so bald, sondern auch so fühlbar wie möglich für mich herbeizuführen.

Daß die Oberhofmeisterin sich alle Mühe geben würde, mich einzuschüchtern und, wenn das nicht gelang, mit List oder Gewalt aus dem Sattel zu heben, war sehr leicht vorauszusehen; da sie mich aber so fest und unerschütterlich auf meinem Sitze sah, mußte sie stärkere Hebel anwenden, um mich zum Wanken zu bringen. Einer ihrer ersten Handlungen war natürlich ihr neuer Busenfreund, der Kammerherr von Krachwitz, und diesen hetzte sie wie einen vollblütigen Schweißhund auf mich los, in der Voraussetzung, daß dessen Kraft und Ansehen hinreichen würden, mir eine Grube zu graben, in die ich nothwendig stürzen mußte, zumal wenn auch andere Helfershelfer ihre Hand mit anlegten. Herr von Krachwitz war nun entweder durch natürliche Begabung oder durch die Kunst seiner Meisterin so gut dressirt, daß er vollkommen seine Schuldigkeit gegen mich erfüllte, und wir haben ja schon gesehen, wie er bei seinem ersten Besuche alle Segel beisetzte, mich in den Grund zu bohren. Da ihm dies aber nicht ganz nach Wunsch gelungen war, so wurden allmählig kräftigere Mittel versucht, und weil man fürchtete, ich würde nach jenem ersten Abend bei der Fürstin allmählig mehr und mehr Boden gewinnen, so

suchte man mir von hinten her durch kleinliche Verläumdungen beim Hofmarschall und dem Minister des Cultus verschiedene Hiebe beizubringen, ganz auf ähnliche Weise, wie es vielleicht ehemals die Vorfahren meiner Gegner in der Gestalt von Raubrittern und Wegelagerern gegen ihre Widersacher gethan hatten.

Aber nicht allein von Oben her suchte man mir den Boden unter den Füßen wegzuziehen, auch von Unten her stellte man mir Hindernisse oder wenigstens Unbequemlichkeiten in den Weg, um mir das Leben in B*** zu erschweren und zu vergällen, was mir jedoch, sobald ich die Machination bemerkte, nicht im Geringsten den Muth benahm, einst dennoch alle diese Hindernisse mit kräftiger Hand aus dem Wege zu räumen.

Einer der erbärmlichsten Gehülfen an diesem Complot gegen mich, freilich vielleicht nur aus Antrieb seiner Vorgesetzten, war der Oberkastellan des Schlosses. Dieser an der Gicht leidende und dennoch fast den ganzen Tag nicht aus dem Rausche kommende Mann verkündete mir eines Tages mit rohen Worten, daß er ferner nicht im Stande sei, mir meinen bisherigen alten Schloßdiener zum Stiefelputzer zu bewilligen, da derselbe im fürstlichen Dienste anderweitig zu thun habe. Natürlich verursachte mir diese Mittheilung nicht das beabsichtigte Herzweh. Ich erwiderte ihm, daß ich mich nach einer anderen Hülfe umsehen würde, und damit war die Sache abgethan. Schon an demselben Abend schickte mir Major Fuchs einen seiner Diener, auf dessen Treue ich mich

verlassen konnte und von dem ich nun fortan zu meiner größten Befriedigung bedient wurde.

Alle diese kleinen Aergernisse und Quälereien aber, und noch viele andere, die ich hier nicht weiter erwähnen will, brachten mein Blut, so ruhig es sonst floß und so unempfindlich ich von Geburt an gegen die Beleidigungen kleinlicher Seelen war, in einige Wallung, und trotz meines guten Muthes und meiner geschmeidigen Fügsamkeit in alle mir aufgebürdeten Verhältnisse sah ich ein, daß ich einmal doch eine empfindliche Niederlage erleiden könnte, wenn mich kein glücklicher Zufall davor schützte. Vor der Hand bemühte ich mich nur, so vorsichtig wie möglich und jeden Augenblick schlagfertig zu sein, um das Gefecht, wenn es an einer Stelle abgebrochen war, an der andern ungeschwächt wieder aufnehmen zu können. Das war gerade nicht sehr angenehm und vermehrte die Behaglichkeit meines ohnehin freudlosen Lebens durchaus nicht, ja es gab Augenblicke, in denen ich mich recht betrübt fühlte und Sehnsucht nach einem Wechsel meiner Lage empfand. Allein immer wieder hob mich mein elastischer Geist auf die Oberfläche empor, das Gedränge der Wogen um mich her schüttelte ich kräftig ab und mein Auge drang nach dem goldenen Stern, der über alle diesem Gewirr in ewig gleichmäßiger Schönheit und Klarheit strahlte, und wenn ich auch nicht mehr hoffen konnte, das mir von meinem Freunde vorgesteckte Ziel bei seiner Schwester so bald zu erreichen, so wankte mein Vertrauen auf einen glücklicheren Umschwung der Dinge doch keinen Augenblick und ich

hielt wacker aus, wie ein rüstiger Schwimmer, der sein Ziel unverrückt in's Auge gefaßt hat und darauf lossteuert, trotz der Gewalt des widerstrebenden Windes und der Ungunst der gegen ihn wogenden Strömung.

Das Schlimmste bei allen diesen kleinen Händeln und ewigen, aufreibenden Kämpfen war, daß mir viel von meiner kostbaren Zeit und mit ihr die Lust und Freude an der Arbeit, wie sie mir früher innegewohnt, entzogen wurde. Da ich den ganzen Tag in der Bibliothek mit meinen Berufsgeschäften zu thun hatte, so rückten meine Arbeiten, die ich für mich selbst trieb, nur langsam vor und ich sah mich endlich genöthigt, auch einige Stunden der Nacht mit zu Hülfe zu nehmen, um so wenigstens einige Fortschritte zu spüren und dem Drängen in meiner Brust ein kleines Genüge zu thun.

SECHSTES KAPITEL. DER GEWÜNSCHTE UMSCHWUNG BEREITET SICH AUF UNERWARTETE WEISE VOR.

Trotz meiner seltsamen und unerquicklichen Lage in damaliger Zeit behielt ich merkwürdiger Weise, Dank meiner zähen Ausdauer und fortschreitenden Bildsamkeit, noch immer Lust, auch die Lage anderer Leute zu studiren, mit denen mich meine Verhältnisse in mehr oder minder nahe Berührung brachten, und unter diesen war es selbstverständlich die Fürstin, der ich meine hauptsächlichste Aufmerksamkeit fortgesetzt zuwandte. Wollte ich dabei recht aufrichtig gegen mich selber sein, so mußte ich mir gestehen, daß ich außer meiner von Jugend an für sie gehegten Verehrung ein inniges und fast

zärtliches Mitleid mit ihr hegte. Denn obwohl eine mächtige und reiche Fürstin, war sie doch auf keine Weise auf Rosen gebettet, ja, ihr Geschick drückte härter und gewaltiger auf sie, als auf manchen anderen Menschen, der sich im Vergleich mit ihr für viel überbürdeter hielt. Wenn ich Alles in Betracht zog, was sie besaß, genoß, so war es nicht der tausendste Theil von dem, was sie zu besitzen und zu genießen berechtigt war, denn ihre Freuden waren leicht zu überschauen und lagen meist nur in den äußeren Vorzügen, die ihr die Gunst des Himmels zugewandt. Was ihr Inneres betraf, ach, da war nicht viel Sonnenlicht zu erblicken, das sah man wohl, wenn man sie mit Augen betrachtete, wie ich sie für sie hatte, denn daß ihre Seele vergebens nach Oben rang, daß das Gewicht an ihrem Herzen, ihrem Willen, ihrer Absicht sie immer wieder zu Boden zog, konnte dem Beobachter nicht entgehen, der ihre Verhältnisse und Lage in Bezug auf ihre Person und ihr Land mit Nachdenken erwog.

Doch von diesem ihrem Innern werde ich noch in einer späteren Zeit zu sprechen Gelegenheit haben, hier will ich nur das offenkundiger daliegende Aeußere ihres Lebens in's Auge fassen.

Wenn ich zunächst meine Blicke auf ihre Umgebung richtete, so fand ich nur zu leicht, wie schlecht sie von allen Seiten unterstützt und bedient ward. Es waren meist erbärmliche, wenigstens an Geist und Herz sehr vernachlässigte Menschen, die sie mit lächelndem Angesicht umringten, ihr mit wichtiger Miene Rath ertheilten und mit unablässiger Selbstsucht an ihrem Besitz, ihrer Macht

und Gunst pflückten und rissen. Keiner von Allen nahm ein wirkliches Interesse an ihrem persönlichen Wohl und Weh, Keiner goß ihr Wahrheit in's Ohr, spendete ihr Nahrung für Geist und Herz, Alle heuchelten und krochen, liebedienerten und schmarotzten des leidigen persönlichen Vortheils wegen um sie herum. Mir kam es, als ich dieses hohle Speichellecken, dies Buhlen und ehrgeizige Trachten sah, immer vor, als wisse die Fürstin, oder fühle wenigstens durch eine instinctartige Kraft, was ihr diese Menschen seien, weshalb sie sich um sie drängten, wozu sie sich um sie beeiferten. Denn ein von der Natur in allen Dingen so hochbegabtes Wesen, so reich mit Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, in jeder Beziehung ihre ganze Umgebung überragend, konnte nicht wohl anders, mußte das Gewebe von Trug und List durchschauen, womit man sie umspann und in immer engere Netze einschnürte. Das Gemeine im einzelnen Menschen wie im ganzen Leben kann stets nur bis zu einem gewissen Punkte sich als Edles, Hochherziges und Gutes darstellen, bis zu diesem Punkte gelangt, fällt die Maske von selbst, erlischt der glänzende Schein und das nackte, kahle gewöhnliche Gesicht schaut nüchtern und ernüchternd aus der erkünstelten Physiognomie herbei. Daß sie dies Gemeine sah, erkannte, wenigstens fühlte, glaubte ich längst an ihr wahrgenommen zu haben, aber als eine von ihren natürlichen Rathgebern verlassene Frau, ganz allein inmitten eines erbarmungslosen kalten Gedränges stehend, ohne Stütze, ohne Wegweiser, wagte sie es nicht, den summenden Wespenschwarm um sich

her anzutasten, um ihn nicht zu noch wilderem Summen aufzuregen. Die so wichtige Kunst der auf den Gipfeln der Menschheit stehenden Personen, die sogenannte diplomatische Klugheit, verbot ihr sogar, es merken zu lassen, daß sie das Spiel ihrer Umgebung durchschaue, daß sie den Schein von der Wirklichkeit, die Lüge von der Wahrheit, den Flitter vom ächten Golde zu unterscheiden wisse, denn hätte sie erst diese Unterscheidung zu erkennen gegeben, dann wären ihr allenthalben offene Feinde aus der Erde gewachsen, die jetzt wenigstens um ihres persönlichen Vortheils willen eine lächelnde Miene gegen sie annehmen mußten. Offene Feinde sind aber für einen Mann, einen Regenten oft noch ein Segen, einer Frau dagegen bieten sie unübersteigliche Hindernisse dar, zumal unserer Fürstin, die noch nicht selbstständige Herrscherin war, nicht ganz nach ihrem Willen leben und regieren durfte und jeden Augenblick befürchten mußte, eine zur Zeit in den Hintergrund getretene Person könne unerwartet wieder an das Licht des Tages treten und Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen fordern.

Ich will jedoch mit dieser Schilderung der Umgebung der Fürstin nicht gesagt haben, daß es in B*** überhaupt keine wackeren Männer gegeben hätte. O ja, es gab ihrer genug, nur standen sie ihrer Gebieterin theils zu fern, theils scheuten sie die Einmischung in ihnen nicht ganz zugängliche Dinge oder trauten sich zu wenig Einfluß zu, um dieselbe, wenn sie sie wagten, mit Erfolg gekrönt zu sehen. Da war zum Beispiel unter den der Fürstin sehr ergebenen Personen der vortreffliche Hofprediger,

ein Mann von eben so großer Geistesbildung wie Herzensreinheit und christlicher Tugendhaftigkeit, allein er war mehr Lamm als Hirt, mehr Bibelgelehrter als Welt- oder politischer Wegweiser, mehr Tröster als Rathgeber. Außerdem hatte er selbst unter der gewichtigen Fuchtel seiner Gemahlin, einer der klatschsüchtigsten und böswilligsten Frauen der Residenz, ein für seine schwachen Schultern viel zu schweres Kreuz zu tragen und durfte es nicht einmal wagen, eine Viertelstunde länger bei Hofe zu verweilen, als durchaus sein priesterliches Amt erforderte, weil seine Frau sonst, natürlich ohne allen Grund, ihre schrankenlose Eifersucht gegen die schöne Fürstin entfesselte und das beispiellose Zaudern des Gemahls mit unnachsichtlicher Strenge bestrafte, wovon sich die Stadt ganz wundersame Geschichten erzählte, die ich hier nicht gern wiederholen mag.

Da war auch der Geheime Medicinalrath Doctor Tiburtius, der Leibarzt der Fürstin, deren ganzes Vertrauen er besaß, ein überaus scharfsichtiger und klarblickender Mann, der auf zwanzig Schritte weit eine Flasche Moselwein von einer Flasche Rheinwein zu unterscheiden vermochte, der außerdem die Personen des Hofes genauer kannte, als irgend ein anderer Mensch und ihren realen Werth sogar nach Quentchen und Granen berechnen konnte. Aber er war zu sehr Feinschmecker und Schmarotzer, um sich die edle Kundschaft zu verderben, und die sichtbaren Louisd'or seiner vornehmen Patienten waren ihm lieber als die unsichtbare Ruhe und das Glück seiner Gebieterin.

Da war auch endlich der Geheime-Hof- und Cabinetsrath Jordan, ein gewiegter, schlauer Kopf, der es für rathsam hielt, nie auf einer bestimmten Parteseite zu stehen, und der stets, gleichsam aus der Vogelperspective, auf die winzigen Hofleutchen nieder blickte, alle ihre Sünden und Gebrochen aus erster Hand überschauend, allein er unterlag der unüberwindlichen Leidenschaft, zu sehr den Spaßmacher und Hanswurst zu spielen, wobei er überall den Ernst der Lage im Auge zu behalten vergaß. An einem guten Witz zu rechter Zeit war ihm mehr gelegen, als am Wohlbefinden aller Fürsten auf dem ganzen Erdenrunde, und wenn es das schwarze Hofbuch zu interpretiren galt, kamen ihm so viele gute Einfälle, als das Gesetzbuch der Ehre und Sitte Paragraphen zählt, ein ernstes Wort aber, pflegte man von ihm zu behaupten, könne er höchstens im Schlafe sprechen, da er ganz der Mann war, noch auf seinem Sterbebette die heitersten Glossen über sich selbst zu machen.

Von den zahlreichen Damen und Herren, welche die Fürstin zunächst umgaben, will ich kein Wort sagen, denn die Möglichkeit der Existenz solcher Personen, wie sie sich offenkundig aller Welt darlegte, war mir schon am Hofe zu ein unlösbares Räthsel gewesen, wie viel mehr nicht an diesem Hofe, gegen den jener für eine puritanische Erziehungsanstalt gehalten werden konnte. Diese Damen waren so tief in die Maschen der Putz- und Gefallsucht, der Tänzelei und Vergnügungswuth des Lebens verstrickt, und diese Herren so in Pferdezucht und Hundedressur, in Jagd, Hazardspiel, Sectgelage und

Courmacherei aufgegangen, daß sie nicht einmal die Angelegenheiten in ihren eigenen Familien zu ordnen Zeit behielten, viel weniger die einer anderen Person überdenken konnten, wenn das Denken überhaupt eine Eigenschaft dieser Species von Menschen genannt werden kann. Ihre Kinder, von denen eine große Zahl Mitglieder des Fürstenhauses zu Pathen hatte, ließen sie am liebsten vom Staate in öffentlichen Bildungsanstalten erziehen, um so wenig Mühe und Kosten wie möglich davon zu haben, und ihre Schulden, wenn ihnen noch Jemand borgte, bezahlte am letzten Ende die fürstliche Schatulle, was jedesmal ein gewaltiges Jauchzen über die hohe Gnade und Großmuth des reichen Segenspenders zur Folge hatte. Alle diese Damen und Herren tanzten, muscirten, speisten, ritten, fuhren, jagten, charmirten unter einander einen und alle Tage und Nächte; was lag ihnen also daran, wenn andere Leute weniger Sonnenschein genossen und oft vor Sorge nicht aus und ein wußten? »Wer sich der Arbeit, dem Nachdenken überläßt, der mag sehen, wie er fertig wird,« meinten sie, »wir arbeiten nicht und denken nicht nach, also sorgen und härmen wir uns auch nicht, und ein Thor ist, wer es anders macht als wir.«

Also wer sollte hier helfen, rathen, mit Wort und That einschreiten? Vielleicht die drei Herren Minister? Daß sich Gott erbarme! Auch das hätten sie noch thun und leisten sollen? Schmachteten sie nicht selbst schon lange mit unnachahmlicher Geduld unter der erdrückenden

Last ihres Amtsgewichts? Und gab es außer den leidigen Staatsgeschäften nicht noch so außerordentlich viele offizielle Diners, Soupers, Arrangements und wie dergleichen schreckliche Ungeheuer alle heißen? Wo sollte denn Lust, Zeit und Verdauungskraft herkommen, sich noch um Allotria zu bekümmern, denen man doch einmal nicht abhelfen konnte, da sie ein Erbstück aus alter verrosteter Zeit waren, das man wohlweise als ein *Noli me tangere* betrachten müsse, wenn man sich nicht die Finger verbrennen wolle?

So stand denn die arme Fürstin allein auf ihrem allen Winden und Luftströmungen ausgesetzten Platze und keine starke Hand streckte sich aus, sie gegen den Orkan ihrer Zeit zu schützen, dessen Bewältigung selbst einem Manne schwer fallen mochte, einer Frau aber endlich verderblich werden, wenn nicht einsichtsvolle Räthe oder ein kräftiges Parlament ihr rathend und zur rechten Zeit handelnd zur Seite stehen.

Schwankend zwischen den Gefühlen einer von persönlichen Sorgen zu Boden gedrückten Frau und den gewichtigen Pflichten einer Regentin, saß sie einsam auf ihrem, außen mit Flittern geschmückten, innen aber mit Dornen besäeten Throne und blickte sich vergeblich nach einem rettenden Gedanken um, wenn sie ihren Platz behaupten und ihrem Lande wie sich selbst Genüge thun wollte. Das Alles sah nicht allein ich, das sahen auch Major Fuchs und viele Andere ein, aber helfen konnten wir ihr nicht, dazu waren wir zu unbedeutend und dazu waren wir auch nicht berufen; so mußten wir also den

Sturm wehen lassen wie er wollte, und die Fürstin sich selbst und der Vorsehung überlassen, die ihr vielleicht in der letzten Stunde doch noch einen Rettungsanker sandte, an den sie sich klammern und vor dem allgemeinen Weltbrande schützen konnte, der zu damaliger Zeit über ganz Europa aufzulodern begann.



In dieser traurigen Zeit – der erste Winter, den ich in B*** verlebte, hatte so eben Abschied genommen – fiel ein bedeutungsvolles Ereigniß am Hofe vor und die erste Nachricht davon schlug wie ein Blitz aus reiner Luft auf den Hof und das ganze Land herab. Und auch hier bewies der Zufall seine Launenhaftigkeit, indem er ihn gerade – in einen Maskenball herniederfallen ließ.

Die Fürstin, überhaupt zu solchen Festlichkeiten sehr wenig geneigt und gerade jetzt am wenigsten zu einem Maskenscherze gestimmt, hatte dem allgemeinen Andrängen nach einem solchen Capitalvergnügen endlich nachgegeben und das Fest bewilligt. Es sollte zugleich das letzte officielle Vergnügen der Art in diesem Winter sein.

Der ganze Hof, alle in der Stadt durch Rang, Besitz und Geburt ausgezeichneten Personen waren zu diesem glänzenden Feste geladen und auch ich, als Beamter des Hofes, war ausdrücklich dazu befohlen worden. Meiner damaligen Gemüthsstimmung entsprechend hatte ich einen schwarzen Domino gewählt, war erst spät an Ort und

Stelle erschienen und gab vielleicht den mißgestimmtesten Theilnehmer ab, den man in den lichtblitzenden Sälen finden konnte. Als ich in den großen Ballsaal des Schlosses trat, fand ich schon Alles im besten Gange. Die Pauken wirbelten, die Trompeten schmetterten, eine ungeheure Menge bunter Masken und im glänzendsten Schmuck prunkender Damen bewegte sich auf und ab und nur ein kleiner Raum war den munteren Personen übrig geblieben, deren Füße in elektrischer Bewegung im Tanze über das spiegelglatte Parquet flogen.

Langsam dem Mittelpunkte des Saales mich nähernd, wo auf erhöhtem Platze unter einem mit rothem Sammt drapirten Baldachin die Fürstin saß, suchte ich mit meinen Augen durch die Menge zu dringen und die einzige Person zu erhaschen, die in diesem Gewirr meinen Antheil erregte. Endlich war ich so glücklich, sie zu erblicken; als ich sie aber in's Auge faßte, schrak ich wie vor einer noch nie gesehenen Erscheinung zurück, denn war es eine innere Sympathie, die mich mit gleicher Neigung wie sie erfüllt, oder war es ein bloßer Zufall, genug, sie war außer mir die einzige Person, die in dem ganzen großen Saale und unter der zahlreichen Versammlung schwarz gekleidet erschien. Sie hatte das schöne Costüm einer sogenannten Königin der Nacht gewählt. Ernst und feierlich floß ihr das lange schwarze Spitzengewand von den entblößten marmorweißen Schultern und, wie in eine halbdurchsichtige Wolke sie hüllend, umschloß sie der sternenbesäete Florschleier, den ein blitzendes Diamantendiadem auf dem reichen Lockenhaar befestigte.

Gleich einer ernststen Trauergestalt saß sie so auf ihrem erhöhten Sitze und schaute mit fast gleichgültigem Blick in das wogende bunte Gewimmel zu ihren Füßen nieder.

Wohin blickten diese traumschweren, fast übermüdeten Augen? Wen oder Was suchten sie aus den wirbelnden Paaren und den grinsenden, mit lachenden Farben übertünchten Gesichtern heraus? War es ein Freudenfest, welches sie hervorgezaubert – o warum sah sie selbst so traurig und beinahe eingeschüchtert wie eine Taube aus, die sich vor den Geiern und Falken fürchtet, die um sie her flatterten und Beute suchten?

Ich hatte mich ihr gegenüber in einer Fensternische aufgestellt und verwandte fast kein Auge von ihr. Immer wieder mußte ich mich fragen: »Wozu alle diese Mummerei, wozu dieser gesuchte Scherz, da doch der Ernst des Lebens in allen Herzen, die ungesehn unter diesen bunten Hüllen schlagen, gebieterisch den ihm gebührenden Tribut zu fordern hat? Daß sich die sonderbaren Menschen doch solch ein Blendwerk gefallen lassen, daß sie noch Lust und Neigung verspüren, zu springen, zu hüpfen, zu trippeln, wo so viel Anlaß, ruhig und bedächtig einherzuschreiten, vorhanden ist! Doch, das sind hypochondrische Gedanken, die nicht hierher gehören, wird man sagen, und so will auch ich davon schweigen und meine Grübeleien für mich behalten. Ein Narr freilich ist, wer sich eine überflüssige Sorge macht, und so will ich unter allen diesen scheinbaren Narren auch kein wirklicher Narr sein und mir den Kopf zerbrechen, warum die Menschen so thöricht und närrisch sind, das

Wesen der Narrheit in einem ganz anderen Gewande zu suchen, als sie sich täglich unter uns auf dem Markte der Welt zeigt! –

Das Fest hatte seinen gewöhnlichen Fortgang genommen und war bis zur Tafel vorgeschritten, die in mehreren Sälen an verschiedenen kleinen Tischen von Gesellschaften abgehalten ward, wie sie durch Zufall oder Verabredung sich zusammengefunden hatten. Ich saß in einem vom Tanzsaal am weitesten entfernt liegenden kleinen Eckzimmer des nach der Stadt hervorragenden Schloßflügels mit Major Fuchs und einigen Officieren seines Regiments, die der Maskenball eigens aus ihrer Garnison nach der Residenz gerufen hatte. Es waren sehr liebenswürdige junge Leute von altem Adel und dem frischesten Humor, und wir wären Alle recht heiter gewesen, wenn Major Fuchs nicht gerade eine sehr ernste Stimmung gehabt hätte, die er von mir entnommen zu haben schien.

Eben als die erste Flasche Champagner gebracht war, dessen erstes Glas stets auf die Gesundheit der Fürstin geleert ward, glaubte ich, der ich dem Fenster zunächst saß, draußen auf der Straße ein Posthorn schmettern zu hören, dessen Klänge sogar dicht am Schloßportale sich zu wiederholen schienen. Ich achtete jedoch nicht weiter darauf und trank aus vollem Herzen das mir eben dargereichte Glas perlenden Weins auf das Wohl meiner geliebten Fürstin leer. Dann aber, während im Kreise umher die Gläser von Neuem gefüllt und geleert wurden,

stand ich auf und, von einer unerklärlichen Unruhe gepeinigt, durchschritt ich die Säle, ohne mir eigentlich des Zweckes, der mich umher trieb, bewußt zu sein.

In dem Augenblick, als ich mich dem Saale näherte, in welchem die Fürstin selbst mit den Auserwähltesten ihrer Gäste bei Tafel saß, bemerkte ich den Kammerdiener derselben an der Thür stehen und sehnsuchtsvoll rings im Kreise sich umblicken. Sein Gesicht war merkwürdig bleich; beinahe erschrocken oder bestürzt flogen seine Augen umher, als suche er Jemanden, dem er eine wichtige Mittheilung machen könne. Als er meiner ansichtig wurde, gab er mir einen verständlichen Wink und ich folgte ihm in eins der vielen Vorzimmer, welches augenblicklich leer stand.

»Was giebt es, Herr Zöllner,« fragte ich, »und warum machen Sie ein so bedenkliches Gesicht?«

»Ach, Herr Bibliothekar,« erwiderte er, »ich bin in recht großer Verlegenheit. Sie können mir vielleicht rathen, wie ich mich in diesem besonderen Falle benehmen soll. Sehen Sie, es ist vor einigen Minuten eine Staffette angekommen, die einen Brief gebracht hat, der unmittelbar im Schloß an Ihre Durchlaucht abgegeben und von ihr unverzüglich geöffnet werden soll. So steht es wenigstens auf dem Couvert.«

»Nun gut, so geben Sie ihn doch ab,« erwiderte ich, »es kommen ja öfter Briefe an, die es eilig haben und wichtig sind. Wo ist er her?«

»Ja, eben das ist es, was mich bedenklich macht. Dieser Brief ist kein gewöhnlicher – er trägt ein schwarzes Siegel, Herr Bibliothekar.«

Jetzt erschrak auch ich, »Haben Sie ihn hier?« fragte ich rasch.

»Da ist er – er kommt aus Z*** und ich will darauf wetten, daß die Aufschrift von der Hand des Adjutanten des Fürsten herrührt.«

Ich nahm ihm den Brief schnell ab, den er in der Brusttasche verborgen gehalten hatte, las die Anschrift und die Note in der Ecke, ihn unverzüglich und eigenhändig zu öffnen. »Dieser Brief enthält ohne Zweifel eine wichtige Nachricht,« sagte ich.

»*Er* wird todt sein!« flüsterte der Kammerdiener. »Aber soll ich ihn der armen Frau gerade jetzt geben, wo sie vielleicht einmal eine frohe Stunde genießt?«

Diese Worte des Kammerdieners gewannen mich für ihn; ich nickte ihm beifällig zu und sagte: »Wollen Sie mir den Brief anvertrauen? Ich will ihn der Fürstin so geben, daß sie nicht erschrickt.«

»Ja, ja gern; da haben Sie ihn, Solche Briefe giebt man nicht mit Vergnügen ab.«

Ich nahm den Brief, prüfte die Aufschrift, das Siegel, das Postzeichen noch einmal genau, und da letzteres den Namen des Ortes in der Schweiz trug, wo der kranke Fürst verweilte, so zweifelte ich keinen Augenblick an der Wahrheit der Annahme Zöllner's. Aber wie sollte ich nun den verhängnißvollen Brief der Fürstin einhändigen? Ich dachte einige Augenblicke nach, dann gebot ich

dem mich scharf betrachtenden Kammerdiener das tiefste Schweigen und begab mich ohne Zögern in den kleinen runden Saal, in welchem die Fürstin unter ihren Gästen saß. Hier angekommen, bekümmerte ich mich nicht im Geringsten um das vorgeschriebene Ceremoniell, welches jedem Uneingeladenen die Annäherung an diese Tafel untersagte, sah auch nicht die dämonisch mich verschlingenden Augen der Oberhofmeisterin und die verwunderten Blicke der hohen Herren vom Hofe, sondern stellte mich der Fürstin gerade gegenüber auf, so daß sie mich sehen mußte, sobald sie die Augen erhob.

Das dauerte nicht lange, und als sie mich bemerkte, schien sie selbst verwundert, warf mir aber einen freundlichen Blick zu, als ich mich verbeugte, und blieb dann etwas erstaunt mit ihren Augen an meinem schwarzen Domino hängen.

»Bringen Sie etwas?« fragte sie über den Tisch herüber, als sie auf meiner Miene den Ausdruck einer Meldung gelesen haben mochte.

Ich verbeugte mich zustimmend und folgte dann ihrem Winke, indem ich mich um die Tafel herumbegab und mich dicht hinter ihren Stuhl stellte.

»Was haben Sie, Herr Flemming?« fragte sie mich leise.

Ich bückte mich nieder und sagte: »Gnädigste Frau, ich habe einen Brief, der aus Z*** kommt und von Wichtigkeit scheint, den ich aber dennoch nicht in diesem Augenblick überreichen möchte.«

Schnell wie ein Blitz fuhr ein seltsames Zucken über ihre Gesichtsmuskeln, das ich weder ein freudiges noch

trauriges nennen konnte, und welches mir dennoch verrieth, wie groß die Erregung sei, die meine Meldung in ihr hervorrief.

»Wie kommen Sie dazu?« fragte sie schnell.

»Ein Courier hat ihn gebracht und ich habe ihn Ihrer Durchlaucht Kammerdiener abgenommen, damit er ihn nicht vor Aller Augen überreiche.«

»Ich danke Ihnen. Bewahren Sie ihn noch einen Augenblick. Ich wollte eben die Tafel aufheben und thue es sogleich. Gehen Sie auf mein Zimmer, dort werde ich den Brief in Empfang nehmen.«

Diesen Befehl führte ich sogleich aus und in wenigen Minuten erschien die Fürstin in ihrem Arbeitscabinet, an deren Thür sie die begleitenden Damen und Kammerherren verabschiedete, die vor Neugierde brannten, meine Meldung zu erfahren, und in neue Aufregung geriethen, als sie mich an der Thür die Fürstin erwarten und ihr in das Zimmer folgen sahen.

Als die Fürstin eingetreten war, seufzte sie laut, blickte sich forschend ringsum und sagte dann mit fliegendem Athem und bewegter Stimme:

»Wir sind allein – jetzt geben Sie den Brief her.«

Ich zog ihn aus der Tasche und reichte ihn hin, indem ich mit Bedeutung das schwarze Siegel nach oben kehrte.

»Ah!« rief sie erschrocken und fuhr einen Schritt zurück. »Meine Ahnung war nur zu wahr – bleiben Sie!«

Hastig erbrach sie das Siegel, nahm schnell den Inhalt aus dem Couvert und durchflog die wenigen Zeilen, die das Schreiben enthielt. Als sie damit fertig war, legte sie

es ruhig auf einen Tisch, blickte, die Hände faltend, gen Himmel, seufzte noch einmal tief auf und legte, blässer und blässer werdend, die Hand auf das hochklopfende Herz, worauf sie nach einer Weile sagte:

»Flemming! Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, daß Sie mir diesen wichtigen Brief allein und ohne Zeugen überreichten. Sie können errathen, was er enthält. Vor allen Dingen nehme ich Ihre Verschwiegenheit in Anspruch, aber dann fordere ich noch einen Dienst, der eigentlich nicht zu Ihrem Berufe und Amte gehört.«

»Befehlen Sie, gnädigste Frau! Was Sie mir auch auftragen mögen, ich werde es ohne Zögerung befolgen.«

»So kehren Sie in den Ballsaal zurück, die Herren werden noch nicht auseinander gegangen sein. Rufen Sie auf der Stelle meine Minister, den Major Fuchs und den Cabinetsrath Jordan hierher, aber lassen Sie Keinen von ihnen merken, um was es sich handelt. Dann, dann aber – gehen Sie zur Ruhe. Ach! ich werde heute noch Viel zu arbeiten haben.«

»Kann ich Ihrer Durchlaucht bei irgend einer Arbeit vielleicht von Nutzen sein?«

Sie besann sich. »Nein,« sagte sie fest. »Heute nicht, aber ein andermal!« –

Ich verbeugte mich und eilte davon, um den mir erteilten Auftrag auszuführen. Ich fand die Herren mit Hülfe des Majors endlich auf, während schon Alles im Begriff war, das Schloß zu verlassen, und dann – nicht um zur Ruhe zu gehen, wie mir die Fürstin gerathen, sondern um recht, recht lebhaft das wichtige Ereigniß des

Tages zu bedenken und mir alle Folgen auszumalen, die sich daran knüpfen mußten, betrat ich mein abgelegenes Zimmer, das mich ruhelos bis beinahe zum anbrechenden Morgen auf- und abschreiten sah.

Die Vermuthung Zöllner's und meine eigene erwies sich als richtig; der schwarzgesiegelte Brief aus Z*** hatte die Trauerbotschaft gebracht, daß der Fürst von B*** endlich seinen Leiden erlegen sei. Wie tief diese Nachricht, die alle staatlichen Verhältnisse unsers kleinen Landes umgestaltete, unsre Fürstin selbst auch ergriffen haben mochte, die Minister, Major Fuchs und der Cabinetsrath Jordan, als sie, in Folge meiner Benachrichtigung, in der Nacht nach dem Balle bei ihr eintraten, fanden sie ruhig und gefaßt und berathschlugten mit ihr, was nun zunächst geschehen und welche Form in der Befolgung der gesetzlich vorgeschriebenen Handlungen beobachtet werden müsse. In wenigen Stunden war das Nothwendigste für den nächsten Morgen verabredet und beschlossen, und als die Bewohner der Residenz nach dem schönen Feste noch halb schlaftrunken erwachten, fanden sie sich überrascht, eine regierende Fürstin als Staatsoberhaupt zu haben, in der sie noch vor wenigen Stunden nur die Stellvertreterin des abwesenden Fürsten erblickt hatten.

In kurzer Zeit befand sich die ganze Stadt auf den Beinen und die Bevölkerung wogte in neugierigen Scharen auf und nieder, das große Ereigniß des Tages besprechend und ihrer Freude über das längst Ersehnte den lautesten Ausdruck gebend. Alles aber, was nur im Entferntesten zum fürstlichen Hofhalte gehörte, hatte sich in dem großen Festsale des Schlosses, aus dem die letzten Spuren des eben stattgehabten Festes schnell beseitigt waren, versammelt und beeilte sich, der jungen Selbstherrscherin zuerst sein Beileid über ihren Wittwenstand, sodann aber seine Glückwünsche in Bezug auf das nach den Landesgesetzen in ihre Hand gefallene Regiment auszusprechen.

Ich stehe davon ab, hier alle bei solchen Veranlassungen zu Tage tretenden Ceremonieen, die einzelnen Vorfälle bei Hofe, in der Stadt und die damit in Zusammenhang stehenden Feierlichkeiten im ganzen Lande zu erwähnen, nur bemerke ich, daß wochenlang eine ungeheure Regsamkeit in der Residenz herrschte, da zu ihren bisherigen Bewohnern auch eine große Anzahl Deputirter aus allen Landestheilen mit ihrem Troß gekommen waren, um theils bei der Begrüßung der Fürstin ihren Pflichten zu genügen, theils als Zuschauer bei den im Frühjahr stattfindenden Huldigungsfeierlichkeiten ihre Neugier zu befriedigen, an die sich eine ganze Reihe officieller und privater Festlichkeiten knüpfte, denen ich selbst nur sehr geringe Aufmerksamkeit schenkte.

Für mich war die Zeit bis zum Schlusse aller dieser Vergnügungen eine der unruhigsten und unbehaglichsten,

die ich bis dahin erlebt hatte. Alles um mich her schien fessellos geworden zu sein und den ausschweifendsten Hoffnungen und Erwartungen mit überfluthender Seele sich hinzugeben. Ueberall sprach man sich lebhaft über das zunächst zu Erwartende aus, da Jeder sich selbst sagen konnte, daß es nothwendig besser als das bisher Erfahrene sein müsse. Die höheren und niederen Beamten hatten alle Hände voll zu thun, um den Ansprüchen ihrer Chefs zu genügen, denn daß es gar Vieles, Großes und Kleines, im Bereiche der Regierung und Verwaltung zu beschaffen gab, versteht sich bei einer so radikalen Umgestaltung, wie sie hier vorauszusehen und unter allen Umständen nothwendig war, von selbst.

Ich für meine Person hatte mit allen diesen Dingen nichts zu thun und meine Vorgesetzten, wenn ich eigentlich dergleichen hatte, bekümmerten sich jetzt noch weniger um mich, denn je zuvor, da ihr Sinn mit ganz anderen Personen und Gegenständen beschäftigt und ihre Zeit von wichtigeren Arbeiten in Anspruch genommen war. In dieser Beziehung also war ich keiner Belästigung, keiner Unruhe, keiner Unbequemlichkeit ausgesetzt. Um so mehr aber beunruhigte mich das Schicksal der Fürstin selbst. Ich war so gespannt auf ihre nächsten Erlasse und politischen Handlungen, wie nur je einer von ihren Räthen es sein konnte, der mit seiner Erfindungsgabe dabei betheilt war, aber nicht um diese Erlasse und Handlungen selbst war es mir zu thun, sondern allein um daraus zu erkennen, wie die Fürstin sich benehmen, welche Wege sie einschlagen, welche Personen sie in ihre Nähe

ziehen und welcherlei Leute Rath sie anhören und befolgen würde. So hielt ich mein Auge fest auf sie gerichtet, so verfolgte ich jede Neuerung mit nie entwickelter Aufmerksamkeit, und zu meiner größten Befriedigung sah und hörte ich, wie sie langsam und ruhig auf dem gesetzlichen Wege vorschritt, durch keine Leidenschaft eines unruhigen Kopfes sich beirren und strenge das Recht wie die Sitte walten ließ, deren höchste und selbstständige Ueberwachung jetzt in ihre Hand gelegt war.

Persönlich war ich seit jenem verhängnißvollen Maskenball nicht wieder mit ihr in Berührung gekommen, so sehr ich eine solche auch täglich, fast stündlich gewünscht und gehofft hatte. Bei der allgemeinen Vorstellung und bei einigen anderen Gelegenheiten war sie immer ruhig an mir vorübergeschritten und hatte nicht das geringste Zeichen blicken lassen, daß sie auch auf meine Hülfe bei irgend einer Arbeit, irgend einem Werke zu rechnen gesonnen sei. Ach, ich wußte wohl, denn mir sagte es Jedermann im Schlosse, wenn ich es nur hören wollte: sie hatte genug mit sich selber zu thun und ihre Arbeiten mehrten sich von Tage zu Tage; ihre höchsten Räthe saßen stundenlang bei ihr, bestürmten sie mit Vorschlägen, Auseinandersetzungen und allen den unendlich wichtigen Dingen, die ein so weltbewegender Herr bei solchen Gelegenheiten an's Tageslicht ziehen muß, um sich nur recht das Ansehen eines umsichtigen, allweisen und unentbehrlichen Mitgliedes der Regierung zu geben. Auch die Herren Hofleute und Andere, die es zu werden trachteten, strömten ihr in hellen Haufen zu und

umringten sie mit honigsüßer Miene und endlosen Verbeugungen; Alle aber hatten lechzende Gesichter wie von großem Appetit und Durst nach Ruhm, Ehre und Auszeichnung, Alle wollten irgend etwas erschnappen, und wieviel Geduld, Anmuth und ausdauernde Kraft gehörte dazu, diese zahllosen kniebeugenden Herren und Damen mit freundlicher Miene zu empfangen und wenigstens den guten Willen zu beweisen, ihren Hoffnungen und Wünschen nach Möglichkeit gerecht zu werden.

Das erste Mal sah ich sie genauer und länger einige Wochen nach dem Osterfeste wieder. Sie ging im Park auf und nieder, um den warmen Frühlingssonnenschein zu genießen und den Duft der Blumen und Blüthen einzuathmen, der sich eben frisch aus den jungen Knospen entwickelt hatte. In ihrem schwarzen Traueranzuge sah sie ungemein bleich und abgespannt aus. Auch schien sie zu frösteln trotz der lieblichen Wärme, und hüllte sich fester in ihre Tücher ein. Auf ihrer sonst so reinen und klaren Stirn schwebte, als sie mit freundlichem Gruße langsam an mir vorüber ging, eine trübe Wolke; offenbar war sie erschöpft von dem drückender denn je gewordenen Hofceremoniell, das ihr keine Stunde Erholung gönnte und nicht einmal der Fürstin gab, was man der gewöhnlichsten Arbeiterfrau zukommen läßt: Ruhe und Genuß im gemüthlichen Familienkreise.

Außer dieser körperlichen Erschöpfung aber litt auch ihr Geist, denn Sorgen mancherlei Art beunruhigten sie wie nie zuvor. Vor allen Dingen wußte sie, daß Verbesserungen stattfinden mußten, wo Veränderungen beliebt

wurden, und diese herbeizuführen, ist eine schwere Aufgabe für eine Frau, die eine seit langer Zeit in Unordnung gerathene große Staatsmaschine wiederherzustellen, zu lenken und in leidlichem Gange zu halten hat. Da galt es denn nicht allein, fleißig, sondern auch vor- und umsichtig zu sein, da mußten Dinge und Personen berücksichtigt werden, die nicht gleich aus ihrem Machtkreise beseitigt werden konnten, da gab es Ansichten und Meinungen zu schonen, deren Befolgung und Ausrottung gleich gefährlich erschien, da war also überall guter Rath theuer, wenn er überhaupt noch zu haben war.

Als aber eines Tages die Fürstin ihren hochweisen Räthen ihre Meinung entwickelt und den Weg angedeutet hatte, auf welchem ihrer Ansicht nach allein diese Verbesserungen in's Leben gerufen werden könnten, da traten ihr die alten ehrgeizigen Schnapphähne entgegen und suchten ihr mit feuriger Beredtsamkeit zu beweisen, daß sie sich gänzlich auf einem Irrwege befinde, wenn sie glaubte, man müsse die Verbesserungen von Oben her beginnen. Gott bewahre! Das dürfe Keiner von ihnen zugeben, denn das sei nichts Anderes, als eine Revolution, – und eine Revolution von Oben her sei die allergefährlichste, die man sich auf der Welt denken könne. Viel besser und gerathener sei es, den alten Schlendrian noch eine Weile fortgehen zu lassen, bis er sich endlich abgeschliffen habe, wodurch sich – eine billige Flickerei – eine Veränderung hie und da von selbst ergeben werde. Die bisher befolgte Maxime habe sich Jahrhunderte lang erhalten und dadurch schon ihren unverwüsthlichen Werth

bewiesen, kein vernünftiger Baumeister aber dürfe sich einfallen lassen, an einem so treu bewährten alten Mauerwerke zu rütteln, wenn der neu erbaute Thurm nicht umpurzeln und alle frommen Kirchengänger sammt und sonders unter seinen Trümmern begraben solle.

»Meine Herren,« entgegnete die Fürstin lächelnd auf diesen hochweisen und altväterischen Rath, »Sie scheinen eine ganz besondere Angst vor dieser von Ihnen mit Unrecht so benannten Revolution von Oben zu haben, die ich vielmehr eine nothwendige Restauration nennen möchte. Was würden Sie aber erst sagen, wenn meine Unterthanen, die ein Anrecht auf diese Restauration haben und sie seit langer Zeit mit Herzklopfen ersehnen, mit Ihrem langen Zaudern unzufrieden würden und uns in einer schönen Nacht, wo wir Alle recht ruhig und süß schlafen, mit einer Revolution von *Unten her* überfielen?«

Die hochweisen Herren machten alle ein sehr verwundertes, langes und beinahe vor Schrecken bleiches Gesicht, dann aber faßten sie wieder Muth, erhoben die von mühseliger Arbeit ergrauten Köpfe und erwiderten, wie von einem höheren Anflug begeistert:

»Durchlaucht, o! Sie schüchtern uns damit nicht ein! Dazu haben wir ja unsere Polizei und unsere braven Soldaten! Mit Hülfe der Bajonette, der Säbel und der Kugeln aber sind Sie allmächtig, wofür es Beispiele wie Sand am Meere giebt.«

»Auch der Beispiele vom Gegentheile sind eine große Zahl!« erwiderte die Fürstin. »Nein, nein, meine Herren, Sie irren diesmal, das ist nicht meine Aufsicht, wie man

heutzutage die Menschen regieren muß. Also denken Sie weiter darüber nach. Polizei und Soldaten sind gut und können selbst in dem bestgeordneten Staate nicht entbehrt werden, aber bezwingen will ich damit mein Volk nicht, wo ich es durch weise, gesetzmäßige und der Zeit, in der wir leben, angemessene Maaßregeln zum Besten leiten kann. Nur auf *diese* Weise werde ich herrschen, wenn ich doch einmal herrschen soll, und Sie werden mir auf *meine* Weise helfen, wenn Sie nämlich wollen – wollen Sie aber nicht – so muß ich mich nach anderen Stützen umsehen, und damit, meine Herren, sind Sie für heute entlassen.«

Diese Erklärung, die, als sie bekannt wurde, alle Welt in Entzücken versetzte und der Fürstin die letzten ihr noch verschlossenen Herzen des Volkes gewann, war aber gerade dazu angethan, sie mit einer der alten Zeit anhängenden Partei im Lande in Conflict zu bringen, und hatte sie bis jetzt um wenige ruhige und sorgenlose Stunden gehabt, jetzt sollte sie bald gar keine mehr haben. Kampf, Widerspruch, Unzufriedenheit brachen aus allen Ecken hervor, die früher die Herbergen der frommsten Gesetzmäßigkeit gewesen waren, und was früher vor der Regentin auf den Knien rutschte, um nur seine Demuth und Hingebung zu beweisen, das warf sich jetzt in den schwersten altväterischen Harnisch, holte die verrosteten Waffen aus den Schränken und rief: »Knapp', saddle mir mein Dänenroß!« um ein siegreiches Turnier mit der Fürstin selbst zu halten, die, wie man überall schrie, die

Revolution von Unten herausfordere, wenn sie so kategorisch mit ihren ersten Räthen umgehe und unzugänglich für ihren erprobten Rath und ihre weltbekannte Weisheit bleibe.

So stämmte und steifte sich der ganze Anhang dieser hochedlen Partei, die stets nur das Gute auf *ihre* Weise will und ihre Weise allein für *gut* hält, gegen die edlen und hochherzigen Regungen der Fürstin, und wie es überall der Fall ist, waren auch hier die Unfähigsten die Dreistesten, Unverschämtesten, denn die Verdienstvollen blieben allein in bescheidener Ferne, um abzuwarten, bis ihre Zeit komme und sie aus dem Staube der Vergessenheit hervorhole, wo sie allerdings gewöhnlich sehr lange ausharren und dulden müssen, wenn sie überhaupt vor Ankunft derselben nicht dem Gesicke aller Menschen erliegen. Mit den Unfähigen und Vorlauten aber traten die Habsüchtigen heran, pochend und lärmend, als müsse ihnen vor Allen der fetteste Bissen zufallen. Jeder wollte jetzt etwas *haben*, etwas *werden*. Keiner aber wollte geben, beitragen zum allgemeinen Guten, als wenn sich das von selbst machte und die Quelle der Labung unerschöpflich wäre. Als sie aber nicht Alle zu gleicher Zeit aus dieser Quelle schöpfen konnten, fingen sie laut zu murren an, von nie erlebten Täuschungen zu reden und – zuguterletzt – den verstorbenen Fürsten zurückzuwünschen, der sie früher sämmtlich geknechtet und gefuchelt, und nur Diejenigen aus ihrer Mitte herausgehoben hatte, die er zu Henkeln und Griffen bei seinem Schreckensregimente gebrauchen konnte.

Alle diese Erscheinungen, als sie nach und nach immer klarer zu Tage traten, machten die Fürstin allmählig ungeduldig und ließen sie an der Erfüllung der Aufgabe fast verzweifeln, die sie mit so großer Innigkeit und Hingebung zu lösen begonnen hatte. Da ihre bisher bewährtesten Rätthe sie in Stich ließen, suchte ihr Auge vergebens nach einem rettenden Strohalm. Ihre sonnenklare Stirn beschattete sich mit einer immer dunkler und größer werdenden Wolke. Wo sie nur irgend konnte, suchte sie die Einsamkeit auf, um Ruhe und Frieden um sich her zu haben, deren sie nie mehr bedurft, aber auch nie mehr entbehrt hatte als gerade jetzt. Ihre Nächte, die ihr sonst wenigstens leibliche Ruhe verstattet, verbrachte sie jetzt mit Arbeiten, die aus der Erde zu wachsen schienen, bald mit diesem, bald mit jenem Rath das Wichtigste überlegend; aber alles das half nichts, man kam keinen Schritt weiter und der Riß, der einmal zwischen ihr und den Gewalthabern entstanden, wurde immer weiter, bis endlich eine Kluft sich aufthat, die keine von beiden Parteien mehr überspringen konnte und die nur ein Mann von rüstiger Thatkraft auszufüllen im Stande gewesen wäre, wenn, in Ermangelung desselben, sie nicht weiter und weiter klaffen sollte, bis sich das murrende Volk hineinwarf und eine Brücke mit seinen Leibern baute, auf der die alten Minister hinaus und die neuen hinein spazierten, um zu regieren, wie die Fürstin, nicht aber die Partei es wollte, die dem alten zopfdeutschen Schlendrian zu Liebe schon so oft einen ganzen Staat in Frage zu stellen den frechen Muth bewiesen hat.

Mit Major Fuchs traf ich um diese Zeit sehr häufig zusammen und wir tauschten ehrlich und offen unsere Meinungen aus, die völlig mit derjenigen übereinstimmten, welche die Fürstin ausgesprochen hatte, aber leider sobald nicht zur Geltung bringen konnte. Der Major war seit den Huldigungsfeierlichkeiten so wenig am Hofe gewesen wie ich, er war kein Mann, der sich aufdrängte, und mich rief man nicht, trotzdem ich schon lange vergebens wartete, daß das Wort der Fürstin: ›Ein andermal sollen Sie mir dienen!‹ sich erfüllen würde.

Doch auch diese Zeit sollte endlich herankommen und damit eine Periode in meinem Leben einleiten, die ich damals eben so wenig ahnen konnte, wie sie auch der Leser nicht ahnen wird.

SIEBENTES KAPITEL. DAS ARCHIV.

Ob die Fürstin den warmen Antheil wahrnahm, mit dem ich ihre Schritte auf dem dornigen Pfade ihrer neuen selbstständigen Regierung verfolgte, konnte ich auf keine Weise ergründen, so oft ich mich im Stillen bemühte, ihr Antlitz darüber auszuforschen, wenn ich ihr einmal zufällig begegnete. Bisweilen allerdings hoffte ich es, wenn mich ein freundlicher Blick von ihr traf oder länger als sonst auf mir verweilte, als ob er in meiner Seele lesen wolle; allein die Gelegenheit, diese Forschungen weiter fortzusetzen, kam zu selten und ging immer zu rasch vorüber, und da ich zu dieser Zeit in keine nähere Berührung mit ihr trat, so blieb ich lange in meiner Ungewißheit schweben, die mir überaus peinlich war, indem ich mich

höchst glücklich gefühlt hätte, wenn sie eine bestimmte Ueberzeugung von der Theilnahme und Ergebenheit gehabt, die ich ihr auf jedem Schritte ihres Lebens bewahrte. Nur einmal, es war etwa vierzehn Tage nach jener zuletzt erwähnten Begegnung im Park, begegnete ich ihr zweimal an einem Tage. Das erste Mal fuhr sie in der Allee vor dem Schlosse an mir vorüber, und das zweite Mal trat ich ihr zufällig in den Weg, als sie gegen Abend mit ihren Damen im Park lustwandelte.

Beide Male trug ihr Gesicht, meiner Beobachtung nach, denselben eigenthümlichen Ausdruck, den ich bis dahin noch nie bei ihr in Bezug auf mich wahrgenommen hatte, wenigstens bildete ich mir das in meiner freudigen Erregung ein. Ihr Auge ruhte scharf sinnend und zugleich forschend auf mir, als habe sie die Absicht, mich anzureden und nach irgend etwas zu fragen, allein sie ging langsam vorüber, mochte sie nun der in ihr wohnende Stolz oder die steife Form der um sie her streng beobachteten Etikette davon abgehalten haben.

Ich konnte die ganze Nacht und den folgenden Tag diesen eigenthümlichen Blick nicht aus meiner Erinnerung verbannen und es war mir immer zu Muthe, als müsse sie vor mich treten und mir eine Erklärung desselben zu Theil werden lassen. Daß ich mich nicht so ganz in dieser vielleicht krankhaften, aber mich zuletzt vollständig beherrschenden Einbildung getäuscht, sollte mir zwei oder drei Tage später klar werden, denn um diese Zeit etwa erschien ihr Kammerdiener bei mir in der Bibliothek und

ersuchte mich im Namen seiner Gebieterin, am nächsten Morgen um zwölf Uhr vor ihr zu erscheinen.

Kaum konnte ich vor innerer Bewegung die festgesetzte Zeit erwarten; schon lange vorher stand ich in dem bei Hofe vorgeschriebenen Anzuge in meinem Zimmer, und sobald die Schloßuhr die Stunde ausgeschlagen, schloß ich mit bebender Hand meine Thür und trat den Weg nach dem unteren Stockwerk des Schlosses an.

Gleich nachdem ich angemeldet war, erhielt ich den Befehl einzutreten. Als ich vor der Fürstin stand, fühlte ich mich, wunderbar genug, meiner ganzen mir eigentümlichen Gemüthsruhe wiedergegeben und es kam das seltsame Gefühl über mich, als müßte ich mich selbst bemitleiden, daß ich bisher daran gezweifelt, sie erinnere sich meiner nicht mehr oder habe im Strudel ihres bewegten Lebens mich ganz und gar vergessen. Dies Gefühl hauchte mir der Anblick ihres mir so wohlwollend entgegenblickenden und freundlich mich willkommen heißenden Gesichts ein, das zwar etwas blaß und sorgenvoll, aber keineswegs bekümmert und eingeschüchtert aussah.

»Guten Morgen, Flemming,« sagte sie mit ihrer stets so silberklaren und wohllautenden Stimme, »wir haben uns recht lange nicht gesprochen und recht Viel ist geschehen, seitdem Sie mir jenen bedeutsamen Brief brachten, der alle diese Veränderungen und Verwickelungen zur Folge gehabt hat. Ach ja! Doch glauben Sie nicht, daß ich in dieser Zeit nicht an Sie gedacht hätte und Ihrem stillen, Alles beobachtenden Wesen nicht mit innerer

Theilnahme gefolgt wäre. Jedoch Sie können sich leicht denken, daß man in meinen Verhältnissen nicht immer gerade in dem Augenblick etwas thun kann, wo man es am liebsten thäte, man muß sich vielmehr nach den Umständen richten, die so oft tyrannisch über unsern Willen und unsre Neigung verfügen. So viel in Bezug auf die vergangene Zeit. Jetzt aber sage ich Ihnen, daß ich recht viel mit Ihnen zu sprechen gedenke, nur kann ich die passende Zeit und die innerliche Ruhe noch nicht dazu finden. Gedulden Sie sich also, wie ich mich auch in vielen anderen Dingen gedulde. – Heute aber berief ich Sie zu mir, weil ich ein ganz besonderes Geschäft für Sie habe, und ich erinnere mich und Sie zugleich daran, daß Sie mir von Nutzen zu sein versprochen, was ich dankbar im Voraus annahm, da ich ja weiß, wie sehr ich mich auf Ihre Umsicht und Ergebenheit verlassen kann. Dies Geschäft muß aber heute, spätestens morgen besorgt werden, da mein Bruder Leo, den Sie ja auch kennen, seinen Besuch für die nächsten Tage angemeldet hat. Sie wissen, daß der alte Archivrath Schmelzer schwer erkrankt ist. Tiburtius hat mir heute Morgen sogar gesagt, daß er an seinem Aufkommen zweifle. Schmelzer allein wußte im Archiv Bescheid und nun fehlt mir Jemand, der ihn in seinem Amte vertritt. Jedermann aber kann und mag ich die Einsicht in dasselbe nicht gewähren, es enthält zu viele Dinge, die man nicht gern unter das Publicum kommen läßt. Ueberdies wird im Archiv keine große Ordnung herrschen, der alte Herr war in der letzten Zeit etwas nachlässig und hatte auch wohl nicht mehr den rechten

Sinn für die ihm zugemessene Arbeit. Fehlt die Ordnung ganz, so muß sie wieder hineinkommen und damit werde ich Sie betrauen. Doch das hat noch Zeit, für heute habe ich einen anderen Auftrag.«

Da sie nach diesen Worten schwieg und, gleichsam eine Antwort erwartend, mein Gesicht durchforschte, verbeugte ich mich und sprach einige Worte des Dankes, so wie die Versicherung aus, ich würde ihr Vertrauen zu würdigen wissen und auch fernerhin mich ganz ihren Befehlen unterordnen.

»Das dachte ich wohl,« fuhr sie etwas lebhafter fort, »nun hören Sie, um was es sich handelt. Der Vater des jüngst verstorbenen Fürsten war ein für das Wohl seines Landes und Volkes bis an sein Lebensende regsam sorgender Mann. Noch kurz vor seinem Hinscheiden faßte er den Entschluß, weitreichende und nothwendige Reformen in der Regierung und Verwaltung einzuführen und dem Zeitgeiste Rechnung zu tragen, der auch in jenen Tagen heftig vorwärts strömte, ähnlich wie heute. Nun aber gestatteten die Verhältnisse anderer und mächtigerer Staaten keineswegs die von ihm beabsichtigten Verbesserungen und, einsehend, daß es ihm nicht mehr gelingen werde, seine Pläne durchzuführen, schrieb er seine Wünsche eigenhändig nieder und legte sie in das Archiv, der Zukunft anheimstellend, ob sein Nachfolger sie benutzen würde oder nicht. So viel ich weiß, ist diese seine Hinterlassenschaft niemals eröffnet worden, da

nach ihm ein andres System an's Ruder kam, aber vorhanden muß sie noch sein. Ich habe sie einst selbst gesehen und kann Ihnen ungefähr die Form beschreiben, in welcher sie aufbewahrt ward. Es war ein kleines Packet, in gewöhnlicher Briefform, fest in dunkle Wachsleinwand gebunden und mit drei Siegeln verschlossen, die des Fürsten Privatwappen zeigten. Auf der Rückseite der Siegel war eine Aufschrift angebracht, die etwa lautete: ›Meine Pläne für eine Neugestaltung meines engeren und weiteren Vaterlandes.« Dies Packet nun suchen Sie mir. Es muß in irgend einem Behältniß des Archivs verborgen liegen. Finden Sie es, so bringen Sie es unverzüglich hierher, aber nur von Hand zu Hand überliefern Sie es mir. Ich habe heute und morgen Abend keine Gesellschaft und werde allein sein, um ungestört arbeiten zu können. Hier haben Sie sämmtliche Schlüssel zu dem Archiv, selbst die zu den geheimsten Fächern, die alle doppelt verschlossen sind und wozu dieser kleinste Schlüssel paßt. Bewahren Sie sie sorgfältig, sie verschließen für mich und das Land höchst wichtige Dinge. Wenn Sie im Archiv suchen,riegeln Sie die Thür hinter sich zu, ich will keinen Dritten, wer es auch sei, bei dieser Arbeit zum Theilnehmer oder Belauscher haben. Es ist eine Vertrauenssache und Ihnen allein, wie Sie sehen, schenke ich dies Vertrauen.«

Auf's Höchste belebt und ermuntert durch diesen mich so hoch ehrenden Auftrag, versprach ich ihren Befehlen pünktlich nachzukommen und begab mich ohne Zögern an das mir sehr leicht scheinende Werk. Nachdem ich meinem Diener, den mir Major Fuchs zur Disposition

gestellt und den ich auch in der Bibliothek zu meinem Handlanger angelernt, einige Aufträge gegeben, schloß ich die Thür des Archivs auf, das mit dem hintersten Zimmer der Bibliothek in unmittelbarer Verbindung stand und aus dem ich so oft den alten Archivrath hatte kommen sehen, wenn er von seiner kurzen Arbeit sich nach Hause begab.

Gleich beim ersten Einblick in das noch nie von mir betretene Heiligthum und nachdem ich die stark mit Eisen beschlagene Thür hinter mir wieder geschlossen, die Fensterläden, hinter denen sich eiserne Stangen befanden, dagegen geöffnet hatte, war ich betroffen von der Unordnung und Nachlässigkeit, die in den beiden gewölbten Zimmern herrschte, in denen man die wichtigsten Papiere der fürstlichen Familie aufbewahrte. Aehnlich wie früher in der Bibliothek lagen auch hier Tische und Stühle mit Schriftstücken und Acten bedeckt und es dauerte einige Zeit, bis ich eine Einsicht in die Art und Weise der ehemaligen Aufbewahrung und Anordnung gewinnen konnte. Rings an den Wänden beider Zimmer waren eiserne Schränke aufgestellt, deren Thüren ich nicht zur Hälfte verschlossen fand und deren Inneres eine namenlose Verwilderung darbot. Auch hier war also ein Augiasstall auszutragen, und ich begab mich sofort an die Arbeit, indem ich die Aufschriften der einzelnen Fächer las und die Eintheilung und den Umfang des Ganzen mir daraus zu eigen zu machen suchte.

Die Unordnung, die ich hier vorfand, erklärte sich übrigens sehr leicht. Der alte Herr, der seit dreißig oder vierzig Jahren den Posten eines Archivraths versah, kränkelte beständig und lebte fast die Hälfte des Jahres beurlaubt auf dem Lande, weshalb ich ihn auch lange nach meiner Ankunft in B*** erst kennen gelernt hatte. Er war der einzige Mensch, der das Archiv betrat und mit seinem Inhalt vertraut war. Theils in Folge seiner körperlichen und geistigen Schwäche, theils weil man es versäumt, auch ihm zur rechten Zeit einen geeigneten Gehülfen zu geben, hatte er die Lust an der ihm zugewiesenen Arbeit verloren und so war das Ganze allmählig in den Zustand gerathen, in dem ich es jetzt zu meinem Leidwesen antraf.

Nachdem ich in einiger Zeit mir die nothdürftigste Uebersicht verschafft, ging ich zunächst an die Durchsuchung der Fächer, in denen ich ihrem Inhalte nach das Packet des ehemaligen Fürsten vermuthen konnte, aber auch da sollte ich in meiner lebhaft hervorbrechenden Hoffnung getäuscht werden, denn nach kurzer Prüfung ergab sich, daß der Inhalt der Papiere nur selten der Aufschrift der verschiedenen Fächer entsprach. So begab ich mich denn an die Oeffnung der nur dem kleinsten Schlüssel zugänglichen Kasten, und hier fand ich wenigstens einige Ordnung und Sorgfalt in der Aufbewahrung der wichtigsten Actenstücke vor. Allein so viele Mühe ich mir gab, das von der Fürstin begehrte Dokument ausfindig zu machen, es wollte mir nicht gelingen; und schon beinahe

drei Stunden hatte ich überall gekramt, als ich endlich eine Weile zu ruhen beschloß, um bald wieder von Neuem zu beginnen.

Nachdenklich stand ich vor den geöffneten Fächern und schaute prüfend und spähend in alle Ecken. Der Schweiß stand auf der Stirn und meine Kleider und Hände waren mit Actenstaub bedeckt, denn mein Eifer war groß gewesen und meine Wünsche, das rechte Papier zu finden, hatten meine Arbeit beflügelt.

Als ich in diesem Zustande, nicht sehr befriedigt von meinem bisherigen Erfolge, mich eben wieder an die Arbeit begeben wollte, klopfte es an die Thür, die von der Bibliothek in's Archiv führte. Einigermaßen überrascht und beinahe unwillig, da ich meinem Diener den Befehl gegeben, mich in meiner Beschäftigung nicht zu stören, trete ich an die Thür und frage mit lauter Stimme, was es gebe und warum er klopfe.

»Herr Bibliothekar,« antwortete er, »der Herr Kammerherr von Krachwitz wünscht Sie nothwendig zu sprechen und will sich nicht abweisen lassen.«

»Ich bedaure sehr,« erwiderte ich; »ich habe jetzt keine Zeit, ihn zu empfangen, und bin mit wichtigen Arbeiten beschäftigt. In einer Stunde jedoch werde ich ihm zu Diensten stehen.«

»Mein Herr,« rief da die barsche Stimme des Kammerherrn mit ihrem unnachahmlichen Hofaccente durch die Thür, »lassen Sie mich nicht warten, ich habe noch weniger Zeit übrig als Sie.«

»Ich bedaure,« sagte ich noch einmal, »Ihre Durchlaucht hat mir Eile in meiner Beschäftigung aufgetragen und diesem Befehle muß ich Folge leisten.«

»Oeffnen Sie rasch, ich bin auch im Auftrage Ihrer Durchlaucht hier.«

Nur eine Secunde dachte ich nach und schon hatte ich den Schlüssel umgedreht, denn es konnte leicht möglich sein, daß die Fürstin mir einen, meine jetzige Arbeit betreffenden Auftrag durch den Kammerherrn nachsendete. Ich öffnete also die Thür und trat ihm ganz in dem Zustande entgegen, wie ich ihn vorher angedeutet habe.

Als der feine Kammerherr mich mit hoch geröthetem Gesicht, schweiß- und staubbedeckt vor sich stehen sah, stutzte er, nahm aber gleich darauf eine sehr übermüthige Miene an und sagte, seine lange Nase mit einer gewissen impertinenten Dummdreistigkeit mir entgegen streckend: »Ei, wie kommen Sie in das Archiv und was thun Sie darin in Abwesenheit des Archivraths?«

»Mein Herr,« erwiderte ich mit kalter und absichtlich festgehaltener Ruhe, »darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Ich wiederhole Ihnen nur, daß ich mich in diesem Augenblicke im Dienste Ihrer Durchlaucht befinde.«

»So, nun gut, das werden wir untersuchen.«

»Hierin haben Sie nichts zu untersuchen, ich bin auf einen Specialbefehl der Fürstin hier.«

»O gewiß, ja freilich, aber das werden wir bald erfahren.«

»Wollen Sie jetzt vielleicht die Gewogenheit haben,« fuhr ich fort, indem ich die Thür des Archivs von der Bibliothek aus zuschloß, »mir zu sagen, worum Sie mich in einer Eile erfordernden Arbeit unterbrechen und was Sie mir so Wichtiges mitzutheilen haben?«

»Mein Herr, es ist Alles und zu jeder Zeit wichtig, was ich *Ihnen* mitzutheilen habe.«

»Gut, gut, Sie mögen von Ihrem Gesichtspunkt aus Recht haben, ich streite nicht dagegen – aber mit einem Wort: was wünschen Sie?«

»Ich bitte mir sogleich einige Bücher aus, die über das Costüm der Johanniter- und Malteser-Ritter handeln. Es müssen doch dergleichen in der Bibliothek vorhanden sein.«

»Ist das so eilig?«

»Sehr. Wir brauchen sie zu einer Berathung, die heute Abend in der Gesellschaft der Fürstin stattfinden soll.«

»Herr Kammerherr,« sagte ich, von seinem immer grober werdenden Tone verletzt, aber noch in der größten Ruhe, »die Fürstin hat heute Abend keine Gesellschaft bei sich.«

»Woher wissen Sie das?« rief er trotzig und mit seiner dünkelhaften Miene mich vom Kopfe bis zum Fuße messend.

»Ganz einfach daher, weil sie selbst es mir erst vor Kurzem gesagt hat.«

Nach diesen Worten, die er wahrscheinlich nicht erwartet hatte, machte er mir eine ironische Verbeugung,

lächelte höhnisch und erwiderte in näselndem vornehmen Hoftone:

»Da Sie so vortrefflich von Allem unterrichtet sind, Herr Bibliothekar, so bescheide ich mich und vermelde Ihnen meinen Respekt. Aber jetzt« – fuhr er plötzlich wieder mit gröberem Tone fort – »wozu der Aufenthalt? – Geben Sie mir das Buch und dann mögen Sie in Ihrer wichtigen Beschäftigung fortfahren.«

»Das Buch können Sie in diesem Augenblick nicht erhalten,« sagte ich höflich aber bestimmt. »Es ist mir selbst noch nicht zu Gesicht gekommen und ich weiß nicht, wo es steht. Es aber zu suchen, fehlt mir jetzt durchaus die Zeit.«

»Wie, Herr Bibliothekar, *Sie* schlagen *mir* mein Verlangen ab?«

»Ja, aus dem angeführten Grunde. Doch halt – suchen Sie es sich selbst – in jenem Zimmer und etwa im dritten oder vierten Repositorium muß es stehen.«

»Ich bitte mir den Katalog aus!« befahl der Kammerherr mit gebieterischer Miene und Stimme.

»Wolfram,« sagte ich zu meinem Diener, der, mit seiner Arbeit beschäftigt, noch in unsrer Nähe stand, aber in staunender Betroffenheit über die Frechheit dieses vornehmen Herrn aus dem Fenster sah, »geben Sie dem Herrn Kammerherrn den Katalog, so weit er fertig ist.«

Der Diener gehorchte und einen Augenblick später hielt Herr von Krachwitz den Katalog in der Hand, in dem er wüthend blätterte, plötzlich aber auf mich losfuhr und schrie: »Wo steht das Buch verzeichnet?«

»Da Sie mir den Titel bisher nicht genannt haben,« erwiderte ich mit Eiskälte, »so weiß ich es so wenig wie Sie. Sie sehen, ich bin bei Weitem noch nicht fertig mit der Aufstellung der vielen Bücher.«

»Herr!« kreischte er auf, »wozu sind Sie Bibliothekar?«

»Wolfram,« wandte ich mich zu meinem Diener, der sich vor Angst kaum zu lassen wußte, »gehen Sie hinaus, der Herr Kammerherr hat mit mir allein zu sprechen.«

Wolfram befolgte augenblicklich meinen Wink; Herr von Krachwitz aber geberdete sich um so heftiger, je ruhiger und höflicher ich wurde, was seinen Jähzorn außerordentlich zu entfachen schien.

»Wozu ich Bibliothekar bin, fragen Sie?« fuhr ich nun in gleich ruhigem Tone fort. »Wenn Sie das nicht wissen, will ich es Ihnen sagen: um die Bücher, die Sie hier in unsäglicher Unordnung liegen sehen, zu ordnen, nicht aber, um von Ihnen höchst unpassende und mich verletzende Worte zu vernehmen.«

»Herr, wollen Sie auch gegen Männer von Stande grob und widerspenstig sein, wie Sie es leider schon oft gegen die Damen gewesen sind?«

Da er dabei eine Grimasse schnitt, die so lächerlich in ihrem puterhaften Zorne wie häßlich in ihrer Form war, so drehte ich mich langsam nach der Wand um, der ich bisher den Rücken zugekehrt, wie um in den dort hängenden Spiegel zu blicken.

»Ich habe Ihnen, Herr von Krachwitz,« sagte ich darauf, »für den Augenblick nichts auf Ihre Beleidigungen zu erwidern, aber wenn Sie einen recht klugen, schönen und

besonnenen Mann – einen Mann von Stande sehen wollen, der Seinesgleichen allein nur Ehre erwiesen sehen will, die Ehre eines Anderen aber bei jeder Gelegenheit mit Füßen tritt, so blicken Sie in diesen Spiegel.« Und dabei trat ich mit einer tiefen Verbeugung rasch zur Seite und deutete auf das Glas, welches sein brutales Gesicht in seiner ganzen verzerrten Wildheit zurückwarf.

In diesem Augenblick war es, wo der Kammerherr, wie von einer Tarantel gestochen, in die Höhe fuhr; er schäumte vor Wuth, erhob die geballte Faust drohend gegen mich und kreischte mit kirschrothem Gesicht und einer Stimme, daß die Wände bebten:

»Herr! Sie sind ein vorlauter, übermüthiger hergelaufener Schlingel – ich werde Ihnen das Brot nehmen, welches Sie essen! Ich begreife die Fürstin nicht, wie Sie einen solchen Menschen in ihre Dienste nehmen kann. Aber das kommt daher, wenn Leute Ihres Schlages, von gemeinem Herkommen, durch Protection –«

So weit kam der Kammerherr nur im Ausbruche seiner Wuth. Mir stieg das Blut wie eine schwarze Wolke aus dem Herzen nach dem Kopfe, so daß mein Bewußtsein einen Augenblick fast verschwunden war. Dann aber, noch ehe ich mir selbst recht klar machte, was ich thun wollte, hatte ich schon gehandelt, den Kammerherrn am Rockkragen gefaßt, ihn mit unwiderstehlich kräftiger Hand der Thür zugekehrt, dieselbe mit der andern Hand geöffnet und – ehe er es sich versah, polterte

der Mann von Stände die Treppe hinunter, auf diese Weise die Bibliothek und mich zugleich von seiner Gegenwart befreiend.

Mit keuchender Brust und mächtig schlagendem Herzen trete ich nach diesem, rasch wie ein Moment vorübergegangenen Auftritt in das Archiv zurück. Vor meinen Augen flimmert Alles durch einander, Schränke, Schriftstücke und was sonst noch mich umgab. Mich hierhin und dorthin wendend und doch eigentlich nichts sehend, als eine nebelgleiche trübe Wolke, die mir das Sonnenlicht draußen verdüstert, greife ich in den ersten besten Kasten des vor mir stehenden Schrankes, wühle einen ganzen Haufen vergilbter Actenstücke auf und, wie von einer höheren Hand geleitet, ergreife ich ein Packet. In diesem Augenblick kommt mir das Sehvermögen wieder, ich halte das Packet vor die Augen – ja, es ist mit schwarzer Wachsleinwand überzogen, auf der einen Seite mit drei Siegeln verschlossen, auf der andern mit der genannten oder einer ähnlichen Aufschrift versehen – es ist in der That das von der Fürstin so sehnlichst gewünschte Packet.

Plötzlich alles Vorgefallene vergessend, trete ich aus dem Archiv, schließe es zu, säubere mich vom Staube, bringe auf meinem Zimmer meine Toilette in Ordnung und steige dann wieder nach den Gemächern der Fürstin hinab. Da kommt mir ihr Kammerdiener entgegen und

erwidert auf meine Frage, ob ich Ihre Durchlaucht sprechen könne, daß sie ausgefahren und zwar mit dem Prinzen Leo, der unvermuthet vor zwei Stunden angekommen sei und nur wenige Tage in B*** verbleiben werde.

Auf diese Worte stecke ich mein Packet in die Brusttasche und schreite in den Hof hinab. Da fällt mir plötzlich der Kammerherr wieder ein – ein dunkles Gefühl sagt mir, daß die erlebte Scene mit ihm rasche Folgen haben werde und, von einem instinctartigen Triebe geleitet, schlage ich den Weg nach der Wohnung des Majors Fuchs ein, den ich um diese Nachmittagsstunde bestimmt zu Hause vermuthete.

Leider war er nicht gleich anwesend, da ich ihn aber noch an diesem Tage sprechen wollte, so beschloß ich ihn zu erwarten und setzte mich auf sein Sopha. Den Kopf träumerisch in die Hand gestützt, sann ich über die seltsamen Verflechtungen und Verwicklungen im Menschenleben nach. Wie wunderbar war es mir doch von jeher ergangen, wie war bei mir immer alle Zukunft anders geworden, als Vergangenheit und Gegenwart erwarten ließen! Was hatten mir alle meine Pläne, Vorsätze, Entschließungen geholfen, ich war von einem Extrem in's andere, von der Tiefe auf die Höhe, aus der Ebbe in die Fluth, aus dem Nichts in den Glanz des Lebens gerathen, ein großer Theil meiner Wünsche war mir erfüllt worden, ich hatte eine vortreffliche leibliche und geistige Ausbildung erlangt, hatte die ganze Erde und das sie umgürtende Meer gesehen, tausend Gefahren bestanden, die Menschen in ihren Qualen und Gebrechen und in dem

herrlichsten Glanze ihrer Macht und ihres Reichthums beobachtet und nun – hier – hier sollte mir ein so winziger, hohlköpfiger, unbedeutender Mensch, der zufällig eine in der Welt angesehene Stellung einnahm, meinen Weg durchkreuzen, abschneiden, mich in das Nichts, die Ebbe des Lebens, die Fluth meiner Kämpfe und Gefahren zurückschleudern? Oder wie – sollte es vielleicht ganz anders kommen, sollte dieser Vorfall gerade zu meinem Glücke beitragen?! –

Kaum war dieser seltsame Gedanke in meinem Hirne aufgetaucht – *wie* oder *warum* oder *wodurch* mir ein Glück in den Weg geworfen werden sollte, war mir noch gar nicht klar geworden – so durchströmte mich plötzlich ein so freudiger, wohlthätiger, alle meine Geisteskräfte belebender Muth, und mein Herz wurde von einer so unerklärlichen, alle meine Bedenken überflügelnden Hoffnungsfreudigkeit ergriffen, daß ich mir selbst als ein gänzlich umgewandelter Mensch erschien und meinem Freunde, als er jetzt gerade kam, anstatt mit einem über meine nächste Zukunft in Zweifel befangenen, mit lächelndem Antlitz entgegentrat.

Als der hastig die Treppe heraufstürmende Major, dem sein Diener schon meine Anwesenheit gemeldet, mich so vor sich sah, rief er aus:

»Beim Himmel, Flemming, ist es denn wahr oder haben Sie sich einen Scherz erlaubt, wie ich beinahe aus Ihrer schalkhaften Miene entnehmen möchte?«

»Ist meine Miene schalkhaft?« fragte ich. »Nein, lieber Major, das ist sie gewiß nicht, wenn sie mein inneres Gefühl ausdrückt – aber was soll denn wahr sein?«

»Daß Sie sich vergessen haben –«

»Ich, mich vergessen? Erzählen Sie, rasch, was haben Sie gehört?«

»Ei, mein Gott, was ist da noch zu erzählen! Der Kammerherr von Krachwitz läuft wie närrisch in der ganzen Stadt umher und erzählt, der Bibliothekar der Fürstin sei verrückt geworden, er habe ihn geprügelt und die Treppe hinuntergeworfen, weil er auf Befehl der Fürstin ein Buch von ihm gefordert. Er aber wolle die Kanaille todtschießen, die ihm einen solchen Schimpf angethan.«

»Was,« rief ich, »das erzählt der Kammerherr laut aller Welt? Er sollte sich vielmehr schämen und ganz still schweigen –«

»Haben Sie ihn denn im Ernst die Treppe hinunter geworfen?«

»Tüchtig! So hab' ich ihn gepackt und beseitigt, und nun lassen Sie mich den Vorfall der Wahrheit gemäß erzählen.«

Ich theilte ihm nun die ganze Geschichte Wort für Wort, mit Ausnahme des mir von der Fürstin gegebenen Auftrags mit. Als ich fertig war, lachte der Major in seinem vollen gewöhnlichen Humor und reichte mir die Hand. »Das war brav,« sagte er, »so muß man sie tractiren, wenn sie die Ehre in den Schuhschnallen statt im Herzen und in der Seele suchen, ich hätte es nicht anders gemacht. Vorwärts denn, Sie sind auf dem besten Wege,

sich einen Namen zu machen, vor dem die Fuchsschwänzer Respect haben, und ich statte Ihnen schon im Voraus meinen Glückwunsch ab.«

»Ich danke Ihnen – aber was wird nun zunächst geschehen?«

»Nun, das ist doch klar genug. Er wird und muß Sie fordern, denn das ist so Sitte bei unsern Edelleuten.«

»Pah! Er wird mir die Ehre nicht anthun, ich bin kein Edelmann in seinen Augen.«

»Nein, ein Edelmann gerade nicht, aber ein fürstlicher Beamter, und das adelt bis zu einem gewissen Punkt, er *muß* und *wird* Sie fordern, sage ich Ihnen, und so viel ich weiß, hat er schon seinen Secundanten, den Oberjägermeister der Fürstin, damit beauftragt.«

»So. Und wer wird *mein* Secundant sein?«

»Wie Sie fragen können! Wer denn anders als ich! Da haben Sie meine Hand und mit ihr Alles, was ich besitze, Geld, Zeit, Rang – Alles, Alles stelle ich zu Ihrer Disposition, denn so ist es Sitte bei Leuten, die nicht von Fürsten zu Edelleuten ernannt, wohl aber von Gott zu Edelmännern erschaffen sind.«

Ich drückte ihm herzlich und vollkommen befriedigt die Hand und von nun an war unser Freundschaftsbund für alle Zukunft besiegelt. Wir besprachen noch Alles des Breiten und Langen hin und her und verfügten uns dann nach meiner Wohnung im Schlosse, um daselbst den Sendboten des Kammerherrn zu erwarten, der, wie der Major meinte, nicht lange mehr ausbleiben würde.

Der Major Fuchs war noch nie in meinem Zimmer gewesen. Ich hatte mich geschämt, ihn zu bitten, mich zu besuchen, da ich noch immer die mir vom Oberkastellan bei meiner Ankunft angewiesene erbärmliche Wohnung innehatte.

»Wie,« rief er, als er sie kaum betreten und sich ganz erstaunt darin umgeblickt, »in dieser Hundestalle wohnen Sie? Das ist ja unmöglich, Sie haben mich in das Quartier eines fürstlichen Packträgers geführt!«

»Sie irren, es ist *meine* Wohnung; so hat man mich abgespeist und ich – daran können Sie meine Geduld und Bescheidenheit, aber auch meinen Stolz erkennen – ich habe es bis jetzt ruhig hingenommen, da ich alle Tage eine Wandlung der Dinge erwartete.«

»Nun, die wird jetzt gekommen sein, aber wahrscheinlich nicht zu Ihren Gunsten, denn Alles bei Licht besehen, werden Sie in diesem Gefecht den Kürzeren ziehen.«

»Ich sehe noch gar nicht ein, daß das nothwendig geschehen muß. Die Fürstin wird mich begnadigen, wenn sie den Vorgang der Wahrheit gemäß erfährt.«

»Ha! Wer wird ihr denselben der Wahrheit gemäß berichten?«

»Ich selbst – oder Sie, und einem Jeden von uns wird sie ihr Vertrauen schenken, verlassen Sie sich darauf.«

»Sie haben kein übles Vertrauen zu uns Beiden – Apropos – können Sie schießen?«

»Welche Frage, Major! Sie wissen, ich bin mit dem Erbprinzen von W*** erzogen, und da war das Schießen eine unsrer jugendlichen Meisterschaften. Ich werde Ihnen noch heute Abend eine Probe meiner Kunst ablegen.«

Wir saßen noch nicht lange in meinem Zimmer, so polterte der Herr Oberjägermeister die Treppe herauf, um seinen Auftrag an mich, den angeblichen Beleidiger des Herrn Kammerherrn auszurichten. Als er uns Beide in einem so armseligen Gemache fand, glaubte er uns demgemäß behandeln zu dürfen und ließ seinem rauhen Wesen den ungezügeltsten Lauf. Nachdem ich ihm jedoch in der Person des Major Fuchs meinen Secundanten vorgestellt und ihn alle Verabredungen mit diesem zu treffen ersucht hatte, wurde er etwas ruhiger und zeigte sich geneigt, sogleich das nöthige »Arrangement« zu treffen. Um die Herren nicht zu stören, ging ich eine halbe Stunde in den Park hinab und als ich nach dieser Zeit in mein Zimmer zurückkehrte, fand ich den Major allein und schon meiner wartend.

Er lachte herzlich. »Das war ein Wortschwall,« rief er in bester Laune, »wie ihn so seltsam und prächtig noch kein Herausforderer hat hören lassen. Der Herr Kammerherr, meinte er unter Anderem, habe es in seiner Stellung eigentlich nicht nöthig, Ihnen den Hals zu brechen, da Sie in der Meinung der Leute bereits so gut wie gerichtet wären und sein guter Ruf unantastbar im ganzen Lande feststände, allein er wolle diesmal ein Uebriges thun und Ihnen die Ehre erweisen, drei Kugeln vom feinsten Kaliber mit Ihnen zu wechseln.«

»Das wird ihm schwer werden,« sagte ich heiter. »Er wird mit einer genug haben.«

»Das ist Ihre Sache. Ich habe Alles angenommen, wie er es vorschlug, und so werden wir uns morgen früh um sechs Uhr an eine Stelle im nächsten Walde begeben, die er mir genau bezeichnet hat. Sind Sie damit zufrieden?«

»Vollkommen und ich danke Ihnen für Ihre Mühwaltung.«

»Bitte! Nun habe ich aber noch etwas Neues. Der Bruder der Fürstin, Prinz Leo, ist mit einem ganzen Troß aus W*** angekommen. Sie sind nach der Felsenburg gefahren, die der Prinz gern sogleich sehen wollte, da er nur einige Tage hier bleibt. Die Fürstin ist spät abgefahren und wird also vor Nacht nicht zurückkehren – da werden Sie ihr heute nicht mehr Ihre wichtige Nachricht mittheilen können, von der Sie vorher sprachen.«

»Das ist übel, ich hätte ihr gern etwas eingehändigt, was ich ihr nur selbst übergeben darf.«

»Verschieben Sie das auf morgen, nach dem Duell. Dann haben Sie gleich die beste Gelegenheit, ein Gnadengesuch bei ihr einzureichen, wenn es nöthig werden sollte.« –

Nach diesem Gespräch forderte ich meinen Freund und Secundanten auf, mich eine Strecke vor die Stadt zu begleiten, denn ich wollte es nicht zu dunkel werden lassen, um ihm noch eine Probe meiner Schießfertigkeit abzulegen. Ich steckte also meine schönen Pistolen, ein Geschenk Bruno's, ein und verließ mit ihm das Schloß

und die Stadt. Beim Austreten aus dem Stadthor kaufte ich von einer Höckerin drei hart gesottene Eier.

»Was!« sagte der Major, als ich sie vorsichtig in die Tasche steckte, »haben Sie einen so großen Appetit, daß Sie nicht auf Ihr Abendbrod warten können?«

»Geduld, mein Freund, kommen und sehen Sie, wozu ich sie benutzen will.«

Als wir den Wald in der nächsten Nähe der Stadt erreicht hatten, sank gerade die Sonne hinter den Bäumen herab, aber es war noch hell genug, um mich hoffen zu lassen, meine Probeschüsse würden gelingen. Nachdem wir uns eine abgelegene freie Stelle ausgesucht, gab ich dem Major die drei Eier, stellte mich etwa zehn Schritte von ihm entfernt auf und bat ihn dann, ein Ei nach dem andern langsam und etwa zwanzig Fuß hoch in die Luft zu werfen. Dies war ein Spiel, welches wir im Waldhause und auch in Adersbach noch unzählige Male versucht hatten und ich war ein so trefflicher Schütze gewesen, daß ich immer unter drei Eiern zwei zu treffen gewiß sein konnte.

Als der Major meine Absicht begriff, wurde er sehr begierig, den Erfolg zu sehen, und er warf, nachdem ich beide Pistolen geladen, ruhig und gleichmäßig das erste Ei in die Luft.

Das Glück war mir günstig, mein Auge war sicher und mein Arm ruhig geblieben; ich traf das Ei und die zerschmetterten Stücke flogen rings umher.

»Ha!« rief der Major entzückt, »ich bekomme Respect vor Ihnen, das macht Ihnen hier kein Cavalier nach.«

»Still, werfen Sie das zweite Ei und bringen Sie durch Ihr vorzeitiges Lob mein Blut nicht in Unruhe.«

Das zweite Ei stieg empor und eine Secunde später flogen auch seine Schaalen und sein Inhalt auf den Rasen umher.

»Soll ich die Pistolen noch einmal laden?« fragte ich, »oder haben Sie genug gesehen?«

»Bei Gott, ja! – Nein, schonen Sie das Pulver und lassen Sie uns lieber das dritte Ei brüderlich theilen. Da haben Sie die Hälfte – ich bin nicht verschwenderisch mit meiner Achtung und Zuneigung, aber wenn Sie wollen wie ich, so essen Sie das und – die Brüderschaft ist fertig. Sie sind ein Cavalier, wie ich ihn sobald nicht in einem Gelehrten gefunden habe!«

Jeder von uns aß fröhlich sein halbes Ei, dann umarmten wir uns, wie es Brauch ist, und der Bund war geschlossen.

»Der arme Kammerherr!« rief der Major freudig aber doch etwas bedenklich. »Verfahre gnädig mit ihm! Wenn er eine solche Schußfertigkeit bei Dir vermuthet, hätte er gewiß auf Säbel bestanden!«

»Das wäre ihm wo möglich noch übler bekommen, denn in solcherlei Künsten sind wir in unsrer Jugend Meister gewesen, Wir waren nicht allein Cavaliere, sondern auch Studenten, mein lieber Fuchs, das mußt Du bedenken.«

»Du wirst ihn doch nicht todtschießen wollen?«

»Gott bewahre mich davor! Aber einen Denkkzettel will ich ihm wenigstens geben, den er durch das ganze Leben mit herumtragen soll.«

»Damit bin ich einverstanden. Wenn er Dich aber tödtlich verletzt?«

»Keine unnöthige Sorge, mein Lieber; alle Kugeln treffen nicht und noch weniger tödten sie!«

Ich will den mir nun bevorstehenden Zweikampf, von dem in Büchern so oft die Rede ist, daß man sich die Beschreibung eines neuen füglich ersparen kann, hier nur sehr kurz und in seinen Hauptmomenten zeichnen, diese aber muß ich erwähnen, da sie von einigem charakteristischen Interesse sind und außerdem von ungewöhnlichen Folgen begleitet waren.

Schon lange vor sechs Uhr begab ich mich am nächsten Morgen zu dem Major und fuhr mit ihm und seinen beiden Dienern, von denen der eine, Wolfram, Zeuge der Beleidigung des Kammerherrn gewesen und mir sehr treu ergeben war, in einem verschlossenen Wagen nach dem zum Rendezvous bestimmten Orte im Stadtwalde. Einen Arzt hatte die Gegenpartei mitzubringen versprochen. Als wir auf der Stelle anlangten, fanden wir ihn, einen jungen Mann, auch schon in der Gesellschaft des Kammerherrn und seines Secundanten vor. Zeugen hatten wir außerdem nicht, worüber die Secundanten ebenfalls Verabredung getroffen.

Als die nöthigen Vorbereitungen beendet waren und mein Gegner und ich unsere Plätze hinter zwei, zehn Schritte von einander entfernten Barrieren eingenommen hatten, gebot der Oberjägermeister die Waffen noch einen Augenblick zu senken.

Als es geschehen, fuhr er zu mir gewendet fort: »Wie die Sachen einmal stehen, scheinen Sie mir der Schuldigste zu sein, Herr Bibliothekar. Beliebt es Ihnen vielleicht, sich in unsrer Gegenwart vor dem Herrn von Krachwitz zu entschuldigen und ihn für die ihm angethane Beleidigung um Vergebung zu bitten?«

»Ich soll mich entschuldigen?« rief ich, einigermaßen verwundert. »Bitte, nein, der Herr Kammerherr hat darin den Vortritt, er hat mich zuerst beleidigt und meine Selbsthülfe war nur eine einfache Folge seines Benehmens – ich habe einen Zeugen dafür, Herr Oberjägermeister!«

»Keine Worte, keine Worte!« schrie jetzt der Kammerherr dazwischen. »Es ist unnütz, vollkommen unnütz – ich muß sein Blut sehen!«

Selbst der Oberjägermeister verwies dem vor Wuth Schäumenden seine Heftigkeit, ich aber, noch immer die Pistole gesenkt haltend, sagte ruhig und mit höflichstem Tone: »Herr von Krachwitz, da Sie wider die Verabredung das Wort genommen haben, so erlauben Sie wohl auch mir eine Bemerkung. Nehmen Sie sich in Acht, mich jetzt noch zu kränken oder, was dasselbe ist, die Sitte so weit zu vergessen, daß Sie voreilig nach meinem Blute schreien. Ich bin jetzt nicht in der Laune, dergleichen von Ihnen

zu ertragen. Nur einen Rath erlaube ich mir Ihnen noch zu geben, Wenn Sie jetzt noch einige wichtige Worte zu sprechen haben, so sprechen Sie sie, denn bald werden Sie nicht mehr sprechen können.«

»Was! Wollen Sie mich tödten, Herr?« schrie mein Gegner entsetzt auf.

»Gott bewahre mich davor! Mordgedanken habe ich nicht, aber kennzeichnen will ich Sie ein für alle Mal, damit man Ihnen Ihr Handwerk ansehe und Ihnen auf hundert Schritt wie einem wüthenden Thiere aus dem Wege gehe.«

»Genug, genug der Worte!« rief jetzt der Secundant des Gegners und trat mit dem Major bei Seite. »Nehmen Sie Ihre Stellungen ein, meine Herren! Wenn der Major *Drei* gezählt hat, kann Jeder nach Belieben schießen.«

Wir stellten uns also auf, Jeder dem Andern die linke Seite darbietend. Die lange spitze Nase des Kammerherrn ragte frei und hoch wie ein Windmühlenflügel in die Lust. Er bewegte sich aber mit seinem Oberkörper so stark hin und her, daß ich um meinen Schuß einigermaßen besorgt wurde. Unwillkürlich rief ich aus: »Stehen Sie still, Herr von Krachwitz, sonst verfehle ich mein Ziel.«

Er stand gleich darauf wie eine Eiche, fortwährend nach mir zielend. Auf das *Drei* des Majors fielen beide Schüsse fast zu gleicher Zeit. Mein Gegner that einen ungeheuren Sprung nach rückwärts und fiel dann zu Boden. Ich selbst empfand einen heftigen Schlag vor der Brust, der mich erst taumeln machte und dann gegen einen Baum warf. Der Major sprang zu mir mit seinen

Dienern der Arzt und der Oberjägermeister rannten auf den Kammerherrn zu. Nach einer Weile war es mir, als sagte mir Jemand, daß ich mein Ziel nicht verfehlt und meinem Gegner die Nase abgeschossen habe. Ich selbst aber fühlte bloß eine warme Blutwelle rasch an meinem Leibe herniederrieseln, einen eigentlichen Schmerz außer jenem vorhererwähnten gewaltigen Stoß oder Schlag empfand ich jedoch nicht. Blutend und fast die Besinnung verlierend lag ich da. Man bemühte sich aber sehr um mich, das bemerkte ich wohl. Nach einer Weile fühlte ich mich emporgehoben und in den Wagen getragen, der in größter Eile davonfuhr. Der Major hegte zuerst die Absicht, mich nach seiner Wohnung zu bringen; da meine Wunde aber übermäßig stark blutete und das Schloß näher war, mein Freund auch, wie er mir später erzählte, von der unwillkürlichen Eingebung ergriffen war, als würde man mir im Schloß die beste Hülfe leisten können, so ließ er den Wagen vor meine Thür fahren. Als er hielt und ich die im Morgenlichte mich seltsam blendenden Mauern des Schlosses sah, fühlte ich mich wunderbar belebt. Ich konnte sogar, auf den Arm des Majors gestützt und die rechte Hand mit einem Tuche auf meine Wunde drückend, selbst noch die Treppe ersteigen, dann aber, in meinem Zimmer angelangt und von dem Blutverlust erschöpft, sank ich auf dem Bette zusammen, aber nicht eher, als bis ich vernommen, daß die Wirkung der Kugel durch das Packet, welches ich am vorigen Tage im Archive gefunden und ohne daran zu denken, noch in der Brusttasche getragen, bedeutend geschwächt worden sei.

Was nun zunächst mit mir und um mich her geschah, weiß ich nicht, denn meine Besinnung kehrte immer nur in unbestimmten Zwischenräumen zurück. Späterhin aber erfuhr ich, daß eigentlich nur Major Fuchs und Wolfram mir beigestanden hatten, da die von allen Seiten berufenen Aerzte vergeblich auf sich warten ließen, so daß ich mich bestimmt verblutet hätte, wenn nicht der Major und Wolfram abwechselnd mir die Wunde in der Brust fest zugedrückt hätten, was mir trotz meiner Betäubung allmählig einen sehr empfindlichen Schmerz verursachte.

Da saß nun der treue Freund inmitten eines Haufens schon mit meinem Lebensblute getränkter Tücher, die man aus meiner Commode oder wo man sie sonst finden konnte, zusammengerafft hatte, von Augenblick zu Augenblick sehnsüchtig eine Hülfe erwartend, und ich lag auf meinem Bette in der armseligen Wohnung, die kaum mit dem Nothwendigsten versehen war, und keine Hülfe, keine Erleichterung, keine Erquickung wollte sich weder für mich noch für jenen blicken lassen, während um meinen verhältnißmäßig viel leichter verwundeten Gegner ein Dutzend Personen mit allen möglichen Hülfsmitteln sich bemühten und die ganze Stadt in Allarm setzten, ob der ungeheuerlichen und schändlichen Behandlung, die einem so angesehenen Edelmann, einem Hofherrn, durch ein so armseliges, bücherwurmartiges Wesen, wie ich war, zu Theil geworden. Denn kaum war das Ereigniß in den Mund der Leute gerathen, so wurden alle Equipagen bespannt, die Freunde des Kammerherrn beeiferten sich, sein Schicksal in allen Häusern bekannt zu machen

oder sich wenigstens in seiner Wohnung als Theilnehmende zu melden, da sie nicht in sein Zimmer zu kommen und ihm zu helfen vermochten.

Allein, so sehr ich im ersten Augenblick im Nachtheil und von aller Welt vergessen schien, es sollte sich Alles bald ganz anders gestalten – und zwar auf eine Weise, wie weder ich noch meine wenigen Freunde es sich im Entferntesten träumen ließen. Eben das tausendzüngige Gerücht, welches des Kammerherrn Mißgeschick überlaut ausposaunte, trug auch das meinige herum, und zwar zu Ohren, die eigentlich für's Erste damit nicht hätten bestürmt werden sollen.

Am Hofe war es der Prinz Leo, dem zuerst durch irgend einen Hofherrn die große Mähr hinterbracht wurde: Kammerherr von Krachwitz habe durch ein vom Zaune gebrochenes Duell mit einer sehr untergeordneten Person – die Nase verloren, die unglücklicher Weise sehr groß und deshalb der Kugel seines Gegners am meisten preisgegeben gewesen sei. Bei dieser mit allem Ernste vorgetragenen Jeremiade soll der junge Prinz in seinem heiteren Sinne unbändig gelacht haben, und lief darauf sogleich zu seiner Schwester, der Fürstin, um ihr die höchst spaßhafte Geschichte zu erzählen, daß ihr edler Kammerherr einen so hervorragenden Theil seiner vornehmen Person eingebüßt habe. Die Fürstin, noch von den Zeiten des verstorbenen Fürsten her sich solcher damals sehr häufigen Vorfälle nur mit Widerwillen erinnernd, wurde sehr erzürnt und vergaß darüber ganz nach

dem Gegner des Verletzten zu fragen, als plötzlich der alte Kammerdiener des Prinzen Leo, der mich noch von W*** her konnte, in übermäßiger Bestürzung erschien und berichtete, daß ich derjenige gewesen, der Herrn von Krachwitz die Nase abgeschossen, aber selbst auf den Tod verwundet im Schlosse liege, von wo man schon vergeblich nach allen Seiten nach einem Arzte geschickt habe.

Wie ich später erfahren, brachte diese unerwartete Mittheilung eine große Wirkung im fürstlichen Zimmer hervor. Die Fürstin erschrak sichtbar, ließ sogleich ihren Kammerdiener Zöllner kommen, dem sie in allen Dingen vertraute, und befahl ihm, sich sofort zu mir zu begeben und ihr dann Nachricht zu bringen, was denn eigentlich vorgefallen sei und wie es mit mir stehe.

So waren denn Zöllner und der alte Diener des Prinzen Leo, der sich nicht abhalten ließ, jenen auf seinem Gange zu begleiten, die ersten Personen aus dem Schlosse, die dem Major in seinen Bemühungen um mich zu Hülfe kamen. Sie fanden mich in einem jämmerlichen Zimmer auf dem Bette liegend, über und über mit Blut bedeckt, Alles um mich her in Unordnung und den Major selbst in einer Verfassung, die beinahe der Verzweiflung glich, weil noch immer nicht die nothwendige Hülfe erschien.

Während nun Zöllner bei meinem Anblick ganz den Auftrag seiner Gebieterin vergaß und sogleich verschiedene Personen nach Aerzten in der Stadt sandte, lief der Kammerdiener des Prinzen Leo zu seinem Herrn zurück, den er noch bei der Fürstin traf, um hier mit kläglicher Miene den Anblick zu schildern, der ihm so eben zu Theil

geworden war. Aber er konnte anfangs gar nicht zu Worten kommen, denn die Oberhofmeisterin war so eben in jähem Entsetzen bei der Fürstin eingetreten und klagte mit Zetergeschrei über den gräßlichen Mordanfall, den ich auf ihren Busenfreund gewagt. Endlich aber brach der alte Diener sich Bahn, überschrie die Oberhofmeisterin und rief: »Ach, Durchlaucht, was habe ich gesehn, und es ist keine Hülfe da! Der gute Herr Flemming liegt in einem erbärmlichen Dachkämmerchen und verblutet sich. Kein Arzt ist bei ihm und nur ein Officier, der auch schon ganz blutig ist, hält ihm die schreckliche Wunde zu.«

Bei dieser alles Uebrige in den Hintergrund drängenden Meldung fuhr die Fürstin wie eine entfesselte Stahlfeder empor. Ganz bleich geworden, bezwang sie ihren Zorn oder welche Empfindung sie sonst bewegen mochte, und befahl den Anwesenden, ihr augenblicklich zu folgen, sie wolle sich persönlich von dem Vorgange überzeugen, worauf sie dem alten Diener zurief, sie nach meinem Zimmer zu führen. So geschah es denn, daß plötzlich die drei ersten Personen des Hofes bei mir eintraten und mich in der eben beschriebenen Lage fanden.

»Mein Gott!« rief die Fürstin, Alles mit einem Blick überfliegend, mit einem Gedanken erfassend, »wir kommt er denn in diese abgelegene Kammer?«

»Durchlaucht,« erwiderte der Major, der sich in diesem Augenblick nicht mäßigen konnte, mit fester, und vorwurfsvoller Stimme, während er seine über mich hin gebeugte Stellung beibehielt, »dies ist ja Herrn Flemming's

Wohnzimmer und man hat es nicht der Mühe werth gehalten, ihm je ein anderes anzuweisen.«

Der Major hat mir nachher selber erzählt, daß ihn das nun Folgende mit einer großen Freude, aber auch mit einer noch größeren Verwunderung erfüllt habe. Ein unbeschreiblicher, aber blitzartig schnell vorübergehender Ausdruck schmerzlicher Ueberraschung flog bei seinen Worten und indem sie sich noch einmal rings umblickte, über das engelgleiche Antlitz der Fürstin. Gleichsam als begriffe sie plötzlich durch innere Eingebung, wie man mir bisher in ihrem Schlosse begegnet sei, wandte sie sich theilnehmend zu mir und trat dicht neben den Major an mein Lager heran.

Dies war der Augenblick, wo ich, wie durch ihre magnetische Nähe bezaubert, die Augen aufschlug und, meine Besinnung vollständig wieder erhaltend, Alles begriff, was um mich her vorging, als hätte ich es geträumt und rief es jetzt klar wieder in meine Erinnerung zurück.

»Flemming,« sagte sie mit gütig blickendem Auge, »wir geht es Ihnen? Erkennen Sie mich, sind Sie Ihrer Sinne mächtig?«

»Vollkommen, gnädigste Frau, und ich bedanke von ganzem Herzen, daß Sie einem so peinlichen Anblicke preisgegeben sind. Ich habe nichts dazu beigetragen, Sie demselben auszusetzen. Aber bitte, befehlen Sie gnädigst, daß ein Arzt komme, ich verblute sonst.«

»Es sind schon zwei Stunden her,« fiel der Major ein, »daß wir einen oder den anderen erwarten, aber für uns scheint keiner zu Hause zu sein.«

»Ja, ja doch, Alles soll sogleich geschehen. Liebe Hohenheim, Leo – o Zöllner, da bist Du ja – geschwind, man hole Doctor Tiburtius, meinen Leibarzt, herbei, er muß im Schlosse sein, es ist gerade die Zeit, wo er hier seine Kranken besucht.«

Die Gräfin Hohenheim und der Kammerdiener entfernten sich sogleich, um den herrisch ausgesprochenen Befehlen der Fürstin nachzukommen; ihr Bruder aber blieb bei ihr und setzte sich mir gegenüber auf einen Stuhl, der am Fußende des Bettes stand, indem er mir sein Beileid ausdrückte, seinen alten Bekannten in diesem Zustande wiederzufinden.

»Was haben Sie da in der Hand?« fragte mich die Fürstin, unverwandt jeden meiner Blicke verfolgend.

Sie hatte das mit Blut bedeckte, von der Kugel durchlöcherte Packet wahrgenommen, welches mir das Leben gerettet und jetzt, ich weiß nicht wie, in meine linke Hand gekommen war, sei es nun, daß es mir der dunkle Trieb, es der Fürstin auf jeden Fall zu bewahren oder sonst ein Grund in Erinnerung gebracht.

»Es ist das Packet,« antwortete ich mit schwacher Stimme, »welches Sie mir gestern zu suchen befahlen, bei welcher Arbeit ich von dem Kammerherrn von Krachwitz auf das Tödlichste beleidigt ward.«

»Ha! Geben Sie es her. O Männer, Männer! Welche wilde Leidenschaft bewegt Eure Brust! – Aber wie, kommt denn noch kein Arzt?«

Diese letzten Worte waren an den mit keuchendem Athem zurückkehrenden Kammerdiener Zöllner gerichtet, der mit der Meldung hereintrat, Doctor Tiburtius folge ihm auf dem Fuße nach, was denn auch geschah, worauf sich die Fürstin sogleich zurückzog, vorher aber noch zum Major sagte:

»Herr Major, ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Niemand den Kranken stört. Weichen Sie keinen Schritt aus diesem Zimmer, bis der Verband angelegt ist und Doctor Tiburtius seinen Ausspruch gefällt hat. Ich werde Befehle geben, daß Herrn Flemming sofort ein anderer Wohnort angewiesen wird, sobald er dahin gebracht werden kann. Wenn der Kranke aber in Ruhe ist, kommen Sie zu mir und berichten mir treulich und Wort für Wort die Thatsache, wie ich es von einem Manne, wie Sie sind, erwarten kann.«

Nach diesen Worten warf sie mir noch einen beruhigenden Blick zu, der ich sie mit meinen Augen verfolgte, so lange ich sie damit erreichen konnte; dann sah ich sie noch an der Thür der rückkehrenden Oberhofmeisterin begegnen, die mit unheimlichen Blicken und erwartungsvoller Spannung in allen Zügen der Entwicklung des seltsamen Vorfalles entgegen sah, und endlich war sie verschwunden, flüchtig wie eine Erscheinung im Traume, wofür ich in meinem schwachen Zustande auch noch lange nachher ihren Besuch zu halten geneigt war.

ACHTES KAPITEL. DER SCHRECKLICHSTE AUGENBLICK
AUS DES MAJORS FUCHS LEBEN.

Außer dem Major Fuchs und Wolfram blieb nun auch der Prinz Leo in meinem Zimmer, bis Doctor Tiburtius mich untersucht, verbunden und schließlich die Erklärung abgegeben hatte, weder das Herz noch die Lungen seien verletzt, die Kugel habe bloß eine Rippe zerschmettert und eine Arterie derselben zerrissen, sei dann aber unter der Haut nach dem Rücken herum gelaufen, wo er sie sehr bald herausschneiden werde.

Diese Operation fand denn auch bald an mir statt, nachdem eine Stunde später noch zwei Aerzte berufen waren, und als sie geglückt, erklärte mich der Leibarzt der Fürstin außer augenblicklicher Gefahr und gab sonst auch die beruhigendsten Versicherungen ab. Für den jungen Prinzen, der mir immer sehr ergeben gewesen, hatte der ganze Vorfall ein so hohes Interesse, daß er sogar der Operation beiwohnte und sich dabei gewisse kleine Dienste vorbehielt; erst als ich in ein reines Bett gebracht und gleich darauf in tiefen Schlaf verfallen war, verließ er mich, um alles Erlebte nach eigener Anschauung der Fürstin mitzutheilen.

Auch der Major Fuchs begab sich bald nachher und nachdem ein junger Arzt an meinem Bette Platz genommen, zur Fürstin, um ihr den befohlenen Rapport abzustatten, und hier war es, wo sie den Vorfall in allen Einzelheiten vernahm, wie sie wirklich der Reihe nach auf einander gefolgt waren. Auch glaubte sich mein Freund

berufen, der Fürstin klar und offen auseinander zu setzen, welchen Unbilden Seitens vieler höheren und niederen Beamten, sogar der geringsten Diener, ich vom Tage meiner Ankunft an preisgegeben gewesen sei und daß ich alle diese Zurücksetzungen mit der langmüthigsten Geduld und ohne mich im Geringsten zu beklagen ertragen habe, in der festen Voraussicht, daß sich meine Verhältnisse doch einmal auf die eine oder andere Weise bessern würden.

Dieser Vortrag, den mein Freund mit Wärme und rücksichtsloser Schärfe zu Ende führte, ohne sich von der Anwesenheit der Gräfin Hohenheim im Geringsten beengen zu lassen, rief bei der aufmerksam zuhörenden Fürstin eine sittliche Entrüstung hervor, und als die innerlich ergrimimte Oberhofmeisterin die Miene annahm, sich zurückziehen zu wollen, sagte die Fürstin zu beiden anwesenden Personen: »Bleiben Sie! Sie, Herr Major, sollen Zeuge sein, wie ich die Sache Ihres Freundes führe; ich bin Ihnen besonders zu Dank verpflichtet, daß Sie mir über gewisse Dinge in meiner Nähe, von denen ich keine Ahnung hatte, die Augen geöffnet haben. Und Sie, Gräfin Hohenheim, lassen Sie sogleich Herrn von Breitspur rufen.«

Als der Hofmarschall bei der Fürstin erschien, hatte auch er keine Ahnung, daß er der Erste sein werde, über den ein an diesem Orte noch nie so strenge geübtes Strafgericht abgehalten werden solle, im Gegentheil bezog er

die erzürnte Miene der Fürstin auf die Kränkung, die einem ihrer ersten Cavaliere in der Person des Kammerherrn von Krachwitz widerfahren sei, und demgemäß nahm er selbst eine erbitterte, aber augenscheinlich triumphirende Miene an.

»Herr von Breitspur,« empfing ihn die Fürstin, »Sie wissen ohne Zweifel, was gestern und heute sich in unsrer Nähe ereignet hat?«

»Leider, ja, Durchlaucht, der arme Herr von Krachwitz ist auf eine pöbelhafte Weise von dem Bibliothekar behandelt worden und hat noch dazu eine sehr verhängnißvolle Verwundung erlitten.«

»Herr von Breitspur, ich verbitte mir alle dergleichen Urtheile, die ich nur als Vorurtheile bezeichnen muß; auch handelt es sich in diesem Augenblick weniger um die Verwundung des Herrn von Krachwitz, als vielmehr um eine Reihe von Zurücksetzungen und Kränkungen, die man ganz gegen meine Absicht und meinen Willen, aus irgend einem mir unbekanntem Gründe, über einen von meinen Dienern zu verhängen sich bemüßigt gefunden hat.«

Der Hofmarschall gerieth bei diesen Worten in keine geringe Verwirrung; er sah bald die Fürstin, bald die Oberhofmeisterin an, die ihn durch ihre herausfordernden Blicke wieder von der rechten Spur abbrachte, auf die ihn die Worte der Fürstin bereits zu leiten angefangen hatten.

»Durchlaucht,« sagte er stockend und stotternd, »ich weiß nicht, worauf Sie hinzudeuten belieben, ich – ich

hoffe aber, daß nicht ich die Veranlassung zu der Annahme gegeben habe, als sei gegen irgend Jemand ein Attentat verübt worden.«

»Aha! Sie wollen mich nicht verstehen – so will ich mich denn deutlicher ausdrücken. Ohne Zweifel ist Ihnen bekannt, welche Wohnung meinem Bibliothekar im Schlosse zugewiesen ist, denn daß er eine Dienstwohnung darin beziehen sollte, ist von mir angeordnet worden, sobald ich seine Anstellung genehmigt hatte.«

»Nein, Durchlaucht, diese ihm zugewiesene Wohnung ist mir nicht bekannt.«

»So gehen Sie sogleich und sehen Sie sich dieselbe mit eigenen Augen an. Ich erwarte hier Ihre Rückkehr und Meldung darüber.«

Der Hofmarschall, der jetzt den Sturm über sein Haupt hereinbrechen sah, hatte die Sprache verloren, er verbeugte sich nur und entfernte sich dann so schnell, als hätte ihn ein Windstoß fortgeführt. Der Major aber blieb in einer höchst peinlichen Lage zurück, da die Fürstin, heftig bewegt, schweigend im Zimmer auf und nieder ging, die Oberhofmeisterin dagegen während der ganzen Zeit ein verlegenes Stillschweigen beobachtete und bald aus dem Fenster, bald seitwärts auf die zürnende Fürstin blickte.

Nach etwa zehn Minuten kam der Hofmarschall mit einer etwas verstörten Miene zurück, verbeugte sich und blieb dann zwischen dem Major und der Oberhofmeisterin stehen.

»Nun?« fragte die Fürstin mit erwartungsvollem Ernste, »was bringen Sie mir für eine Meldung?«

»Durchlaucht, ich habe das Zimmer gesehen und es thut mir leid, daß kein besseres gewählt worden ist. Ich habe aber nicht gewußt, daß Durchlaucht diesen – diesen –«

»Er heißt Flemming, Herr Hofmarschall, und ist *mein* Bibliothekar, wenn Sie es nicht wissen – also was haben Sie nicht gewußt?«

»Ah, Flemming, ja, Bibliothekar Flemming, ja, daß Ihre Durchlaucht diesen Herrn mit Ihrer Protection beehren. Hätte ich nur die geringste Ahnung davon gehabt, ich würde mein ganz besonderes Augenmerk auf ihn gerichtet haben.«

»Herr von Breitspur, ich protegire alle meine Diener,« entgegnete die Fürstin mit königlichem Stolze und un-nachahmlicher Würde, »die großen und die kleinen, die vornehmen und die geringen, und ich bitte Sie daher, daß auch Sie keinen Unterschied darin machen wollen.«

»Ich werde Ihro Durchlaucht Befehlen allerunterthänigst nachkommen, kann aber versichern, daß hier nur eine Nachlässigkeit des Oberkastellans vorliegt, den ich sofort zur Rechenschaft ziehen werde.«

»Thun Sie das und mit aller Strenge. Vor allen Dingen aber will ich, daß der Kranke, sobald er transportirt werden kann, einige passende und gut möblirte Zimmer erhalte, nicht nach dem unruhigen Hofe, sondern nach dem stillen Garten hinaus, und daß darin nichts fehle,

was irgend zu seiner Bequemlichkeit und zu seiner Genesung beitragen kann. Dazu gehört vor allen Dingen, daß seine Bedienung geregelt und seine Bedürfnisse aus der Küche besorgt werden. Außerdem aber geben Sie Befehl, daß mir alle zwei Stunden über seinen Zustand rapportirt werde, bis er außer Gefahr ist.«

Der Hofmarschall verbeugte sich stumm und warf nur einen ganz verdutzten Blick auf die hämisch lächelnde Oberhofmeisterin. Dann wurde er entlassen, und gleich nach ihm erhielten die beiden anderen Anwesenden ihre Verabschiedung.

Natürlich stürzte der Hofmarschall, auf's Tiefste verletzt, in seinem vollen Grimm zum Oberkastellan, um das nächste Donnerwetter über diesen ergehen zu lassen. Der behaglich beim Frühstück Sitzende entschuldigte sich damit, daß der Bibliothekar zu einer Zeit angekommen sei, wo das ganze Schloß einer Reparatur unterworfen worden und daß man seine eigenen Anweisungen falsch verstanden habe. Daß er vom Hofmarschall selber keinen besonderen Auftrag erhalten, wagte er diesem jedoch nicht in's Gesicht zu sagen, der sich seiner Schuld ohne Zweifel nur zu gut bewußt war. Nachdem der Herr Kastellan also jetzt ganz directe und genaue Befehle erhalten und den grimmigen Zorn des Hofmarschalls bis auf die Neige hatte ausbaden müssen, ging die Sache ihren weiteren Gang und alle Vorkehrungen wurden getroffen, mich, der ich in meinem leidenden Zustande keine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte, künftig meinen dienstlichen Verhältnissen gemäß zu behandeln.

Durch den Major, die herbeigerufenen Aerzte und verschiedene andere Personen, die einen tieferen Einblick in den Vorfall des Tages gethan, wurde nun meine Geschichte auf eine dem Kammerherrn minder günstige Weise überall erzählt und bald war ein so völliger Meinungsumschlag erfolgt, wie man es bei einem so urtheilslosen Geiste, wie ihn leider das Publicum in solchen Dingen hat, nur zu oft zu erleben pflegt. So kam es denn bald dahin, daß die Einen lachten, daß ich den eitlen Kammerherrn des hervorragendsten Theils seines Gesichtes beraubt, die Anderen aber mich als einen höchst gefährlichen Menschen verschrieen. Natürlich traf das Urtheil der mir freundlich oder feindlich gesinnten Parteien mich persönlich sehr wenig, im Ganzen aber hatte ich großen Vortheil davon, denn man behandelte mich nach meiner etwas spät erfolgenden Genesung mit viel größerer Achtung als zuvor und legte mir den Beinamen: ›Der Nasenabschneider‹ bei, worüber ich mit Major Fuchs herzlich lachte, als er es mir eines Tages erzählte.

In der That, es ist eine sonderbare und oft unbegreifliche Welt, in der wir leben! Ein Mensch kann so gute Eigenschaften haben wie er will, sich sogar auszeichnen – ich spreche hier natürlich nicht von mir, sondern ganz im Allgemeinen – und man geht gleichgültig, ohne alle innere Theilnahme an ihm vorüber, ja man bemäkelt und bekrittelt ihn oft wegen Kleinigkeiten, die man an Anderen großartig, genial und liebenswürdig findet, indem man ihn nicht mit seinem eigenen, sondern nach einem der Mode oder Laune unterworfenen beliebigen Maaße

mißt. Hat er aber erst eine die Interessen Einzelnen anregende, wo möglich blutige, That ausgeführt, dann erweckt er einen Antheil – im Guten oder Schlimmen – den alle seine anderen Eigenschaften vorher nie zu Stande bringen konnten, und wären sie die vortrefflichsten von der Welt, ja man findet nun Seiten an ihm heraus, die ihn plötzlich zum Löwen des Tages machen und ihm ein für alle Mal einen Ruf und Namen begründen, den er sich auf keine andere Weise so rasch hätte erringen können.

Aehnlich erging es also auch mir. Durch mein Duell und meine Schützenkunst gelangte ich zu einem Rufe, den mir alle Gelehrsamkeit und Erfahrung der Welt nicht hätten verschaffen können, und plötzlich öffneten sich mir alle Thüren, die mir ohne diesen Fall vielleicht ewig verschlossen geblieben wären. Man nannte mich einen sehr unterrichteten, erfahrenen, gelehrten und Gott weiß mit welchen Eigenschaften ausgerüsteten Mann, der der allgemeinsten Theilnahme würdig sei. Daß mich dieser plötzliche Ruf aber nicht im Geringsten aus meiner Gemüthsruhe brachte und daß ich die mir geöffneten Thüren nicht sogleich beschritt, brauche ich dem Leser wohl nicht noch besonders mitzutheilen, da er, hoffe ich, eine genügende Einsicht in mein Wesen und meinen Charakter gewonnen hat, um mich richtiger als jenes wankelmüthige und nur nach dem äußeren Schritte fragende Publicum in jener kleinen Residenz zu beurtheilen.

Nur noch zweier Personen muß ich hier gedenken, die durch die zuletzt erwähnten Vorfälle in eine, theils in Bezug auf mich, theils auf sich selbst und Andere ganz

veränderte Lage geriethen. Ich meine damit die Oberhofmeisterin und Major Fuchs.

Erstere konnte es unter den so plötzlich für mich sich günstiger gestaltenden Verhältnissen nicht wagen, offen gegen mich Partei zu nehmen. In den Kreisen, die sie beherrschte, wühlte sie zwar im Stillen ununterbrochen zu meinem Nachtheil fort, ließ auch ganz seltsame Winke über den Grund der Theilnahme der Fürstin fallen, deren Betragen sie nicht begreifen zu können erklärte, mir selbst aber ging sie aus dem Wege, wo sie nur konnte, und traf sie mich bei der Fürstin oder sonst wo, so lächelte sie mich sogar auf eine ganz eigenthümliche und höfische Weise an, was mich bestimmte, vor wie nach auf meiner Huth zu sein, da ich sie schon zu lange nach allen Richtungen hin kannte, um nicht gewiß zu sein, daß sie jetzt ebenso meine *geheime* Feindin blieb, wie sie mir früher als *offene* Widersacherin auf jedem Schritte meines Lebens entgegengetreten war.

Eine bei Weitem angenehmere Gestaltung seiner Verhältnisse aber erfuhr der Major Fuchs, und diese hatte er wohl für seine mir erwiesene Freundschaft und die mannigfachen Opfer, die er mir gebracht, verdient. Die Fürstin war auf ihn aufmerksam geworden und fand an seinem humoristischen Wesen, das mit so vieler Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit und ritterlichen Eigenschaften verbunden war, das größte Gefallen. Sie zog ihn daher häufig an den Hof, lud ihn in ihre vertraulichen Zirkel ein und bewies ihm auf mannigfache Weise ihr Vertrauen und ihre Achtung. Nichtsdestoweniger aber dictirte sie ihm, wie es

Brauch war, vorher eine Strafe für seinen, einem Militair untersagten Antheil an einem Zweikampf; diese Strafe jedoch bestand in einer sechswöchentlichen Verbannung aus der Residenz, das heißt in einem ihm zuerkannten Urlaube, den er zu einer längst beabsichtigten Reise nach der Schweiz nutzte, wozu er noch obendrein das Reise-geld erhielt. Als er aus dieser Verbannung zurückkehrte und sich – wie es einem Bestraften ziemt – bei der Fürstin meldete, empfing sie ihn sehr gnädig und schenkte ihm am anderen Tage ein kostbares Vollblutpferd, dessen Besitz, wie sie erfahren, von jeher die ganze Schwärmerei des mit Mitteln nicht sehr reich gesegneten Biedermanns gewesen war.

Was mich nun selbst betrifft, so war ich vierzehn Tage recht gefährlich krank, und es gab sogar Augenblicke, in denen Doctor Tiburtius an meiner Wiedergenesung verzweifelte. Dank meiner kräftigen Constitution aber überwand ich selbst die Schwäche nach einer so überaus starken Blutung, und nach einigen Wochen war ich schon im Stande, in meine neue Wohnung gebracht zu werden, die mir unterdessen bereitet worden war. Als ich zum ersten Mal nach einer ruhigen Nacht die Augen darin aufschlug, fühlte ich mich wie neu geboren, denn ich sah Alles um mich her, woran mein Auge seit langen Jahren gewöhnt gewesen, und das Auge ist ja in dieser Beziehung der verwöhnteste aller unsrer Sinne.

Die beiden Zimmer, die mir nebst einem sehr geräumigen Schlafgemach von jetzt an zur Wohnung angewiesen waren, lagen sehr angenehm im hohen Erdgeschoß des Schlosses nach dem Garten hinaus, gerade unter den Zimmern, welche die Fürstin inne hatte, und mittelst einer eisernen Wendeltreppe konnte ich, ohne die großen Treppen und Corridore zu berühren, unmittelbar aus meinem eigenen Wohnzimmer in das Archiv und durch dasselbe in die Bibliothek gelangen.

Die Einrichtung darin entsprach ganz dem feinen Geschmack der Zeit und den Ansprüchen, die ein gebildeter Mann, der in guter Gesellschaft zu leben gewohnt ist, an seine Wohnung zu stellen pflegt; meine jetzigen Gemächer waren bisher für Fremde von Auszeichnung bestimmt gewesen, hatten aber lange und schon vor meiner Ankunft hierselbst leer gestanden und nur einige neue Ausschmückungen waren darin angebracht, die der Herr Oberkastellam durch des Hofmarschalls Eifer angeregt, schleunigst aus anderen Zimmern dahin hatte bringen lassen, weil man ja nicht wissen konnte, ob nicht auch diese Wohnung von der Fürstin einst in Augenschein genommen werden würde.

Allein auch in anderer Beziehung war für mich auf das Wohlwollendste Bedacht genommen. Nicht allein erhielt ich meinen eigenen Diener, Wolfram, den Major Fuchs bereitwilligst mir ganz abtrat, da ich einmal an ihn gewöhnt war, und dem man nun in der Nähe der meinigen eine Wohnung im Schloß anwies, sondern mein Tisch wurde auch aus der fürstlichen Küche besorgt, was

immer so reichlich geschah, daß ich oft meinen Freund Fuchs zu Gaste bitten konnte, und außerdem ward mir die Erlaubniß zu Theil, von dem ersten Tage meiner Genesung an, wohin und wann es auch sei, mich einer zu meinem Gebrauch stets bereitstehenden fürstlichen Equipage zu bedienen.

Auf diese Weise war mein früheres Mißgeschick unerwartet in das Gegentheil umgeschlagen und das Bewußtsein davon trug nicht wenig dazu bei, meine Genesung zu befördern und mir meine rasch geschwundenen Kräfte allmählig wiederzugeben. Meinem Gegner ging es leider nicht so nach Wunsch. Seine Wunde heilte zwar noch schneller als die meinige, aber nach der Versicherung einiger Hofherren, die sich jetzt ohne mein Zuthun nach und nach bei mir einfanden und mir vorredeten, sie hätten mich von jeher in der Stille ganz außerordentlich geliebt und wegen meiner Kenntnisse geschätzt, sah sein Gesicht mit der verstümmelten Nase so entsetzlich verstört aus, daß ihn kein Mensch wiederzuerkennen im Stande sei, weshalb er nach einigen Monaten, von tief verletzter Eitelkeit getrieben, der Residenz und allen bisherigen Freunden den Rücken kehrte und sich in die Einsamkeit seiner Besitzungen auf dem Lande zurückzog, womit natürlich die Ausscheidung aus seinem bisherigen Verhältniß am Hofe verbunden war.

Acht Wochen, von denen ich sechs im Bette zubringen mußte, vergingen mir ungewöhnlich rasch, denn Major Fuchs und Andere besuchten mich, so oft sie konnten,

und ließen mir alle mögliche Unterhaltung zu Theil werden; als ich nach dieser Zeit aber, noch ziemlich bleich und abgemagert, zum ersten Male von Doctor Tiburtius die Erlaubniß erhielt, eine Treppe zu steigen, bat ich die Fürstin schriftlich um ihre Genehmigung, ihr persönlich mich vorstellen und meinen Dank abstaten zu dürfen.

Diese Bitte wurde gewährt und mir dabei die Stunde des Empfangs bestimmt. Von mannigfachen Gefühlen bewegt und nicht ganz ohne Herzklopfen, im Bewußtsein meiner unerlaubten Selbsthülfe, trat ich den kurzen Gang an und fand die Fürstin, meiner schon harrend, in ihrem Empfangzimmer allein.

Als ich langsam und nicht ohne Mühe auf sie zuschritt und mich verbeugte, sah sie mich theilnehmend und wohlwollend lange prüfend an, ohne daß ich irgend eine innere Regung von Zorn oder Unwillen auf ihren sonst so sprechenden Zügen hätte wahrnehmen können, wie ich insgeheim befürchtet; als ich ihr aber mit warmen Worten meinen innigsten Dank für ihre große Güte abgestattet hatte und mich ihr nun zur Verfügung stellte, um jede Strafe zu erleiden, die sie mir wegen meiner Handlungsweise zuerkennen würde, lächelte sie sogar und sagte:

»Mein lieber Flemming! Wie mich dünkt, sind Sie mit dem Verlust von mehr als fünfzig schönen und der Gesundheit geweihten Tagen, in denen Sie überdieß noch Schmerzen ertragen mußten, reichlich genug bestraft, womit ich nicht gesagt haben will, daß Sie gerade etwas

in meinen Augen besonders Strafwürdiges begangen haben. In einer Beziehung sogar finde ich Ihre Handlungsweise lobenswerth. Wie mir Major Fuchs versichert hat, sind Sie auf das Bitterste beleidigt und haben dafür einen Unverschämten gezüchtigt, der auch mich dadurch verletzt hat, daß er meinen Entschluß, Sie in meine Dienste zu nehmen, bekrittelt und bemäkelt hat. Wäre mir diese Aeüßerung vor Ihrer feindlichen Begegnung zu Ohren gekommen, so hätte ich selbst meine Rechte vertheidigt, allerdings auf eine andere Weise als Sie, so aber haben Sie dies Geschäft übernommen und damit wollen wir diese Angelegenheit für beseitigt erachten.«

Nachdem sie mich noch nach einigen anderen Dingen gefragt, die das Archiv betrafen, und über die Auffindung jenes Packets, das sie zu benutzen suchen werde, ihre Befriedigung geäußert, verabschiedete sie mich, indem sie mir die Schlüssel zum Archive wieder überreichte und zu bewahren empfahl, da ich bei der fortdauernden Krankheit des Archivraths vielleicht noch mehr darin zu thun finden würde.

»Nehmen Sie Ihre Gesundheit in Acht,« sagte sie schließlich, »Sie sehen angegriffen aus, und sobald Sie mir irgend seinen Wunsch vorzutragen haben, sprechen Sie ihn mir persönlich aus, dann sind Sie und bin ich sicher, daß weder mir noch Ihnen entzogen wird, was uns Beiden gebührt.«

In den ersten Wochen nach meiner Genesung arbeitete ich nur sehr wenig; mir fehlte sowohl die alte Lust dazu, wie es mir auch meine Kräfte nicht gestatteten. Ich fühlte mich in der That sehr schwach und etwa nach einem Jahre erst war vollständig die frühere Rüstigkeit und meine ganze Kraftfülle in mich zurückgekehrt. Statt meiner gewöhnlichen Arbeit in der Bibliothek und der Fortsetzung meiner schriftstellerischen Bemühungen aber las ich sehr viel, und dazu gab mir die herrliche Schloßbibliothek Anreiz genug.

Im August trat die Fürstin ihre gewöhnliche Reise nach einem norddeutschen Badeorte an. Es war einmal die Rede davon, daß ich sie begleiten solle, Doctor Tiburtius aber sprach sich dagegen aus und so blieb ich während der sechswöchentlichen Abwesenheit der Fürstin mir selbst und dem Major Fuchs überlassen, der kurz vor der Abreise der Fürstin von seinem Urlaube in B*** wieder eintraf. Da gerade in dieser Zeit die Regierung des kleinen Landes mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft war und die Fürstin unausgesetzt in Kenntniß der vorliegenden Geschäfte bleiben mußte, so begleitete sie ein Minister und einige bevorzugte Räthe, an welche beinahe täglich Rapporte und Anfragen abgingen, die dann stets mit der nothwendigen Eile aus der Ferne her erledigt wurden. Ich selbst benutzte die schöne Jahreszeit mit aller Gemächlichkeit und Bequemlichkeit, indem ich fast jeden Tag weitere Ausflüge zu Wagen unternahm, wobei ich mich bald von Diesem bald von Jenem begleiten ließ. Mehrere Tage aber brachte ich mit der Abfassung eines

sehr genauen Berichtes über alle am Hofe zu B*** stattgefundenen Vorfälle an den Fürsten von Adersbach zu; ich verschwieg ihm Nichts, was meine Person betraf, fügte aber von der Fürstin nur sehr Weniges hinzu, da mich eine unerklärliche Scheu abhielt, selbst meinem vertrautesten Freunde Mittheilungen über sie zu machen, weniger aus Besorgniß, dieselben dem Papiere zu übergeben, als aus Furcht, in meinen Andeutungen Empfindungen zu verrathen, deren Enthüllung mir gleich einem Staatsverbrechen gegen die geheiligte Person meiner Gebieterin erschienen wäre.

Umgehend erhielt ich von Bruno einen sehr freudigen und mir zur völligen Genesung Glück wünschenden Brief. »Die Geschichte mit der verlorenen Nase,« schrieb er, »hat mich vor Lachen schüttern gemacht, obgleich Elsbeth immer sagt: ›der arme Mann! Ohne Nase!‹ Aber so oft sie das wiederholt, lache ich um so lauter und herzlicher, denn einen faullenzenden Kammerherrn, der bisher so hochnasig war, ganz ohne dieselbe herumschnüffelnd sich zu denken, ist zu komisch. Siehst Du, wie gut sich die Lehren des alten Försters, meines Schwiegervaters, belohnen? Man kann nie wissen, wozu man das, was man in der Jugend erlernt, einmal im Leben gebrauchen mag. Wir haben das Schießen nach den Eiern gleich wieder versucht, aber obwohl Elsbeth die Dingerchen ruhig und langsam mit eigener Hand emporwarf, so konnte ich doch von dreien immer nur eins treffen. Du hast Deine Geschicklichkeit also besser bewahrt als ich. Nichtsdestoweniger machte mir Elsbeth Lobeserhebungen, aber was

will das sagen, sie weiß ja, daß ich sie immer küsse, ob sie mich nun loben oder tadeln mag, und diesmal küßte ich das herzige Weib erst recht. Sie grüßt Dich herzlich und hat eine große Sehnsucht nach Dir, die sie aber wohl eine Weile noch wird bezwingen müssen, wie ich selbst sie bezwinge. Nur Eins in Deinem ausführlichen Berichte muß ich rügen. So sehr ich Dich gebeten habe, von meiner Schwester recht viel und jedes Einzelne aus ihrem Leben zu berichten, so sind alle Deine Mittheilungen darüber doch nur sehr mangelhaft. Gott weiß, was Dich abhält, mir ganz zu vertrauen und mir Alles, Alles zu sagen! Denn daß Du nicht mehr von ihr wissen oder wenigstens denken solltest, als was Du mir schreibst, ist, wie ich die Sache betrachte, geradezu unmöglich. Hast Du denn noch immer nicht mit ihr von mir gesprochen? Denkt sie gar nicht mehr an mich? Ist keine Hoffnung vorhanden, daß ihre alte Liebe zu mir wieder erwacht? – Sobald Du darüber etwas Gewisses erfährst, und gewährte es auch nur einen Schimmer von Hoffnung, so schreibe es mir, Du glaubst nicht, wie ich mich nach ihr sehne, da ich außer Elsbeth und meinen Kindern nichts auf der Welt kenne, was mir mehr am Herzen liegt als sie.«

Einige Tage später, nachdem ich lange mit mir darüber zu Rathe gegangen war, antwortete ich auf diesen herzlichen Brief: daß bis jetzt zwischen der Fürstin und mir nur vorübergehend von ihm die Rede gewesen sei, daß aber bisher nur ich allein seinen Namen genannt habe. Das Gefühl für ihn sei bei seiner Schwester gewiß nicht ganz

verloren gegangen, es scheine vielmehr nur zu schlummern, jedoch sei ich des Momentes gewärtig, wo es erwachen werde, und nach ihrer Rückkehr würde ich Alles aufbieten, um seinen Wünschen nachzukommen und jenes schlummernde Gefühl zur neuen Flamme anzufachen. –

Ende Septembers kehrte die Fürstin endlich von ihrer Badereise zurück und ich muß gestehen, daß mir die Zeit sehr lang geworden war, bis ich sie wiedersah. Sie strahlte von Gesundheit und Frische und schien außerordentlich glücklich, wieder zu Hause zu sein. Diesmal stand ich in der vordersten Reihe der sie Begrüßenden und ich erhielt einen der sonnigsten Blicke, die sie an diesem Tage so reichlich an ihre Diener vertheilte. Sprechen aber konnte ich sie nicht sogleich, denn sie hatte unglaublich viel zu thun und hielt täglich mehrere Conferenzen mit ihren Räthen ab. Erst drei oder vier Tage nach ihrer Rückkehr ließ sie mich rufen, und zu meiner Verwunderung fand sich bald nach mir Major Fuchs ein, dem sie auch die Ehre einer Vorladung hatte angedeihen lassen.

»Meine Herren,« sagte sie freundlich zu uns, »ich kann mir Sie Beide jetzt kaum noch ohne einander denken, und da ich weiß, daß Sie sich gegenseitig hier ergänzen, so will ich den Wunsch, den ich in Bezug auf Sie hege, Ihnen Beiden zugleich aussprechen. Es ist meine Absicht, im kommenden Herbst und Winter alle Donnerstage Abende eine kleine Gesellschaft um mich zu versammeln, wie ich es schon früher geübt; es wird da freilich von sehr wichtigen Dingen keine Rede sein, aber damit

uns der Stoff nicht ausgehe, werde ich mich bemühen. Männer und Frauen von Bildung aus allen Klassen der Gesellschaft zu mir zu berufen. Mögen Sie denn auch Beide stets in dieser Gesellschaft erscheinen, und Sie, Herr Flemming, bereiten sich vor, uns diesmal ohne jede Störung recht viel von Ihren Abenteuern zu Wasser und zu Lande zu erzählen.«

Wir dankten, nicht wenig überrascht, ob dieser großen uns widerfahrenden Ehre und stellten uns schon am nächsten Donnerstag Abend zu der festgesetzten Zeit in den Gemächern der Fürstin ein. Wir fanden eine Gesellschaft von etwa sechszehn bis zwanzig Personen daselbst vereinigt, die sich ohne allen Zwang auf und ab bewegten und ohne Hehl ihre Meinungen äußerten, sobald sie danach gefragt wurden.

Die Gesellschaft versammelte sich in den Zimmern, welche die Fürstin gewöhnlich bewohnte und die ich schon früher beschrieben habe. Die drei großen Gemächer waren alle gleich hell erleuchtet und angenehm erwärmt, in denen man anfangs, bald mit Diesem, bald mit Jenem redend auf- und abschrift, bis die Versammlung vollzählig war. War dies der Fall, so zog man sich in das Zimmer zurück, in welchem das Portrait der Fürstin hing, und hier ließ man sich auf die Divans und Sessel nieder, die so bequem und einladend um den großen runden Tisch im Kreise standen. Hier wurden nun meist zuerst die Vorgänge draußen in der großen Welt besprochen,

Artikel aus Zeitungen und Journalen verlesen und in offener Weise allerlei Bemerkungen daran geknüpft. Dazwischen wurden Zeichnungen betrachtet, Gedichte recitirt, auch bisweilen ein klassisches Drama vorgelesen, woran alle Eingeladenen, je nach ihrer Neigung oder ihrem besonderen Geschick, Theil nahmen. Die verschiedenen Leistungen wurden in der Regel sehr offener und bisweilen scherzhaft kritisiert und Jeder empfing den ihm gebührenden Beifall, wenn er Ausgezeichnetes geleistet hatte. Während dieser Beschäftigungen wurde Thee herangereicht. Punkt zehn Uhr aber begaben wir uns in den Speisesaal, wo ein leckeres Souper eingenommen wurde, bei welchem nicht immer die vornehmsten Anwesenden die Ehre genossen, der Fürstin zunächst zu sitzen. Mir war dieselbe zwar noch nie zu Theil geworden, Major Fuchs aber hatte schon zweimal das Glück gehabt und stand im Begriff, so stolz darauf zu werden, daß sein Triumph, den ihm Jedermann gönnte, klar auf seinem gutmüthigen Gesicht zu lesen war. Nach dem Souper blieb man noch einige Minuten beisammen, sprach noch Einzelnes über Dies und Jenes und trennte sich dann so heiter und harmlos, wie man zusammengekommen war.

Wir hatten schon vier oder fünfmal ein solches kleines Fest mitgemacht, als sich ein Vorfall bei einem derselben zutrug, den ich genauer zu beschreiben genöthigt bin, weil sich unmittelbar daran ein wichtiger Fortschritt in meinem Lebensgange knüpfte. Dieser Vorfall wurde ganz unabsichtlich von Major Fuchs herbeigeführt, da er keine Ahnung hatte und haben konnte, daß das, was er der

ganzen Versammlung zu hören gab, einige der Anwesenden so nahe berührte und von großem Einflusse auf ihre gegenwärtige Stimmung sein mußte. Major Fuchs war überhaupt sehr bald, ohne sein besonderes Zuthun und indem er ganz allein seinen natürlichen Humor und seine charakteristische Biederkeit in allen weltlichen Anschauungen zur Wirkung brachte, der Hauptheld des Donnerstags geworden, und namentlich protegirten ihn die älteren Damen augenscheinlich, während die jüngeren vor ihm, dem unverheiratheten, eine gewisse erklärliche Scheu hegten, ihm aber dennoch sehr wohlwollten und es auf ihre Art durch neckende Scherzreden und gelegentliche Anspielungen bewiesen, wie es bei der jungen Damenwelt eben eine allgemein geübte Sitte geworden ist. Mein Freund besaß eine unnachahmliche Manier, ernste Dinge auf eine komische Weise zu erzählen. Die Komik lag weniger in den gebrauchten Worten als in dem drastischen energischen Gesichtsausdruck, der bei ihm mit einer unbeschreiblichen Gutmüthigkeit und Natürlichkeit gepaart zu Tage trat. Es war fast zur Regel geworden, zu lachen, sobald er nur den Mund aufthat, und wenn er sich dann verwundert nach dem Grunde der allgemeinen fröhlichen Stimmung rings umschaute, konnte auch der Ernsthafteste sein Lächeln nicht gut unterdrücken. Daher freute sich jeder an den Donnerstagsfreuden Theilnehmende auf sein Erscheinen, und blieb er einmal aus, so war man gewiß, daß der Scherz für den Abend keinen rechten Eingang in die Gesellschaft fand.

Am fröhlichsten aber wurde Alles gestimmt, wenn es einem herausfordernden Mitgliede der Damenwelt gelang, den bärtigen Krieger zur Erzählung irgend einer Episode aus seinem Leben zu bewegen, worin er eine kleine Thorheit begangen. In solchen Fällen war sein harmloses Darstellungstalent überwiegend und es sprach sich in seinen Mittheilungen eine Wahrheitsliebe, verbunden mit einer an Naivetät gränzenden Selbstverläugnung aus, die, so weit wenigstens meine Erfahrung reichte, noch niemals ihres Gleichen gefunden hatte. So strebte man denn mit einer wahren Leidenschaft dahin, ihn von Zeit zu Zeit zu solchen Vorträgen anzuspornen, und Gelegenheiten zu erfinden, in denen sein Talent sich mit Glanz zeigen könne; namentlich waren die jüngeren Damen unermüdlich, seine Offenherzigkeit herauszufordern und ihm einen Köder hinzuwerfen, den er, mochte er wollen oder nicht, ergreifen mußte, wollte er sich nicht taub oder blind stellen. Da hierzu seinerseits noch ein erstaunliches Gedächtniß und ein unerschöpflicher Anekdotenreichthum kam, der ihn niemals zu Wiederholungen veranlaßte, so sprudelte die Quelle der allgemeinen Ergötzung überaus reichlich und Keiner war in der Gesellschaft, der sich nicht stets an den harmlosen Ergüssen erquickte, mit denen er nicht allein die Thorheiten der Welt, sondern vorzugsweise seine eigene geißelte, die er als ein Bruchtheil der allgemeinen großen Weltthorheit zu betrachten liebte.

An dem Abend nun, den ich schon vorher angedeutet, hatten sich mehrere Damen verschworen, den guten Major so recht nach Herzenslust zum Sprechen zu bringen, und das Glück wollte dem Unternehmen insofern wohl, als gerade an diesem Abend die Oberhofmeisterin durch Unpäßlichkeit abgehalten ward, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, und ihre strenge Mentormiene also dem unschuldigen Gebahren der jüngeren Welt keine zu engen Grenzen zu ziehen drohte.

Als man die Ueberzeugung von dem Ausbleiben dieser so wenig beliebten Hofgröße erlangte, entwickelte sich augenblicklich eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit unter den jüngeren Damen, und ihr schelmisches Lächeln bewies nur zu deutlich, daß sie es diesmal auf einen Hauptschlag gegen den guten Major abgesehen hatten, der seinerseits ungemein heiter gestimmt in unsere Mitte trat.

Als man nun nach vollzählig gewordener Versammlung Platz genommen und einige in der Stadt umherlaufende Neuigkeiten zuerst besprochen hatte, richteten sich allmählig alle Blicke auf den ernst schweigenden Major, der, wie man recht gut wußte, kein Freund von solchen Besprechungen war.

»Meine Damen,« leitete die Fürstin selbst, ohne jedoch absichtlich die Partei der jungen Damen zu ergreifen, das Folgende ein, »ich sehe ein Gesicht unter uns, dem das begonnene Thema nicht sonderlich gefällt. Der Herr Major liebt es nicht, das Gespräch auf bekannte abwesende Persönlichkeiten gebracht zu sehen, da sie unsern Waffen gegenüber völlig schutzlos unsrer Gnade oder Ungnade

preisgegeben sind. Kommen wir also seiner Neigung entgegen und bitten wir ihn, uns lieber eine noch nicht vernommene Geschichte aus seinem ereignißreichen Leben zu erzählen, davon haben sowohl wir, wie auch er einen größeren Genuß.«

»Ach ja, ach ja!« ließen sich da sogleich einige frische Stimmen vernehmen und Aller Augen richteten sich, schon im Voraus vor Freude blitzend, auf meinen Freund, der dicht neben mir und der Fürstin gerade gegenüber saß.

»Meine Damen,« nahm mit seinem gewöhnlichen Ernste, der dennoch einen höchst komischen Eindruck machte, der Major das Wort, »was soll ich Ihnen wieder erzählen? Meine Hauptschicksale kennen Sie bereits, und verschiedene Einzelheiten, die noch übrig sind, bieten zu wenig Interesse dar, als daß ich es wagen könnte, Sie damit zu unterhalten oder zu langweilen, was am Ende hier Eins und dasselbe sein dürfte.«

Man schwieg einen Augenblick, gleichsam um sich auf einen ernsthafteren Angriff vorzubereiten. Plötzlich aber flüsterte eine junge Dame einer älteren etwas zu und diese faßte sogleich den Gegenstand auf, wandte sich forschend nach dem Antlitz der Fürstin, die, wie sie gewöhnlich that, mit einem Bleistift flüchtige Skizzen bekannter Landschaften auf ein vor ihr liegendes Papier warf, und sagte dann: »Durchlaucht erlauben uns gewiß, noch einmal eine Bitte auszusprechen, die schon früher einmal an den Herrn Major gerichtet ward, und die er uns zu erfüllen gewissermaßen versprochen hat.«

Die Fürstin nickte, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, lächelnd ihre Beistimmung zu, der Major aber, der das Gewitter nahen sah und ihm gern aus dem Wege gehen wollte, sagte kurz und komisch genug: »Ich wüßte mich keiner Bitte zu erinnern, deren Erfüllung ich auch nur gewissermaßen versprochen hätte.«

»O Herr Major,« rief eine junge Dame lebhaft aus, »Sie werden doch heute kein schlechteres Gedächtniß haben als sonst? Besinnen Sie sich, geschwind, und stellen Sie unsre Geduld auf keine zu harte Probe.«

»Wenn Sie nur die Güte haben wollten, die Bitte noch einmal auszusprechen, mein gnädiges Fräulein,« wandte ich mich an die Dame, »mein Freund, dessen Gutmüthigkeit wir Alle so hundertfältig erprobt haben, würde sich dann gewiß sogleich Ihren Wünschen fügen.«

»Was war es?« fragte die Fürstin und warf einen kurzen Blick auf die muthigste der angreifenden Damen.

Diese schwieg, die ältere aber, die vorher gesprochen, erwiderte dreist: »der Herr Major hat einmal verheißen, uns den glücklichsten Moment seines Lebens zu erzählen.«

Alles lachte, denn man wußte schon, worauf sich die Anspielung bezog. Der Major aber protestirte mit mäßiger Gegenwehr, indem er das Wort ›Indiscretion‹ hören ließ.

»Herr Major,« nahm die ruhig weiter zeichnende Fürstin das Wort, »es ist Niemand unter uns indiscret. Erzählen Sie also getrost und ich verspreche Ihnen, kein Wort aus Ihrem Munde soll über diese Wände hinaus dringen.«

Der Major bereitete sich schon vor, sein Opfer auf den geschmückten Altar zu legen, und räusperte sich, als Einleitung seiner Erzählung höchst komische Blicke nach allen Seiten werfend. »Also meinen *glücklichsten* Lebensmoment wollen Sie hören?«

»Ja, ja, und Sie haben uns schon einmal angedeutet,« fuhr die ältere Dame fort, »daß es der Moment Ihrer ersten Liebe gewesen ist.«

Alles lachte jetzt laut, mit großer Freude dem Kommenden entgegensehend. Der Major aber seufzte und sagte: »Ach, meine Damen, Sie trauen mir vielleicht nicht zu, daß ich mich auch einmal verliebt habe, aber dennoch ist es so, und das war allerdings mein seligster Moment.«

»Weiter!« sagte die Fürstin, als das Gelächter ringsum verstummt war.

»Nun ja,« begann der Major seine Erzählung, »es war also zur Zeit, als ich Fähnrich geworden war und zum ersten Mal den Degen trug. Natürlich hielt ich mich mit solchem Schmucke an der Seite für unüberwindlich und glaubte, der Sieg müsse sich an jeden meiner Schritte heften.«

»Der Sieg im Felde?« schaltete eine lustige Dame ein.

»Nicht im Felde allein, mein gnädiges Fräulein, auch an anderen Orten. Nun, ich will mich nicht zieren und es offen bekennen – ja, ich liebte, schon von meinen Knabenjahren an – lachen Sie nicht, meine Damen – mir war damals gar nicht lächerlich zu Muthe – ich liebte also

diese eine Dame oder vielmehr dieses eine Mädchen von meiner frühesten Jugend an –«

»Sie werden doch nicht immer eine und dieselbe geliebt haben?« warf eine ältere Dame leise zweifelnd ein.

»Immer dieselbe, gnädige Frau, und das war eben mein Schicksal. Ich war nämlich damals so blöde, wie ich auch heute bin – ja, ja, lachen Sie nur – aber es ist doch nur zu wahr! Meine kleine Angebetete nun war die Tochter meines Generals und ich fühlte beinahe eine göttliche Verehrung für sie, ohne doch jemals nur in ihre unmittelbare Nähe gelangt zu sein. Denn ich war ein armer Fährich von bürgerlicher Geburt, ich wollte mir erst einen Namen erringen und sie war eben die Tochter meines Generals, was so viel besagen wollte, als ob sie eine Tochter Jupiter's gewesen wäre. Genug, meine Sehnsucht nach ihr kannte keine Grenzen, ich schlief keine Nacht, ich aß nichts und wurde ganz mager bei meinem Schmerz.«

»Weiter, weiter,« riefen mehrere Damen, nachdem sie ein leises Kichern hatten hören lassen.

»Da wollte es das Glück,« fuhr der Major fort, »daß der Prinz von L*** in unsre Garnison kam, bei welcher Gelegenheit der General, der beiläufig sehr geizig war, ein großes Fest veranstalten mußte. Auch wir Fähnriche erhielten eine Einladung und wurden, als der Prinz auf dem Feste erschien, demselben namentlich vorgestellt. Als mein anrühiger Name ›Fuchs‹ genannt wurde, spitzte er die Ohren, als ob man ihm einen Verwandten angekündigt habe, denn Sie müssen wissen, daß der Prinz

von L*** einen Fuchs in seinem Wappen führt! ›Ah,‹ sagte er, ›sind Sie ein Sohn von meinem alten Fuchs?‹ Nein, Durchlaucht, erwiderte ich, mich vorbeugend, nicht von *Ihrem*, denn der ist ja von Adel, aber vom *alten* gewiß, denn mein Vater hat vierzig Jahre in Ihrer Armee gedient.

Alles sah mich verblüfft an, daß ich dies wagte, der Prinz aber lächelte, gab mir die Hand und sagte: ›Nun, Sie scheinen ein würdiger Sprößling des alten Fuchses zu sein, den ich kenne, er hat zu seiner Zeit, wie man sagt, eine gute Klinge geführt. Können Sie auch so gut tanzen wie reden, mein lieber Fuchs?‹

Wenn Ew. Durchlaucht so gütig sein wollen, mir eine Dame zur Tänzerin zu verschaffen, so will ich mein Möglichstes versuchen, aber mit einem Fähnrich, der noch dazu ein Fuchs ist, tanzt keine Dame gern.

›Excellenz,‹ wandte sich der Prinz zu meinem General, ›das ist ein schlauer Bursche, er spielt auf Ihre Tochter an – wollen wir ihn einmal glücklich machen?‹

Der General verbeugte sich beistimmend und das Resultat vom Ganzen war, daß ich die Ehre hatte, meiner Angebeteten vorgestellt zu werden und mit ihr zu tanzen. Als ich ihre Hand berührte, meine Damen, durchzuckte mich ein göttergleiches Gefühl, ich glaubte sterben zu müssen und doch war mir das Leben nie süßer vorgekommen. Aber ach, meine Damen, alles Glück ist nur ein Schein und das meinige war noch dazu ein sehr rasch aufblitzender und dann auf ewig verschwindender Schein. Denn denken Sie, eben als ich im ersten Walzer an der Seite meiner Angebeteten dahin schwebe,

fährt ein Husarenrittmeister mit seiner Tänzerin wie eine Windsbraut gegen mich, erschüttert mich bis in meine Grundvesten – ich wanke – taumele, und da ich meine Tänzerin halb vor Liebesglut, halb vor Verzweiflung fest umschlungen halte, reiße ich sie mit in's Verderben und wir stürzen Beide, zum Gespött der ganzen vornehmen Gesellschaft, der Länge nach auf den Boden.«

Allgemeines Gelächter verhinderte einen Augenblick die Fortsetzung der Erzählung, der Major aber, durch seine Jugenderinnerungen in Feuer gerathen, fuhr bald mit erhobener Stimme fort: »Ach ja, Sie lachen, und auch damals lachte Alles um mich her, wodurch sich meine schwankenden Sinne nur noch mehr verwirrten. Und das Schlimmste dabei war, daß meine Tänzerin, als ich vom Boden aufsprang und sie überall suchte – verschwunden war, Statt ihrer aber trat der Prinz an meine Seite, hob den Finger drohend in die Höhe und sagte lachend: ›Junger Fuchs, junger Fuchs, das war nicht schlau, das hätte *mein* alter Fuchs nicht gethan!«

»Aber was ist denn das für ein glücklicher Moment,« bemerkte die Fürstin, die anfangs ernster geworden war, lächelnd, als der Major schwieg, »er scheint mir im Gegentheil sehr unglücklich gewesen zu sein.«

»Gedulden sich Ihre Durchlaucht nur einen Augenblick, der glücklichste Moment kommt noch. Was damals um mich her vorging, wußte ich nicht, denn ich wagte meine Augen gegen Niemand aufzuschlagen. Plötzlich aber hatte der Prinz meine Hand ergriffen und mich in ein Seitengemach geführt, wohin man, wie ich alsbald

sah, die Tochter des Generals gebracht hatte, die jetzt weinend auf einem Sopha saß. ›Leisten Sie augenblicklich Abbitte,‹ flüsterte mir der Prinz zu, ›ich werde helfen.‹ Mit diesen Worten leitete er mich zu meiner Liebe, sprach ihr einigen Trost zu und forderte sie auf, mir zu vergeben und zum Beweise dafür mir die Hand zu reichen. Auch ich stammelte jetzt einige unverständliche Worte und – o Glück! die reizende Hand meiner Angebeteten streckte sich mir entgegen und da der Prinz zu gleicher Zeit meinen Kopf der Hand zuneigte, so wagte ich es, sie zu ergreifen und einen Kuß, darauf zu drücken – und das, meine Damen, das war mit dem holdseliger Blick der Vergebung, der mich traf, der glücklichste Moment meines Lebens – auf Ehre!«

»O, o!« riefen Alle, ziemlich enttäuscht durch einander, »das ist nicht wahr, das ist nicht wahr!«

»Wenn der junge Fuchs, das heißt, der Sohn des alten Fuchses, ›auf Ehre‹ sagt,« betheuerte der Major, aufstehend und seine Hand auf's Herz legend, »so können Sie ihm schon glauben.«

»Ja, ja,« rief die ältere Dame, die den Faden der ganzen Erzählung eingefädelt, »wir glauben es Ihnen schon; aber da sind Sie ja sehr zu bedauern. Ein einfacher Kuß auf einen ledernen Handschuh, das war doch kein besonderes Glück!«

»Und doch, gnädige Frau, ich war schon *dadurch* sehr hoch beglückt.«

»Ja, wenn es noch ein wirklicher Kuß gewesen wäre, nicht wahr?« fuhr die Dame fort, sich lächelnd an ihre

jüngeren Gefährtinnen wendend. »Oder haben Sie den vielleicht später auch noch erhalten, Herr Major?«

»Auf Ehre, nein, meine Gnädige. Aber ich habe mich damit getröstet, daß irgend einmal eine Andere nachholen würde, was Jene versäumt. Allein – bis jetzt wenigstens habe ich mich auch darin getäuscht und in dieser Täuschung werde ich wohl bis zu meinem Lebensende beharren müssen.«

Die Fürstin warf dem Major einen freundlichen Blick zu, lächelte und wandte sich dann wieder zu ihrer Zeichnung. Die anderen Damen aber wollten sich mit dieser Erzählung nicht zufrieden geben und nach einigem Hin- und Herreden begann die frühere Sprecherin noch einmal:

»Herr Major, Sie haben uns den schönsten Moment Ihres Lebens zum Besten geben wollen; wie uns aber insgesamt scheint, so ist derselbe eher peinlich als schön gewesen, Sie haben uns diesmal also nicht vollständig befriedigt, und um Ihnen Gelegenheit zu geben, es wieder gut zu machen, verurtheilen wir Sie auf der Stelle, uns dafür auch den schrecklichsten Moment Ihres Lebens zu schildern, der vielleicht eben so komisch und angenehm ist, wie jener ernsthaft und unglücklich war.«

Ueber das bärtige Gesicht des Majors lief – eine seltene Erscheinung bei ihm – ein ernster Schatten. Er besann sich, während Alles aufmerksam schwieg, eine Weile, dann sagte er: »Ach nein, meine Damen, darin kommt weder etwas Komisches noch etwas Angenehmes

vor – der schrecklichste Moment meines Lebens war *sehr* schrecklich, durch und durch.«

»Erzählen Sie, erzählen Sie!« riefen Alle durch einander. »Geschwind, Herr Major!«

»Aber meine Damen,« fuhr der Major aufstehend fort, »Sie verlangen da etwas sehr Ernsthaftes von mir, worauf ich eigentlich nicht vorbereitet bin. Es ist Nichts zum Lachen dabei, Alles ist, wie gesagt, sehr ernst.«

»Machen Sie keine weitere Bemerkung,« sagte ruhig die wieder zeichnende Fürstin, »erzählen Sie lieber.«

»Sie befehlen, Durchlaucht, und so geschehe es. – Es war auch noch in meinen Fähnrichsjahren, als ich einst Urlaub bekam und meinen Bruder besuchte, der, einige Jahre älter als ich, damals in Halle studirte. Eines Tages wurde eine Wasserparthie nach einem benachbarten Dorfe unternommen und sechs oder sieben Studenten, die den Kahn selbst ruderten und lenkten, bildeten die Gesellschaft. Die Saale war in jenem Sommer gerade überaus reißend, und da unser Fahrzeug nicht besonders kunstgerecht gesteuert und außerdem von den lustigen Musensöhnen in heftig schaukelnder Bewegung erhalten wurde, so erlaubten sich einige vorsichtige Halloren, die demselben Ziele zuruderten, eine Warnung über das Wasser her uns zuzurufen. Allein die jungen Studenten kümmerten diese wohlgemeinte Warnung nur wenig, sie wurden sogar noch übermüthiger, indem sie sich bemühten, den Nachen umzuwerfen, allein dieser war vernünftiger als seine Insassen und hielt sich wacker auf den rollenden Wellen in ziemlichem Gleichgewicht.

Da kamen wir in eine abgelegene, wiewohl von der Julionne sehr anmuthig beschienene Gegend. Das Wasser schien hier ruhiger zu fließen, die Luft war so einladend warm, daß von einem unsrer Gefährten der Vorschlag gemacht wurde, sich an dieser Stelle zu baden. Ein Gleiches hatten auch die Halloren beabsichtigt und zu diesem Behufe, nachdem sie uns weit vorausgefahren waren, einen kleinen Anker ausgeworfen, an dem nun ihr Fahrzeug, leise von den Wellen geschaukelt, auf dem Flusse still lag. Auf die Bitte meines Bruders gestatteten sie es, daß wir unsern Kahn an den ihrigen banden und so lagen auch wir bald vor Anker fest, nun ohne Zögern uns zu unserm Vorhaben anschickten.

»Sie können doch schwimmen, meine Herren?« rief da ein alter Hallore uns zu. »Wenn Sie es nicht können, so dürfen Sie hier nicht baden, die Saale ist ringsum über zwölf Fuß tief.«

»Ja, ja, ja!« riefen die Musensöhne dem freundlichen Graukopf entgegen und warfen schon ihre leichten Röcke ab. Wer aber nicht ›Ja!‹ rief, das war ich, denn ich schwamm nicht besser, als eine Bleikugel und hatte noch nie in meinem Leben den Fuß in das Wasser gesetzt. Eigentlich hätte mein Bruder das wissen können, allein er war zu leichtstunig oder glaubte vielleicht, ich als Soldat, der einen Degen trage, müsse Alles, also auch diese leicht zu erlernende Kunst verstehen. Ich selbst aber war damals auf meinen kurz zuvor errungenen Rang so stolz und eingebildet, daß ich mich schämte, meine Ungeschicklichkeit einzugestehen, und so that ich wie alle

Uebrigen, indem ich mit affenartiger Nachahmung meine Kleider zusammenlegte, wie sie, meinen kostbaren Degen aber vor jeder Entweihung ganz absonderlich vorsichtig bei Seite brachte.

Endlich waren wir zu dem Unternehmen fertig. Einer der Studenten nach dem andern sprang in's Wasser, bis zuletzt ich allein in dem Kahne zurückblieb. Es war ein ernster Moment, meine Damen, der bald noch ernster werden sollte. Ich kann nicht läugnen, ich hatte einige Angst, das Wasser schien mir so kalt und die Luft so warm zu sein, daß ich gern in letzterer zurückgeblieben wäre und eigentlich keinen rechten Grund auffand, meinen sicheren Aufenthalt mit dem viel unsicherern zu vertauschen. Allein der dumme Dünkel, man könne einen Soldaten für feige oder für weniger geschickt als andere Leute seines Alters halten, besiegte meine Bedenklichkeiten und ich setzte mich erst ganz vorsichtig auf den Rand des Kahns, um das Wasser zu versuchen. Es schien mir noch kälter zu sein, als vorher, und beinahe hätte ich selbst jetzt noch erklärt, nicht schwimmen zu können, wenn nicht einer der Studenten mich aufgefordert hätte, mich zu beeilen, es sei zu schön in der Saale. Da faßte ich mir ein Herz, aber nicht eher ließ ich mich in das Wasser gleiten, als bis ich noch einmal den blauen Himmel über mir und die grüne Erde rings um mich herzlich sehnsüchtig angeschaut hatte. Dann, mit einem wahren Verzweiflungsgrimm, ließ ich mich los, meine Seele dem allmächtigen Schöpfer befehlend.«

Als der Major in seiner Erzählung so weit gekommen war, schwieg Alles rings umher in der größten Spannung, obwohl einige Damen bei der genauen Schilderung der Einzelheiten vorher ein leises Kichern hatten hören lassen. Alle nahmen den innigsten Antheil an dem Geschick des übermäßig kühnen Fähnrichs und vergaßen darüber ganz, daß er noch jetzt als Major wohlbehalten in ihrer Mitte saß. Vor Angst und Besorgniß aber athmeten sie laut und richteten ihre Augen in zunehmender starrer Bewegungslosigkeit auf den Erzähler. Nicht so ich, der ein ganz anderes Ziel vor sich hatte. Ich blickte nach der Fürstin hinüber, die, ihre Bleifeder ruhend lassend, in ihrem Sessel zurückgelehnt saß und den Major fest, aber wie von einem inneren Entsetzen gepackt anschaute, so daß ihr Busen in großer Bewegung sich hob und senkte und die Bleiche des Schreckens ihr sonst so rosiges Gesicht überzog.

»Meine Damen,« fuhr nun der Major in seiner Erzählung fort, »wir Sie sich denken können, verschwand ich sehr bald unter der Oberfläche des Wassers, und ohne daß ich mir die geringste Mühe darum gegeben hätte, sank ich rasch tiefer und tiefer, bis ich plötzlich den Grund des Flusses unter meinen Füßen fühlte und nun erst der schreckliche Gedanke wie Orgelgebraus mich umrauschte: Du wirst sterben müssen, wenn Du nicht wieder emporkommst. Sterben, so jung noch, so voller Hoffnungen und Wünsche, und noch dazu sterben den gemeinen Wassertod, dem man nur kranke Hunde oder

blinde Katzen preisgiebt, den Selbstmörder in ihrer Verzweiflung suchen und der die Gesichter der Ertrunkenen so gräßlich entstellt! Alles dies ging mir in einem Augenblick im Kopfe herum, aber noch viel mehr, so daß ich es Ihnen kaum sagen kann. Alles was ich je erlebt, Schönes und Gutes, Alles was ich für meine Zukunft hoffte, Großes und Bedeutsames, zog wie ein blitzartig vorüberziehendes Bild an meinem inneren Auge vorbei und, von dem allmächtig gewordenen Selbsterhaltungstrieb beseelt, stoße ich meinen Fuß gewaltsam gegen den Boden und siehe da, das Wasser hebt mich, trägt mich empor, plötzlich wird es über mir lichter, ich tauche aus dem glasgrünen Wasser auf und Gottes belebende Sonne erfreut meine Sinne wieder mit ihrem rosigen Lichte. Da aber, meine Damen, packt mich zum ersten Mal Angst und Besorgniß, denn wehe, ich sinke wieder, ich ringe mich noch einmal mit krampfhafter Anstrengung empor, schnappe nach Luft, ich kämpfe und kämpfe, aber mein Gewicht ist schwerer als mein Widerstand, und ich sinke zum zweiten Mal tief unter, ohne mehr die Kraft und das Nachdenken zu besitzen, noch einmal nach Oben zu streben, da meine Besinnung fast ganz geschwunden war.

Ja, ich wäre verloren gewesen, wenn Gott nicht in seiner Barmherzigkeit und Güte mir unerwartet einen Retter gesandt hätte. Ein junger Hallore, noch halb ein Kind, der fern von den Uebrigen umherschwamm, hatte mein

langes Untenbleiben bemerkt, mein Auftauchen und Wiederuntersinken gesehen und Verdacht geschöpft. Mit allen Kräften strebte er nach der Stelle, wo ich zuletzt aufgetaucht, läßt sich auf den Grund des Wassers sinken und erblickt mich, als ich eben im Begriff zu verscheiden bin. Ohne an sich, seine Eltern, seine Geschwister und seine schwache Kraft zu denken, faßt er mich bei den Haaren und zieht mich mit einem gewaltigen Ruck empor. Kaum aber hat er mich an die Luft gebracht, so erwacht mein Bewußtsein wieder und die Gefahr, die ich laufe, steht mir klar vor Augen. Dem Instinct der Selbsterhaltung folgend, schlinge ich meine Arme um ihn und so sinkt er wieder mit mir in die Tiefe hinab, um mit mir zu sterben, wenn keine Hülfe naht.

Aber die Hülfe nahte wirklich, seine Gefährten bemerkten die Gefahr, in der wir Beide schwebten, zu rechter Zeit und stürzten sich nun insgesamt in die Tiefe, uns zu retten. Wie es gelungen, weiß ich nicht mehr, erst nach einer oder zwei Stunden kehrte ich in einem Bauernhause zur Besinnung zurück, und die Einzigen, die ich an meinem Bette sitzen sah, waren mein Bruder und der junge Hallore.

Von nun an erfolgte meine Wiederherstellung sehr rasch und man konnte mich am Abend auf einem Leiterwagen nach der Stadt fahren, wo ich am andern Tage schon völlig genesen war. Meinen ersten Gang richtete ich nach der Wohnung des jungen Halloren, um ihm meinen Dank für seine Hülfe zu sagen. Alles was ich und

mein Bruder an baarem Vermögen besaß, hatte ich zusammengerafft, um es ihm anzubieten. Als ich sein Haus in einer kleinen dunklen Gasse betrat, sah ich den Knaben mit seinem Schwesterchen auf dem Flure spielen. ›Mein junger Freund,‹ sagte ich, ›ich danke Dir herzlich für den Beistand, den Du mir gestern geleistet hast. Wäre ich ein reicher Mann, ich würde Dich fürstlich belohnen – sieh aber her, das ist Alles, was ich Dir bieten kann, denn ich selbst bin eigentlich nur ein armer Mensch.‹

Da aber hätten Sie, meine Damen, den jungen Halloren sehen sollen. Er wies meine ausgestreckte Hand mit seinen beiden zurück und drückte sie dabei freundschaftlichst. Mit edlem Kopfschütteln sodann und einem mir unvergeßlichen Blicke sagte er: ›Junger Herr, nicht um eine Belohnung von Ihnen zu erhalten, bin ich untergetaucht und habe Sie hervorgeholt; mir galt es, ein Menschenleben zu retten, das kostbarer vielleicht war, als das meine, und danken Sie Gott, wie ich ihm danke, daß es mir gelungen ist. Gehen Sie ruhig Ihres Weges und genießen Sie das Wenige, was Sie besitzen, in Frieden, ich aber bin der Sohn eines Halloren und begnüge mich mit dem, was mein Vater mir giebt.‹ – Das, meine Damen, war die Erzählung von dem schrecklichsten Moment meines Lebens und nun habe ich Ihre Aufmerksamkeit gewiß lange genug in Anspruch genommen.«

Alles schwieg, als diese Erzählung beendet war, Jeder war ernst geworden und man konnte eine lange Zeit das lebhaft Athmen der Anwesenden vernehmen, bis sich

ein allmählig laut werdendes Murmeln bemerklich machte, das auch mich aus meinem betäubungsartigen Zustande weckte, der ich wie ein Falke die Bewegungen, das Mienenspiel der bis tief in die Seele erschütterten Fürstin beobachtet hatte. Plötzlich aber, nachdem sie einen raschen, funkelnden Blick auf mich geworfen, steht sie aus, stößt ihren Sessel zurück, thut einige heftige Schritte durch's Zimmer und drückt dabei die linke Hand fest auf das gewiß mächtig schlagende Herz.

Alle Damen und Herren erheben sich ebenfalls, ganz erschrocken auf die Bewegung der Fürstin schauend, die sie Alle auf die Erzählung des Majors zurückführten, während ich der Einzige in der Gesellschaft war, der den Grund derselben besser kannte.

»Was ist Ihnen, Durchlaucht?« fragte schnell hinzutretend eine Dame, »Sie sind ganz bleich geworden?«

»Lassen Sie mich, lassen Sie mich – ein Augenblick, und es geht vorüber!« ruft die Fürstin und schreitet in's Nebenzimmer, wo sie sich hinter der Thür verbirgt, während im Versammlungssaale Alle um den Major sich gruppieren, der sich ganz seiner Verzweiflung überläßt, die Fürstin in einen so großen Schrecken versetzt zu haben. »Mein Gott,« ruft er halblaut, »habe ich ihr mit meinen dummen Worten so wehe gethan? Sehen Sie wohl, ich wußte es ja, daß ich Ihnen nichts Spaßhaftes erzählen würde!«

Während dies in unserm Zimmer vorgeht, erholt sich die Fürstin rasch. Sie tritt aus dem Nebenzimmer mit, ihre Miene beherrschender Ruhe wieder ein, wirft einen

großen flammenden Blick über uns Alle und versucht dann zu lächeln, was ihr jedoch nur halb gelingt. Kaum sieht der Major die Fürstin wieder, so eilt er auf sie zu. »Gnädigste Frau,« ruft er, die Hände vor seiner Brust faltend, »verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen mit meiner leider sehr wahrheitsgetreuen Erzählung so wehe gethan!«

»Nein, Herr Major,« antwortete sie, wunderbar ruhig und mit einem wahren Engelslächeln, »Sie haben mir nicht wehe, vielmehr haben Sie mir – sehr *wohl* gethan.«

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener Zöllner ein und meldete, daß die Tafel servirt sei. Die Fürstin bat um des Majors Arm, Beide schritten in den Speisesaal und wir Andern folgten langsam nach, Alle einigermaßen beruhigt, ich aber nachdenklicher, als ich am ganzen Abend gewesen war, denn mein Herz sagte mir, daß die eben erlebten Augenblicke nicht ohne Folgen für mich bleiben würden.

Die Unterhaltung bei Tafel entwickelte sich diesen Abend ungewöhnlich matt, weil die Fürstin in ihrem seltsamen Schweigen verharrte und nur dann und wann ein einzelnes Wort hören ließ, wenn sie nicht umhin konnte, ihre Meinung auszusprechen. Der Major an ihrer Seite trug auf seinem verdutzten Gesicht die deutlichen Spuren seiner noch fortwirkenden Verzweiflung, daß er allein es gewesen, der diese allgemeine Stockung der sonst so lebhaften Unterhaltung hervorgerufen habe. Ich, der ich an diesem Abend zufällig sehr weit von der Fürstin entfernt saß, blieb aus sehr natürlichen Gründen still und

wagte es nur selten, meine Augen auf das Antlitz derselben zu richten, die tief in ernste Gedanken und Erinnerungen versunken schien. Als die Tafel aber überraschend früh aufgehoben wurde, bildeten sich in allen Ecken kleine Gruppen, da zuletzt Jedermann in Verlegenheit gerathen war und nicht wußte, wie dieser seltsame Abend endigen würde. Während wir nun, nur halblaut redend, hier und da zerstreut umherstanden, winkte die Fürstin den Major zu sich heran und sagte ihm folgende Worte, die mir derselbe schon am nächsten Morgen, sobald er mich sah, hinterbrachte, da er nicht im Entferntesten vermuthen konnte, daß ich einst selbst der Fürstin den Dienst erwiesen, den der junge Hallore ihm in der Saale hatte zu Theil werden lassen. Ich aber, trotzdem er mir ein solches Vertrauen erwies, konnte es nicht über mich gewinnen, ihm eine Erklärung zu geben, die mir eben so leicht wie ihm verständlich geworden wäre, denn ich dachte mir, es möchte der Fürstin vielleicht nicht angenehm sein, wenn es bekannt würde, daß sie mir persönlich so überaus verpflichtet sei.

»Herr Major,« sagte die Fürstin mit dem Ausdrücke der Rührung und eines herzlichen Wohlwollens auf ihrem schönen Gesicht, das die bleichere Farbe und die innere Regung nur noch hinreißender gemacht hatte, »Sie dürfen aus meinem Schweigen nicht entnehmen, daß mich die Erzählung Ihres schrecklichsten Lebensmomentes verstimmt oder erzürnt habe, ach nein! ganz das Entgegengesetzte findet sogar statt, und Sie sehen mich nur

tief bewegt, denn ich nehme einen größeren und innigeren Antheil an Ihrer Erzählung, als Sie sich vorstellen können. Und so danke ich Ihnen denn für dieselbe. Damit Sie aber nicht länger im Unklaren über die eigentliche Ursache meiner Bewegung bleiben, so will ich Ihnen mittheilen, daß ich mich einst als Kind in einer ähnlichen Lage befunden habe, wie Sie in der Saale, und daß ein kühner junger Mensch mir einen gleichen Dienst wie Ihnen der junge Hallore erwies. Sie haben also nur in mir die Erinnerung an jene schrecklichste Stunde auch meines Lebens aus ihrem Schlummer geweckt und mir und vielleicht mich einem Anderen damit eine Wohlthat erwiesen. Ich bitte Sie aber, daß Sie diese meine Worte Niemanden als höchstens Ihrem vertrautesten Freunde mittheilen, denn ich mag nicht, daß man mehr darüber spricht oder fabelt, als in der Wahrheit der Thatsache, die hier nur sehr Wenigen bekannt, begründet ist. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, bis heute über acht Tage uns wieder eine interessante Geschichte aus Ihrem Leben mitzutheilen.«

Bald nach dieser geheimen Unterrednung verabschiedete uns die Fürstin. Als ich aber beinahe zuletzt an die Reihe kam, ihr meine Abschiedsverbeugung zu machen, sagte sie ruhig und ohne eine Miene zu verziehen:

»Bleiben Sie noch einen Augenblick!«

Bis die Letzten sich entfernt hatten, blieb ich, einem Verbrecher, der seinen Richterspruch erwartet, nicht unähnlich, in einem Winkel des Zimmers stehen; als aber der aufwartende Diener seinen Posten an der Thür noch

immer behauptete, sagte die Fürstin zu ihm: »Gehen Sie, Zöllner, in Gottes Namen, ich habe noch mit Herrn Flemming zu sprechen.«

Als die Thür hinter dem Abgehenden zufiel, veränderte sich, wie durch einen Zauberschlag umgewandelt, plötzlich das Gesicht und das Wesen der Fürstin. Von einer ungewöhnlichen Wärme überstrahlt und mit leuchtenden Augen, so daß sie in diesem Augenblick schon nicht mehr dem Bilde in demselben Zimmer, vielmehr der jungen Prinzeß Hildegard in W*** glich, kam sie lebhaft auf mich zu, reichte mir schon von Weitem die Hand und sagte mit einem unglaublich wohlthuenden Tone:

»Herr Flemming! Bis auf den heutigen Tag seit meiner unschuldigen und glücklichen Jugendzeit habe ich mit Ihnen noch nie über den schrecklichen Moment gesprochen, den wir Beide so genau kennen und wofür ich Ihnen noch immer meinen ganzen Dank schuldig bin. Es ist nichts Geringeres als das Leben, mit Allem was sich daran knüpft, welches ich Ihrer Kühnheit und Ihrem jugendlichen Muthes verdanke. Manche Menschen schätzen das Leben als das höchste ihrer Güter. Ich weiß nicht, ob ich das meinige so hoch anschlagen darf, denn es will mich nicht selten bedünken, als wäre dies Leben nichts werth, wenn es nicht noch von andren Gütern begleitet ist, die der Allmächtige Vielen von uns, aber leider nicht Allen in seiner Vatergüte verliehen hat. Jedenfalls aber haben Sie mir damals schon den Beweis Ihres hohen Muthes und Ihrer persönlichen Ergebenheit geliefert. Glauben Sie nicht, daß ich unempfindlich dagegen und

undankbar dafür bin. Eigenthümliche Verhältnisse haben meinen Dank verspätet, ich hoffe ihn aber noch abtragen zu können. Jetzt sage ich Ihnen nur einfach und warm: ich danke Ihnen! Und wenn es Ihnen angenehm ist, zu hören, so füge ich hinzu: ich schätze Sie! Für heute gehen Sie und schlafen Sie ruhig in dem schönen Bewußtsein ein, schon als Knabe eine hochherzige That vollbracht zu haben, wie sie mancher Mann in seinem ganzen Leben nicht vollbringt!« –

Auf das Tiefste erschüttert und von wunderbaren Empfindungen durchbebt, kam ich auf meinem Zimmer an, aber schlafen konnte ich trotz des Rathes der Fürstin die ganze Nacht nicht. Alle meine Pulse flogen, mein Herz hämmerte in unaufhörlichen Vollsschlägen, denn immer noch klangen mir jene süßen Worte in den Ohren und in meiner Hand lag das Gefühl, als ob sie noch immer die schöne und weiche Hand berührte, die so eben darin geruht hatte. Nicht einmal nur, wohl zehnmal hinter einander machte ich im Geiste die ganze Handlung durch, die mich damals in die Gunst des Hofes zu W*** gebracht, und ich gelobte mir mit zahllosen Eiden, jeden Augenblick bereit zu sein, noch einmal das theure Leben zu retten, wenn es in Gefahr gerathen sollte, in welchem, ich konnte es mir nicht mehr läugnen, der Inbegriff aller meiner irdischen Freuden enthalten und zusammengefaßt war.

Am nächsten Morgen hatte ich mich eben angekleidet, um in die Bibliothek zu gehen. Es war in der letzten Nacht ein tiefer Schnee gefallen, über den hinwegzuschauen, wenn er auf großen Flächen oder zwischen Bäumen lagerte, immer meine Freude gewesen war. Sinnend stand ich am Fenster und schaute weit durch den im Winter offenen Park hin, ohne eigentlich Einzelheiten wahrzunehmen, denn mein ganzes Innere fluthete noch hoch auf von den Vorfällen des verstrichenen Abends. Da trat Wolfram mit lächelnder Miene bei mir ein, einen Brief in der Hand tragend, dem ich an seiner Größe und Form auf den ersten Blick seinen Ursprung ansah. Er trug ganz das Aeußere eines fürstlichen Erlasses und solcher war es auch. Noch bevor mir der Diener gesagt, daß Zöllner ihm so eben diesen Brief eingehändigt, hatte ich ihn in der Hand und öffnete ihn rasch. Aber verwundert fuhr ich zurück, als ich die Handschrift der Fürstin erkannte, die nur in höchst seltenen Fällen eigenhändig dergleichen Schreiben verfaßte. Der Inhalt aber lautete folgendermaßen:

»Da der Archivrath Schlucker, wie mir so eben gemeldet, heute Nacht durch einen raschen Tod seinen langen Leiden entrückt ist, so übertrage ich Ihnen von dieser Stunde an sein erledigtes Amt und ernenne Sie somit zu meinem Archivrath. Alles Nähere behalte ich einer mündlichen Besprechung vor. Cabinetsrath Jordan ist beauftragt, Sie mit den Pflichten

und Dokumenten Ihres neuen Dienstes bekannt zu machen.

Hildegard.«

Meine Gefühle und meine Freude über den Inhalt dieses Schreibens hier schriftlich darzuthun, scheint mir unmöglich, und so schweige ich davon. Ich wiederholte mir bloß tausendmal, daß dieser Posten, der aus reinem persönlichen Vertrauen der Fürstin mir übertragen wurde, stets als einer der wichtigsten am Hofe betrachtet wurde und daß ich also von der edlen Gebieterin vorzugsweise begnadigt sei. Statt nach der Bibliothek zu gehen, lief ich sogleich zu Major Fuchs, dem ich zuerst meine Beförderung mitzutheilen für meine nächste Schuldigkeit erkannte. Er freute sich mit mir herzlich über mein Glück, ohne zu ahnen, wieviel er vielleicht selbst durch seine gestrige Erzählung dazu beigetragen hatte, mir dasselbe zu verschaffen.

Um elf Uhr ließ ich mich bei der Fürstin melden. Sie war allein und saß in dem schwarzen Trauerkleide, das sie noch immer trug, vor ihrem Schreibtisch. Als ich eintrat, stand sie sogleich auf und schritt mir lächelnd entgegen. Beinahe stammelnd brachte ich meinen Dank vor, denn ich war zu tief bewegt.

»Danken Sie nicht für eine Kleinigkeit, mein alter Freund,« sagte sie, »die mir so wenig gekostet hat. Es wäre mir allerdings ein Leichtes, Ihnen eine Ihren Kenntnissen und Erfahrungen noch entsprechendere höhere Stellung anzuweisen, allein ich will Sie nicht als einen Protegirten in's Gerede bringen und wünsche Sie auch nicht mit Geschäften unangenehmer Art zu sehr zu belasten. In der Ihnen heute verliehenen Stellung haben Sie nur mit mir persönlich zu thun und behalten Zeit, und hoffentlich auch Lust, mit mir zu bedenken und zu bereden, was um mich her nöthig ist. So möchte ich es von jetzt an zwischen uns gehalten sehen, da ich Ihnen mein volles Vertrauen schenke und in keiner Weise mich in Ihnen zu täuschen fürchte. Wollen Sie die Bibliothek beibehalten – denn die Verwaltung des Archivs wird Ihnen wenig Zeit fortnehmen – so behalten Sie sie; wo nicht, so wird sich ein geeigneter Mann ja wohl dazu finden lassen. Was wollen Sie also thun?«

»Lassen Sie mir in Ihrer Gnade auch die Bibliothek,« bat ich. »Sie nährt meinen Geist und ich bin bereits befreundet mit ihr; auch möchte ich die Freude haben, das begonnene Werk in Bezug auf Ordnung und Aufstellung ganz zu vollbringen, und wenn ich nur noch einen tauglichen Gefährten erhalte, so wird es mir, denke ich, in Jahresfrist gelingen.«

»Damit bin ich einverstanden. – Nun noch Eins, mein lieber Flemming. Es ist aber ein Geheimniß, was ich Ihnen anvertraue und vor Ihnen hat es hier nur Ihr verstorbener Amtsvorgänger gekannt, dem ich auch zu vertrauen Ursache hatte und der in früheren Jahren Ihre jetzige Wohnung innegehabt hat. Aus Ihrem Wohnzimmer führt von der Wendeltreppe aus, die in das Archiv mündet, über der vierzehnten Stufe eine Seitenthür in dieses mein eigenes Zimmer. Sehen Sie, hier hinter diesem Sopha, der leicht beweglich auf Rollen steht, ist die verborgene Thür. Das ist der einfache Mechanismus. Hier dieser Glockenzug setzt eine Klingel in Bewegung, die am Fuß der Treppe in einem dunklen Winkel hängt. Sie werden sie finden, wenn Sie mit Licht hinein leuchten. Ich habe diese Einrichtung so vorgefunden. Früher mag sie zu andern, vielleicht bösen Zwecken gedient haben, wir wollen sie jetzt zu guten benutzen. So können Sie ungesehn zu mir kommen, jeden Augenblick, wann ich Ihrer bedarf, und die Zeit ist jetzt da, wo dies öfter geschehen wird. Namentlich aber werde ich Sie zu mir berufen, wenn Sie mir bei einer Arbeit helfen sollen, denn einer Hülfe, wie Sie sie leisten können, bedarf ich. So bewahren Sie also auch dies Geheimniß. Ich liebe es nicht, selbst von meinen vertrautesten Dienern beobachtet zu werden, es knüpfen sich zu leicht Besprechungen daran, die mindestens überflüssig, wenn nicht unangenehm sind. Sind Sie damit einverstanden?«

Ich wollte mich eben in eine weitläufige Danksagung einlassen, als die Oberhofmeisterin gemeldet ward. »Ah,«

sagte die Fürstin, »da kommt Ihre beste Freundin gerade zur rechten Zeit. Lassen Sie die Gräfin eintreten, Zöllner.«

Als die Gräfin Hohenheim mit ihrer ganzen oberhofmeisterlichen Würde hereinrauschte, um sich wieder als genesen zu melden, und dabei mich, dem die Freude das Gesicht hochroth gefärbt hatte, vor der Fürstin stehen sah, hielt sie verwundert eine Weile in ihrem Gange inne und trat dann stolz mit höfischen Schritten näher, mich weiter keines Blickes würdigend. Auf ihrer fahlen Wange brannte plötzlich ein rother Fleck, als wäre ihr eine höchst unerwartete Ueberraschung zu Theil geworden.

»Sehen Sie da, liebe Hohenheim,« sagte die Fürstin, nachdem sich jene noch einmal tief verneigt hatte, »da ist mein neuer Archivrath, Sie können ihm gleich Ihre Glückwünsche aussprechen.«

Die Angeredete fuhr fast erschrocken einen Schritt zurück und ihr böses Auge warf einen durchbohrenden Blick auf mich. Dann aber flog ein unheimliches spitzes Lächeln um ihre dummen Lippen, sie verbeugte sich in ceremoniösester Form vor mir und sagte kalt: »Auf den Befehl Ihrer Durchlaucht gratulire ich dem Herrn Archivrath!« worauf sie ihre Meldung abstattete und um Erlaubniß bat, sich wieder entfernen zu dürfen, da sie wohl sah, daß die Unterredung der Fürstin mit mir noch nicht ihr Ende erreicht hatte.

In wenigen Minuten war ich mit der Fürstin wieder allein. Sie lächelte, als die Gräfin abgetreten war, und sagte: »Nun wird es in wenigen Minuten die ganze Stadt wissen, welches Glück Ihnen widerfahren ist, und das ist

mir lieb. Ich möchte Sie gern mit allen Leuten in gutem Einvernehmen sehen, denn es ist peinlich, Jemanden geringgeschätzt zu finden und verkleinern zu hören, den man zu achten Ursache hat. Gehen Sie also recht bald zu den Herren Ministern und stellen sich ihnen in meinem Namen vor. Man wird Sie anders empfangen als früher, ich büрге dafür. Und wenn man Ihnen von Seiten meiner nächsten Umgebung wohlwollend entgegenkommt, wenigstens mit einem so scheinenden Gesicht, so machen Sie ein ähnliches. Denken können Sie darüber was Sie wollen, das thue ich auch. Darum bitte ich Sie. So hoffe ich denn, daß bald eine allgemeine, wenigstens äußerliche Versöhnung, selbst mit dem Hofmarschall zu Stande kommen wird.«

»An mir soll es nicht liegen, wenn die Herren noch länger mit mir unzufrieden sind, gnädigste Frau – aber zu der Oberhofmeisterin brauche ich doch nicht mehr zu gehen? Zwischen ihr und mir wird und *kann* keine Eintracht herrschen, unser Zwiespalt schreibt sich von zu alten Zeiten her.«

Die Fürstin lächelte heiter. »Ja,« sagte sie, »ich weiß es, sie *kann* nicht herrschen, denn Ihr Beide seid wie Stein und Stahl.«

»Ich nehme den Stahl für mich in Anspruch, Durchlaucht, wenn Sie es gütigst erlauben.«

»Ja, ja doch, aber machen Sie mich nur nicht zum Zunder, bitte ich. Mögen Sie sie denn bei Seite liegen lassen, die böse Frau hat es um Sie verdient, denn sie allein hat

Ihnen, wie ich jetzt weiß, eine so ungewöhnliche kalte Aufnahme bei uns bereitet.« –

Als ich aus den Zimmern der Fürstin in mein eigenes zurückkehrte, schien die Novembersonne hell und freundlich herein. Der Anblick, obgleich ich ihn schon so oft genossen, überraschte mich doch diesmal auf eine ganz eigenthümliche Weise und that mir unendlich wohl. »Großer Gott,« sagte ich dankbar, »Du lässest jetzt endlich die Sonne nicht allein in mein Zimmer, sondern auch in mein Herz scheinen, denn lange habe ich nur Wolken und Schatten zu sehen bekommen. So hast Du mich denn unerwartet glücklich gemacht und ich habe wieder eine Lebensstufe errungen, von der herab sich die Welt nur in Freude und Glanz darstellt. O, laß mich lange so glücklich bleiben, wie ich es diesen Augenblick bin, denn mich verhärtet das Glück nicht, mich macht es besser und reiner, und darum hast Du es mir auch gewiß gegeben. O, meine arme Mutter, die Du schon lange da unten in kühler Erde ruhst, könntest Du doch jetzt einmal zu mir treten und den frohen Schlag meines Herzens fühlen, Du würdest glücklich sein gleich mir und mich gewiß wieder an Dein Herz drücken, wie Du es thatest, als ich ein Knabe war und von dem Flusse herkam aus dem ich dieselbe gerettet, die mir jetzt jene geringe That so glänzend belohnt. O, meine Mutter – Dir würde ich auch sagen, welche anderen Wünsche noch in meiner Brust leben – doch nein, nein, nein, auch Dir nicht, auch Dir nicht, denn selbst dem guten Gott da oben, der mir seine Sonne zum Gruße sendet, sage ich es nicht, und so mag es

denn allein in meiner Brust wohnen, wo Niemand, Niemand es sieht, noch hört, als ob es auf dem stillen Grunde des Meeres läge. O, es ist schrecklich, schrecklich, seine Gefühle in so tiefes Wasser senken zu müssen, durch das man nicht schwimmen kann. Ich bin noch schlimmer daran als der arme Major und die kleine Prinzeß; Jener hatte doch noch einen Halloren, und diese mich zum Beistande, aber wen habe ich? Niemand! Und so werde ich wohl einst versinken und nicht mehr zur Oberfläche der Freude, des Glücks, der Lebenswonne zurückkehren.«

VIERTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DER ERSTE GLOCKENRUF.

Ich habe wohl nicht nöthig, mich des Weiteren über die Empfindungen auszulassen, die mich in Folge meines neuen Glückes, welches eine so große Veränderung in meinen bisherigen Lebensverhältnissen hervorrief, ergriffen hatten. Nur so viel will ich erwähnen, daß ich *die* Art des Glückes, wie ich es jetzt genoß, noch nie kennen gelernt, und daß es vielleicht eben darum alle früheren Ereignisse, die meinen Lebensgang oft so günstig und angenehm gestaltet hatten, bei Weitem übertraf. Denn nun war ich nicht allein, im Besitz eines öffentlichen Amtes, das, wenn ich auch kein anderes Eigenthum besessen, doch alle meine persönlichen Bedürfnisse reichlich befriedigt haben würde, sondern auch einer Stellung in der Welt, die mir ein gewisses Ansehen unter den Menschen verlieh und meinen eigenen kleinen Ehrgeiz befriedigte, ohne den, sobald er geweckt wird und einen, seinen Fähigkeiten angemessenen Tummelplatz findet, wohl kein Mensch auf der Erde ist. Allein diese günstige Gestaltung meiner äußeren Verhältnisse war es am wenigsten, was mich vor Freude und Behaglichkeit beinahe aufjauchzen ließ, vielmehr war es das innerlich mich so überaus erhebende Bewußtsein, daß ich durch meine neue Stellung gerade einer Person näher gerückt war, die ich von Kindheit an, wenn ich mich des so oft mißbrauchten Ausdrucks bedienen darf, vergöttert hatte, auf die sich mein

Auge und mein Sinn vor wie nach wandte, wie die Blume nach dem strahlenden Antlitz der Sonne sich wendet, und deren Geschick ich, wie durch einen wunderbaren Instinct angetrieben, auf irgend eine Art immer mit dem meinen für innig verflochten gehalten hatte. Jetzt endlich war ich in unmittelbare Berührung mit ihr getreten, ich war ferner nur von ihrem Willen, ihren Wünschen abhängig, und ihrem Dienste allein hatte ich von nun an alle meine Zeit und meine Kräfte zu widmen. Hatte ich also nicht Ursache genug, mich glücklich und zufrieden zu fühlen?

In diesem Sinne schrieb ich noch an dem Morgen meiner Ernennung an den Fürsten von Adersbach theilte ihm jede Einzelheit mit, die sich auf meine äußere Lage bezog, und behielt nur das für mich zurück, was ich auch ihm nicht anzuvertrauen wagte, da ja wohl jeder Mensch einen geheimen Schrein in seinem Innern hat, dessen Schlüssel er nie, nicht einmal an seinen besten Freund, aus den Händen giebt.

Wie ich es erwartete, antwortete mein edler Freund beinahe umgehend und sprach mir aus heiterster Seele seinen herzlichsten Glückwunsch aus. Was ich in meinem Schreiben aber in Bezug auf die Ausgleichung seiner persönlichen Differenz mit der Fürstin nur leise angedeutet oder was vielmehr nur *er* zwischen den Zeilen desselben herausfinden konnte, er hatte es entdeckt, und so wünschte auch er sich selbst Glück, daß nun ja wohl bald

die Stunde der Versöhnung mit seiner Schwester schlagen werde, da ich jetzt die beste Gelegenheit hätte, endlich an das große Werk zu gehen, dessen Vollendung er eigentlich im Auge gehabt, als er sich zu dem Schritte entschließ, mich aus seiner Nähe zu entlassen und in die seiner so sehr geliebten Schwester zu versetzen. »Laufe, schwimme, fliege,« schrieb er frohlockend, »wie Du nur kannst, um vorwärts zu kommen, bis Du Dein Ziel erreicht hast, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß die bei dem Archivrath nicht stehen bleiben wirst. Das ist nur ein augenblicklicher Ruhepunkt auf Deinem Lebenswege, eine Station, wie wir sie Alle früher oder später von Zeit zu Zeit erreichen. Kräfte hast Du, um Dich höher empor zu ringen, Fähigkeit und Strebsamkeit auch, und an Gelegenheit, dieselben zu entfalten, wird es Dir bei meiner Schwester nicht fehlen, die ich leider noch immer in der Mitte ihrer Entwicklung begriffen sehe, da sie noch lange nicht die feindlichen Elemente bezwungen hat, die einem aufgeklärten Fürsten, der sich von dem Einfluß absichtlicher Hemmungen noch nicht freigemacht, von allen Seiten entgegenstarren. Jetzt aber denke nun nicht allein an Dich, sondern auch etwas an mich. Erfülle Dein mir gegebenes Wort: wirke für mich! Und wenn Dir das gelingt, dann – dann – doch, was soll ich noch weiter hinzufügen? Dein so scharf blickendes inneres Auge muß schon längst wahrgenommen, Dein mit meinen geheimsten Entwürfen so innig sympathisirendes Gefühl Dich schon längst belehrt haben, welche Wünsche und Hoffnungen ich in Bezug auf Deine Zukunft hege, und was

meine Freundschaft dazu beitragen kann, Dich an Dein Ziel zu führen, nachdem ich das meinige erreicht, wird geschehen, so wahr ich Bruno heiße und Elsbeth, des Försters Tochter, zu meinem Weibe gemacht habe!«

Durch diesen Brief, obgleich ich manche seiner Andeutungen nicht ganz oder am Ende gar falsch verstand, wurden alle Erinnerungen an den trauten Jugendgefährten mit frischer Gluth in mir rege, ich faßte von Neuem den Entschluß, der mich schon so lange beseelt, seinen Wünschen zu entsprechen, und sehnte die Gelegenheit herbei, ihm in der Erreichung derselben so viel in meinen schwachen Kräften stand, behülflich zu sein. Diese Gelegenheit aber sollte nicht lange auf sich warten lassen. Mein Schiff war in bester Fahrt, die Strömung der Wellen günstig und es fehlte nur noch der glückliche Wind, welcher es in den Hafen treiben sollte, der ja auch mir endlich bestimmt sein mußte.

Wie lieb, wie unaussprechlich lieb wurde mir jetzt meine schöne und glänzende Wohnung! Fünfzehn Fuß über dem herrlichen Garten und Park lagen meine Fenster und erschlossen mir eine ebenso reiche wie liebliche Fernsicht auf die in kaum meilenweiter Entfernung ragenden blauen Gebirge mit ihren Wäldern und Klüften, während das fruchtbare Thal zwischen ihnen und mir ein dünner Nebel wie ein zarter Duft durchwallte. Wenn nun schon jetzt im Winter dieser Ausblick so befriedigend und wohlthuend war, wie mußte er es nicht erst im Frühjahr und

Sommer werden, wenn das Laub der Bäume, der Smaragd des Rasens und der Wohlgeruch der Blumen alle ihre Reize so dicht vor mir entfalteteten? O, wenn ich das Auge am Morgen aufschlug und es in die weite Welt hinaus richtete, Gottes unermeßlichen blauen Himmel vor und über mir und den wie von Millionen Diamanten glitzernenden Schnee schützend über der ruhenden Flur liegen sah, dann schwoll ein unendliches Sehnen in meiner Brust auf, daß dieser Schnee erst schmelzen, der grüne Teppich darunter hervortauchen möge und daß die Sänger des Waldes kämen, um, in den Schlupfwinkeln des Blättermeeres verborgen, ihren fröhlichen Wettgesang aus ihren kleinen Kehlen zu dem leuchtenden Himmel emporzuzwitschern!

Doch bis dahin mußten noch mehrere Monate in rüstiger Arbeit verfließen, ich mußte mich noch eine Weile gedulden und wie das vorsorgliche Thier der Erde bis dahin von dem Vorrathe zehren, den mein Inneres still in sich angehäuft. Aber nicht auf der Stelle, mit jenem ersten Glückstage, den ich dem Leser vor Augen geführt, begann meine so eifrigst ersehnte Arbeit, es sollte noch eine gute Weile dauern, bis ich mein neues Amt in Ruhe und Behaglichkeit genießen konnte. Acht bis vierzehn Tage verstrichen mir zunächst unter unaufhörlichen Besuchen und Gegenbesuchen. Man konnte nicht müde werden, mich zu sehen, zu sprechen, mir seine heißesten Wünsche für mein Glück zu flüstern, welches, wie ich nun zu meiner Verwunderung erfuhr, kein Mensch so wie ich verdient hatte. Nun war ich mit einem Male nicht nur ein

geachteter, sondern auch ein innigst geliebter Mann. Nun riß man sich um mich, als hätte ich eine Großthat vollbracht und müßte dafür von allen Lippen gefeiert, an allen leckeren Tischen gespeist und getränkt werden! Nun kamen die Herren der vornehmen Welt, die mich früher gar nicht bemerkt, beachtet, ja, die mich sogar gelegentlich verächtlich behandelt hatten, in ihren feierlichst aufgeputzten Carossen vor meine Thür gefahren und schienen erfreut, wenn sie mir nur in's Auge sehen und die dargebotene Hand mit warmem Drucke schütteln konnten!

Welchen Umschwung meiner Verhältnisse, welche Umwandlung aller dieser Menschen hatte dieser eine kleine Brief von der Fürstin Hand hervorgebracht! Und nun sage man noch, diese Götter der Erde könnten nicht schaffen und wirken! Allerdings, den Grashalm vermögen sie nicht aus der Erde zu treiben, Blumen können sie nicht ersprießen lassen. Aber Menschen beglücken können sie, indem sie sie aus dem Staube erheben und einen Zipfel des kostbaren Purpurs über sie werfen, den die Gottheit der Welt über ihre Schultern mit überreicher Segnung ganz ausgebreitet hat.

Erst als alle diese Besuche, Einladungen, Liebesbeweise und Ehrenbezeugungen ihr Ende gefunden, fühlte ich mich völlig heimisch bei mir, es begann eine ganz neue Art, ein neuer Genuß des Lebens in mir zu tagen, ich wurde wieder jung und kühn und hatte bisweilen jene

Anflüge von Sehnen in's Weite, wie es mir in meiner Jugendzeit oft die Brust ausdehnte und ich es später so vollkommen zu befriedigen alle Gelegenheit gefunden hatte. Und doch, wenn ich mich fragte, was willst Du eigentlich, wohin strebst Du? dann konnte ich nie ein anderes Loos ausfindig machen, als welches mir jetzt vom Himmel beschieden war, und endlich befestigte sich in mir der Wunsch, hier zu bleiben und die große Welt da draußen hier in der kleinen inneren Welt zu suchen, die am Ende aller Enden ja doch immer die schönste, vollkommenste und harmonischste bleibt, wenn sie dem stillen Sehnen in unsrer genügsamen Brust entspricht.

In den Wintermonaten bis zum Anbruch des Frühlings war es mir gelungen, das mir anvertraute Archiv von seinem Staube zu reinigen, der es nun schon Jahre lang bedeckte, und Uebersichtlichkeit und Ordnung im Ganzen und Einzelnen herzustellen. Es war jetzt eine wahre Freude, in alten Actenstücken nachzusuchen, wenn Dies oder Jenes daraus verlangt wurde, denn ich konnte immer sehr leicht finden, was man wünschte, da ich bald überall zu Hause war. Aber auch die Bibliothek schritt rasch in der systematischen Entwirrung und Aufstellung der Bücher vor, nachdem ich in der Residenz selbst einen Gehülfen gefunden, der mir wegen seiner Kenntnisse und seines Fleißes von allen Seiten empfohlen war. Es war dies ein Buchhändler ohne Buchhandlung, den die ungünstigen Zeitverhältnisse dem Elend zugeführt hatten, und aus Dankbarkeit, daß ich ihn demselben entrissen, arbeitete er mit beispiellosem Eifer, brachte in wenigen

Monaten den ganzen Katalog zu Stande und stellte unter meiner Leitung und mit Hülfe Wolfram's alle Bücher später in bester Ordnung auf.

Als nun aber der Winter allmählig in den Frühling überging, der Schnee schmolz, die Wege fester und gangbarer wurden, hatte ich einen neuen Genuß von den Fenstern meines Zimmers, ja selbst von denen des Archivs aus, das im oberen Stockwerk, dicht neben den Gemächern der Fürstin gelegen, ebenfalls die Aussicht nach dem Garten bot. Denn kaum hatten die ersten Säger des Waldes ihr Gezwitzchen hören lassen, so fanden sich auch die Damen im Schloßgarten ein und spazierten Stundenlang darin auf und ab. Wie flog dann oft, wenn ich den unverkennbaren Ton eines über den Kies rauschenden Seidenkleides vernahm, mein Kopf nach dem Freien hinaus! Aber wie oft auch sah ich mich in meinen Erwartungen getäuscht. Denn anstatt der leicht dahin schwebenden Gestalt der Fürstin, sah ich nur zu häufig die steife Figur der Oberhofmeisterin einherstolziren, die ihren kränklichen Knaben, auf dem ihre ganze Hoffnung einstigen ungeheuren Reichthums beruhte, spazieren führte oder mit einem Hofherrn an Stelle ihres abhanden gekommenen Kammerherrn von Krachwitz, die Politik des Tages besprach, was damals als ganz neue Mode aufgetaucht war. Wenn ich mich aber einmal nicht geirrt hatte und unter den langsam im Frühlingssonnenschein Dahinwandelnden die silberhelle Stimme, die ich so gut kannte, vernahm, mit welcher Herzensfreudigkeit schaute ich dann

dem glänzenden Zuge nach und wie wenig Anziehungskraft besaßen dann die köstlichsten meiner Bücher, die doch sonst immer den ersten Platz in meinen Gedanken eingenommen hatten!

In einzelnen kleinen Dienstangelegenheiten hatte ich im Winter der Fürstin sehr oft meine Aufwartung gemacht und mich nach Beendigung derselben kurzer Unterhaltung über Dies und Jenes zu erfreuen gehabt, aber zu einer wichtigen Berathung, wie ich mir solche für meinen neuen Dienst aufbewahrt geträumt, war ich noch nie berufen worden. Dabei aber wollte es mich bedünken, als ob die Fürstin immer nur versuchsweise meine Aufmerksamkeit bald hierhin, bald dahin lenkte, als wolle sie vorsichtig prüfen, ob ich mich in meinen Studien und Gedanken wohl mit diesem oder jenem Punkte beschäftigt hätte. Wenn sie dann fand, daß ich darin Bescheid wußte oder wohl gar gut unterrichtet war, so sah sie mich fragend an, schüttelte dann und wann verwundert oder befriedigt den Kopf und forschte mich gleich darauf in einer anderen Richtung aus. Stets aber hatten sich diese Unterhaltungen nur um wissenschaftliche oder politische Interessen gedreht, nie war sie auf ihre Familienverhältnisse gekommen, über die sie mit mir doch so leicht hätte sprechen können, da ich mit ihnen genauer als jeder Andere vertraut war, und oft wollte es mir sogar scheinen, als ob sie geflissentlich alle Uebergänge dahin vermiede, die ich leicht hätte benutzen können, um Personen in das Gespräch zu flechten, die uns Beiden so nahe wie keinem Anderen standen.

Daß ich den Mechanismus des geheimen Glockenzuges und die damit in Zusammenhang stehende Thür, die nach dem Zimmer der Fürstin führte, sehr bald ausforscht, brauche ich wohl nicht noch besonders zu bekräftigen. Gleich am nächsten Morgen hatte ich mit einem Lichte die dunkle Wendeltreppe beleuchtet und nicht nur die Klingel, sondern auch die Niemanden bekannte Thür zur Seite der vierzehnten Stufe wahrgenommen, die auf eine zweite Treppe führen mußte, welche dann zuversichtlich mit dem Wandgetäfel des fürstlichen Zimmers in Verbindung stand. Aber sowohl diese Thür blieb mir noch immer verschlossen, wie auch die Glocke still und stumm, und vergeblich wartete ich oft bis in die tiefe Nacht hinein, ob ihre Zunge sich nicht lösen und mir das Zeichen geben würde, daß man mich zu einem Dienste beriefe, der, ich wußte nicht warum, mich schon durch den bloßen Gedanken daran und die bloße Hoffnung darauf eine Art Woneschauers empfinden ließ, der damals auf ein Haar einem Schauer der Furcht glich, die ich auf keine Weise zu ergründen oder zu beseitigen vermochte.

Endlich aber, es war im Februar des schon angedeuteten Jahres und wir gingen mit starken Schritten dem Ablauf des Trauerjahrs entgegen, welches auf den Tod des in der Schweiz verstorbenen Fürsten folgte, sollte ich zum ersten Male die Stimme der Glocke vernehmen, und

zwar an einem Tage, der mir schon am Morgen durch verschiedene Besuche im Schlosse und durch lange Besprechungen im fürstlichen Zimmer als ein wichtiger oder ereignißreicher hätte erscheinen können.

Schon gegen Mittag dieses Tages, als ich aus dem Archive in die Bibliothek trat, um mit dem Unterbibliothekar Rücksprache über einige Dinge zu nehmen, kam mir Wolfram mit bedenklicher Miene entgegen und theilte mir mit, daß man den Leibarzt Doctor Tiburtius zur Fürstin berufen habe und daß derselbe schon über eine Stunde mit ihr eine Unterhaltung pflege. Anfangs glaubte ich, die Fürstin, die ich noch am vorhergehenden Tage ganz gesund gesehen, fühle sich leidend, was eine ungewöhnliche Betrübniß in mir hervorrief. Als ich aber nach einer Weile Wolfram zum Kammerdiener Zöllner sandte, um mich nach dem Befinden unsrer Herrin erkundigen zu lassen, meldete mir dieser, daß Ihre Durchlaucht sich ganz wohl befinde und mit Doctor Tiburtius nur einige Fragen von Wichtigkeit zu verhandeln gehabt. Nach der Tafel aber, hörte ich ferner, sei die Fürstin nicht wie gewöhnlich eine Stunde spazieren gefahren, sondern habe den Hofprediger rufen lassen, mit dem sie nun ebenfalls eine angelegentliche und lange Besprechung gehalten.

Abends war ein kleines Hofconcert angesetzt und ich hatte mich schon gefreut, demselben beizuwohnen, da einige Künstler eingeladen, von deren Talent ich mir

einen großen Genuß versprach. Allein gegen Abend wurde dieses Concert plötzlich abgesagt und statt der Künstler kam der Wagen des Justizministers vor das Schloß gerollt und Seine Excellenz blieben fast zwei Stunden da selbst, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, irgend einen Aufschluß über den wahrscheinlichen Grund seines langen Verweilens zu erhalten.

Da mir das Alles etwas unheimlich vorkam, begab ich mich eine Stunde lang zu Major Fuchs, unterhielt mich mit ihm auf die gewöhnliche Weise und kehrte etwa um neun Uhr in meine Wohnung zurück, wo ich den Tisch gedeckt fand und, nachdem ich meinen Appetit befriedigt, die letzten Stunden des Tages mit Lesen hinzubringen beschloß.

Es war ein kalter Tag gewesen, ich hatte mich ziemlich viel im Freien bewegt und fühlte nun jenes angenehme Wohlbehagen, welches uns in der Regel heimsucht, wenn wir Abends in unser Zimmer treten, und dasselbe wohl durchwärmt und zur behaglichen Ruhe einladend finden. Da ich etwas ermüdet war, streckte ich mich bequem auf mein Sopha aus, zog die Lampe dicht an mich heran und nahm ein Buch vor, um darin mit aller Gemächlichkeit zu lesen. Kaum aber hatte ich angefangen, den Gedanken des etwas schwer verständlichen Autors zu folgen, so durchzitterte mich ein seltsames Bängen, denn ich glaubte hinter der Tapetenthür, welche die nach oben führende Wendeltreppe verbarg, ein leichtes Schwirren zu vernehmen, wie wenn eine zaghafte Hand den zur Glocke führenden Draht vorsichtig prüft, ehe sie ihn in heftigere

Bewegung setzt. Ich sprang sogleich auf, sah nach meiner Uhr und fand, daß es beinahe Zehn, die Speisestunde der Fürstin also vorüber war. Sodann aber eilte ich zu der kleinen Thür. öffnete sie und horchte genauer hin, ob sich das leise Geräusch dahinter nicht wiederholen wolle. Ich sollte nicht lange warten. Einem etwas kräftigeren Zuge folgend, aber immer noch sanft, wie von scheuer Hand angezogen, schwirrte der feine Draht, bis gleich darauf die Glocke selbst ihre feinklingende Stimme einige Male ertönen ließ. Obgleich ich schon seit langer Zeit auf den Ton dieser Glocke, wenn er einmal laut werden würde, vorbereitet zu sein glaubte, so schrak ich doch unwillkürlich zusammen, wie von einer inneren Furcht ergriffen, daß mir nun etwas bevorstehe, was ich doch lange sehnlichst herbeigewünscht hatte. Rasch aber in meinen Frack mich werfend, eilte ich zur Zimmerthür, schloß sie ab, um nicht von irgend einem späten Besuche gestört zu werden, und ergriff eine Kerze, um mich auf der dunklen engen Treppe zurecht zu finden. Als ich die erste metallene Stufe unter meinem Tritte wiederklingen hörte, blieb ich stehen, denn mich durchlief ein frostiges Zittern, als hielte mich ein ernstes Bedenken zurück oder als müßte ich überlegen, ob ich auch nicht etwas thäte, was dem inneren Richter in meiner Brust nicht als recht und edel könne vorgelegt werden. Allein ein kurzes Nachdenken genügte, mich darüber zu beruhigen, indem ich mir sagte, daß meine persönlichen Empfindungen mit der Pflichterfüllung, die mir die Fortsetzung dieses Ganges vorschrieb, nichts gemein haben dürften. So gelangte

ich an die Thür, die zu der Fürstin Zimmer führte, und als ich sie durch den mir bekannten Mechanismus geöffnet, sah ich durch den kleinen Zwischenraum zwischen ihr und dem Zimmer der Fürstin in dieses selbst hinein, da die innere Thür desselben bereits geöffnet und das kleine, gewöhnlich davor stehende Kanapee bei Seite gerollt war.

Als ich Alles so still und ruhig sah, faßte ich Muth, auf meinem Gange weiter vorzuschreiten, als ich aber aus dem dunklen mich umgebenden engen Raum in das fürstliche, matt erleuchtete Gemach blickte, überfiel mich eine Stimmung, die beinahe der Rührung gleichkam und mich mit einem geheimen wonnigen Schauer erfüllte.

Das Arbeitszimmer war nur von zwei großen Lampen erleuchtet, die auf dem Schreibtische brannten und einen nicht allzu hellen aber wohthätigen Schimmer durch den großen Raum warfen, der in seiner ganzen schönen Behaglichkeit unmittelbar vor mir lag. Im Kamin an der Rückseite des Zimmers brannte langsam ein leise knisterndes Feuer; ein lieblicher Duft floß mir in belebenden Strömen entgegen und eine auf einer vergoldeten Console stehende kostbare Uhr von Bronze, die ein schlafender Löwe trug, ließ ihren gemüthlichen Pendelschlag hören. Am Schreibtische selbst, auf ihrem Sessel, sah ich die schöne, edle Gestalt der Fürstin, mir den Rücken zukehrend und über ein Actenstück gebeugt, welches aufgeschlagen auf dem Tische lag, fast unbeweglich sitzen. Trotzdem ich diese, zu jetziger Zeit immer in schwarze Gewänder gekleidete Gestalt schon so oft betrachtet, so

hatte ich sie doch nie bei solcher Beleuchtung, in solcher Stille und in ernste Arbeit vertieft gesehen, wie sie jetzt vor mir saß, denn erst nachdem ich mein Licht auf einen Seitentisch gestellt und durch Räuspern meine Anwesenheit zu erkennen gegeben hatte, da der weiche Teppich meinen Schritt nicht wahrnehmen ließ, drehte sie sich zu mir herum, stand auf und ließ mich ihr edles Antlitz erblicken, auf dem ein tiefer Ernst und ein sinnendes Nachdenken, mit großer innerer Spannung verbunden, ausgebreitet lagen. Als sie aber meiner ansichtig ward, glitt ein stilles, rasch vorüber schwindendes Lächeln über ihre Wangen und sie sagte:

»Guten Abend, Flemming! Also Sie waren zu Hause? Das ist mir lieb. Ich hatte Verlangen, Sie zu sprechen. Ich befinde mich heute in einer Lage, die mir neu ist, da ich sie noch nicht kennen gelernt habe, seitdem die Geschicke dieses Landes allein in meiner Hand ruhen. Nehmen Sie Platz.«

Als sie sich auf ihrem herumgerollten Sessel niedergelassen, nahm ich einen ähnlichen in ihrer Nähe ein, auf den sie gedeutet hatte, und schaute sie dann, ohne ein Wort zu sprechen, fragend und Aufschluß begehrend an, da ich zu bemerken glaubte, daß sie mit ihrer Anrede noch nicht zu Ende gekommen war.

»Ja, mein Freund,« fuhr sie fort, »es ist eine schwere Stunde, die mich heute heimsucht, und ich bedarf des Rathes aller mir zunächst Stehenden, damit ich gerecht und billig sein und den Anforderungen entsprechen

kann, die das Wohl und Weh der mir untergebenen Menschen an mich stellt. Ich habe daher heute alle Männer zu mir beschieden, deren Meinung in dem vorliegenden Falle ich für eine begründete halten und mir also von Werth sein muß. Sie haben für und wider meine Ansicht Partei ergriffen, wie es kaum anders zu erwarten war, aber ich habe mich noch nicht völlig zu einem bestimmten Entschlusse können bewegen lassen, denn eine innere Stimme hält mich mit laut tönendem Mahnruf zurück und meine Hand zögert, einen Namenszug zu schreiben, der diesmal leider! wie es des Fürsten Beruf bisweilen mit sich bringt, über Tod und Leben entscheiden soll.«

Sie hielt inne und sah mir, etwas bleicher als vorher, tief bewegt und gleichsam lauschend in's Auge, als wolle sie schon jetzt zu errathen suchen, was sie von mir zu erwarten habe und wofür ich mich entscheiden werde.

»Wollen Ihre Durchlaucht denn auch *meine* Meinung hören?« fragte ich etwas verlegen und plötzlich wie von dem Gedanken meiner persönlichen Unfähigkeit erfaßt. »Werde ich denn auch im Stande sein, Ihnen in diesem Punkte zu dienen, wie Sie es in Ihrer guten Meinung von mir vorauszusetzen scheinen?«

»Ja, ich hoffe es wenigstens. Sie sollen mir Ihre Meinung unumwunden sagen, wie es Ihnen nicht allein Ihr menschliches Gefühl, sondern auch Ihre Ueberzeugung vom Rechte, von der nothwendigen Strenge und der möglichsten Milde des Gesetzes eingiebt. Es handelt sich hier – Sie werden es gewiß schon errathen haben – um die Fällung eines Todesurtheils. Ach! daß mir auch das

nicht erspart bleiben sollte, geht mir sehr nahe; bis jetzt war ich noch nie in die traurige Lage gekommen, über das Sein oder Nichtsein eines Geschöpfes, menschlichen Ursprunges gleich mir, mit kaltem Blute und unparteiischen Herzens abzurtheilen.«

Nach einer kleinen Pause fuhr sie weiter fort: »Der Gegenstand unsrer Betrachtung ist eine Kindesmörderin. Ein junges Weib, bisher unbescholten, tadellos, hat nur einen einzigen Fehltritt begangen, aber nicht sie allein beging ihn aus ureignem Antrieb, auch ein Anderer, ein Mann, also ein Mensch von *Ihrem* Geschlecht, trug das Seinige dazu bei. Die Beweggründe ihrer schrecklichen That, an und für sich verabscheuungswürdig und unendlich strafbar, liegen klar am Tage: es war die Absicht, den Beweis ihrer Schmach und Schande zu vertilgen und so vor der Welt sich ferner den Anschein von Schuldlosigkeit oder gar der Unschuld zu bewahren. Wunderbar genug hat sich nur mein Arzt, den ich als denkenden Mann zu Rathe gezogen, dem ich vertraut und der mit der vorliegenden Sache näher bekannt ist, für die Begnadigung, mein Geistlicher *gegen* dieselbe ausgesprochen, der Minister der Justiz aber besteht darauf, daß das Recht seinen Lauf habe, und so weiß ich nicht, was ich thun soll, denn meinem Gefühl widerstrebt es, ein Leben auf so schreckliche Weise zu beenden, dessen Anfang Gott selbst in seiner Güte bestimmt hat. Was ist Ihre Ansicht darüber?«

Als ich diese Worte hörte, brach mir ein kalter Schweiß aus, denn ich sah mich hier in eine Lage versetzt, die auch mir neu war und deren Entscheidung ich lieber

nicht in meine Hand gelegt gesehen hätte. Allein so ganz fremd, wie man sich vielleicht denken mag, war ich dem Allgemeinen, von dem hier nur ein specieller Fall vorlag, denn doch nicht; ich hatte in früheren Jahren oft und lange mit dem Fürsten von Adersbach hin- und hergesonnen und besprochen, ob die Todesstrafe erstens wirklich eine zweckmäßige Strafe, und zweitens, ob die Entscheidung darüber in die Hand eines Menschen, gleichviel ob er Fürst, Richter oder Bettler sei, gelegt sein könne. So lautete denn meine Antwort dem Resultat unsrer früheren Berathungen vollkommen entsprechend und ich entwickelte kurz und scharf meine Ansicht, die sich dahin aussprach, daß ich die Frage über das Recht einer solchen Entscheidung Seitens eines Fürsten, nach menschlich gesetzlichen Begriffen allerdings bejahte, nach göttlichen und sogenannten humanistischen Begriffen aber verneinte. Als ich fertig war, schwieg ich und schaute die Fürstin, die ihre Auge niedergeschlagen hatte, prüfend an.

»Also, sagte sie plötzlich hochaufathmend und mir er-muthigt in die Augen sehend – »Sie sind dafür, daß ich die Mörderin begnadige?«

»Wenn Sie darunter die Befreiung von der Todesstrafe verstehen, Durchlaucht, so sage ich unbedingt ja! Denn nach meiner Ansicht hat kein Mensch, ob Fürst oder nicht Fürst, ein Recht, einem Menschen, wie auch sein Verbrechen beschaffen sei, das Leben abzuspochen oder gar es ihm zu nehmen. Nur Gott allein steht das zu. Allerdings sagt man, das Landesoberhaupt, und in seiner Hand das

Gesetz, stehe auf Erden an Gottes Statt, indessen ist das Landesoberhaupt selbst ein Mensch und das Gesetz von Menschen erdacht, geschrieben und verkündet. Mag ein irdischer Richter einen Bösewicht für die bürgerliche Gesellschaft unschädlich machen, wie er will und kann, mag er ihn also einsperren, bewachen oder ihn in eine Einöde verbannen und aus seiner Gesellschaft ausstoßen – tödten aber darf er ihn nicht, abgesehen davon, daß gerade *der* Fall, der heute hier vorliegt, am wenigsten dazu auffordert, da kein Mensch, nicht einmal der weiseste, erfahrenste, im Stande ist, die Gedankenreihe und Folge zu berechnen, zu zergliedern, also auch den Zustand des Geistes und Gemüthes einer Verbrecherin genau zu erörtern, die in die schauerliche Lage gerathen ist, *dem* Wesen das Leben zu nehmen, welchem sie selbst es gegeben hat.«

Die Fürstin sprang auf; ihre Züge nahmen einen belebteren, fast freudigen Ausdruck an und sie rief: »Das ist es, was auch ich gesagt habe und worin mir namentlich Tiburtius beigestimmt hat – also auch Sie sind für die Begnadigung?«

»Ich bin für die Begnadigung vom Verluste des Lebens – unbedingt!«

»So danke ich Ihnen, dafür stimme auch ich und – sehen Sie – nun soll es entschieden sein – fort mit dem Todesurtheil – mag man mir eine andere Strafe erdenken – ich will sie genehmigen – aber tödten will ich wenigstens nicht. O – das macht mich glücklich, Flemming,

denn sollte ich alle Tage ein Todesurtheil zu unterschreiben haben und die Qualen dabei ausstehen, die ich heute ausgestanden habe, so möchte ich lieber die Frau eines gewöhnlichen Handarbeiters als die Herrscherin über eine Million Menschen sein! O!« Und sie athmete noch einmal tief auf, strich sich die schönen Locken aus dem erhitzten Gesicht und drückte ein Tuch gegen ihre Augen, in die ein klarer Tropfen nach dem andern getreten war, ohne daß man hätte sagen können, sie weine.

Auch mir waren die Thränen nahe, als ich dies sah, denn wer kann unbewegt ein schönes Weib diese köstlichen Tropfen, noch dazu aus einer Quelle, wie sie hier floß, vergießen sehen? Ich fühlte eine gewaltige Woge von Freude und Wonne durch meine Brust strömen und meine ganze Erscheinung mußte wohl hiervon Kunde geben, denn die Fürstin nahm eine so befriedigte Miene an, daß ich die Ueberzeugung gewann, sie sei mit meinem Rathe zufrieden. Da sie aber eine lange Pause im Gespräch eintreten ließ, so glaubte ich schon, mich erheben und entfernen zu müssen, als sie plötzlich in ein kurzes Nachsinnen verfiel und dann wieder fortfuhr:

»Sie wären, glaube ich, mit Ihrem weichen Herzen kein guter Jurist geworden, und doch sagte mir mein Vater einmal früher, daß Sie ihm zu diesem Berufe besonders geeignet erschienen, da Sie einen scharfen Verstand und ein großes Gerechtigkeitsgefühl besitzen. Wie?«

»Wenn ich Beides besitze, obgleich ich nur das Letztere beanspruchen möchte, gnädigste Frau, so hat Seine

Durchlaucht, Ihr Herr Vater, sich doch vielleicht in meinen Anlagen und Neigungen getäuscht – ich habe nie Lust gehabt, die Rechte zu studiren.«

»Aber Sie haben sie doch studirt, wie Sie nur einmal früher sagten, nicht?«

»Nur um einen oberflächlichen Begriff von dem allgemeinen Inhalt und Umfang der Rechtslage zu erhalten.«

»Aber Sie schienen mir doch in Ihren Anschauungen sehr klar und in Ihren Entschlüssen sehr rasch und entschieden zu sein?«

In mir blitzte plötzlich ein lichter Gedanke auf, der mich so schnell und gewaltsam zu einer Aeußerung drängte, daß ich ihn nicht länger zurückzuhalten vermochte.

»Es ist dies kein Wunder, Durchlaucht,« sagte ich mit eindringlicher Miene und nachdrücklich betonender Stimme, »wenn ich in dergleichen Dingen eine feste Meinung und auf Grundsätzen beruhende Ueberzeugungen habe, denn ich hatte in meinem Leben zu häufige und schöne Gelegenheit, mir und Anderen darüber klar zu werden. Gewähren Sie mir die Gnade, einmal vor Ihnen eines Mannes Erwähnung thun zu dürfen, dessen fester männlicher Charakter schon in seinen frühesten Lebensjahren, und dessen reines, edelsinniges Herz auch auf die Entwicklung meines Charakters und meiner inneren Ueberzeugungen von großem Einfluß gewesen ist. Der Fürst von Adersbach, Ihr edler Bruder, war mein nächster Umgang seit meinem zwölften Jahre und ich genoß, wie Sie wissen, die Ehre, auch in späteren Jahren bis vor

kurzer Zeit sein Gefährte zu bleiben. In unserm vielfach bewegten und von manchen erschütternden Ereignissen erfüllten Leben fanden wir Stoff und Gelegenheit genug, den Schein von der Wahrheit unterscheiden und das Leben nach allen seinen Richtungen, in seinen Höhen und Tiefen, erkennen zu lernen. Auch über die Rechte und Pflichten der Fürsten, nicht allein die, welche das Gesetz, sondern auch die, welche das in ihnen wohnende sittliche Gefühl in ihre Hand legte, haben wir oft und lange gesprochen und ich glaube, es giebt wenige geborene Fürsten auf dieser Welt, die von letzterem so durchdrungen waren, die ihr angeborenes Recht mit so erhobener Würde, aber auch mit so menschlicher Milde auszuführen im Stande gewesen wären, wie der Fürst von Adersbach. Vor allen Dingen aber verwarf er die Todesstrafe

–«

»Halten Sie ein!« rief die Fürstin, ihr Gesicht halb von mir abweichend, ihre Hand gleichsam abwehrend gegen mich ausstreckend und doch wie von einem geheimnißvollen Drange bewältigt, mit sichtbarem Antheil bei dem Gedanken zu verweilen, den ich kühn genug in ihr heraufbeschworen. Diesem mächtigen Drange, um so mächtiger, da er in ihrer innersten Natur begründet war, gab sie dann auch bald nach, und nachdem sie sich rasch gefaßt, fuhr sie, obgleich mit zurückgehaltener Gefühlswärme wieder fort: »Hat Bruno – ach! – hat Bruno, sage ich, auch die Todesstrafe verworfen, und hätte er sie, wenn er ein souverainer Herr geworden wäre, niemals verhängt?«

»Niemals, Durchlaucht, niemals! Die Ueberzeugungen, die ich Ihnen vorher als die meinigen entwickelte, waren auch die seinigen, und er hätte bei seinem weichen Herzen lieber sich selbst zu einer schweren Strafe als einen Menschen zum Tode verurtheilt, den er gleich sich selbst von Gott zum Dasein erschaffen betrachtete. Denn Bruno – o Durchlaucht, ich darf ihn ja auch so nennen, da er mir durch seine Freundschaft dazu ein Recht gegeben hat – Bruno, Durchlaucht, war und ist ein edler, gerechter und nach allen Richtungen hin ein achtungswürdiger Mensch!«

Die Fürstin stand auf. Heftig bewegt schritt sie auf dem Teppich hin und her und suchte es dabei zu vermeiden, meinen Augen zu begegnen, die fest und unverwandt an ihr hingen, was sie vielleicht fühlen mochte, denn man weiß oft, daß uns Jemand ansieht, ohne daß wir unsre Augen gegen ihn zu erheben brauchen. Endlich sammelte sie sich, kehrte zu ihrem Sessel zurück, lehnte sich an ihn an und sagte, mit ihrem Taschentuche die heiße Stirn fächernd, als spräche sie zu sich selbst: »Bruno! Wie lieb mir dieser Name einst war!«

»Er ist Ihnen auch noch lieb, Durchlaucht!«

Sie schien es nicht zu hören und fuhr, in ihre Erinnerungen sich versenkend, rasch fort: »Wie schön die Zeiten waren, als wir in W*** als Kinder zusammen spielten, als halb erwachsene Geschwister so traulich mit einander verkehrten, und dann und dann – o wie traurig! als wir groß und selbstständig geworden, uns plötzlich von

einander trennten, um eine Kluft zwischen uns sich aufthun zu sehen, die uns lange, vielleicht auf ewig trennen wird!«

»Das wolle Gott verhüten!« sagte ich leise. »Bruno wenigstens würde das nicht ertragen können, denn schon, wenn er von Ihrer Durchlaucht sprach, verklärte sich sein Auge, und als er beim Abschiede zu mir sagte: Kurt, Du Glücklicher –«

»Schweigen Sie still!« rief mir die Fürstin mit jetzt wirklich überströmenden Augen zu – »das will ich, das kann ich jetzt nicht hören, *jetzt* nicht, vielleicht später! Doch das Eine können Sie mir sagen – wie sah er aus, als Sie ihn verließen?«

»Er war, nachdem er seine böse Krankheit überstanden wieder ein blühender Mann geworden –«

»Hat jene Krankheit gar keine Spuren hinterlassen?«

»Einige wohl, aber keine unangenehmen. Seine Gestalt war kräftig, sein Gesicht frisch und edel, sein Auge feurig wie immer und – sein Urtheil *mild* und *menschlich*!«

»Mild und menschlich sein Urtheil! Ist es das meinige denn nicht, Herr Flemming?«

»Gnädigste Frau, wer sollte das denken? Ich doch nicht? Sie Beide hatten ja schon als Kinder nur immer eine und dieselbe Gesinnung, dieselben Wünsche, dieselben Regungen, und Keines von Ihnen hat sich, so viel ich weiß, im Ganzen oder Einzelnen verändert.«

»O, halten Sie inne! Sie brechen mir das Herz! denn das ist nicht wahr, was Sie da sagen. Wir haben uns Beide gar sehr verändert. Ich habe Schicksale und er – hat

Anwandlungen von Launen gehabt und diese Launen haben ihn zu Irrthümern geführt, die uns leider trennten, denn sie *mußten* uns trennen.«

»Sie *mußten* Sie trennen, Durchlaucht?«

»Ja, Flemming, sie mußten es.«

»Und was waren denn das für Irrthümer, wenn ich mir diese Frage erlauben darf?«

»Sie fragen? Das wissen Sie nicht? Ich soll Ihnen das sagen? Gut denn – mein Bruder hat zwei *große* Irrthümer begangen.«

Ich sagte nichts, aber mein Auge, ich fühlte es selber, war mit flammender Schärfe, aus der eine Frage so laut sprach, wie nur Worte es vermocht hätten, auf sie gerichtet. Sie verstand diesen Blick auch und fuhr rasch und beklommen athmend fort:

»Zwei Irrthümer, sage ich. Von dem einen aber will ich heute nicht reden, nur von dem ersten, der auch den zweiten veranlaßt hat,

»Und welcher ist oder war dieser erste?«

»Seine Heirath. Daß er diese Verbindung schloß, war unrecht; das hätte er meinem alten Vater nicht zu Leide thun sollen – ich will nicht von uns anderen Geschwistern reden – wir verschmerzen es zuletzt, nachdem wir jahrelangen Kummer darüber gehabt. Aber mein armer Vater, meine arme Mutter, ach! – Sagen Sie mir, der Sie immer sein Freund waren, seinen Charakter, sein Herz, seinen Edelmoth kannten, können Sie mir einen einzigen Grund anführen, der ihn in diesem Punkte zu rechtfertigen vermöchte?«

Als sie diese Frage an mich richtete und dabei ihre großen strahlenden Augen voll und fest in die meinen senkte, kam es mir vor, als wäre die Erregung, die aus ihrem ganzen Wesen sprach, keine so natürliche, als sie sie mir erscheinen lassen wollte, als zürne sie ihrem Bruder über diesen seinen ersten und Hauptirrthum nicht so arg, wie ich mir selbst es vorgestellt, vielmehr wolle sie nur von mir die Gründe vernehmen, welche ihn zu der Heirath mit einer Person vermocht, die so tief unter seinem Rang und also auch außerhalb der Sphäre einer Familie stand, die von jeher ebenso viel auf die Lauterkeit ihrer ehelichen Verbindungen wie auf die Erhaltung ihrer Krone gegeben hatte. Da mir diese Gründe sehr wohl bekannt waren und die Fürstin mich laut aufforderte, meine Meinung zu äußern, so hielt ich nicht zurück und sagte einfach, aber warm:

»Gnädigste Frau, wenn Sie mir erlauben, Ihnen meine eigenthümliche Lage – eigenthümlich durch seinen ihm von der Natur zugewiesenen Charakter, gegenüber seiner Stellung als Sohn eines Fürsten vor Augen zu führen, so muß ich voraussetzen, daß Sie wissen, einen wie edlen, biederer und nach keinerlei Täuschung, weder für sich noch Andere, hinarbeitenden Mann Sie in Ihrem Bruder besitzen. Bruno war und ist kein Mensch, der sein Auge nach dieser, und sein Herz nach jener Seite zu richten vermag. Was er sein Eigen nennt, das will er lieben, und was er liebt, das will er sein Eigen nennen. Gesteht man ihm dies nicht zu, so läugnet man seine ihm ureigene geistige Existenz und ohne diese ist er nur ein Schatten,

zu dem Sie einen denkenden, freien, geistes- und herzensstarken Mann nicht werden herabwürdigen wollen. Nun stellen Sie sich die Lage vor: Bruno, dem schönen, feurigen Manne, wäre eine Prinzessin aufgedrungen worden, deren Vorfahren einem hohen Stamme entsprossen, deren Person aber dem reinen Ideale in seiner Brust so wenig entsprach, daß er nie mit ihr hätte leben, nie sie lieben können, denn für gewisse Personen ist Leben und Lieben nur ein erweiterter, verschönerter, idealisirter Begriff. Hätte er mit einer solchen Prinzessin glücklich und zufrieden leben können? Nein, kalt und unerschmelzbar wären sie neben einander hergeschritten, jede Miene von ihnen hatte den Schmerz der eisernen Fessel verrathen, in die man sie geschmiedet, jede Stunde ihres Beisammenseins wäre eine Qual gewesen, wie man sie am wenigsten einem Fürsten aufbürden sollte, der außer seinem eigenen Glück auch das vieler Anderer überwachen und vermehren soll. Wollten Sie, Sie, Durchlaucht, mit Ihrem weichen reinen Herzen, einen geliebten Bruder eine solche Qual wünschen, sie ihm sogar aufbürden helfen? Nein, Bruno konnte nur mit einem Weibe glücklich sein, das er sich selbst aus der Mitte aller ihn umgebenden auserlesen hatte, und diese Wahl hat er als Mann, als Mensch, der über sich selbst zu bestimmen doch am Ende von Gott auch das Recht erhalten hat, getroffen. Er fand ein solches Weib, und dieses Weib war nicht nur schön, rein wie er, nein, es war auch edel, hochherzig wie er und schien ganz von Gott dazu gebildet, die zweite Hälfte von diesem leider auf einem Throne geborenen Menschen zu

sein. O Durchlaucht – wenden Sie sich nicht unwillig von mir ab und gönnen Sie mir nur noch wenige Worte. Wenn Sie auch nie das Glück genossen oder gekannt haben sollten, ein menschliches Wesen, das mit Ihnen nicht in einem und demselben Schooße gelegen, von tiefem Herzensgrunde auf zu lieben, wie der Mann eben das Weib und das Weib den Mann in beseligter Ehe liebt, so dürfen Sie doch die Liebe Anderer nicht falsch beurtheilen. Ich wünsche nur Eins. Könnten Sie doch einmal nur Ihren Bruder im Kreise der Seinen sitzen sehen und sein Glück auf seinem Angesichte, welches der Spiegel seines Herzens ist, lesen! Engelgleiche Kinder von himmlischer Schönheit, Löblichkeit und Milde umgeben ihn. Neben ihm steht bewundernd, ganz Hingebung, ganz Liebe, die herrliche Elsbeth, in ihm und in seinen Kindern ein doppeltes Leben mit einem Male an ihr Herz drückend! Und wenn Sie dieses liebliche Bild begriffen und empfunden haben, so werden Sie erkennen, daß Bruno, indem er diese Wahl traf, schon allein dadurch bewies, daß er die beglückende Wahrheit von dem blendenden Scheine zu unterscheiden wußte und daß er lieber ein glücklicher Mensch als ein unglücklicher Fürst sein wollte. Nein, nein, Durchlaucht, er wollte nicht, daß man vor ihn trete und ihm ein Todesurtheil zu unterschreiben verlege, er wollte vielmehr jeden Tag, jede Stunde einem neuen Gedanken, einer neuen reinen Empfindung das Leben geben und, indem er Elsbeth, ihre Kinder, alle seine Untergebenen und viele Andere glücklich machte, auch selbst glücklich sein, und ein solches Glück hat er wohl

verdient, man darf es ihm gönnen, denn er ist oft von den Seinigen verkannt worden, man hat seinen Charakter, sein ganzes Wesen nie recht zu schätzen gewußt, das nicht dafür geschaffen war, einsam und verlassen auf der kalten schwindelnden Höhe der Menschheit zu stehen, allen Winden und Stürmen der Launen, der Eitelkeit, des Ehrgeizes preisgegeben, nein, er wollte inmitten des Lebens, auf grüner Matte, unter Seinesgleichen stehen und wandeln, an seiner Brust eine andre Menschenbrust fühlen, und diese fand er allein in der Tochter des Försters, die er zu seinem Weibe, zur Mutter seiner Kinder machte. Wenn Sie das verdammungswürdig finden, so verdammen Sie es! Ihn selbst wird es schmerzen, wie ihm die Trennung von Ihnen schon lange die süßesten Stunden verbittert, aber er wird immer wieder und wieder sagen: Meine Schwester kennt wohl das Leben, die Menschen, den Hof, allen Glanz und Luxus, welchen Reichthum und des Schicksals Wille uns verleihen können, – die Liebe aber und ihre Leidenschaft, die kennt sie nicht und darum beurtheilt sie auch meine Liebe so falsch. Das, Durchlaugeht, hat er mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, wenn es einmal die Gelegenheit mit sich brächte. Diese Gelegenheit ist gekommen und nun verurtheilen Sie mich, daß ich einem Freunde, dem besten und theuersten, den ich auf Erden besitze, den höchsten Wunsch seines Lebens erfüllt habe.«

Ich schwieg, vom schnellen und lebhaften Sprechen fast außer Athem gekommen, wozu noch meine eigene innere Bewegung das ihrige gethan hatte. Die Fürstin bemühte sich nicht, den Eindruck zu verhehlen, den meine Worte auf Sie gemacht, aber um mich ihn nicht ganz sehen zu lassen, war sie aufgestanden und, während ich sprach, im Schatten des Zimmers auf und abgeschritten. Jetzt, als ich fertig war, verließ sie sogar auf einige Augenblicke ihr Arbeitsgemach und that einige rasche Schritte im Nebenzimmer hin und her. Als sie daraus wieder hervorkam, glaubte ich zu bemerken, daß sie geweint habe, und als sie nun wieder in meine Nähe trat, sah ich die große Umwandlung, die in ihrem Aeußern vorgegangen war. Denn der Schleier, der vorher, wie ich schon bei der Betrachtung ihres Bildes erwähnt, ihr Auge umflorte, war halb gefallen und die frei gewordene Seele blickte gleichsam verstohlen daraus hervor. Freilich hatte sie sich noch nicht ganz aus den Banden losgerungen, welche die Convenienz, die Sitte, die Gewohnheit und die lange, lange Einsamkeit, in der sie sogar auf einem Thron geschmachtet, um sie geschlagen, aber gelockert und erschüttert waren sie schon.

Als sie mich mit diesem gleichsam lebendig gewordenen Blicke, der ihr einen noch unendlich schöneren Strahl von Schönheit verlieh, betrachtete, wagte ich mein Auge kühn gegen das ihrige zu erheben und ohne daß ich es eigentlich wollte, fragte ich laut:

»Zürnen Sie mir, Durchlaucht, daß ich Ihnen in dem Bilde Ihres Bruders einen glücklichen Menschen gezeigt habe?«

»Nein, Flemming, nein, ich zürne Ihnen nicht,« erwiderte sie sanft und mit fast freundschaftlich klingendem Tone. »Im Gegentheil, ich danke Ihnen, Sie haben mir ein Stück Menschenherz gezeigt, wie ich es zu sehen wohl lange vergeblich getrachtet habe. O, ich danke Ihnen sehr. Mein Bruder hat Ihnen nicht vergebens Güte bewiesen, er hat sich einen wahren Freund in Ihnen erzogen, und fast möchte man Ihnen glauben, daß er ein Recht hatte, zu handeln wie er gehandelt hat. Ach! – ich, ich bin nicht so glücklich wie er. Doch genug hiervon. Nicht Herzensempfindungen sind es allein, die mich jetzt ergreifen dürfen. Mein Bruder hat sich das Glück zu seinem Begleiter erkoren, ich aber habe Geschäfte, Sorgen, schwere, bittere Sorgen, früher und auch jetzt, und das Einzige, was ich mir wünsche, ist, daß ich auch Freunde haben könnte wie er, die mir diese Sorgen zu erleichtern und zu versüßen verstanden. O wie tief fühle ich jetzt, daß auch ich solcher Freunde bedarf! Und doch ist nichts seltener auf der Welt als sie!«

»Ich sollte meinen,« nahm ich das Wort, da sie nachsinnend schwieg, »einem Fürsten oder einer Fürstin würde das Suchen nach Freunden leicht gemacht, denn gar Viele drängen sich ihnen auf und suchen ihren Ruhm darin, die Freunde ihrer Gebieter zu sein.«

»Leider ja! Aber die sich uns aufdrängen, sind unsere Freunde nicht, sie kommen ihret-, nicht unserer wegen. Die besten sind auch leider immer die bescheidensten, man sieht und hört sie nicht, sie bleiben, da sie sich selbst genügen, lieber in ihrer Dunkelheit, als daß sie uns das viel begehrte Licht brächten und mit uns eine süße Empfindung theilten. Doch genug davon. Lassen Sie uns zu uns und unsrer früheren Unterhaltung zurückkehren. Die Stunde, die Sie bei mir zugebracht, ist eben so wenig für mich wie für Andere verloren. Sie haben einem Menschen das Leben erhalten und dafür mag Ihnen Gott einst das Ihrige versüßen. Aber Sie haben mich auch in meine Jugend zurückversetzt und mir meinen Bruder wieder zugänglicher gemacht. Dafür danke ich Ihnen aufrichtig, obgleich das eigentlich nicht der Zweck war, zu dem ich Sie zu mir beschied. Leben Sie wohl! Ein andermal mehr davon, die Gelegenheit wird sich finden lassen.«

Sie lächelte mich freundlich an und winkte mir mit der Hand meinen Abschied zu. Ich verbeugte mich, nahm mein Licht und – eine Minute später lag das warme, duftige Gemach mit seiner schönen Bewohnerin hinter mir. Langsam, bedächtig und doch in einer Art Rausch stieg ich die Treppe hinab. Ohne mich zu entkleiden, schritt ich lange Zeit in meinem Zimmer auf und nieder und wiederholte mir im Geiste jedes Wort, was ich so eben gesprochen hatte, wobei mich nicht die geringste Neigung zum Schlaf unwandelte. Meine ganze Seele war in

fluthender Bewegung; das längst beabsichtigte Versöhnungswerk war mir gelungen, wenigstens ein viel versprechender Anfang dazu gemacht. Das war also ein gutes Werk, was mir einen günstigen Fortgang versprach. Aber ach! es war auch ein andres Werk von einem für mich höchst bedenklichen Erfolge beigemischt. Ich wagte zwar noch nicht, mir selbst darüber klar zu werden, scharf und ernstlich darüber nachzudenken, denn die Sinne schwindelten mir bei der ersten Annäherung, sie waren zu schwach, das Große und Bedeutsame fassen und verarbeiten zu können, was in dämmerndem Nebelgebilde verworren vor meiner zagenden Seele kreiste. Ich war nur ein Mensch und als solcher den Einflüssen einer höheren Gewalt unbedingt unterworfen. In dem traulichen Verhältnisse, welches mich hier in stiller Nacht umwob, lag eine hinreißende magische Gewalt, die mich umstrickte, und als hätten meine Ohren eine verführerische, berauschte Musik eingeschlürft, war mein ganzes inneres Wesen, Geist und Seele zusammen, gleichsam in Wonne getaucht und nahe daran, das Maaß aus den Augen zu verlieren, womit man die menschlichen Dinge gewöhnlich zu messen pflegt. Noch immer glaubte ich, den köstlichen Duft zu athmen, der mich da oben in dem traulichen, halbdunklen Raume umfluthet hatte; noch immer klang der liebe Laut jener Stimme in meinen Ohren, sah ich diese herrliche Gestalt vor mir stehen, die schönste, die je meine Augen erblickt hatten.

»Halt!« sagte ich mir endlich. »Wohin verirren sich Deine Gedanken, Kurt? Vergiß Dich nicht selber und gedenke der schrecklichen Strafe jenes Tantalus, der beglückt ward, bei den Göttern zu speisen, und weil er die hohe Ehre nicht zu würdigen verstand und das ihm ertheilte Vorrecht mißbrauchte, für alle Ewigkeit elend und unglücklich ward. Es ist eine Fürstin, die Dich ihres Vertrauens gewürdigt hat, zeige Dich also desselben werth, bezähme und ermanne Dich! Ach! Gefühle wurden allerdings vom Allerhöchsten der menschlichen Brust eingehaucht, sie aber am unrechten Orte blicken zu lassen, hat schon Manchen des Verstandes beraubt. Sei also ruhig, besonnen und vernünftig!«

Aehnliches sagte ich mir zwar wiederholt und auf noch eindringlichere Weise, aber die Empfindungen, die unsre Seele beschleichen, sind nicht so rasch zu verbannen, wie sie zu kommen pflegen; sie nisten sich nur zu leicht fest ein und widerstehen trotzig dem besten Willen und der strebsamsten Kraft. So konnte ich es denn nicht unterlassen, nach obigem Selbstgespräch noch lange dann und wann mitten im Zimmer stehen zu bleiben, und mit angehaltenem Athem zu lauschen, was über mir vorging. Ha! War das nicht ihr leichter Tritt, der über den weichen Teppich langsam und bedächtig hinschwebte? Rauschte da nicht ihr Gewand, als hätte sie sich nochmals auf ihren Sessel niedergelassen und sänne noch weiter über die Dinge nach, die ich ihr mit zitternden Lippen und bebendem Herzen gesprochen hatte? Doch o, was sind die Menschen für Thoren, sich mit solchen Einbildungen die

Ruhe ihrer Tage und den Frieden ihrer Nächte zu verderben, wie phantastisch bauen sie sich nicht aus Aether und Nebel Luftschlösser, und wenn die neue Sonne am Himmel aufgeht, wo sind sie geblieben mit ihren unvergänglich erscheinenden Mauern und ihren unverwüsthchen Schätzen? Zerronnen, zerstoben in alle Lüfte, und in unserm Geiste ist nichts zurückgeblieben, als jener wüste dämonische Rausch, der halb aus Erinnerung an das geträumte Glück und halb aus Besorgniß besteht, daß der Wahn sich fester bei uns einbürgere und auch das Wenige mit in seine Schlingen und Netze ziehe, was uns an Verstand, Vernunft noch geblieben ist, um das nüchterne schaale Leben erträglich und der Mühe, der Arbeit und der Last der Sorgen werth zu finden.

ZWEITES KAPITEL. EIN VERHÄNGNISSVOLLER BESUCH.

Von diesem Tage an aber erschien mir meine Wohnung, die ich sonst schon so behaglich gefunden, als eine Art Heiligthum. Ich ging so wenig wie möglich aus und nur dann, wenn ich sicher sein konnte, nicht vor die Fürstin berufen zu werden, also wenn sie abwesend, oder anderweitig beschäftigt oder durch Besuch in Anspruch genommen war. Das Archiv, die Bibliothek, meine Zimmer, das waren die drei Orte, unter die ich meine ganze Zeit theilte, denn wenn nicht in dem einen, war ich doch gewiß in dem andern zu finden. Vorzüglich aber fesselte mich Abends ein unbeschreibliches süßes Heimatsgefühl an mein Haus. Sobald es still und dunkel draußen

wurde, sobald alle Thüren und Fenster sich schlossen, eröffnete sich vor meinem Geiste wenigstens ein bis dahin unbekanntes Paradies. Von allen äußeren Verrichtungen, Gegenständen und Personen mich abwendend, schauten meine Augen nach Innen, zauberten sich aus Hoffnungen und Wünschen ein neues Glück hervor und meine Ohren fingen jeden Laut auf, der aus einer Gegend kam, die jetzt alle Gedanken meiner Seele umkreisten. Die Gesellschaften, die in der Stadt so häufig gegeben und zahlreich besucht wurden, hatten für mich auch den letzten Reiz verloren, der mich bisher noch dann und wann dahin gelockt hatte, die Menschen schienen mir alle übermäßig fade und langweilig geworden, und was an Frauenschönheit in der Residenz vorhanden war, dünkte mich nicht mehr des Anschauens werth zu sein. Bei der Fürstin fanden zu allgemeinem Erstaunen um diese Zeit sehr wenige Vergnügungen statt, größere Kreise versammelte sie fast gar nicht mehr und nur die Donnerstagsgesellschaft fand sich vor wie nach ein, ohne daß jedoch wieder eine so interessante Erzählung wie jene des Major Fuchs vorgetragen worden wäre. Dagegen war die Fürstin außerordentlich thätig; sie arbeitete und las oft Nachts, und sehr häufig studirte sie in der Hinterlassenschaft ihres Schwiegervaters, die ich ihr im Archiv aufgefunden und die mir selbst bei jenem Zweikampf einen so großen Dienst geleistet hatte. Allerdings war es auch eine Zeit, wo die Regierungsgeschäft an die Kräfte eines Regenten, wenn er es ernst mit sich und seiner Aufgabe meinte, starke Forderungen stellten, und da die Fürstin manche Lücken in

ihrem Wissen wahrnahm und noch viel mehr Gebrechen in ihrem Lande zu beseitigen fand, so wuchsen täglich ihre Aufgaben bis fast zur unüberwindlichen Zahl und Größe empor.

Und merkwürdig war es, daß sie, je weiter sie in der Erkenntniß der Bedürfnisse ihres Landes, der Ansprüche ihrer Unterthanen vorschritt, und je mehr sie sich bestrebte, den Vorwärtsstrebenden ein Genüge zu thun, um so länger ihre Pläne überlegte, um so schwerer zu einem bedeutungsvollen Schritte sich entschloß. Namentlich die Entscheidung über Recht oder Unrecht schien ihr alle Tage schwieriger zu werden, als sie vermuthet, und das vorhandene geschriebene Staatsgesetz dächte dem ihr inwohnenden sittlichen Gesetz gegenüber bei Weitem nicht weise genug bedacht und organisch vollendet zu sein.

Diese mit einem Male auftauchenden Bedenklichkeiten und Ueberlegungen, die so viele Zeit fortnahmen, konnten die Minister und obersten Rätthe gar nicht begreifen, obgleich sie schon früher eine gewisse Bedachtsamkeit in Erlassen und Urtheilen an ihrer Gebieterin wahrgenommen zu haben glaubten. Aber in dieser Zeit, wo das Volk eine rasche Regierung verlangte, da ja Alles auf der Welt, Industrie, Wissenschaft, Kunst, Erwerb und Verlust, mit Dampfkraft betrieben wurde und die geplagten Herren nicht in den Verdacht eines absichtlichen Hinhaltens und Zögerns gerathen wollten, erfüllte sie dieser langsame Vorschrift der Fürstin mit einem, alle Tage

zunehmenden Mißmuth, der sich sogar jener selbst bemerklich machte und sie nur in noch vorsichtigere Bahn lenkte. Früher war es immer Gebrauch gewesen, nach einer bestimmten Gesetzschablone Verbrechen zu strafen, Antworten zu ertheilen, Bescheide zu gehen und so der guten alten Form völlig gerecht zu werden; mit einem Male aber sagte die Fürstin, wenn ihr Gesuch Bittschriften, Beschwerden und dergleichen vorgelegt wurden, zu ihren Räthen:

»Warten Sie! Ich will mir das ein wenig überlegen. Ueber Recht oder Unrecht darf man nicht im Handumdrehen entscheiden!«

Und da sie, wenn ihre Antworten ertheilt, ihre Entscheidungen gefällt wurden, oft zu Gunsten Derer entschied, die die Herren Minister schon im Geiste verurtheilt oder abgewiesen hatten, endlich auch ein Ausspruch von ihr öffentlich bekannt wurde; sie wolle nicht, daß ihr Volk noch länger auf eine unwürdige Weise bevormundet werde, es solle und müsse ihm Recht geschehen und sie werde dafür sorgen, daß es geschehe – da wurden die Herren unwillig und fanden, daß es doch auch seine Schwierigkeiten habe, zu allen Zeiten und unter allen Regenten das Amt eines Ministers zu verwalten, das früher so glatt und leicht von der Hand gegangen war, als wäre das Regieren keine Mühe, sondern eine Lust, eine Belohnung für lange Dienstzeit und ein Ruheposten für einen Mann, dessen Haare einzig und allein im Dienste seines

Herrn vor der Zeit grau geworden waren. Hätten die Herren gewußt, daß die Fürstin dann und wann mir ihre Acten eingehändigt, mich um meine Meinung befragt und mein Urtheil zu dem ihrigen gemacht hatte, o, was würden sie für Steine auf mich geworfen haben! und es wäre mir gewiß nicht mehr die Ehre zu Theil geworden, zu ihren Dinern geladen zu werden, womit sie mich freilich einer langweiligen Strapaze überhoben hätten, die mir allmählig unerträglich zu werden anfang.

Unter die Bewohner der Residenz und bald auch des ganzen Landes aber war sehr rasch das Gerücht von dem anhaltenden Fleiße und dem guten Willen der Fürstin gedrungen, man pries sie daher mehr denn je, und wenn ihr überhaupt jemals – als Regentin, nicht als schöne Frau, denn die besaß sie längst – eine Popularität zu Theil geworden war, so fing sie sich jetzt zu bilden an, was indessen bei einem so wandelbaren und undankbaren Volke, wie das deutsche im Allgemeinen gegen seine Fürsten ist, nicht viel sagen will. Doch ich will mich hier nicht tiefer in diese Spitzfindigkeiten einlassen, sondern lieber zu meiner Erzählung zurückkehren, da bald nach dieser Zeit wieder ein neues Interesse auftauchte, das auch nach Außen hin sich entfalten und die öffentliche Meinung in Spannung und Unruhe versetzen sollte.

Seit meinem letzten vertraulichen Abendbesuche bei der Fürstin waren vier bis sechs Wochen verflossen. Ich sprach sie bisweilen in Gegenwart Anderer, ich las ihre Acten und schrieb meine Bemerkungen auf ein beigelegtes Blatt Papier, aber eine, an die zuletzt erzählte,

erinnernde Unterhaltung hatte zwischen uns noch nicht wieder stattgefunden. Sehr oft, warum soll ich es verschweigen, hoffte ich Abends auf einen Ruf meiner kleinen Glocke, aber immer vergebens, so daß ich bisweilen, seltsam genug, unwillig wurde, wie die Herren Minister, und in meiner Verblendung zu mir sagte: »Was denkst und hoffst Du denn eigentlich? Sie hat Dich nicht nöthig, also beruhige Dich – Fürsten bedürfen nur selten eines untergeordneten Menschen Rath und Du hast den Deinen abgegeben, jetzt kommt vielleicht ein Anderer an die Reihe.«

Dieser Gedanke war schmerzlich, ich gestehe es, aber je schmerzlicher er war, nur so mehr wühlte ich wie in meinen eigenen Eingeweiden darin herum, um mir das Körnchen Freude, was ich auf Erden besaß, auch noch zu verkümmern, wie es ja der thörichte Mensch so recht aus Herzensleidenschaft zu üben pflegt, wenn er die egoistische Einbildung nährt: das Meer müsse sich für ihn ausgießen und die Berge in die Thäler stürzen, damit er recht leicht und bequem wie auf dem gemüthlichsten Spaziergange darüber hin auf sein Ziel los gehen könne.

Da ich keine andere Hülfe sah, so begrub ich mich wie in meinen jüngeren Jahren mit einer wahren Leidenschaft in die Arbeit. Allein da machte ich eine Erfahrung, die mir neu war, die aber der Unterschied des Alters und die gehäuferten Sorgen sehr leicht erklären. Ehemals, als ich jung und frei von aller leidenschaftlichen Aufregung war, arbeitete ich ohne alles innere und äußere Hinderniß ruhig fort, Tag und Nacht waren mir gleich, meine

Lust, mein vorwärts strebender Drang war immer frisch, wie eben neu geboren – jetzt aber, wo meine Seele ein andres Problem verarbeitete, wo meine Gedanken mir nicht mehr allein gehörten und bittere Empfindungen an meinem gequälten Herzen rissen, jetzt war die alte ungestüme Kraft gebrochen, an meiner Hand hing es, wenn ich schrieb, wie ein schwerer Stein, um meinen Kopf, wenn ich denken wollte, wogten undurchdringliche Nebel, und mein Auge wollte stets etwas Anderes als das Ziel sehen, welches mein Wille sich vorgesteckt. Ach ja, ich bedurfte eines lächelnden Sonnenblicks des Glückes, und mein Horizont blieb immer gleichmäßig trübe, und was das Bitterste, Qualvollste dabei war, ich mußte mir eingestehen, daß er *nie* aufgehellt werden konnte.

Mir war damals merkwürdig zu Muthe. Alles außer mir, selbst das Schönste und Beste, erschien mir matt, nüchtern; ich war beinahe gleichgültig dagegen. Die herrlichste Musik, die ich so überaus liebte und früher überall aufgesucht, ließ mich kalt, ich hörte sie oft gar nicht in meiner Nähe, und wenn ich sie hörte, fehlte mir das Verständniß dafür. Immer und überall, wo ich ging und stand, verarbeitete ich dunkle Phantasiegebilde in meinem Gehirn, die mich wie wirkliche Gestalten umgaukelten, mit denen ich kämpfen und ringen mußte um einen bestimmten Zweck, ein bestimmtes Ziel, so daß ich, wenn ich einmal zur Besinnung kam und mein thörichtes Gebahren erkannte, oft über mich selbst lächeln mußte, daß ich so albern war, mir das Leben zu erschweren, welches ein glückliches Geschick mir so leicht und

vergnüglich gestaltet hatte. Allein was half das Alles, das Uebel war da und es mußte ertragen werden.

»Du bist auf dem besten Wege, ein Hypochonder zu werden,« sagte eines Tages Major Fuchs zu mir, »und wenn das noch lange dauert, werde ich die Fürstin bitten, Dir die Bibliothek abzunehmen, deren Bücher Dir nur dickes Blut machen.«

»Die Bücher!« dachte ich lächelnd. »Und was soll mir die Fürstin für die Bücher geben?« fragte ich laut.

»Sie soll Dich zu ihrem Oberstallmeister machen, dafür hast Du beinahe noch mehr Geschick.«

»Ah,« sagte ich zu mir selbst, »die Bücher haben es mir nicht angethan und das Amt eines Oberstallmeisters würde mir auch keine Erleichterung verschaffen; der gute Freund irrt sich und es ist gut, daß er sich irrt. Aber nimm Dich zusammen, Kurt, sei ein Mann! Du bist, wie die Welt sagt, in einer herrlichen Lage, aber diese herrliche Lage, das sagst Du Dir selbst, ist auf die Dauer unerträglich, Gut denn, schüttele sie ab, geh' in die Weite, nach Böhmen, höre einmal das Lachen Deines Freundes, erlaube Dich an der Zärtlichkeit seiner Elsbeth und seiner Kinder, vielleicht wäscht Dir das den Kummer aus dem Herzen!«

Diesen Gedanken nahm ich wiederholt vor und war endlich entschlossen, den Versuch zu wagen. Es fehlte mir nur noch der Urlaub der Fürstin, und den wollte ich

schon erlangen, wenn die Zeit dazu gekommen wäre. Allein diese Zeit wollte noch immer nicht kommen, unbewußt fiel ich immer wieder in mein altes Traumleben zurück, und wenn ich ganz aufrichtig sein will, muß ich bekennen, daß es bisweilen Tage für mich gab, in denen ich eigentlich nicht wußte, was um mich her vorging. Mit offenen Augen sah ich nichts und mit den aufmerksamsten Ohren hörte ich nichts, und oft glaubte ich, ich sei dumm geworden, denn eine ähnliche Erscheinung, die ich eine geistige Verschwommenheit nennen möchte, hatte ich bisher noch an keinem Menschen und am wenigsten an mir wahrgenommen.

Da sollte ich aus diesem höchst lästigen Zustande endlich auf eine sehr unerwartete und keineswegs angenehme Weise aufgerüttelt und mit Gewalt aus der Versunkenheit in mich selbst zu einer nicht minder herben Thätigkeit nach Außen gedrängt werden. Eines Tages gegen Mittag arbeitete ich im Archive, wurde aber von meinem Studium sehr bald durch einige Stimmlaute abgezogen, die sich unmittelbar unter meinem Fenster hören ließen. Ich stand sogleich vom Stuhle auf und stellte mich hinter einen Vorhang, der an dem geöffneten Fenster herabhing, denn es war einer der ersten warmen und sonnigen Frühlingstage, die endlich dem langen Winter folgten. Die Fürstin spazierte mit einigen Damen aus der Stadt in dem breiten Gange, der durch den ganzen Garten lief, auf und ab, ein heiteres Gespräch mit einer jungen Dame führend, die sich ihr eben als Braut eines Ihrer Cavaliere vorgestellt hatte. Der glückliche Bräutigam nahm

die andere Seite der Fürstin ein, unmittelbar hinter ihr aber schritt mit stolzem Selbstgefühl die Oberhofmeisterin einher, an ihrer Seite ein Geheimer-Rath mit einem Ordensstern, dem als Vater jener jungen Dame heute ein Ehrenplatz an der Tafel der Fürstin vorbehalten war.

Das Trauerjahr war an unserm Hofe seit einigen Wochen vorüber und so zeigten sich die Damen bei dem schönen Frühlingswetter wieder in ihren gewöhnlichen farbigen und hellen Gewändern, die mit dem reineren Himmel und den sanfteren Lüften in so schönem Einklange standen. Durch diese Veränderung hatte der ganze Hof ein freundlicheres Aussehen gewonnen und es schien, als habe mit der düsteren Trauerkleidung auch der Ernst aus den Herzen der Menschen Abschied genommen, wenigstens verrieth ihr fröhliches Lachen und der muntere Ton ihrer Stimmen die sorgloseste Lebenslust. Da die unter mir auf und ab Wandelnden wiederholt dicht an meinem Fenster vorüberschritten, so war ich im Stande, ihre Physiognomien einer genaueren Musterung zu unterwerfen, und da fielen mir heute vor Allen die Fürstin und die Oberhofmeisterin auf, indem Beide den auffallendsten Gegensatz zu einander bildeten. Erst verglich ich die Gestalten Beider und dann die Gesichter.

Erstere, hoch gewachsen, kräftig, voll gebaut und mit erhabener Würde in der Haltung und unnachahmlicher Grazie in jeder Bewegung begabt, stellte die ebenfalls große, aber hagere steife Gestalt der Gräfin Hohenheim

fast ganz in den Schatten, die mit streng vorgeschriebener und noch strenger beobachteter Grandezza hinter ihr her stolzirte. Waren aber schon die Gestalten so weit von einander verschieden, wie waren es erst ihre Gesichter! Denn der Fürstin, trotz ihrer vielen Arbeiten und Sorgen noch immer blühendes, lebhaft angehauchtes Gesicht schaute mit den großen blauen, so sanften und doch so strahlenden Augen heiter vor sich her, bald die glückliche Braut und bald den von Wonne überfließenden Bräutigam mit warmen Worten anredend. Die Hofmeisterin dagegen mit ihrem gelben Teint, ihren verwitterten trocknen Zügen und dem unschönen Munde, schaute mit ihren scharfen, immer mäkelnden, immer einen Grund zur Rüge aufsuchenden Katzenaugen rings um sich her, jede Miene der Anwesenden bewachend, jeden Blick erhaschend, um daraus einen Schluß auf die wahre Herzensmeinung des Sprechenden zu ziehen.

»O mein Gott,« sagte ich zu mir, als ich dies Alles wieder so recht lebendig vor mir sah, »wie konnte doch die Vorsehung zwei so verschieden gestaltetes und geartete Naturen erschaffen, und noch wunderbarer, wie konnte sie beide hier auf einen Platz so nahe neben einander stellen und ihnen eine so oft sich durchkreuzende Laufbahn anweisen? Wie ist es nur möglich, daß irgend eine Sympathie zwischen Beiden existirt, daß die Eine Vertrauen zur Anderen, und Diese Neigung für Jene hat? Oder täusche ich mich darin? Ja, das glaube ich – hier kann weder Vertrauen noch Neigung obwalten und nur die Gewohnheit hat sie an einander gefesselt, und die

Güte und das Wohlwollen der Fürstin, das Niemanden zu schaden trachtet, hat jener Frau einen Wirkungskreis zugestanden, der weder der Begabung ihres Geistes, noch der Empfindung ihres Herzens gebührt.«

Wie lange ich diese meine Gedanken über die beiden Persönlichkeiten noch fortgesetzt hätte, wäre die Unterhaltung im Garten nicht plötzlich durch ein sehr alltägliches Ereigniß unterbrochen worden, wie es uns sehr häufig heimsucht, wenn wir am wenigsten daran denken oder es erwarten, weiß ich in der That nicht. Gerade aber, als die Fürstin mit ihren beiden Begleitern unter meinem Fenster angekommen war, trat ihr Kammerdiener aus einem vom Schlosse dahin führenden Gange hervor und brachte auf einem silbernen Teller einen großen Brief, dessen Aufschrift nach oben lag und der Fürstin klar in die Augen fallen mußte. Dies war auch wahrscheinlich der Grund, warum sie stehen blieb, rasch die Hand danach ausstreckte, den Brief nahm und nach genauerer Besichtigung mit freudestrahlendem Gesicht und fast innerem Entzücken ausrief:

»O, er ist wirklich von meinem Vater!«

Bei diesen Worten trat Alles bei Seite, zumal man die Fürstin den Brief ohne Zögern erbrechen sah. Sie aber hatte ihre ganze Umgebung vergessen und gab, dem warmen Zuge ihres Herzens folgend, sich ganz ihrer immer noch kindlichen Neigung hin.

Anfangs nun hatte sie mit freudig belebter Miene in den Brief geschaut, und allgemein nahm man die Befriedigung wahr, die der Eingang des Schreibens in ihr hervorgerufen mußte. Dann aber – man sah beinahe, wie hastig sie las und den Inhalt verschlang – stutzte sie sichtbar, las eine Zeile zwei, dreimal und schüttelte langsam wie vor innerer Verwunderung das stolze Haupt, dessen Miene jeden Augenblick gespannter, kälter und erwartungsvoller ward, bis sie endlich, gleichsam halb zerschmettert, die Arme wie gelähmt sinken ließ und, ringsum schauend, als suche sie etwas, sich nach allen Seiten flüchtig verneigte und mit raschen Schritten in das Schloß eilte.

Wie an den Boden gewurzelt, blieb ihre ganze Begleitung auf derselben Stelle, wo die Fürstin sie verlassen, kopfschüttelnd, sich verwundert anblickend und hie und da schon eine Miene des Schreckens und Bangens verathend, stehen. Wie diese Personen alle, so muthmaßte auch ich, der den ganzen Vorgang mit Antheil verfolgt, daß in W*** irgend ein Unheil vorgefallen sei. Daß hieran eine allgemeine Neugierde sich Bahn brach, die mich nicht am wenigsten ergriff, versteht sich von selbst. Die Oberhofmeisterin, nachdem sie den Besuch aus der Stadt einigen anderen Personen des Hofes überlassen, begab sich jetzt in das Vorzimmer der Fürstin, voller Erwartung, sie werde alsbald gerufen und in das Geheimniß eingeweiht werden. Allein sie irrte sich; in dem Zimmer der Fürstin, die den Brief noch einmal und dann zum dritten Mal las, blieb Alles still, und selbst als sie nun mit

Lesen fertig war und langsam und nach denklich auf und nieder ging, drang kein Laut, kein Ruf nach irgend einer Person über ihre Lippen. Da konnte sich endlich die neugierige Oberhofmeisterin nicht länger mehr halten. Mit der Miene der zärtlichsten Theilnahme trat sie bei ihrer Gebieterin ein, und da diese sie verwundert anblickte, als könne sie sich den Ausdruck ihrer Besorgniß nicht erklären, sagte sie:

»Durchlaucht, der Brief, den Sie so eben empfangen, der Sie in solche Bestürzung versetzt, ängstigt mich. Genehmigen Sie meine Frage, die mir nur der innigste Antheil auspreßt: Sie haben doch keine Nachricht von der Erkrankung eines Ihrer Lieben erhalten?«

»O nein,« erwiderte mit kalt lächelnder Miene die Fürstin, »bemühen Sie sich nicht. In W*** ist Alles in bester Ordnung. Meine Eltern leben, sind gesund, nur das herannahende Alter bedrückt sie etwas und – die Sorge um ihre Kinder. Das werden Sie sehr natürlich finden, wie auch ich es so finde. – Werden wir bald zu Tische gehen?«

Damit war Alles gesagt, aber sehr wenig ließ sich daraus errathen, und so sehr die Oberhofmeisterin und die anderen Hofleute sich die Köpfe zerbrachen, die Fürstin beobachteten und unter sich Fragen und Vermuthungen austauschten – Niemand erfuhr mehr, als die Fürstin bis jetzt hatte laut werden lassen, und damit mußte man sich endlich vor der Hand begnügen. Bei Tafel wurde die Fürstin sogar wieder etwas heiterer, sie schien die erste Einwirkung des geheimnißvollen Schreibens überwunden oder ihren Entschluß, wenn ein solcher nöthig war,

gefaßt zu haben, und so verlief die Tafel, die so beklommen begonnen, am Ende noch leidlich genug. Dennoch aber hatte sich am Nachmittage und Abend dieses Tages im Schlosse keine Behaglichkeit unter den verschiedenen Personen einfinden wollen, es herrschte eine seltsame Stille, und Muthmaßungen, die sogar bald zu Gerüchten wuchsen, kreisten sehr bald unter den vielen Neugierigen herum. Endlich aber glaubte man das Rechte entdeckt zu haben und darauf liefen zuletzt alle Annahmen hinaus.

Es war damals in Deutschland eine unruhige Zeit, die allerdings bald noch unruhiger werden sollte. Die Thronentsagungen kamen in die Mode, die Fürsten fühlten sich nicht mehr heimisch auf ihren von Worten und Schriften angetasteten Thronen, und so sprach man sehr bald die Vermuthung aus, auch der alte Fürst in W*** habe das Regieren satt und sehne sich nach Ruhe, was denn allerdings eine Neuigkeit war, welche die Fürstin von B*** wohl in einige Bedenklichkeit versetzen konnte. Allein auch diese Voraussetzung befestigte sich nur auf kurze Zeit. Ein Hofherr war eben von einer Reise über W*** gekommen und hatte sich einige Tage am dortigen Hofe aufgehalten. Zu ihm stürzten die Neugierigsten in hellen Haufen, traten aber sehr ruhig aus seinem Hause wieder hervor, als sie vernommen, an die Entsagung vom Throne denke der alte Herr in W*** am allerwenigsten, im Gegentheil, er sitze so recht behaglich darauf und dergleichen könne also auf keinen Fall in dem Briefe enthalten sein, den er seiner Tochter geschrieben hatte.

So war denn der Phantasie der Hofleute wieder ein unbegrenztes Feld eröffnet, und wie man nun einmal in eifriger Production von Gerüchten war, so fand man sehr bald etwas Anderes und immer war es etwas Neues, nie Dagewesenes, ohne daß irgend Jemand seine Erfindungen mit einiger Gewißheit für das wirklich Richtige hätte halten können.

Die Fürstin selbst sprach an diesem und in den nächsten Tagen mit Niemanden über den Inhalt des seltsamen Briefes. Indessen war sie stiller und nachdenklicher denn je geworden und man sah ihr deutlich an, daß ein gewisses Etwas sie innerlich beschäftige, vielleicht sogar heimlich an ihr nage, denn man hörte sie bisweilen seufzen, wenn sie sich beobachtet glaubte, und am Morgen nach Ankunft des Briefes klagte sie, auf eine neue Frage der Oberhofmeisterin, über Kopfschmerzen, was bei ihr etwas ganz Ungewöhnliches war, da sie sich stets außerordentlich wohl befand. Kaum aber war diese Klage über ihre Lippen gedrungen, so sandte die Oberhofmeisterin heimlich nach dem Leibarzt Doctor Tiburtius; als dieser jedoch im Schlosse sich einstellte und gemeldet ward, ließ die Fürstin ihn eintreten und anstatt ihm ihr Leiden zu klagen, erkundigte sie sich nach seinem und seiner Familie Befinden, worauf sie ihn wieder mit freundlichen Worten verabschiedete. Krank also war sie nicht, das versicherte Doctor Tiburtius bestimmt. Was geht aber dann mit ihr, in ihr vor? war die allgemeine Frage, allein Niemand war vorhanden, der eine passende Antwort auf dieselbe hätte geben können.

Endlich schien sich das Geheimniß durch plötzliche Anordnungen aufklären zu wollen, die der Hofmarschall dem Oberkastellan und dieser der Schloßdienerschaft zukommen ließ. Auf dem Flügel des Schlosses, der gewöhnlich zur Aufnahme vornehmer Gäste diente, wurden großartige Vorbereitungen getroffen, um Alles in möglichsten Glanz zu versetzen. Man lüftete die Zimmer, klopfte Divans und Sessel aus, bohnte, polirte, legte Teppiche und räucherte Treppen und Corridore, als wolle man schon hier einer an feine Wohlgerüche gewöhnten Nase einen Genuß bereiten. Da sah man denn ein, daß in dem Briefes von einem Besuche die Rede gewesen, indessen – wer konnte es sein, dessen bloße Annäherung der Fürstin eine solche Unruhe, einen solchen Schrecken zu erregen im Stande war? Vor dem alten Fürsten würde sie doch nicht so zurückgebebt sein und eben so wenig vor ihrer Mutter. Aber diese alten Leute machten ja schon lange keine so weiten Reisen mehr. Der Fürst litt am Podagra, die Fürstin an Migräne, und Beide pflegten einander, wenn der Eine oder die Andre leidend war, was seit Jahren beständig abwechselte. Es konnte also nur einer der Brüder der Fürstin sein, der sie mit einem Besuche bedachte, und zwar nur der jüngste, *Armin*, der noch nicht in B*** gewesen war, da der älteste, *Alexander*, der Liebling der alten Eltern, diese nie verließ und *Leo*, der zweite, erst im vorigen Jahre seine Schwester besucht hatte.

Also auch in der Bezeichnung des voraussichtlichen Besuches stand ein unlösliches Räthsel auf der Tagesordnung, und da der Hofmarschall, wahrscheinlich auf speciellen Befehl oder weil er sie selbst nicht kannte, keinem Menschen die erwartete hohe Person nannte, so schwebte Alles fort und fort in einem Zustande der Spannung und Erwartung, wie man sie lange nicht bei Hofe empfunden hatte.

Ich selbst machte davon durchaus keine Ausnahme, im Gegentheil, ich war einer der aufmerksamsten Beobachter aller Vorgänge, denn mich trieb eine unbehagliche Unruhe ab und zu, da ich mir das seltsame Schweigen der Fürstin, sogar gegen ihre nächste Umgebung, auf keine Weise erklären konnte. Eines Abends aber, als ich mit Major Fuchs von einem Spaziergange zurückkehrte und eben von ihm Abschied genommen hatte, um in das Schloßportal zu treten, kam die Fürstin gefahren. Schon von Weitem beugte sie sich aus dem Schlage, um den Fremdenflügel, an dem sie vorüberfuhr, in genauen Augenschein zu nehmen, und als sie Alles geschmückt und in Ordnung sah, lehnte sie sich eigenthümlich lächelnd in ihre Kissen zurück. In diesem Augenblick bemerkte sie mich, der ich, ehrerbietig meinen Hut abnehmend, dicht an ihrem Wege still stand. Sie erhob sich noch einmal aus ihrer Lage, lächelte holdselig und erwiderte den Gruß mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit. Aber doch schien mir in ihrem merkwürdig bleichen Gesicht ein schmerzlicher Zug zu lauern, oder täuschte ich mich und sah ich auch das nur an ihr, was an mir selbst zu bemerken war, wie

mir noch so eben Freund Fuchs bei unserm Abschiede zugeflüstert hatte?

Da fuhr mir mit einem Male ein eigenthümlicher Gedanke durch den Kopf. »Wäre es nicht möglich,« sagte ich mir, »daß sie ihren ältesten Bruder, meinen Freund Bruno, erwartet? Und erschrak sie nicht darum, weil ihr Vater, der sich ja mit ihm versöhnt, ihr dessen Besuch ohne alle Vorbereitung angekündigt?« Doch nur kurze Zeit überließ ich mich diesem schönen Gedanken; nach genauerer Prüfung mußte ich ihn für ganz unhaltbar verwerfen, da Bruno sich nicht an seinen Vater gewendet, sondern an mich, der ich ja in B*** selbst war, geschrieben haben würde, wenn er die Absicht gehabt, seiner Schwester einen Besuch abzustatten.

Wie dem auch sein mochte, dieser Tag sollte der letzte sein, den wir sämmtlich in unbefriedigter Erwartung verlebten; am nächsten Morgen schon löste sich das allgemeine Räthsel und, wie es in solchen Fällen sehr oft zu geschehen pflegt, auf eine Weise, wie sie kein Einziger von uns gemuthmaßt hatte. Gegen Mittag dieses Tages kamen zwei große Reisewagen vor das Schloß gerollt. Aus dem ersten derselben stieg der Bruder der Fürstin, Armin, und in seiner Begleitung ein Herr in Oesterreichischer Generalsuniform, den ich sogleich für den Prinzen von H*** erkannte, dem ich in früheren Zeiten auf meinen Reisen mit Bruno sehr häufig begegnet war.

Das war nun allerdings für die an unserm Hofe bestehenden Verhältnisse ein höchst bedeutsamer Besuch.

Der Prinz von H*** war ein Vetter des jüngst verstorbenen Fürsten von B*** und hatte die nächste Anwartschaft auf den Thron, wenn unsre regierende Fürstin kinderlos starb. Die Bewohner der Residenz also durften in ihm möglicher Weise ihren künftigen Landesherrn begrüßen, und er konnte recht gut hierhergekommen sein, um vorläufig seinen einstigen Besitz in Augenschein zu nehmen und Erkundigung einzuziehen, ob die süße Stunde nicht bald schlagen würde, die seinem bekannten Ehrgeize die sehnlichst begehrte Krone reichte.

Der Prinz von H*** war damals in ganz Deutschland eben so gut bekannt, wie er es noch jetzt und jetzt vielleicht erst recht ist. Er war ein Lebemann von reinstem Wasser, hübsch genug, wenn man seinen Rang und seine Stellung in Anschlag bringt, ein großer Kenner von Frauenschönheit und ein passionirter Jäger auf allerlei Wild, großes und kleines, so daß man ihn sogar im Verdacht hatte – in der Art natürlich, wie ich es meine – ein unübertrefflicher Wilddieb zu sein. Da er den Wechsel und Zerstreungen in jederlei Gestalt, die Freuden der Tafel, die Unterhaltung mit reizenden Frauen aller Länder außerordentlich liebte, so brachte er einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zu, wenn er nicht auf seinem Lustschlosse zu H*** wohnte oder seinem Dienste als Oesterreichischer General in Wien oblag.

Wie gesagt, ich war auf verschiedenen Reisen mehrmals mit ihm zusammengetroffen und schon damals hatte er dadurch einen üblen Eindruck auf mich gemacht, daß es sein Hauptvergnügen war, beim Glase Wein, der

ihm sehr leicht in den Kopf stieg, gegen Bruno die Anspielung fallen zu lassen, er werde doch noch einmal, koste es was es wolle, sein Schwager werden.

Diese Anspielung, an die ich lange nicht gedacht, war das Erste, was mir wieder in's Gedächtniß kam, als ich ihn in das Schloß treten sah, und jetzt, ich gestehe es gern, erregte mir diese Erinnerung ein noch viel weniger wohlthuendes Gefühl. Obgleich kaum ein Dutzend Jahre seit unsrer letzten Begegnung verflossen sein mochten, so hätte ich den jovialen Prinzen doch beinahe nicht wieder erkannt. Er schien in Ländern von tropischer Hitze herumgereist zu sein und viele Strapazen und Mühseligkeiten erlitten zu haben, denn Seine Durchlaucht waren sehr mager geworden, sahen verdörrt und gelangweilt aus, und seine gelbe Haut, wie seine tiefliegenden Augen, hatten etwas Orientalisches angenommen, was mir früher nicht so stark an ihm aufgefallen war. Allein wie damals zierte ihn auch jetzt noch ein gewisses überlautes Lachen bei der geringsten Gelegenheit, sein Bacchusauge blickte noch eben so lüstern, seine begehrliehen Lippen zuckten noch eben so cynisch wie ehemals. Verschönert hatten sich an ihm nur seine Zähne, die gegenwärtig wie frisch polirtes Elfenbein blitzten, während sie früher nur ein ödes trümmerhaftes Ansehen darboten.

Als ich vom Fenster, von wo ich ihn aussteigen sah, in mein Zimmer zurückgekehrt war, beschlich mich, warum soll ich es nicht sagen, eben kein besonders angenehmes Gefühl, ja, es machte sich sogar das vollste Gegenteil davon in meiner Laune bemerklich. Zwar war der

Fürst von Adersbach dem jetzigen Gaste seiner Schwester leidlich wohlgesinnt gewesen und diese Gesinnung hatte ich damals möglichst zu theilen gesucht, wie ich viele seiner Neigungen und Abneigungen theilte, aber ein überaus großes Gefallen hatte ich niemals an dem abenteuerlichen Charakter des Prinzen finden können, dessen Ansichten vom Leben und vom Menschen den meinen schnurstracks zuwider liefen. Damals, füge ich hinzu, denn jetzt mochte sich der vornehme Herr geändert, seine kleinen Fehler abgelegt und dafür große Tugenden angeeignet haben, was ja bei Prinzen von Geblüt bei vorgerücktem Alter viel häufiger als Menschenkindern gewöhnlichen Schlages zu geschehen pflegt.

Kaum war der Prinz aus dem Wagen gestiegen und er hatte sich noch nicht einmal vom Staube der Reise befreit, so lief auch schon das leise Gemurmeln durch die Stadt, der Prinz von H*** sei gekommen, um sich um die Hand der Fürstin zu bewerben, oder vielmehr, da bei einer regierenden Herrscherin die Etikette das nicht gestattete, sich als einer ihrer würdigsten Bewerber vorzustellen. Und das schien in der That keine üble Speculation zu sein; er machte keine schlechte Parthie, wenn die Wahl der Fürstin auf ihn fiel. Sie war ein schönes herrliches Weib und besaß große Reichthümer, was an und für sich schon der Mühe werth erscheinen mußte, sich einmal danach umzuschauen und das Glück zu versuchen, abgesehn davon, daß ihm durch eine solche Verbindung ein schönes Stück deutscher Erde zufiel, auf welches er

nach menschlichen Berechnungen, wenn es ihm überhaupt noch zu Theil werden sollte, ohne dieselbe noch wenigstens zwanzig Jahre warten konnte.

Als das eben erwähnte Gerücht – ich glaube, es geschah schon am ersten Tage nach der Ankunft des Prinzen – mein Ohr berührte, und noch dazu war der gute Fuchs mit seiner unschuldigsten Lammesmiene der Ueberbringer desselben, packte mich eine bisher noch nie empfundene Angst. Allein so tief ich erschüttert war, so stellte ich mich doch ungläubig und focht mit allen mir zu Gebote stehenden Redekünsten diese allgemein geglaubte Meinung an. Aber mein Freund ließ sich dadurch nicht abweisen; je eifriger ich wurde, um so kälter, aber auch einschneidender wurde sein Ernst, indem er mir durch tausend Erfahrungen zu beweisen suchte, daß gerade die abgelebtesten und widerwärtigsten Männer die schönsten, frischesten Frauen zu bezaubern im Stande seien und daß er für seine Person diese Parthie für eine sehr passende erachte, da es ja überhaupt bei Fürsten nicht darauf ankomme, ob Liebe oder Leidenschaft sie zu einer Ehe dränge.

Zum ersten Mal, seitdem ich ihn kennen gelernt, wurde mir Fuchs an diesem Tage unleidlich, und ich war froh, als er mich endlich verließ, um seiner Pflicht auf der Parade zuzueilen. Mir war plötzlich meine bisher mir so liebe Wohnung unerträglich geworden, ich lief in das Archiv hinauf, schloß mich ein und trottete wie ein dräuendes Thier in seinem Käfig ohne Ruh und Rast darin auf und ab. Wäre ich nach stundenlangem Nachsinnen

meinen instinctiven Trieben gefolgt, so wäre ich auf der Stelle nach Adersbach gereist und hätte meinen Freund fußfällig gebeten, nicht zu dulden, daß dieser prinzliche Bär sich mit dem süßesten Honig seiner Familie sättige. Allein dieser Trieb und Drang, unklug und übereilt, faßte nur kurze Zeit Raum in mir, bald wieder wich er der Vernunft, und mein Pflichtgefühl sagte mir, daß es an mir sei, auf meiner Stelle zu bleiben und das Ende der Dinge abzuwarten. Möge dann kommen was wolle, ich hätte keine Ursache, mich zu beschweren und müsse mich vielmehr freuen, wenn meine angebetete Fürstin endlich einen Mann finde, den sie lieben und achten könne; ob ich ihre Ansicht darin theile, sei eine ganz andere Sache, Niemand würde mir zumuthen, meine persönliche Meinung aufzugeben und mit einer Frau einen und denselben Geschmack an dem von ihr erwählten Manne zu finden.

So war ich denn wieder etwas ruhiger geworden, aber dennoch sah ich mit einer Spannung ohne Gleichen und einer Fülle von Gefühlen dem ferneren Verlaufe entgegen, die ich hier nicht wagen will noch weiter auszumalen. –

Zwei Stunden nach seiner Ankunft, so viel Zeit brauchte er, um sich in sein glänzendstes Kleid zu werfen, wartete der Prinz zum ersten Male der Fürstin auf, wobei Prinz Armin die Mittelsperson machte. Wie dieser Empfang ausgefallen ist und was für Worte laut geworden sind, weiß ich nicht, denn ich war glücklicher

Weise bei demselben nicht zugegen, und eben so wenig mir näher stehende Personen, die man hätte befragen können, was ich indessen nicht gethan haben würde. Ich hatte mein Archiv, die Bibliothek, sogar meine Wohnung zugeschlossen und ritt zu der Zeit, weit vom Schlosse entfernt, im wildesten Gebirgswalde umher, beinahe eins der besten Pferde des fürstlichen Marstalles todt jagend, denn ich befand mich in einer Stimmung, wie nie zuvor, und konnte beim besten Willen nicht ihrer Herr werden, trotzdem ich mir selbst die bittersten Vorwürfe darüber machte. Wenn es an diesem Tage eine Schlacht gegeben und ich daran Theil hätte nehmen können, so würde ich, davon bin ich überzeugt, Wunder der Tapferkeit verrichtet haben, denn mir lag eben so wenig am Leben wie am Sterben. Von welcher Thorheit ich damals besessen war, sieht der Leser aus diesen ehrlichen Worten von selbst, ich brauche mich also nicht weiter darüber auszulassen. Was mir aber das Unerträglichste von Allem war: ich konnte mich an diesem Tage nicht einmal mit meinem Freunde über das Vorgehende und seine muthmaßlichen Folgen, meine Stimmung und mein Mißvergnügen aussprechen. Denn dem fremden Prinzen zu Ehren, der für einen großen Soldatenfreund galt, war schon früh am Abend ein glänzendes Souper bestellt, zu dem Alles geladen wurde, was an Militairs in der Residenz und deren Umgebung aufzutreiben war. Als ich daher von meinem meilenweiten Ritte nach Hause kam und das wirre Treiben im Schlosse sah, wie es bei dergleichen

seltneren Festlichkeiten in der Regel herrschte, indem Alles den Kopf verloren hatte und damit durch die Wand zu rennen suchte, fand ich, daß ich noch nicht genug Bewegung gehabt. Ich ging also nochmals aus. Als ich aber über den großen Platz am Schlosse schritt, stand ich einen Augenblick still und schaute mit nicht geringer Beklommenheit nach demselben zurück. Alle Fenster des großen Speisesaals und der angränzenden Gemächer waren festlich erleuchtet, und hinter den herabgelassenen Vorhängen schmetterte ohrbetäubend die fürstliche Kapelle ihre siegreichsten Fanfaren aus. Warum diese Musik, die ich doch sonst so sehr liebte, mir diesmal schneidend in die Ohren gellte und mein Herz wie mit unlösbaren Dissonanzen zerriß, weiß ich nicht zu sagen. Ich eilte, aus dem Bereich der Trompeten und Pauken zu kommen, schritt die schöne breite Allee mitten durch die Stadt hinab und gelangte an das Thor der entgegengesetzten Seite, wo man die große Promenade erreicht, die fast rings um die Stadt führt.

So warm es am Tage gewesen, der Abend war kühl und ein scharfer Wind wehte von Osten her, ungeheure Massen trocknen Staubes vor sich aufwirbelnd. Obgleich ich nur leicht gekleidet ging, so fror mich doch nicht im Geringsten, vielmehr litt ich an einer inneren Hitze, die mir einen fast unerträglichen Durst verursachte. Als ich etwa eine gute Stunde umhergelaufen und die Nacht schon beinahe hereingebrochen war, stand ich im Begriff, langsam nach der goldenen Krone zu gehen, um wenigstens

da in einem abgelegenen Winkel in Ruhe meinen Schoppen trinken zu können. Allein dies kleine Glück sollte mir an diesem unseligen Abend nicht beschieden sein. Eben als ich den Flur des Hauses betreten wollte, kam mir ein Mann auf der Straße entgegen, den ich an seinem würdevollen Schritt und seiner steifen Haltung schon von Weitem erkannt hatte. Es war der Hofprediger, mit dem ich mich sehr gut stand, wie er denn überall in der ganzen Stadt ein sehr geachteter und beliebter Mann war.

»Ei!« sagte er, als er mich bei dem hellen Laternenschein des Gasthauses erkannte, »Sie sind es, Herr Archivrath? Das trifft sich ja herrlich! Wohin wollen Sie so eilig, wenn Sie nichts auf dem Schlosse zu thun haben?«

»Ich will essen und trinken,« erwiderte ich kurz, nachdem ich ihm die Hand gereicht, da er mir die seinige freundlich entgegenstreckte.

»Essen und trinken wollen Sie? Hm! Und hier in dem düsteren Hause? Ei, da weiß ich einen besseren Ort und hoffentlich werden wir auch da zu essen und zu trinken bekommen. Darf ich um Ihren Arm bitten? Ich denke nämlich, Sie werden mir die Ehre erzeigen und an meinem Tische heute vorlieb nehmen. Tiburtius kommt auch und da sind wir Drei ja zusammen, die Medizin, die Theologie und – und –«

»Nun, was?« fragte ich, schon einigermaßen durch die frohe Aussicht auf eine gleichgültige Unterhaltung erheitert.

»Und die ganze übrige Gelehrsamkeit,« fuhr er fort, »die Sie ja bei uns repräsentiren. Kommen Sie, kommen

Sie geschwind, es weht ein abscheulicher Ostwind und ich möchte mir nicht gern einen neuen Katarrh holen, da der alte noch nicht ganz verschwunden ist.«

Also plaudernd zog er mich am Arme fort und ich schritt halb willenlos neben ihm her in sein Haus, das nicht weit von der goldenen Krone entfernt lag. Doctor Tiburtius fanden wir noch nicht vor, aber die »Frau Hofpredigerin«, wie sie sich so gern nennen hörte, jenes böse, klatschsüchtige Weib, saß wie auf der Lauer hinter ihrem Tische, der reichlich mit Speisen und Flaschen beladen war, denn man speiste ganz außerordentlich gut bei diesem höheren Seelsorger, der auch die Sorge um den Leib für keine zu verachtende Menschenpflicht hielt.

Wenn ich mir aber in diesem Hause und bei der alsbald folgenden Unterhaltung eine Ableitung von meinen Gedanken versprochen und somit einen kurzen Genuß für möglich gehalten, so hatte ich mich ungeheuer geirrt, im Gegentheil sollte mir nur zu bald klar werden, daß ich hier aus dem Regen unter die Traufe gekommen sei.

»Ach, Herr Archivrath!« empfing mich die liebe Frau vom Hause mit ihrem schmunzelnden Lächeln, »es ist prächtig, daß Sie uns einmal besuchen. Ich kann mir schon den Grund denken, der sie herführt; Sie sind gewiß von allen Hofherren am besten von dem Vorgehenden unterrichtet.«

Ich sah sie groß an und es war mir zu Muthe, als ob mit einem Male die Pauken und Trompeten vom Schlosse hier mit verstärkter Gewalt auf mich losschmetterten.

»Ich verstehe nicht,« erwiderte ich, »was Sie meinen, beste Frau. Ihr Herr Gemahl hat mich auf der Straße getroffen und so bin ich seiner gütigen Einladung gefolgt.«

»Ach so! Nun, ich dachte schon, Sie kämen zu uns, um das allgemeine Gerücht, das wie ein Engel mit feuriger Zunge durch die Stadt läuft, zu bestätigen.«

»Welches Gerücht meinen Sie denn?«

»O, wie man so böswillig sein und sich vorstellen kann! Sie wissen ja längst, was ich meine. Ich spreche hier von der Vermählung unsrer lieben, lieben Fürstin mit dem Prinzen von H***, der ja nur deshalb hierhergekommen ist.«

»Von der Vermählung sprechen Sie schon? Da muß doch erst die Verlobung vorausgehen, denke ich.«

»Nun ja, das versteht sich von selbst. Sagen Sie, wie alt ist wohl der Prinz?«

»Einige vierzig Jahre mag er wohl zählen.«

»Er soll auch sehr hübsch sein?«

»Ein Prinz ist immer hübsch.«

»O ja, freilich, aus gewisse Weise! Doch, sagen Sie, hat ihn die Fürstin sehr freundlich empfangen? Hat sie ihn geküßt? Hat er sie umarmt? Denn sie sind ja Vetter und Cousine und dürfen sich das schon erlauben.«

»Sie fragen da viel in einem Athem,« sagte ich kleinlaut, mich schon wieder nach meinem Hute umschauend, denn daß ich hier nicht bleiben könne, sah ich sehr bald ein. »Ich bin nicht dabei gewesen, als die Fürstin den Prinzen empfing, und wenn sie Vetter und Cousine, ja Vetter –«

»Herr Gott!« warf der Hofprediger zu rechter Zeit ein, »liebste Susanne, Du bestürmst ja den Herrn Archivrath förmlich. Wie soll er denn Alles wissen, was Du wissen möchtest? Denkst Du, er horcht so gern an der Thür, wie –«

»Pst!« machte die liebste Susanne und hielt ihrem Manne den Mund zu. »Laß das, mein Lieber, und verführe mir den Herrn Archivrath nicht. Er war so eben im besten Zuge, mir die ganze Geschichte haarklein zu berichten, und unsereins, das mit zum Hofe gehört, nimmt doch einen sehr erklärlichen Antheil daran.«

Sie hätte noch eine halbe Stunde in derselben Art weitergesprochen, wenn nicht in diesem Augenblick Doctor Tiburtius gekommen wäre und der Unterhaltung auf kurze Zeit eine andere Richtung gegeben hätte.

»Aha!« rief der vortreffliche Leibarzt, indem er sein kundiges Auge über den wohlbesetzten Tisch und die schön etikettirten Flaschen laufen ließ, »der Herr Nasenabschneider weiß auch, wo es einen guten Salat giebt, und da haben wir ihn. Halloh, mein Freund, Sie kommen gewiß eben aus dem Schlosse. Da geht es lustig und herrlich her. Wie weit ist denn die Sache gediehen? Werden wir dieses Jahr noch eine neue Huldigung und eine Reihe ganz köstlicher Hoffeste mit obligaten Diners und Soupers erleben?«

»Mein Gott,« dachte ich, »nun fängt der auch an, von der *Sache* zu sprechen, und wenn das noch lange so fortgeht, werden wir gleich von Kindbett und Prinzenerziehung zu hören beginnen. – Ja, ja,« rief ich mit komischer

Entrüstung, »und Salat wird es auch dabei geben, ob er aber so gut wie dieser berühmte Hofpredigersalat sein wird, weiß ich in der That nicht zu sagen.«

»Nun, dann wollen wir ihn gleich einmal versuchen!« rief der Hofprediger heiter. »Nehmen Sie Platz, meine Herren, wir wollen heute Abend für uns selbst speisen und an Andere denken – segne es Gott, meine Herren!«

So saßen wir denn und aßen und tranken. Die Anwesenden fanden mich diesmal sehr kurz und kaustisch, ich aber fand sie Alle unverantwortlich langweilig, denn sie wußten den ganzen Abend von nichts zu sprechen, als von der herrlichen Idee, dies fürstliche Paar zusammenzubringen, und nun sei die Erbfolge fertig und das Land könne sich glücklich schätzen, daß es endlich seine sehnlichsten Wünsche erfüllt sehe.

Trotzdem aber, daß ich diese dummen Reden ohne Widerspruch anhören mußte, blieb ich doch, als ich einmal am Tische saß, ziemlich lange unter den guten Leuten sitzen. Ich fürchtete mich, zu früh nach Hause zu kommen und noch einmal das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken hören zu müssen. Gegen meine Gewohnheit aber und vielleicht um meinen Groll hinabzuspülen, trank ich mehr als eine Flasche Wein, der sehr wohlschmeckend war, wie der Salat, den mir aber der gute Hofprediger dadurch versäuerte, daß er herrliche Reden über die Fürstin und den Prinzen zum Besten gab und einmal um's Andre auf ihre baldige Verlobung, Vermählung und was darauf folgte, sein Glas leerte, was

allerdings ein Gegenstand war, dessen Besprechung und Betoastung den Herren Geistlichen sehr geläufig ist.

Als ich endlich nach elf Uhr, von Doctor Tiburtius bis an das Portal des Schlosses begleitet, nach Hause zurückkehrte, fand ich wider Erwarten Alles darin sehr still und die Corridore und Treppen finster und leer – die Gäste waren also nicht mehr da und die meisten der Schloßbewohner schon zur Ruhe gegangen. Als ich aber in mein Zimmer getreten war und zufällig einen Blick nach dem dunklen Garten warf, sah ich zwei helle Lichtstreifen von den Fenstern im oberen Stockwerk über den Rasen fallen, zum Beweise, daß außer mir noch Jemand anders im Schlosse wachte. Nachdem ich eine Weile diese Lichtstreifen wie zwei vielsagende Erscheinungen angestarrt, lauschte ich mit allen meinen schon sehr scharf gewordenen Sinnen, ob ich nicht irgend ein Geräusch von Oben her vernehme, ob mehrere Personen versammelt wären und sich vielleicht gemüthlich unterhielten, und diese Beobachtung war so interessant, daß ich mich auf mein Sopha niederlegte, um sie geraume Zeit in ungestörter Gemächlichkeit fortzusetzen. Ich war damit so eilig, daß ich es unterließ, mir ein Licht anzuzünden. Aber was brauchte ich Licht! Entweder war genug davon in mir oder die ganze Welt außer mir war so dunkel beschattet, daß dies eine Licht auch keine Helle darin verbreitet hätte.

Daß ich bei diesem geheimnißvollen Geschäfte nicht daran dachte, mich auszukleiden, versteht sich von

selbst. Denn war es nicht möglich, daß ich noch in dieser Nacht zu irgend einem Dienste aufgetrieben würde? Und da mußte ich doch bei der Hand sein und durfte Niemand – noch dazu an einem so wichtigen Tage – auf mich warten lassen!

Daß ich mir mit dieser Hoffnung an diesem Abend vergeblich geschmeichelt, sah ich erst zu meinem nicht geringen Aerger am nächsten Morgen ein. Dieser Aerger aber entsprang nicht etwa aus der Einsicht, daß meine Hoffnung nicht eingetroffen war, sondern daraus, weil ich zur Besinnung gekommen, daß ich am Abend vorher recht thöricht gewesen sei, und so, nachdem ich nüchtern geworden und mithin im Stande war, die vorliegende Sache klarer zu beurtheilen, die mich gestern nur durch ihre Neuheit und Ueberstürzung so ergriffen hatte, schalt ich mich selbst und fand es ganz recht, wenn mir in Folge der letzten Nacht ein recht hübscher Schnupfen zuertheilt ward. Denn man denke sich meine Ueberraschung, als ich mich am nächsten Morgen, sobald das neue Tageslicht in mein Zimmer schien, noch angekleidet auf dem Sopha liegend fand. Von dem langen Ritt, dem weiten Gange, dem eitlen Geschwätz und dem schweren Weine übermüdet, war ich ruhig eingeschlafen, und die Götter des Traumes mußten mir wohl angenehme Bilder vorgegaukelt haben, denn ich fand mich nicht allein viel ruhiger, vernünftiger, sondern auch viel heiterer und vertrauensvoller, als am Abend vorher gestimmt.

DRITTES KAPITEL. EIN MANN, DER CONNEXIONEN UND
GUTEN WILLEN HAT.

Im Laufe dieses Tages erfuhr die ganze Stadt, sogar die Küchenjungen im Schlosse erzählten es sich voller Wonne, daß der fremde Prinz von unsrer schönen Fürstin bezaubert sei. Er habe nicht allein eine ganz außerordentliche Liebenswürdigkeit gegen sie an den Tag gelegt, habe kein Auge von ihr verwandt, sondern auch nach der Tafel gegen Jedermann die glücklichste Laune bewiesen. Verschiedentlich habe er geäußert, es sei anfangs seine Absicht gewesen, nur einen Tag in B*** zu bleiben, allein er habe sie geändert und werde nun so lange verweilen, als man ihn mit Freuden zu dulden die Miene annehme. An diese Berichte knüpfte sich sehr bald die Vermuthung, die bei einigen sanguinischen Berichterstattern sogar zur Gewißheit stieg, bald nach Abreise der Prinzen werde unser ganzer Hof nach W*** übersiedeln, um daselbst im elterlichen Hause der Fürstin die Verlobung zu feiern.

Was oder wieviel hiervon der Wahrheit entsprach, konnte kein Mensch wissen; geglaubt wurde es von den Meisten, und ich selbst zweifelte nur noch schwach daran. Nur die Eile, mit der diese neue Verbindung betrieben wurde, kam mir bedenklich vor, sonst fing ich allmählig schon an, meinen Kopf, der nur noch in Pausen wirbelte, an das öffentliche Geheimniß des Tages zu gewöhnen, da kein stichhaltiger Grund vorlag, das allgemein für wahr Angenommene für geradezu unmöglich gelten zu lassen.

Am zweiten Tage der Anwesenheit der Prinzen fand eine allgemeine Vorstellung des engeren Hofpersonals und einiger bevorzugter Personen der Residenz statt. Natürlich mußte auch ich zufolge einer Aufforderung des Hofmarschallamtes dabei erscheinen. Wir versammelten uns in einem Schloßsaale und standen in zwei langen Reihen, auf der einen Seite die Damen, auf der andern die Herren, voller Erwartung, die Thüren sich öffnen zu sehen, durch welche unser künftiger Herr hereinschreiten und uns gleichsam als einen Theil seines demnächstigen Besitzthums in Augenschein nehmen würde.

Endlich riß man die Thüren auf und unter Vorantritt des Hofmarschalls und der Oberhofmeisterin trat die Fürstin, und an ihrer Seite, strahlend von Glück und Freude, ihr erhabener Gast ein. Alle Blicke flogen auf diesen hin, denn natürlich konnte man auf seinem Angesicht die vollste Bestätigung der umlaufenden Gerüchte lesen; ich aber suchte das Auge der Fürstin, als könne nur dies mir die einzige wirkliche Bestätigung liefern. Allein ich konnte dies Auge an diesem Tage nicht ergründen, so viele Mühe ich mir auch damit gab. Sie hielt es zu Boden geschlagen, als blende sie der goldne Strahl des schönen Frühlingstages. Ihr Gesicht aber bekundete eine gewisse Befangenheit, gleichsam als bedrücke sie die aus allen Augen blitzende Neugierde und gespannte Erwartung, und ein scharfer Beobachter am Hofe, wie es deren an diesem Tage so viele unter den Anwesenden gab, hätte nicht ganz mit Unrecht auf dieser Befangenheit den Schluß ziehen können: die Miene der schönen Fürstin

spreche in einer sehr natürlichen verschämten Weise das Glück über die bevorstehende neue Verbindung aus.

Als die hohen Herrschaften in den weiten Raum zwischen den aufgestellten Reihen eingetreten waren, verneigten sie sich freundlich vor dem ganzen Beamtenpersonal, worauf die Vorstellung Einzelner begann, welche bei den Damen die Oberhofmeisterin, bei den Herren der Hofmarschall leitete, von Beiden aber nur auf die höheren Würdenträger mit Nennung des Namens ausgedehnt wurde.

Während die Fürstin mit ihrem Gaste vor den Damen stand, hatte sich Prinz Armin, der Bruder der Ersteren, der mit im Gefolge war, ganz zwanglos unter den Anwesenden umgeblickt, und als er endlich auch mich gewahrte, kam er freudig auf mich zu, schüttelte mir die Hand und erkundigte sich mit leisen Worten nach meinem Befinden. Nachdem wir einige Worte gewechselt, erschienen die Herrschaften vor unsrer Reihe, und als auch hier bis zu der bestimmten Gränze die namentliche Vorstellung zu Ende war, trat der Prinz mit der Fürstin in den leeren Mittelraum zurück, bald an Diesen, bald an Jenen ein paar Worte richtend. Da, und wahrscheinlich etwas ermüdet von der Betrachtung der vielen nichtssagenden Gesichter und den wie auf Commando sich beugenden Gestalten der Hofleute, flog sein Auge noch einmal über die ganze Versammlung und plötzlich blieb es auf mir haften, der ich in meiner Reihe nicht den letzten, aber doch einen etwas weit vom ersten entfernten Platz einnahm. Sobald er mich eine Weile aufmerksam betrachtet,

wandte er sich zum Hofmarschall, neben dem auch Major Fuchs im Gefolge stand, und fragte mit seiner rauhen, jetzt aber ein wenig gedämpften Stimme:

»Ah, mein lieber Herr von Breitspur, wer ist doch der schöne große Mann dort mit dem dunklen Haar und den flammenden Augen? Er kommt mir bekannt vor und ich muß ihn schon irgend wo gesehn haben.«

»Es ist der Archivrath Ihrer Durchlaucht, gnädigster Herr!«

»So, so – o, wo hab' ich ihn doch gesehen!«

»Wahrscheinlich beim ehemaligen Erbprinzen von W***, dessen Studiengefährte und Begleiter er auf verschiedenen weiten Reisen war.«

»Ja wohl, ja wohl, aber wie heißt er doch?«

»Flemming, Durchlaucht!«

»Ach, was habe ich für ein schlechtes Gedächtniß! Richtig, richtig, Flemming hieß der Mann. Aber halt – das war es nicht, was mir bei ihm zuerst einfiel – er erinnert mich noch an Jemand anders – hm! diese Miene, dieses Gesicht.« Und er faßte sich an die Stirn, als wolle er sich auf irgend etwas besinnen, was ihm einmal mit mir begegnet war. Allein, er mochte es nicht finden können und so trat er mir näher, gab mir leutselig die Hand und sagte:

»Ei der Tausend, Flemming, sind Sie jetzt *hier*? Das habe ich nicht gewußt. Sie machen eine gute Carriere; erst des Bruders Busenfreund und nun der Schwester Archivar! Aber ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen! Doch hören Sie –« und er trat mir näher und flüsterte etwas

unceremoniös in mein Ohr, indem er mir vertraulich die Wange klopfte, was ihm nicht ganz leicht wurde, da ich beinahe einen Kopf größer war als er: »Sie sind doch noch so discret, wie ehemals, wie? Sie verrathen doch nicht meine damaligen Thorheiten, he? Ich bin jetzt vernünftig geworden, haha! Sie verstehen mich?«

»Ich verstehe Sie, gnädiger Herr,« sagte ich lächelnd. »Ich bin noch eben so discret wie ehemals und das wird mir in der That sehr leicht, da ich beim besten Willen nichts Bedeutendes von Ihnen zu verrathen hätte.«

»Prächtig, prächtig! Nun adieu, auf Wiedersehn!«

Diese ernstlich gemeinte aber doch wie im Scherze geführte Unterhaltung war hinreichend, um mich daraus erkennen zu lassen, daß seine Anwesenheit an unserm Hofe in der That nicht ohne Bedeutung und stille Bewerbung also ernstlich gemeint sei. Ich sprach diese meine Wahrnehmung gegen Niemand aus, was auch gar nicht nöthig war, denn Jedermann schrie eine ähnliche, aus andern Beobachtungen geschöpfte Vermuthung so laut aus, daß man sie sogar auf den Straßen hören konnte, wenn man auf die Gespräche der Vorübergehenden achtete. Ich hatte aber an allem Diesem genug, ich mochte nichts mehr hören und sehen und hielt mich so viel wie möglich von den Hoffestlichkeiten zurück, die jetzt bald in, bald außer dem Schlosse in ununterbrochener Reihe mehrere Tage lang hinter einander folgten. An den meisten dieser Feste nahm natürlich auch die Fürstin Theil, sogar bei einer großen Hirschjagd erschien sie auf ihrem

arabischen Schimmel. Sie sah an diesem Tage wunderbar schön aus, wozu das amazonenhafte Costüm von grünem Sammt, die stolze Haltung zu Pferde und dieses edle Thier selbst sehr viel beitrug. Ein Gleiches mochte auch wohl der Prinz von H*** bemerken, denn er wich nicht von ihrer Seite, trug sein Entzücken deutlich zur Schau und war so unübertrefflicher Laune, daß er von Witz und Humor sprudelte und an Anekdotenfülle selbst den Major übertraf. Merkwürdig genug aber spielte er, Jenem gerade entgegengesetzt, in allen Anekdoten, die er in seiner lauten, rauhen Weise erzählte, eine geistreiche Rolle, immer wußte er pikante Aeüßerungen einzuflechten, die angeblich von ihm herrührte, kein sehr häufig aber ihren Ursprung höheren Orts klar an der Stirn trugen, denn einen Ueberfluß an Geist und Witz konnte ihm selbst sein bester Freund nicht andichten, da er nicht die Probe davon besaß.

Mit mir sprach der gnädige Herr, trotzdem er mich bei seiner ersten Begrüßung eine Fortsetzung unsers Gespräches hatte befürchten lassen, kein Wort mehr, was mir sehr angenehm war. Er schien mir sogar aus dem Wege zu gehen, wo er es, ohne aufzufallen, nur irgend bewerkstelligen konnte. Sobald er mich aber unvermuthet zu Gesicht bekam, sah ich das seinige finster zucken, woraus ich schloß, daß ich das Unglück gehabt, ihm zu mißfallen oder im Wege zu stehen. Der Grund dieses Mißfallens wollte mir nicht recht klar werden, trotzdem ich eifrigst darüber nachdachte, endlich aber ließ ich auch davon ab

und dachte: »er mißfällt Dir ja auch, so mag es eine innere Antipathie sein, die Euch Beiden innewohnt.«

Dennoch aber bemerkte ich, daß Seine Durchlaucht auf all mein Thun ein aufmerksames Auge richtete. Er betrachtete mich oft mißtrauisch aus der Ferne, erkundigte sich sehr genau nach allen meinen Verhältnissen in B*** und ließ sich sogar die Indiscretion entschlüpfen, nach meinem Leumund bei Hofe zu fragen. Leider hatte er sich dabei auch an einige mir von Herzen ergebene Freunde gewandt, unter Anderen an den Major Fuchs, der mir später auf Befragen einige dieser Unterhaltungen wörtlich mitzutheilen so gütig war.

Auf jener Jagd zum Beispiel, an der ich in Folge eines Befehls der Fürstin Theil nahm und mich stets in ihrem unmittelbaren Gefolge hielt, während die eifrigsten Jäger oft weit vor uns voraus jagten, fragte er den Major, welche Rolle ich denn eigentlich hier am Hofe spiele und ob man denn auch wisse, daß ich der Sohn des ehemaligen Gärtners in W*** sei?

Der gute Fuchs machte auch diesmal in der Beantwortung dieser Frage seinem Namen Ehre und erwiderte, man wisse nur, daß ich der langjährige Begleiter und Freund des Prinzen Bruno und ein Mann sei, den die fürstliche Familie gern um sich zu sehen wohl eine Berechtigung habt.

»Das mag sein,« erwiderte der Prinz, »auch hat der Mann ein gefälliges Aeußere, Exterieur, wie man in W*** sagt. Namentlich in seinem dunklen Kopf und in seinen sprechenden Augen liegt der Ausdruck eines bestimmten

festen Willens und Charakters, und er mag auch wohl Manches gelernt haben, wie Jedermann von ihm behauptet. Aber wie alle Parvenüs ist er stolz und aufgeblasen und überschätzt seinen Werth bei Weitem.«

»Um Vergebung, Durchlaucht,« erwiderte der Major mit festem und sehr ernstem Tone, der aus seinem Munde ein viel größeres Gewicht hatte, als aus dem anderer, immer ernster Leute, »stolz mag der Archivrath sein, aufgeblasen aber ist er nicht und am wenigsten überschätzt er seinen Werth, ich kenne ihn besser darin.«

»Mag sein, mag sein, ich kenne ihn *nicht* so genau und darum scheint es mir vielleicht so. Wenn er aber nur halb so viel Schrullen zu Tage fördert, wie sein prinzlicher Freund, mein seinem Stande abtrünnig gewordener Vetter in Adersbach, dann hat er genug, um mir widerwärtig zu sein. *Fi donc!* was ist das für eine erbärmliche Geschichte mit dem Jägermädel aus dem Habichtswalde. Das allein schon hat mir auch diesen Burschen verleidet, der gewiß sein bischen Mutterwitz mit in die bäuerliche Milch gebrockt hat!«

Der Prinz von H*** hätte an diesem Tage seine Galie vielleicht noch viel reichlicher über mich ausgeschüttet, wenn es ihm nicht widerstrebt, sich den schönen Tag durch ein Gespräch über einen so untergeordneten Gesellen, wie ich einer war über die Gebühr zu verbittern. Auch nahm der Major seine Herzensergüsse nicht auf die erwünschte Weise auf und so suchte er sich Leute am Hofe aus, mit denen er freier von der Leber weg über diesen Gegenstand sprechen konnte. Solche Leute waren nicht

schwer zu finden, und zuletzt war Seine Durchlaucht so glücklich, den allerbesten Fund zu thun. Denn kaum hatte er einmal in der Nähe der Oberhofmeisterin von mir zu sprechen angefangen, so war diese ganz Feuer und Flamme geworden, und Beide ergossen in ihrer Erregung ihre Leidenschaft nun so laut über den armen Archivrath, daß Jeder, der es hören wollte, Zeuge davon werden konnte. Fuchs und Andere theilten mir das ehrlich mit und warneten mich, auf der Huth zu sein, da die Oberhofmeisterin sich nicht entblödet hätte, Dinge von mir zu behaupten, die eben so wenig schmeichelhaft für mich waren als sie sogar das Vertrauen bemäkelten, womit die Fürstin mich zu beehren die Güte hatte.

Das war das Aergste, was man dem Prinzen von mir in das Ohr flüstern konnte, und er begann der Oberhofmeisterin einen kleinen Plan vorzulegen, dessen sofortige Ausführung nur von der Beistimmung dieser abhängen sollte.

»Man muß einen raschen Entschluß über ihn fassen,« sagte kurz der Prinz, als beide Personen sich völlig verständigt hatten.

»Sie werden uns Allen, die es mit der Fürstin ehrlich meinen, eine Wohlthat erweisen, Durchlaucht, wenn Sie diesen Entschluß nicht allein bald, sondern wo möglich auf der Stelle ausführen.«

»Das wird sich machen lassen. Gewähren Sie mir nur noch einen Tag Zeit; übermorgen reise ich und morgen soll es geschehen sein.« –

Ehe es aber Morgen geworden war, wußte ich schon, daß man einen ganz niedlichen Plan gegen mich geschmiedet, und ich war völlig vorbereitet, ihm mit der ganzen Ruhe und Besonnenheit zu begegnen, die mir die gute Mutter Natur zur Verfügung gestellt hatte.

Es war am Tage vor der Abreise der beiden Prinzen, als mir die doppelte Ehre zu Theil wurde, sie Beide in meiner Wohnung zu begrüßen, eine Ehre, die um so schwerer in's Gewicht fiel, als sich nur sehr wenige Personen am Hofe zu B*** einer gleichen rühmen konnten, weshalb sie jedoch auch einer zweideutigen Beurtheilung ausgesetzt war.

Zuerst erschien Prinz Armin bei mir, schon am frühen Morgen bevor ich mich in die Bibliothek begab. Sein Besuch konnte nicht auffallen, da er, wie man wußte, seit langer Zeit mit mir bekannt war und früher in W*** sehr häufig mein Zimmer betreten hatte. Eigentlich führte ihn wohl zumeist die Neugierde zu mir, denn er fragte sehr lebhaft nach allen Einzelheiten aus seines ältesten Bruders jetzigem Leben, und in diesem Punkte konnte ich ihm alle verlangten Aufschlüsse zu Theil werden lassen. Als er wieder ging, drückte er mir freundschaftlich die Hand und sagte, er freue sich, gesehen zu haben, daß es mir nach Wunsch gehe. Er werde das zu Hause seinen Eltern erzählen, denn diese selbst hätten ihm empfohlen, sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Aus seinem ganzen Verhalten konnte ich ziemlich sicher entnehmen, daß der Prinz von H*** ihm keine feindselige Gesinnung gegen mich einzuflößen versucht

hatte, was er wohl in der Voraussetzung nicht gewagt, daß man mich in W*** besser als er selbst kenne und daß man, falls er seiner Galle gegen mich allzufreien Lauf ließe, seinen Widerwillen nur auf eine zufällige persönliche Abneigung, keineswegs aber als ein mich mit Grund verdammendes Urtheil betrachten und bestätigen werde.

Vor Tische aber, als ich kaum aus dem Archiv in mein Zimmer zurückgekehrt war, trat ohne jede Anmeldung, ganz vertraulich und *en passant*, wie er sagte, is der Prinz von H*** bei mir ein, und selbst wenn ich nicht vor ihm gewarnt worden wäre, würde mir der fuchsartig lauern- de Blick seines matten Auges ein gewisses Bedenken eingeflößt haben.

In dem Glauben, eine so leutselige und unwiderstehliche Miene zu zeigen, daß ich ihm unbedingt vertrauen müsse, trat er bei mir ein, sah sich sogleich genau in allen Ecken um, und da er eine sehr elegante Ausstattung vorfand, die sich, Dank der Fürsorge der Fürstin und meiner allmäligen Nachhülfe, sogar bis auf die kleinsten Dinge erstreckte, so stutzte er sichtbar, schien die zufällig ganz geöffnete Zimmerreihe, die ich inne hatte, mit meinen sonstigen Verhältnissen in Verbindung zu bringen und zog daraus den Schluß, daß man mich hier über Gebühr weich gebettet habe. Alles das sah ich ihm auf den ersten Blick an; seine Verwunderung steigerte sich sogar noch durch die Betrachtung, daß man aus meinen Fenstern dieselbe Aussicht in den Garten wie aus denen der Fürstin genieße, woraus sich also ergab, daß mir die Ehre widerführe, gerade unter der Wohnung derselben

ein eben nicht kümmerliches Leben zu fristen. O wenn dieser Mann eine Ahnung von der geheimen Wendeltreppe gehabt hätte, die unmittelbar aus meinem Zimmer in das der Fürstin führte, was würde er dann gedacht, wie sich benommen haben, da er schon jetzt mit Schakalsfreundlichkeit in meine Nähe trat, um mir den verabredeten Streich zu spielen!

»Mein lieber Flemming,« sagte er möglichst süß und sanft, nachdem er den Ehrenplatz auf dem Sopha eingenommen, während ich mit gespannter Miene vor ihm stehen blieb, »wir sind ja alte Freunde und so verdienen Sie mir gewiß nicht, daß ich Sie besuche und mich einmal persönlich von Ihrem Wohlbefinden an diesem Hofe überzeuge, nicht wahr?«

Ich verbeugte mich blos, ohne eine Sylbe zu erwidern, was er auch gar nicht zu erwarten schien, denn er fuhr rasch fort: »Ja, sehen Sie, da bin ich einmal hier und finde es, aufrichtig gesagt, recht hübsch an diesem Orte, obgleich, *entre nous*, Manches etwas anders, das heißt noch besser sein könnte, als es ist.«

»Zum Beispiel, gnädiger Herr?« schaltete ich mit künstlich affectirter Neugierde ein.

»Zum Beispiel, ja, gerade herausgesagt: Sie selbst stehen hier eigentlich nicht an dem Platze, der Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten gebührt.«

»Ich wüßte nicht, Durchlaucht, daß man mich noch besser verwerthen könnte.«

»O, wie kann man so übermäßig bescheiden sein! Wissen Sie, was Goethe von diesen Leuten sagt? Aha, Sie

wissen es, unn, ich brauche also das schlecht klingende, aber in Wahrheit treffende Wort nicht zu wiederholen. Aber sehen Sie, Sie sind nun Archivrath und sogenannter Ober-Bibliothekar an dem kleinen Hofe zu B*** – was will das sagen? Es ist ein ganz hübsches Amt, mag sein, aber für einen Mann wie Sie giebt es doch noch bessere Stellen, zumal Sie sich doch gewiß einmal verheirathen und ein Haus aufmachen wollen.«

»Was!« dachte ich. »Will er mir vielleicht eine Kammerjungfer antragen, deren er überdrüssig geworden ist? – Sie sind sehr gütig, Durchlaucht,« sagte ich, »und meinen es in der That vortrefflich mit mir, aber ich fühle mich hier zufrieden gestellt und sehne mich vor der Hand nach keiner anderen Stellung.«

»Haha! Weil Sie keine bessere, Ihren Talenten entsprechende, vor Augen haben. Aber ich weiß Etwas, was wie geschaffen für Sie ist.«

Er hielt inne, streckte lauernd den Kopf vor, als könne er den Augenblick nicht schnell genug nahen sehen, wo ich ihm entgegenkommen und an seine Angel anbeißen würde, an der er einen allerliebsten Köder zu befestigen die Absicht verrieth.

»Da sind Sie glücklicher als ich,« erwiderte ich dreist, »ich halte jedoch meine jetzige Stellung wie geschaffen für mich!«

»Pah! Warum nicht gar! Hören Sie nur weiter. Sie leben hier in einer kleinen Stadt, ohne Verkehr, ohne Handel und Wandel, ohne Gelehrsamkeit, ohne – mit einem

Wort, ohne Alles, was einen großen Geist reizen und bezaubern kann. Haben Sie denn gar keine Sehnsucht nach einem höheren Mittelpunkt der Welt? Blicken Sie zum Beispiel nach Oesterreich hin – nach Wien! Da lebe ich auch und es wäre mir außerordentlich angenehm, Sie dort in meiner Nähe und recht hübsch placirt zu sehen. Ich habe Connexionen daselbst, mein Freund, sehr bedeutende und einflußreiche Connexionen! Man bemüht sich in Wien um eine gewisse Art geistreicher und kluger Leute – Oesterreich könnte Sie gewiß gebrauchen und würde Sie kaiserlich besolden.«

»Das ist möglich,« antwortete ich ruhig, »aber ich bedarf Oesterreich's nicht. Ich lebe hier glücklich, habe mein Auskommen und mehr bedarf ich für's Erste nicht, überhaupt zieht es mich nicht besonders nach Wien, der ich dem Norden Deutschlands schon bezüglich meiner Heimat mehr zugethan bin.«

»Ah so, also ist es das! Nun dann kann ich Ihnen auch etwas Anderes und vielleicht noch Besseres anbieten. Wie wäre es zum Beispiel mit einer Legationsrathsstelle bei der Oesterreichischen Gesandtschaft in Paris, London oder Rom, Petersburg, wo Sie wollen und wie Sie es lieben, wie? Da lernen Sie die große Welt kennen und leben mitten darin.«

»O gnädiger Herr,« sagte ich mit einiger Unruhe, denn sein Gespräch langweilte mich und ich hatte genug gehört, um zu wissen, daß er mich blos von B*** fortbringen wolle, »ich habe noch eine viel größere Welt auf meiner Erdumseglungsreise kennen gelernt und bin an das

Leben darin gewöhnt. Gerade das aber, was ich dort nicht entdeckt, habe ich hier gefunden, die Ruhe, den Frieden, die Muße und damit verbunden die Neigung zum ungestörten Nachdenken. Lassen Sie mich also getrost in dieser meiner kleinen Welt, und sollte ich einst die Lust empfinden, noch einmal in die große zurückzukehren, so will ich mich Ihres gütigen Anerbietens von heute erinnern und Ihnen meine Wünsche zu erkennen geben.«

»Ha!« rief er, von seinem Sitze aufspringend, »das soll ein Wort sein! Das ist wenigstens vernünftig. Ja, erinnern Sie sich meiner, schreiben Sie, kommen Sie, sobald wie möglich; Sie werden mich jeden Augenblick bereit finden, Ihnen zu dienen, nicht nur mit meinen eigenen Mitteln, sondern auch mit denen viel Größerer und Mächtigerer.«

»Das soll geschehen, sobald ich Ihrer Hülfe zu bedürfen glaube.«

»So ist es also abgemacht. Wir scheiden als die besten Freunde. O, Sie sind ein so allerliebster Mann, Mann von Kopf und eigentlich – eigentlich ein bischen zu hübsch für einen von unserm Geschlecht. Sie *können* nicht allein, Sie *müssen* damit eine große Carriere machen. Doch was plaudere ich noch. Sehen Sie, die Zunge läuft mit meinen Gefühlen davon und meine Gefühle gehören Ihnen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich in gutem Andenken.«

Er reichte mir seine kalte, feuchte Hand, ohne aber eigentlich die meinige damit zu berühren, nur zum Scheine, wie es vornehme Herren so oft Geringeren gegenüber

thun, denen sie damit eine Ehre zu erweisen glauben und eine Neigung vorlügen, die sie nicht empfinden. Ich berührte diese Hand also auch nur zum Schein, verbeugte mich vor dem albernen Menschen, der mich zuletzt noch durch eine ganz gemeine Schmeichelei fangen wollte, und begleitete ihn bis zur Thür, durch die er mit einigem Geräusche verschwand, wie es von jeher gewissen Herren eigen ist, die sich viel größer dünken als sie sind und viel weniger klein erscheinen würden, wenn sie sich in ihrer natürlichen Größe darstellen wollten.

Das war der letzte Anfall, der mir von Seiten dieses erhabenen Herrn zu Theil wurde, und er ging glücklich und rasch genug vorüber. Mein Wort, an ihn zu schreiben, wenn es nöthig wäre, hielt ich ihm, allein der Leser wird erfahren, wie und bei welcher Gelegenheit. – Am andern Tage trennte er sich, berauscht von den ihm gewordenen Eindrücken, von unserm Hofe, und Alle, die während seiner Anwesenheit in beständiger Aufregung gelebt hatten, kamen allmählig wieder zu Athem. Ich gehörte auch mit zu ihnen und zu den nicht am wenigsten durch seine Abreise Beglückten. Mir fiel es wie ein Alp von der Brust, als ich die Räder seines Wagens endlich über das Pflaster des Schloßhofes rollen hörte.

Bald nach der Abreise der beiden Prinzen, die nahe daran gewesen waren, das Unterste zuoberst bei uns zu kehren, stellte sich eine eben so auffallende wie wohlthuende Stille im Schlosse und seiner Umgebung ein. Alle Geschäfte und Verrichtungen gingen wie früher ihren geregelten Gang und sogar das laute und überfluthende

Gerede, welches sie hervorgerufen, verstummte allmählig, so daß es möglich war, wieder an andere Dinge zu denken und den Geist auf das frühere Alltagsleben und seine Bedürfnisse zu richten. Als ich am Abend dieses ersten ruhigen Tages von einem weiten Spaziergang nach Hause zurückgekehrt war und in meinem stillen Zimmer das Fenster öffnete, um die milde Abendluft einströmen zu lassen, schien mir die ganze Natur frischer und der Sternenhimmel klarer zu sein als am Tage vorher. Ich athmete tief auf und sog mit Wollust den süßen Duft ein, der von dem Frühlingsrasen, den ersten Blumen des Jahres und dem thaugetränkten Boden des Gartens zu mir empordrang. Eine feierliche Stille lag auf der ganzen Natur, soweit mein Auge und Ohr reichte, und im Schlosse und seinen Umgebungen war Alles still, als wären die Menschenwogen, die es noch so eben durchschwärmt, sämtlich zur Ruhe gegangen oder in die Ferne gezogen. Das kam mir wunderlich und neu vor, und um mich von der Wahrheit dieses Zustandes zu überzeugen, öffnete ich meine Thür und schaute auf die langen Corridore und Treppen des Schlosses hinaus. Ich hatte mich nicht geirrt; die Lampen brannten so hell und friedlich darin, als beleuchteten sie einen seltenen Feiertag, das geschäftige Summen der hin und hereilenden Dienerschaft ließ sich nirgends mehr hören und die alte trauliche Stille, die an ruhigen Tagen darin herrschte, war in alle ihre heimlichen Winkel und Ecken zurückgekehrt. Hierdurch noch nicht befriedigt, ging ich noch einmal in den Garten und den Park hinab, den man mehrere Tage gar nicht

hatte betreten können, ohne einer stürmisch bewegten oder lebenslustig hin und her strömenden Gesellschaft zu begegnen; aber auch hier fand ich Alles weit und breit in seinem natürlichen Frieden, in dem ich mich unbeschreiblich wohl fühlte, als wäre ich geistig neu geboren und dürfte mich wieder meines kleinen bescheidenen Daseins freuen.

Ueber die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung wagte ich noch immer nicht nachzudenken, ich traute mir selbst zu wenig Kraft zu, in kurzer Frist auf's Klare über mich selbst zu kommen, und vor der Aufklärung meiner Lage schauerte ich selbst wie im Fieberfrost zusammen. »Laß ab, laß ab, zu denken!« rief ich mir wiederholt zu. »Es hilft Dir zu nichts und verschlimmert nur noch die verhängnißvolle Lage, in der Du schwebst. O, was sind die Todten glücklich, sie denken und fühlen nicht mehr, denn Beides macht ohne Zweifel den Lebendigen die größten Sorgen und Schmerzen!«

Als die späteren Abendstunden gekommen waren, fand ich mich wieder in meinem Zimmer ein. Eilig, ich wußte selbst nicht, warum und zu welchem Zweck ich auf alle meine leiblichen Bedürfnisse diese stete Hast verwandte, nahm ich mein Abendbrot ein, das mir mein Diener heute wie gewöhnlich brachte, dann aber, sobald er mein Zimmer verlassen, schloß ich mich ein, um nicht mehr gestört zu werden, und überließ mich wieder den süßbitteren Grübeleien, die mir nun schon zur zweiten Natur geworden waren. Das Souper in den fürstlichen Gemächern mußte der Zeit nach vorüber sein; meine Uhr,

die ich in der Hand hielt, sagte es mir, denn mir war im Schlosse, wo es überhaupt sehr pünktlich herging, auch das kleinste und gewöhnlichste Unternehmen in Bezug auf Zeit und Ort, wo es stattfand, bekannt. Ich stand still und lauschte genauer hin. Da war es mir, als hörte ich die aufwartenden Damen – Herren waren außer den dienstthuenden Kammerherren nicht anwesend – mit ihren seidenen Roben die Treppen herabrauschen. Ich hatte mich nicht getäuscht; alsbald fuhren die Wagen vor und führten die in der Stadt Wohnenden von dannen, ihrer häuslichen Ruhe und ihren Familien entgegen.

Als auch das vorüber und nur noch wenige Diener in späten Geschäften die Treppen auf- und abgestiegen waren, ward es ganz still im Schloß. Jetzt war die liebliche Zeit gekommen, in der ich mich früher auf meinen Lauerposten begeben hatte, und ich sah keinen Grund ein, warum ich dasselbe nicht wieder thun sollte. Ich schraubte meine Lampe etwas niedriger, als wollte ich alles äußere Licht möglichst fern halten, um nur das innere um so heller leuchten zu lassen. O, welche köstliche, mit unbegreiflichem Bangen durchzitterte Lust wühlte dabei in meinem Herzen ihre Wogen auf! Welche geistige Erregung und verfeinerte Wahrnehmungsgabe machte sich da in der bald in Ebbe, bald in Fluth einher schwimmenden Seele geltend! Meine Ohren waren so scharf und empfänglich geworden für den geringsten Schall oder Laut, der mir von Oben her entgegenkam, daß ich fast genau wußte, wo die Person, deren Bewegungen ich mit aller Spürkraft meiner Seele verfolgte,

stand, saß oder ging. Doch, was half mir das Alles! Fegte diese Sinnesschärfe die peinvolle und mich beängstigende Beklemmung fort, die mein ganzes Wesen in eine sargartige Enge zusammenpreßte, hob sie den Druck von meinem Herzen, der wie eine Gewissenslast daraus lag und mich stundenlang, namentlich bei dunkel heranziehendem Abend, zu jeder anderen Beschäftigung untauglich machte?

Unwillig über mich selber und vergeblich nach einer Abhülfe suchend, wie man bei einem Brande oft vergeblich nach Wasser sucht, um die aufquellende Gluth zu löschen, trat ich an's Fenster und blickte sorgenvoll in die Nacht hinaus, die unterdeß mit ihrem friedvollen Schweigen über das stille Land herabgesunken war. An Gott weiß Was denkend, hob ich meine Augen zum Himmel empor, an dem die Sterne hell glänzend aufgegangen waren und der Mond, über den einen Schloßflügel emportauchend, eben sein siegreiches Licht auszugießen anfang. Ach, wie war da Alles so licht, so schattenlos an diesem reinen ätherblauen Himmel, und wie dunkel, wie schaurig beschattet war es dagegen in meinem übervollen, vergebens gegen die andrängende Qual ankämpfenden Herzen!

Da war es mir plötzlich, als ob sich auch im oberen Stockwerke ein Fenster öffnete, und eine Art geistigen Rapports flüsterte mir zu, daß dort noch ein anderes menschliches Wesen gleich mir in die Nacht hinauschaue und vielleicht ähnliche Gedanken hege wie ich, wengleich in einer weit von der meinen abweichenden

Richtung. »Wie können nur Menschen,« sagte ich mir, »die sich leiblich so nahe sind, so ganz verschiedene Gedanken haben, das heißt geistig so weit von einander entfernt sein? Der Eine schweift mit seinen Wünschen durch alle diese weiten Himmelsräume, ohne dem Urbilde seiner Träume daselbst zu begegnen, und die Andere läßt ihren Geist auf der Erde umherschweifen, um die Meilen zu zählen, die sie beherrscht, und die Menschen zu summiren, über die sie gebietet! Warum begegnen sich zwei solche Menschen nicht auf einem Punkte, der auf dem Wege von der Erde zum Himmel oder von diesem zu jener leitet? Warum überhaupt weichen die Meinungen und Ansichten, die Wünsche und Hoffnungen von ihnen so weit von einander ab? Warum wird der Eine auf einem Throne und der Andere im niederen Staube geboren? Welche seltsame, unbegreifliche Weltordnung ist das? Warum können die Menschen auf Erden nicht gleich sein an Gesinnung und Gefühl, da sie doch einst im Himmel in harmonischer Uebereinstimmung neben einander leben und weben sollen? Warum wird der Eine hier auf Erden schon am Beine, der Andere am Arme gefesselt, warum wird der Eine von seinen Leidenschaften hierhin, der Andere dorthin gerissen? O mein Gott, wo ist das herrliche himmlische Ziel, wo sie Alle in einem Punkte und in einer Harmonie zusammentreffen und sich vereinigen in unendlicher Wonne und Liebe, um sich nie wieder zu trennen und nie wieder den rasenden Schmerz der Einsamkeit zu empfinden, zu dem sie so oft hier auf Erden verurtheilt sind?«

So weit war ich mit meinen Träumereien gekommen, als mich plötzlich ein Laut von Oben her aus meinem Sin-
nen aufschreckte. Was war das, was ich so eben gehört? Klang es nicht wie ein Seufzer aus zusammengepreßter Seele, beinahe eben so beklommen, wie der meinige eben geklungen? Ha! Welche unsichtbare Gewalt treibt mich von innen heraus, auch laut aufzuschreien und die Wehmuth und den Schmerz zu verkünden, die meine Seele zerfleischen? Wer kann mir sagen von Euch, Ihr Sterne, wohin jener klagende Seufzer flog? Folgte er den an diesem Tage Abgereisten nach? Galt er überhaupt einem Sterblichen oder war es ein Sehnsuchtsseufzer nach jenen himmlischen Gestirnen, die da oben flimmern und der Aufenthalt der abgestorbenen Seelen sein sollen?

Ich horchte, so gespannt, so angestrengt, daß alle Nerven meines Kopfes bebten, als könnte ich den stillen Seufzer durch die Lüfte wehen hören, die ihn schon davongetragen, – aber nein, ich hörte nichts mehr. Still, drängt sich vielleicht noch *ein* Seufzer aus dieser Menschenbrust? Nein; sie hat nur *einen* gehabt, und der ist längst seinem Ziele zugeflogen! – Aber der Ausblick über die flimmernde Himmelsferne da oben schien kein so weites Ziel verfolgt zu haben, wie der meine; das Fenster schloß sich sehr bald, die leichten Tritte schwirrten wieder über den Teppich und es war mir, als hörte ich das lange seidene Gewand rauschen, ein Ton, der mich jederzeit in Schweiß badete, wenn ich ihn irgend wo unvermuthet vernahm.

Der Zauber, der diesen ganzen Abend auf mir gelegen, war endlich gebrochen, und das war mir sehr angenehm, denn er hätte mich beinahe erdrückt. Ich kehrte zu mir selbst zurück und sah nun die Dinge um mich her, wie sie wirklich waren, nicht wie sie mir der Gedanke an die Möglichkeit einer unnennbaren Umwandlung vorgezogen. Ich trat in mein Zimmer zurück, hellte meine Lampe aus und nahm ein Buch zur Hand. Ich fing wirklich an zu lesen, aber die Buchstaben schwirrten vor meinen Augen bunt durch einander. Ich fand den Geist in dem Buche nicht wieder, den ich sonst darin gefunden, oder meine Aufmerksamkeit war durch den nagenden Wurm in meiner Seele geschwächt, so daß ich nicht begreifen konnte, was ich las. Es wurde allmählig Nacht – ich hielt das Buch noch immer in der Hand, aber die erste Seite war noch nicht umgeschlagen, und so merkte ich in meiner Versunkenheit nicht, daß der Fittig der Stunden unvermerkt vorübergerauscht war.

Da schlug es zwölf Uhr. Ich schrak vor dem unerwarteten Laut zusammen, der sich in vielen benachbarten Zimmern, über und unter mir, auf dem Schloßthurme und endlich in der Stadt zehnfach wiederholte; dann aber, von der langen inneren Aufregung todtmüde, erhob ich mich, kleidete mich aus und sank augenblicklich in den tiefsten Schlaf. Als ich am nächsten Morgen ziemlich spät erwachte, fühlte ich mich wunderbar gestärkt und sogar heiter gestimmt, wie mir lange nicht zu Muthe gewesen. Der schönste, hellste Frühlingstag mit seinem blendenden Sonnenschein lag vor mir, und auch meine

innere Sonne, das klare Bewußtsein meiner selbst und meiner Verhältnisse, meiner Stellung in der Welt, war erwacht. Daß ich köstlich geschlafen, wußte ich jetzt – woher aber kam diese neue mit reineren Saiten bespannte Stimmung? Hatten mich etwa glückliche Träume besucht? Ich wußte es nicht, und so viel ich mich besann, ich konnte keinem einzigen, wenn er überhaupt dagewesen war, auf die Spur kommen. Ach, die schönsten Träume, auch unsre geistigen Ideale, kommen ja immer wie geflügelte Schattenbilder, auf dem Sturme der Laune und des Zufalls daher und dahin treibend – husch! sind sie da, husch! sind sie wieder verschwunden, und so weit wir unsern Hals vorstrecken, und so fern wir mit unsern Augen blicken, wir erreichen sie doch nicht wieder, wenn wir nicht die Begabung oder die Kraft besaßen, sie in unser Gedächtniß, in unsre Hand, an unsre Lippe zu fesseln.

Sobald ich mein Frühstück eingenommen, ging ich an meine Arbeit. Sie mundete mir und ich hielt tapfer aus bis zum Mittag. Zur gewöhnlichen Tafelstunde speiste ich mit einigen Damen und Herren am sogenannten Kamertisch, wie ich es jetzt sehr häufig mit den dienstthuenden Hofleuten that, wenn nicht größere Gesellschaften stattfanden, die uns trennten oder an einem anderen Orte zusammenführten. Die Tischgespräche, die diesmal in Gang kamen und die sich wie auf gemeinschaftliche Verabredung nicht auf die Erlebnisse der letzten Tage bezogen, nahmen auch meine Theilnahme in Anspruch, und es schien mir selbst, als ob mir dabei ganz behaglich zu Muthe wurde, wobei ich hoffte, daß es den Tag über

so bleiben würde. Allein, am Nachmittag trat unerwartet Regenwetter ein, der ganze Himmel bezog sich mit dunklen Wolken und über der nahen und fernen Umgebung lag eine Art Nebel, der einen unendlich trüben Anblick bot, so daß ich es auch in mir wieder trübe werden fühlte. Ach, und als die Dämmerung des Abends erst eintrat, die eine völlig schwarze Nacht versprach, da wurde es auch in mir so dunkel und schwarz, wie es nur je vorher gewesen war.

Aber so ist es einmal im armen Menschenleben. Am Morgen sind wir frisch und fröhlich wie die junge Sonne, muthig wie der spielende Wind, vertrauensvoll wie die Eiche auf ihre ungebrochene Kraft. Nachmittags, je höher die Sonne steigt und je heißer sie brennt, erschlaffen wir und geben uns unwillkürlich unbestimmten Befürchtungen hin, und Abends sinken wir nicht selten in düstere Träumerei, die das Aergste besorgen läßt, bis endlich die dämonische Nacht alle unsre Hoffnungen in ihren verhängnißvollen Trauermantel hüllt.

VIERTES KAPITEL. ICH BEOBACHTETE GENAU, WIE DIE NEUE SCHAUSPIELERIN SPIELT.

Um diesen Trauermantel diesmal von mir abzuschütteln und mich von den fast unerträglichen Gedanken zu befreien, die mich am Abend vorher heimgesucht, beschloß ich heute auszugehen. Es fand an diesem Abend eine Vorstellung im städtischen Theater statt, die schon

lange vorher beredet worden, weil man von einer neuen Schauspielerin sich ein ganz besonderes Debüt versprach. Es sollte Schiller's Kabale und Liebe gegeben werden und es war stadtbekannt, daß schon drei oder vier Tage vorher kein Billet mehr zu bekommen war. Auch die Fürstin hatte sich auf diese Vorstellung gefreut und den ganzen Hof gewissermaßen verpflichtet, an dem Erfolge der jungen Künstlerin, die sehr hübsch sein sollte, Theil zu nehmen. So wollte denn auch ich diese Vorstellung besuchen und auf dem Gange dahin bei Major Fuchs vorsprechen, um ihn abzuholen.

Als ich eben in Begriff war, mein Zimmer zu verlassen, klopfte es sehr bescheiden an die Thür, und auf meinen Hereinruf trat der Kammerdiener der Fürstin ein, eine so geheimnißvolle Miene zur Schau tragend, wie ich sie noch nie an ihm wahrgenommen. Schon seit längerer Zeit hatte ich bemerkt, daß er, ganz gegen frühere Gewohnheit, viel höflicher gegen mich geworden war, und in seinen an mich gerichteten Worten that sich eine eben so große Ergebenheit wie Zuneigung kund, worin er sehr weit von dem übrigen Hofgesindel abwich, das eben so frech im Benehmen wie in der Plünderung seiner Gebieterin sich erwies.

»Herr Archivrath,« sagte er in beinahe flüsterndem Tone, »Sie werden entschuldigen, daß ich ohne besonderen Auftrag und fast aus freien Stücken zu Ihnen komme und, wie ich sehe, Sie in Ihrem Gange aufhalte. Allein Ihre Durchlaucht hat mich vorher gefragt, ob ich nicht wisse, wie oft und wie lange Sie Abends ausgehen. Ich

sagte: so viel ich wüßte, wären Sie Abends in der Regel zu Hause. Ich hoffe, damit nicht die Unwahrheit gesagt zu haben.«

»Nein, durchaus nicht. Nun? Weiter!«

»Erkundige Dich bei seinem Diener, sagte sie darauf, ob er heute in's Theater geht und dann bringe mir Bescheid. Den Diener, Herr Archivrath, wollte ich nun nicht befragen und so, dachte ich, würden Sie mir vielleicht selbst die gewünschte Auskunft ertheilen. Ich habe nämlich die Vermuthung, daß die Fürstin vielleicht in Geschäften Ihrer Hülfe bedarf, und da wäre es Ihnen doch wohl angenehm, zu Hause zu sein, wenn Sie gerufen werden sollten.«

Ich dankte dem Kammerdiener, ohne ihm eine besondere Antwort auf seine Voraussetzung zu geben, und fragte dann: »Geht Ihre Durchlaucht denn nicht in's Theater?«

»Ach Gott, nein, Herr, das glaube ich nicht. Heute Morgen sagte sie, wie ich hörte, zur Gräfin Hohenheim, sie habe jetzt keine Lust, ein Trauerspiel zu sehen, und dann scheint sie mir auch etwas leidend zu sein.«

»Wie?« rief ich mit einiger Beklommenheit, »sie ist doch nicht krank?«

»Nicht gerade krank, aber auch wohl nicht ganz gesund, wenigstens ist sie sehr trübe und bisweilen sogar traurig gestimmt. Ja, und was noch mehr ist – aber ich bitte Sie um Gottes willen, Herr Archivrath, verrathen Sie es Niemanden von den Herren und Damen, sie machen am Ende gleich eine Geschichte daraus – sie hat gestern

Abend und heute Nachmittag nach dem Diner, als sie allein war, sogar geweint.«

Ich stand betreten still und überlegte, wobei mein Herz nicht allein vor Theilnahme, sondern auch von anderen, plötzlich wieder erwachten Gefühlen hämmerte. »Das thut mir leid, Zöllner,« erwiderte ich endlich. »Aber wie kann man ihr helfen? Ist sie denn erst seit der Abreise des Prinzen von H*** und ihres Bruders so traurig?«

»Allerdings, seit *der* Zeit habe ich es erst so eigentlich bemerkt: allein, unter uns gesagt, Herr Archivrath, ich glaube nicht, daß – daß der Prinz von H*** daran schuld ist, Gott bewahre! Doch was geht das mich an, ich sage es auch Ihnen nur, weil ich weiß, daß Sie der Fürstin sehr ergeben sind und daß auch sie große Stücke auf Sie hält.«

»So! Woher wissen Sie denn das?«

»O, das sieht und hört man wohl, wenn sie von Ihnen spricht oder uns einen Befehl giebt, der Ihre Person betrifft. Wer eine solche Dame so genau kennt, wie ich, der weiß schon immer, ob sie einen Menschen lieber kommen oder gehen sieht, wenn sie uns einen Auftrag für ihn ertheilt.«

»Nun, dann müssen Sie ja ganz bestimmt wissen, ob sie den fremden Prinzen lieber kommen oder gehen sehen?«

»Herr Archivrath, ich mag nicht aus der Schule plaudern; aber ich glaube – ich glaube, bis jetzt ist ihr der Herr sehr gleichgültig; indessen, wer kann es wissen! Sie

mag sich wohl noch anders besinnen, denn sie ist immerhin eine Frau, und von der kann man nie mit Gewißheit voraussagen, wohin sich das Wetterfähnlein neigen wird.«

»Es ist gut, ich danke Ihnen!« sagte ich, meinen Hut wieder bei Seite legend. »Ich werde heute lieber nicht in's Theater geben und den *ganzen* Abend zu Hause bleiben.«

»So werde ich gehen und das berichten, Ihre Durchlaucht wartet vielleicht schon auf eine Antwort.« –

Er ging und ich war froh, als er hinaus war, denn ich hatte nur mit Mühe den Ausbruch meiner Empfindungen unterdrückt. War die Nachricht, die ich eben vernommen, eine gute oder war sie eine schlimme? Ich glaube, sie neigte sich eher zur ersten hin, und da die Mittheilung des Kammerdieners so vieles Andere enthielt, was mir angenehm geklungen, so war ich ganz bereit, den Barometer meiner Stimmung um einige Grade steigen zu lassen.

Ich sollte aber nicht lange allein und meinen widerstreitenden Gedanken überlassen bleiben; nach kaum fünf Minuten kam Zöllner wieder und diesmal zeigte er mir ein sehr offenes und freundliches Gesicht.

»Herr Archivrath,« sagte er, die Thür noch in der Hand haltend, »jetzt komme ich in directem Auftrage Ihrer Durchlaucht. Als ich ihr sagte, Sie würden wahrscheinlich zu Hause bleiben, stand sie einen Augenblick still und dachte recht ernstlich über etwas nach. Denn aber sagte sie außerordentlich freundlich: Ich möchte wohl, daß der Herr Archivrath in's Theater ginge. Da ich nicht

selbst hingehen mag und also die Schauspielerin auch nicht beurtheilen kann, so soll er es für mich thun und mir dann nachher seine Meinung darüber sagen. – Da haben Sie nun meinen Auftrag.«

Ich hatte schon wieder meinen Hut ergriffen und der Kammerdiener half mir selbst den Ueberrock anlegen. In zwei Minuten befand ich mich auf der Straße und auf dem Wege zu Fuchs, den ich jedoch nicht mehr zu Hause traf. So trat ich denn rasch in das Schauspielhaus, das schon überfüllt war, denn die Introductionsmusik hatte bereits begonnen. Da ich zur unmittelbaren Umgebung der Fürstin gehörte, stand mir der Zutritt zur fürstlichen Loge frei, deren vorderen Raum die hohen Herrschaften und die Damen einnahmen, worauf dann die Minister und höheren Hofbeamten folgten, während wir geringeren Leute uns mit den hinteren freien Stühlen begnügen mußten.

Als ich in die Loge eintrat, konnte ich anfangs keinen Platz für mich entdecken, so voll war sie; endlich aber, nachdem ich die in der Nähe Stehenden begrüßt, rückte man etwas zusammen, um dem Nasenabschneider ein Plätzchen zu gönnen, der ja jetzt eine ziemlich angesehene Person war. Während ich meinen Platz einnahm, ging der Vorhang schon in die Höhe und ich hatte nicht einmal Zeit gehabt, den Zettel zu lesen und die Besetzung des Stückes anzusehen. Allein, was bedurfte ich auch eines Zettels, was gingen mich überhaupt die spielenden und nicht spielenden Personen an, ich war von dem letzten Auftrage der Fürstin so entzückt und hoffte in Folge

desselben eine so baldige Einladung zu ihr zu empfangen, daß alles Uebrige auf der Welt in diesem Augenblicke seinen Reiz für mich verloren hatte. Und nun gar Kabale und Liebe! sollte ich mich auch hier wieder martern lassen, der ich seit langer Zeit selbst so schrecklich gemartert worden war? »Du kommst ja gar nicht mehr aus den Leiden der Menschheit heraus,« dachte ich, »und die Fürstin hat sehr wohl daran gethan, sich den zweifelhaften Genuß der Anschauung dieses alle Herzen zerschneidenden Stückes zu ersparen.«

Während ich diese Gedanken und noch viele andere innerlich verarbeitete, schaute ich nur dann und wann nach der Bühne hin, ohne jedoch irgend eine Person besonders in's Auge zu fassen. Wohl richtete ich meine Blicke auf den niederträchtigen Secretair Wurm, aber nur, um gleich darauf in die Kabilen der Höfe und der Welt mich zu vertiefen, denen ich selbst in meinem Lebenslaufe überliefert gewesen war. Als Louise Miller auftrat, vernahm ich auch das Empfangsklatschen des theilnehmenden Publicums, hörte auch, daß sie: »Guten Abend, lieber Vater!« sagte, aber meine Aufmerksamkeit war so ganz und gar auf andre Bahnen gerathen, daß ich jetzt an Elsbeth dachte und mich in die Verhältnisse zurückversetzte, als Bruno sich um die Hand derselben bewarb und Herr Beau uns seine kleinen Schlingen legte.

So war der erste Act zu Ende, der Vorhang fiel und erst die Unruhe des Beifall spendenden Publicums machte mich darauf aufmerksam, daß ich eigentlich so viel wie

nichts von dem Ganzen gesehen hatte. Ich nahm mir also vor, beim zweiten Acte mehr Acht zu geben. Als aber Lady Milford erschien, kam mir die Oberhofmeisterin in's Gedächtniß, und die Intriguen, die sie mir in meiner Jugend und in letzter Zeit gespielt, lebten, wie durch einen Zauberschlag vorgegenwärtigt, noch einmal vor meiner Erinnerung auf. So endete der zweite Act und ich hatte abermals in eine Aufgabe verfehlt.

Im dritten lenkte mich der Hofmarschall von Kalb von dem Stücke ab. Er ward vortrefflich wie in der Regel dargestellt und ich sah vor meinem Geiste alle die Männer auftauchen, die in der großen Welt eine ähnliche Rolle gespielt hatten und noch spielten wie er. In einer späteren Scene führte mich Wurm wieder auf Herrn Beau zurück, von dem ich nun schon so lange nichts gehört hatte, und so endete der dritte Act wie seine Vorgänger, ohne den geringsten Eindruck in mir hinterlassen zu haben.

Der vierte Act ging mir durch einen Vorfall verloren, der sich in meiner unmittelbaren Nähe zutrug. In der Seitenloge fiel eine Dame in Ohnmacht, denn es war entsetzlich heiß im Theater, und die Wiederherstellungsversuche wurden so laut betrieben, daß ich mehr die Leute in meiner Nähe als auf der Bühne sprechen hörte. Als nun der fünfte Act herankam, hatte ich die Lust verloren, den Gang des Stückes zu verfolgen, und da ich vor der Vergiftungsscene von jeher einen unüberwindlichen Widerwillen gehegt, so beschloß ich das Ende nicht abzuwarten und verließ die fürstliche Loge, lange bevor der Vorhang gefallen war.

Draußen auf dem Corridor überreichte mir ein Lakai meinen Rock; ich zog ihn an und trat in's Freie. Da es stark regnete, so lief ich sehr rasch nach Hause und fand von Wolfram den Tisch gedeckt, wie alle Abende, und mit auserlesenen Speisen aus der fürstlichen Küche beladen. Ich aß, ohne zu wissen war, ja ich trank ganz gegen meine Gewohnheit zwei bis drei Gläser starken Weins, und erst nachdem mein Diener den Tisch abgeräumt, mir gute Nacht gewünscht und mich verlassen hatte, versuchte ich mir Rechenschaft abzulegen, warum ich eigentlich in's Theater gegangen sei, was meine Aufmerksamkeit darin ganz von der Vorstellung abgeleitet und weshalb ich es lange vor dem Schlusse wieder verlassen habe.

Beinahe kam mir die Sache etwas lächerlich vor und ich war nahe daran, mir selbst Vorwürfe zu machen, als mir einfiel, daß es wohl möglich sei, daß die Fürstin mich noch heute Abend zu sprechen verlange. Das war hinreichend, alle meine Bedenklichkeiten in Bezug auf das übersehene Trauerspiel niederzuschlagen, ich gab mich einem ganz neuen Gedankengange hin und wiederum fiel mir das Gespräch ein, welches ich vorher mit Zöllner geführt, das ich mir nun in allen seinen Einzelheiten zu entziffern bemühte, was mir aber auch nur sehr kärglich gelang, da ich auf eine unerhörte Weise zerstreut war.

In diesem Augenblick schlug aus allen meinem Gehör zugänglichen Uhren die zehnte Abendstunde. Ich ging eben leisen Schrittes im Zimmer auf und ab und war gerade dabei, den letzten Schlag der letzten Uhr zu zählen, als ich plötzlich vor Schrecken zusammenschauerte,

denn unmittelbar neben mir ließ sich der wohlbekannteste Ton der Treppenglocke vernehmen, der mir das Zeichen gab, daß ich an dem Orte erscheinen sollte, um den seit beinahe acht Tagen alle meine Gedanken kreisten. Kaum aber war auch dieser klare Ton verhallt, so fühlte ich eine unbeschreibliche Freude mein Herz durchströmen. Zitternd streckte ich die Hand nach meinem Leuchter aus, zündete die Kerze an und, meinen Hut ergreifend, öffnete ich die Tapetenthür und stieg die steile Treppe hinan, die mich zum zweiten Male in das stille Zimmer der Fürstin führen sollte.

Als ich auf der obersten Stufe ankam, fand ich die Thür zu diesem Zimmer schon geöffnet, und wie das erste Mal leuchtete mir der matte Strahl der beiden Lampen entgegen, die aber diesmal nicht aus dem Schreibpult, sondern aus dem runden Tische vor einem kleinen blauseidenen Sopha standen, auf welchem die Fürstin, den Kopf gedankenvoll in die Hand gestützt, selbst saß und mich schon zu erwarten schien.

Sie war, diesen Abend sehr einfach in ein ungemein kleidsames Negligee von leichtem hellfarbigem Stoff gekleidet, ohne allen Prunk, ohne jede äußere künstliche Zuthat, womit sich sonst Damen von ihrem hohen Range zu schmücken pflegen. In einem solchen Gewande hatte ich sie noch nie gesehen und ich muß bekennen, daß sie so einen noch viel stärkeren und angenehmeren Eindruck auf mich hervorbrachte als früher, indem sie mir wie die

reizbegabte Hausfrau eines vornehmen Mannes erscheinen, in deren Aeußeren das Züchtige mit dem Lieblich-Natürlichen wetteifert, wodurch selbst eine so vornehme Dame einem einfachen Menschen, wie ich einer war, ungleich näher rückt.

Aber was soll ich von dem Gesichte sagen, wie es mir heute von diesem mit den schönen Locken umwallten Kopfe entgegenschaute? O, die Gesichter der Menschen sind von einander so verschieden wie die Gegenden in der Natur, und wechseln ihre Physiognomie wie sie. Bald sind sie von Sonnenglanz überstrahlt, bald vom Mondlicht sanft beleuchtet, bald von darüber fortziehenden Wolken und Nachtschatten verdunkelt. Manche Gegenden aber bewahren unter allen Beleuchtungen ihre Schönheiten, und wie einzelne nie verschönert werden können, vielmehr immer düster und traurig blicken, so giebt es Gesichter, von denen man nicht weiß, ob man sie unter der Einwirkung des Schmerzes oder der Freude schöner und ergreifender halten soll, denn immer zeigen sie einen so eigenthümlichen Reiz, daß man sie bald so, bald so für siegreicher und bedeutender hält.

Ein solches Gesicht nun hatte auch die Fürstin. Hoheit und Würde lagen zu jeder Zeit, in jeder Stimmung, unter jeder Verkleidung darauf, weil beides Eigenschaften waren, ohne die sie sich nicht darstellen konnte, da sie ihr angeboren, also mit ihrem ganzen Wesen verkörpert und verwachsen waren. Im Glanze aber, wo sie der Reichthum und der Luxus ihres Standes umgab, war ihre

Schönheit eine stolze, niederbeugende, alle Anschauenden bewältigende, welcher selbst der Ausdruck der Freude, die Heiterkeit des Geistes, das Bewußtsein ihrer hohen weltlichen Stellung keinen höheren Reiz verleihen konnte. Heute aber, wo sie, etwas bleich und gleichsam ermattet von Gefühlen, die vielleicht ihr Herz bestürmten, vor mir saß, wo menschliche Sorge sie heimgesucht und ein eifriges Nachdenken über die Schattenseite des Lebens selbst einer Fürstin sie erschüttert haben mochte, heute war diese Schönheit weder herausfordernd in ihrer Kraft, noch demüthigend durch ihre Siegesgewißheit, aber sie war, was in meinen Augen unendlich mehr Werth hatte, voll jener anziehenden Weichheit und Milde, die jedes Herz, welches sanften Gefühlen zugänglich ist, bezwingen, die jedes Auge, in dem eine Seele wohnt, bewältigen, eben weil sie sowohl die Schönheit der Seele wie des Leibes offenbaren.

So war denn die Wirkung ihrer Erscheinung auf mich heute von fast bezaubernder Kraft. Als ich die Thür hinter mir geschlossen und mich vorbeugt hatte, blieb ich in geziemender Entfernung stehen und blickte sie mit Empfindungen an, die so heftig waren, daß sie mir die Fähigkeit des Denkens zu rauben schienen wenigstens mich verwirrten und fast vergessen ließen, daß ich der Diener war, der vor seiner Fürstin und Gebieterin stand.

»Guten Abend, Flemming,« sagte sie mit einem ebenfalls von mir noch nie vernommenen schmelzenden Tone, in dem die schmerzlichen Regungen nachzitterten, die

sie an diesem Tage oder früher durchbebt haben mochten. »Wir haben uns recht lange nicht in ungestörter Muße unterhalten; es sind inzwischen so vielerlei Störungen eingetreten. So wollen wir denn heute nachholen, was wir versäumt, und einmal recht gemüthlich plaudern, wonach ich, warum soll ich es läugnen, ein recht lebhaftes Verlangen trage. Doch zunächst – o, nehmen Sie doch Platz auf jenem Stuhl – sagen Sie mir, was Sie heute Abend erlebt haben – Sie sind doch im Schauspiel gewesen, nicht wahr?«

Nachdem ich, ihrer Aufforderung gehorsam, meinen Platz in ehrerbietiger Entfernung von ihr eingenommen, so daß ich ihr, von den beiden Lampen hell und klar beleuchtetes Gesicht scharf beobachten konnte, sagte ich: »Ja, Durchlaucht, ich bin im Schauspiel gewesen.«

»Wie machte sich das Stück und wie spielte das junge Mädchen, das die Louise Miller gab?«

Ich schauerte zusammen, denn erst jetzt bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich eigentlich nichts von dem ganzen Vorgange im Theater wußte. Da ich mich aber etwas lange zu besinnen schien, so richteten sich die Augen der Fürstin fragend und mit einer ausdrucksvolleren Schärfe auf mich und sie sagte leise: »Nun?«

»So viel ich weiß,« erwiderte ich, in einer Art Traum befangen, »spielte sie ganz gut.«

»So viel Sie wissen? Sie spielte ganz gut? Und das sagen Sie so gleichgültig, als ob es Ihnen nicht aus dem Herzen käme? Sie, sonst ein so milder Kritiker – sind Sie plötzlich so tadelsüchtig geworden?«

»O, Durchlaucht, ich tadle sie ja nicht!«

»Ja, freilich, aber Sie loben sie auch nicht, und dann weiß man schon, was man zu denken hat. – War es denn recht voll und beklatschte man sie?«

»Es war sehr voll und ich glaube, man beklatschte sie auch, oder vielmehr,« verbesserte ich mich schnell, »man war oder schien begeistert von ihr.«

»Aber, mein Gott, was sprechen Sie denn so zerstreut – waren Sie wirklich im Theater?«

»Sie hatten es mir ja befohlen, Durchlaucht, und wann hätte ich Ihren Befehlen nicht Folge geleistet! Aber verzeihen Sie mir, ich war diesmal mehr mit meinem Leibe als mit meiner Seele daselbst – ich war ungebührlich zerstreut und habe, wie ich erst jetzt recht erkenne, sehr wenig gesehn und gehört, kann also Ihre Fragen nicht nach Wunsch beantworten, was ich von ganzem Herzen bedauere.«

Die Fürstin lächelte, beinahe heiter, und indem sie eine andere Stellung auf ihrem Platze einnahm, als wolle sie mir um einige Zolle näher rücken, sagte sie: »Sie sind sonst kein so übler Berichterstatter und ich muß mich also etwas über Sie wundern. Sie sehen eigenthümlich befangen aus, – was preßt und drückt Sie nur? Warum waren Sie denn heute so zerstreut, trotzdem Sie wußten, daß Sie mir Auskunft über die spielenden Personen geben sollten?«

Indem sie dies sagte, ruhte ihr funkelndes Auge mit seinem hellsten Strahle auf mir; ich fühlte die ganze Bedeutung des Augenblicks, nahm mich also zusammen und erwiderte:

»Gnädigste Frau! Es giebt Stimmungen im menschlichen Leben, die sich von keines Menschen Zügel führen und in eine andere Richtung leiten lassen als in der sie, dem inneren Triebe gehorchend, unaufhaltsam fortstreben. Wir sind dann von einem unbegreiflichen Stachel gepeinigt; wir sehen nicht, wir hören nicht und sind froh, wenn wir so viel Besinnung behalten, daß wir uns nicht ganz aus dem Auge verlieren und in eine Irre gerathen, aus der es keinen Ausgang giebt. Solche Stimmungen beherrschen wir selten, sie kommen, ohne gerufen zu sein, und selbst wenn sie uns unwillkommen sind, müssen wir sie geduldig ertragen, da es keine Abwehr dagegen giebt.«

»So! Ja! Es mag wohl oft so mit uns sein! Wir sind arme sterbliche und gebrechliche Geschöpfe! Schreiben Sie denn diese Ihre seltsame Stimmung inneren oder äußeren Gründen zu? Denn wie ich weiß, sind Sie ein Mann, der unter allen Umständen über sich nachdenkt und nicht eher ruhig ist, als bis er über sich selbst in's Klare gekommen ist.«

»Ach, Durchlaucht, was hilft alle Klarheit, wenn wir uns sagen müssen, daß die klarste Klarheit über uns selbst nur die trübste Wolke ist, die nicht allein über unserm Kopfe flattert, sondern auch unser ganzes Innere beschattet und verdüstert – aber verzeihen Sie, daß ich

Sie von einer Stimmung unterhalte, die keine angenehme ist und die Sie nicht begreifen können, da sie überhaupt nicht zu begreifen ist.«

»Mit einem Wort also, Sie sind über sich selbst im Unklaren? Wie? Oder verstehe ich Sie nicht?«

»Sie haben Recht, Durchlaucht, ich bin mir unklar, und da ich das weiß und mir nicht selber helfen kann, so zürne ich mit mir, und das hat eben meine heutige unglückselige Stimmung nur noch mehr getrübt.«

»Das thut mir leid. Lassen Sie uns daher von etwas Anderem reden. Das war also das Theater. Hm!« und sie lächelte still vor sich hin – »wenn Sie in Allem so gut Bescheid wissen wie hierin, so werde ich viel Neues von Ihnen erfahren, und gerade heute, müssen Sie wissen, bin ich sehr neugierig. Ich habe nämlich für diesen Abend alle Geschäfte von mir abgestreift. Ich mag nicht viel denken, überlegen, urtheilen. Ich bin müde, abgespannt, so recht innerlich müde und abgespannt von dem Hetzen und Treiben der letzten Tage und möchte mich also ein wenig ruhen. Auch die angenehmsten Besuche – Sie kennen es gewiß aus Erfahrung – können recht ermüdend und angreifend sein. Man spricht zu viel, man hat zu viel zu hören und bekommt zu leicht Stoff, über sich und Andere *zu viel* nachzudenken und – wie Sie vorher sagten – an sich selbst irre zu werden. So wollte ich mich also ein wenig durch eine leichte Plauderei erholen – darum, unterhalten Sie mich, erzählen Sie mir etwas. Was giebt es zum Beispiel Neues in der Stadt?«

»Neues in der Stadt? Eigentlich nur *Eins!*« sagte ich mit einer Dreistigkeit, die ich mir heute noch nicht erklären kann, aber da in diesem einen Gedanken alle Empfindungen und Regungen meines Seins zusammenflutheten, so wagte ich wahrscheinlich in abermaliger Geistesabwesenheit diesen kühnen Schritt.

»Was ist dieses *Eine?*« fragte sie nach einer kleinen Pause mit einem durchdringenden und mich in allen Fibern aufregenden Blick.

»Wenn ich es wagen darf zu sagen, so ist es der eigentliche Grund des langen Besuches des Prinzen von H***!«

»Aha! Ich dachte es mit. Nun fahren Sie fort, erzählen Sie!«

»Das läßt sich nicht gut erzählen, Durchlaucht.«

»Warum nicht?«

»Es wäre wider allen Respect, den ich Ihnen schuldig bin.«

»Ich entbinde Sie davon – ja, ich bitte Sie, aufrichtig und offen gegen mich zu sprechen, wie Sie stets gegen – gegen meinen Bruder gesprochen haben.«

»Nun denn, wenn Sie befehlen, so gehorche ich. Man spricht ohne Unterlaß, daß der Prinz – seiner künftigen Vermählung wegen hier gewesen ist.«

»Woher weiß man das?«

»Man weiß es nicht, aber man vermuthet es. Ihre Durchlaucht kennen die klatschsüchtige Stadt und die Geschicklichkeit ihrer Bewohner, Combinationen zu produciren, die in diesem Punkte vielleicht auch einigermaßen gerechtfertigt erscheinen.«

»Sie hatten Recht. Es ist wahr, man kann allerdings gewisse Gründe für jene Annahme finden. Aber« – sie unterbrach sich, rückte unruhig hin und her, als frage sie sich selber, ob sie weiter reden solle oder nicht, und entschloß sich endlich dazu, indem sie fortfuhr: »Ich will Ihnen etwas erzählen, ich habe auch einmal meine mittheilsame Stunde, aber behalten Sie es für sich. Ich bitte nicht besonders darum, weil ich weiß, daß Sie schweigen können, wenn man es von Ihnen erwartet. So wissen Sie denn, das Publicum hat mitunter sehr scharfsichtige Augen und eine sehr feine Nase – es hat sich auch diesmal nicht getäuscht. Ich will sogar ganz aufrichtig gegen Sie sein, Sie sind ja mein *wirklicher* geheimer Rath – der Prinz von H*** erbt, wie Sie wissen, einst dies Land, und wenn auch er kinderlos stirbt, fällt es an die Krone. Daß er das nun vermeiden möchte, kann man ihm unmöglich verdenken. Er will sich also vermählen, wo möglich recht bald und, wie ich glaube – so hat er – gewählt.«

Sie stockte und schon lange hatte ihre Stimme ein leises Beben verrathen, indem sie die Augen von mir abwandte und vor sich nieder blickte.

»Ich errathe, *wen* er gewählt hat!« sagte ich mit einer innern Angst, die auch meine Stimme beben machte.

Sie sah mich, als ich dies sprach, wieder an und behielt mich eine Minute lang scharf im Auge. »Nun ja,« fuhr sie fort, »das ist nicht schwer zu errathen, denn seine Absicht ist ziemlich klar zu Tage getreten. Er scheint mich – ja mich, mein lieber Flemming, mit seiner Person beglücken zu wollen.«

»Und Sie werden uns wieder einen Fürsten schenken?« wagte ich in schneidender Herzensbeklemmung zu fragen.

»Mein Vater,« fuhr sie, die Augen mit sanfter Trauer niederschlagend fort, »wünscht dies Bündniß allerdings sehr und er hat mir in einem Briefe, den ich kurz vor der Ankunft des Prinzen erhielt, seine Meinung darüber vollkommen aneinandergesetzt. Meine Mutter dagegen, die gute Seele, läßt mir ganz freie Hand, sie ist durch die Erfahrung mit mir klug geworden. Allein auch sie hat mir einen sehr zärtlichen Brief geschrieben und ihre Beistimmung ausgesprochen, wenn ich selbst beistimme.«

Ich athmete laut. Worte wollten nicht mehr aus meiner Brust, so lange und gespannt die Fürstin auch darauf zu warten schien. »Nun,« sagte sie plötzlich und gleichsam mit neuem Muthe das Gespräch fortsetzend, »was denken Sie denn, was ich thun werde, wenn der Prinz auf verständlichere Weise seine Wünsche kundgeben sollte?«

»Ich habe es schon gesagt, Durchlaucht – Sie schenken dem Lande einen Fürsten und sich – einen zweiten Gemahl.«

Sie schwieg, faltete die Hände zusammen, blickte nach Oben und schüttelte dabei sanft lächelnd den Kopf.

»Nein,« sagte sie dann mit unendlich traurigem und zur innersten Ueberzeugung hinreißenden Gesichtsausdruck, »das werde ich wahrscheinlich nicht thun, mein alter Freund. Schenken Sie mir einmal Ihre Aufmerksamkeit und dann sagen Sie mir aufrichtig, ob ich meinem

innern Triebe gehorchen und dem Andringen meiner Verwandten widerstreben soll. Sehen Sie, ich habe, gerade herausgesagt, traurige Erfahrungen in meinem Leben gemacht. Ich war noch jung, unerfahren, halb blind, als man mir sagte: Hildegard, Du mußt Dich vermählen und es giebt keine bessere Parthie für Dich als den Fürsten von B***; Du wirst souveraine Fürstin eines schönen Landes und hast zugleich Gelegenheit, einen etwas stürmischen Mann in das sanfte Geleise des häuslichen Friedens zurückzuführen. Ach, Flemming, damals wußte ich nicht, daß ich das Opfer eines herkömmlichen und in der That verwerflichen Familienbrauchs war, an dem meine sonst so guten Eltern unzertrennlich hingen. Ich wußte noch nicht, daß ich gleichsam wie eine Waare verhandelt und aus meinem Vaterhause getrieben wurde, um im fremden Lande den Reichthum desselben – verzeihen Sie mir den herben Ausdruck – an *schönen Menschenproducten* zu zeigen. Ach, das ist der einzige Vorwurf, den ich meinen Eltern machen kann! Man sagte mir so oft und von allen Seiten, daß ich eine Fürstentochter sei, und als solche auch frühzeitig ein Opfer zu bringen lernen müsse, ohne mich jedoch nur im Entferntesten ahnen zu lassen, wie groß dies Opfer sein und welche Schmerzen es mich kosten würde. Sie wissen, ich brachte das Opfer – ich vermählte mich. Was darauf folgte, will ich verschweigen. Mit einem Wort, es gelang mir nicht, den stürmischen Mann in das sanfte Geleise des häuslichen Friedens zurückzuführen, vielmehr entwich er nach endlosem Kummer und Jammer ganz aus meiner Nähe und ließ mich

unter der Bürde der Regierung dieses Landes allein und hilflos zurück, die ich, in mein Schicksal geduldig ergeben, bis heute getragen habe und wahrscheinlich noch lange tragen werde. Nun aber wünscht mein Vater mich noch einmal zu vermählen – er will mich glücklich sehen, schreibt er so glücklich, wie er es mit meiner Mutter geworden – aber er täuscht sich, wenn er dies Glück in einer Verbindung mit dem Fürsten von H*** sucht. Ach nein, mein Freund, unter dem Fürstendiadem hat mir das Glück schon einmal den Rücken gekehrt und eine innere Stimme sagt mir, daß ich es auch zum zweiten Male darunter nicht finden würde. Nein, nein, nein, es wäre vermessen, für mich verderblich und für Viele eine in Wahrheit unbegreifliche Handlung, wenn ich das Glück noch einmal herausfordern wollte; ja es wäre sogar eine unverzeihliche Thorheit, wollte ich mich noch einmal willig als Opfer darbieten, nachdem ich eine so kostbare Erfahrung mit Millionen Thränen und Schmerzen erkaufte habe. O mein Bruder!« – hier fing sie plötzlich an zu weinen und bedeckte die Augen mit ihrem Tuche – »Sie selbst haben mich ja mit seinem Glücke bekannt gemacht – wie weise ist er gewesen und wie glücklich ist er dadurch geworden! Welche bitteren, qualvollen Erfahrungen sind ihm erspart, denn Alles, Alles, Alles, was ich verloren, vergebens geopfert, vergebens erstrebt – hat er auf einen Wurf, mit einem kurzen schnellen Griff seines feurigen Willens, seiner Thatkraft erreicht. O mein Gott, mein Gott! kein Wort spricht es aus, keine Feder beschreibt es, was ich gelitten, was ich entbehrt habe, und doch war ich ein

Weib, eben so gut wie Andere zum freudvollen Leben berechtigt, und was habe ich dafür erhalten, daß ich meine Jugend von mir warf, meinem Herzen Schweigen gebot und meinen Geist in Fesseln schlagen ließ?«

Sie schwieg und schaute mich wieder mit sanfter fließenden Thränen an, als erwarte sie eine Antwort von mir. Und doch – was sollte ich sagen? Endlich aber brachte ich mit gewaltiger Rührung und gleichsam zu mir selbst sprechend die Worte hervor: »Sie haben einen Thron dafür erhalten!«

»Einen Thron!« rief sie und stand rasch und kräftig, wie einem inneren Unwillen unwillkürlich nachgebend, auf. »Einen Thron! Ja, da haben Sie Recht. Aber wissen Sie, was ein solcher Thron, ein kleiner Fürstenthron in dem zerrissenen Deutschland ist, wo Keiner, Keiner, sage ich, souverain ist, und säße er auf dem größten von allen? Ach, mein Freund, Sie halten das wohl für ein hochherrliches Loos, nicht wahr?«

Ich schüttelte leise den Kopf und sagte dann: »Ach nein, Durchlaucht, nicht so sehr, wie Sie vielleicht denken mögen. Ihr Herr Bruder hat oft darüber mit mir gesprochen, und unsre Meinungen stimmen darin so ziemlich überein.«

»Das konnte ich wohl denken. Aber lassen Sie jetzt meinen Bruder bei Seite liegen, ein andermal will ich seine und Ihre Ansichten darüber vernehmen. Heute habe ich mir blos das Herz erleichtern wollen und das ist geschehen – ich habe mich ausgesprochen und das hat mir die Brust frei gemacht. Ach, wie athme ich wieder

so leicht, so leicht! O mein Gott, was liegt für ein Glück in der Gabe, durch Worte seine traurigen Gedanken und seine düsteren Empfindungen los werden zu können! Ich danke Ihnen, ach, ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mir eine Stunde geschenkt haben. Ich hatte ja Niemand, dem ich so vertrauen konnte, wie Ihnen, der mich von meiner Kindheit an kennt – nicht wahr?«

»Sie erzeigen mir eine so große Ehre und machen mich so glücklich damit, Durchlaucht, daß es mir an Worten fehlt, die Empfindungen der Dankbarkeit auszusprechen.«

»O, danken Sie mir nicht – doch, ich glaube, es geht auf Mitternacht, und wir sind vielleicht die Einzigen,« fuhr sie lächelnd und ruhiger geworden fort, »die noch wach und mit ihren Angelegenheiten beschäftigt sind.«

Sie trat an's Fenster und schaute einen Augenblick hinaus, indem sie den Vorhang ein wenig zur Seite zog. »Nein,« sagte sie rasch, »wir sind doch nicht die Einzigen. Die Oberhofmeisterin, die in jenem Flügel da drüben wohnt, hat auch noch Licht. O was würde sie sagen, wenn sie wüßte, daß Sie noch so spät bei mir sind! Sie mag Sie nicht leiden, sie verfolgt Sie auf jede Weise und sucht Sie und Ihre Leistungen zu verkleinern, wo sie nur kann. Aber das thut nichts, ich kenne sie durch und durch und weiß, daß sie einen hämischen Charakter besitzt.«

»Sie hat mich schon in meiner Jugend nicht leiden mögen, und die kleinen Fehden, die wir mit einander geführt, haben eine große Erbitterung in ihr zurückgelassen.«

»Nein, nein, nein, das rührt von den kleinen Fehden nicht her, sie muß einen ganz besonderen Grund haben, Sie zu hassen oder vielleicht sogar zu fürchten, mir scheint es oft so, wiewohl ich noch immer nicht klar darin sehen kann. Ich – ich darf Ihnen das wohl sagen, da ich Ihnen schon mehr gesagt – ich liebe sie auch nicht und habe sie nicht einmal als Kind geliebt. Aber die lange Gewohnheit und eine gewisse Dankbarkeit, daß sie mich in meiner Kindheit unterrichtet, bindet mich an sie. Oft schon habe ich mich von ihr trennen wollen, aber dann thut sie mir wieder leid, sie ist so einsam in ihrem Leben, hat mit ihren geringen Reizen nie einen edlen Mann an sich zu fesseln verstanden –«

»Sagen Sie lieber, sie hat alle mit ihren bösen Eigenschaften zurückgestoßen. Auch braucht sie nicht einsam zu sein, sie hat einen Sohn –«

»Ihr Sohn, ach! den kann sie doch nicht bei sich halten, Sie hat ihn jetzt auf eine militairische Schule gebracht und er soll sehr kränklich sein. Aber halt, da fällt mir ein – ob sie wohl mit dem Prinzen von H*** von Ihnen gesprochen hat?«

»Sehr oft und ich weiß sogar Manches, was sie ihm von mir zugeflüstert hat.«

»Das kann ich mir denken; übrigens hegte der Prinz auch offenbar Vorurtheile gegen Sie. Er liebte Sie nicht, trotz seiner langen Bekanntschaft mit Ihnen. Warum lächeln Sie?«

»Sie sind vielleicht nicht recht von seiner Liebe gegen mich unterrichtet, Durchlaucht. Er hat mir sogar *viel* Liebe erwiesen und mir am Tage vor seiner Abreise die Ehre seines Besuches geschenkt.«

»Wie?« rief die Fürstin verwundert und beinahe fröhlich aus. »Das ist mir neu. Aber Sie verbergen mir etwas – sprechen Sie, was hat er bei Ihnen gewollt?«

»Er wollte mir seine Liebe und Freundschaft dadurch beweisen, daß er mich aufmerksam machte, wie wenig meine hiesige Stellung meinen Kenntnissen und Fähigkeiten angemessen sei.«

»Das hat er Ihnen zu sagen gewagt?« rief die Fürstin, sich entfärbend, und trat mir unwillkürlich einen Schritt näher.

»Er wollte mir dafür,« fuhr ich lächelnd fort, »eine bessere in Oesterreich anbieten, angeblich, um mich in seiner Nähe zu haben.«

»Sie setzen mich in Erstaunen!«

»Natürlich war das nur ein Vorwand und – mit einem Wort, er wollte mich dadurch von hier fortbringen, mir die Stellung eines Legationsraths in Paris verschaffen, um mir dadurch die Genüsse der großen Welt aufzuschließen –«

Die Fürstin hatte sich wieder nach dem Fenster gewandt und blickte lange hinaus, ohne sich umzudrehen. »Und Sie?« sagte sie in dieser Stellung mit einem eigenen Tone, der mir nicht ganz natürlich klang – »Sie haben dieses vortheilhafte Anerbieten nicht angenommen?«

»Nein, Durchlaucht, ich habe es sogar ein für alle Mal zurückgewiesen.«

»Warum das? In Wien oder Paris zu leben, ist doch sehr angenehm?«

»Für mich nicht, Durchlaucht. Ich kenne Wien und Paris hinreichend, um bestimmt zu wissen, daß ich – daß ich hier glücklicher bin!«

»So!« rief sie lebhaft und trat vom Fenster her auf mich zu. »Also Sie sind hier glücklich?«

Ich stockte mit der Sprache. Es war, als ob mir eine unsichtbare gewaltige Hand die Kehle zusammenschnürte.

»Nein oder Ja?«

»Ja, Durchlaucht, ich bin *glücklich* hier!« sagte ich mit Nachdruck und hielt mich dabei an meinem Stuhl fest, da mir die Wände um mich her zu tanzen schienen.

»Es scheint mir nicht ganz so,« erwiderte sie lächelnd und fast verlegen vor sich niederschauend, »denn Ihr Glück braucht etwas viel Zeit, um sich von der Zunge zu lösen –«

»Der Weg vom Herzen nach der Zunge ist unter Umständen sehr weit, gnädigste Frau. Wenn ich jetzt langsam von meinem Glücke rede, so thue ich es mit um so größerer Besonnenheit!«

»Flemming! Wenn das wahr ist, so freut es mich. Ja, bleiben Sie hier, ich habe mich wieder an Sie gewöhnt – ich vertraue Ihnen – ich habe noch so viel mit Ihnen zu reden, was ich mit keinem Andern reden kann oder wollen Sie vielleicht eine andere, einträglichere Stelle – etwa im Ministerium.« –

»Bewahre mich Gott davor, Durchlaucht! Wenn eine Stelle in für mich geschaffen ist, so ist es die, welche ich jetzt bekleide – und wollen Sie mir eine Gnade erweisen, so lassen Sie sie mir, bis –«

»Nun – bis?«

»Bis ich selbst einsehe, daß ich hier nichts mehr nütze bin.«

»Das soll Ihnen erfüllt werden!« sagte die Fürstin mit holdseliger Miene, nickte mir freundlich zu und in wenigen Minuten hatte ich wieder mein einsames Zimmer erreicht.



In einem dem Rausche ähnlichen Zustande trat ich in dasselbe ein; das Glück, welches mir an diesem Abend widerfahren, die Worte, die ich gehört, die Empfindungen, deren Durchbruch ich als Zeuge beigewohnt, bestürmten meine Seele so heftig, daß ich mit mir selbst ernstlich zu Rathe gehen mußte, wie ich mich für die Folge in meiner seltsamen Lage zu verhalten, welche Entschlüsse für meine künftige Handlungsweise ich zu fassen habe. Aber so viel ich in der nächsten schlaflosen Nacht auch hin und her tastete, bald Dies, bald Das für das Beste, das einzig allein Geeignete hielt, ich kam zu keinem bestimmten Abschluß mit mir selbst, und so mußte ich meine Entschlüsse vertagen, um nicht übereilt in Pläne einzugehen, deren Ausführung mir für

jetzt vielleicht wahrscheinlich erschien, für die Folge aber sich als unmöglich erwies.

Als ich nun aber am nächsten Morgen nach kurzer Ruhe vom Lager mich erhob und den Aufgang einer klaren Tagessonne beobachtete, fühlte ich eine ganz besondere, feierliche Stimmung in meinem Innern vorherrschend, und ohne daß ich mir einen Grund davon anzugeben vermochte, trat wider Erwarten der ganze volle Ernst meines jetzigen Lebens vor meinen klar gewordenen Geist.

»Welches Ziel hast Du vor Dir!« fragte ich mich aufrichtig, »und glaubst Du an diesem Orte das Erreichen zu können, was Du zu finden hierher gekommen bist? Ist unter diesem fürstlichen Dache, in diesen geschmückten Zimmern, in Angesicht dieser schönen angebeteten Fürstin die Ruhe und der Friede zu erlangen, die Du Dein ganzes Leben hindurch erstrebt und bis jetzt noch nicht gefunden hast? Wohin wird es führen, wenn Du dieses glühende Auge, diesen lächelnden Mund, diese herrliche Gestalt immer wieder und wieder vor Augen hast, Dich daran berauschest und dann endlich sehen mußt, wie ein Anderer kommt, den Nectarbecher, von dessen Inhalt Du keinen Tropfen mit Deinen Lippen zu berühren wagst, auf einen Zug leert und Dir dann nichts, nichts übrig bleibt, als das Vergessen, wenn nicht jenes andere schreckliche Geschenk der dämonischen Götter, welches man im Leben die Verzweiflung nennt? O nein, Kurt, dem darfst Du Dich nicht preis geben, darum bist Du nicht nach B*** gekommen; dieser Gefahr Dich auszusetzen, hat Dein edler Freund Dich nicht von sich gelassen – was

hast Du also für eine andere Wahl, als Dich diesen Gefahren zu entwinden, Dich in Dich selbst zurückzuziehen und lieber an einem andren Orte der Welt, sei es in Einsamkeit oder in dem Lärmen derselben, Deine friedlichen Bestrebungen in Ruhe fortzusetzen, um nicht dem Verhängniß anheimzufallen, dem Du hier augenscheinlich entgegen eilst.

Aber soll ich denn gleich, jetzt auf der Stelle, fort?« fragte eine leise widerstrebender Stimme in meinem Innern. Ich überlegte auch das lange hin und her, endlich aber sagte ich fest und entschieden: »Nein, das ist nicht nöthig; noch ist Dir das Wasser nicht bis an den Hals gedrungen und Du bist noch Herr Deiner Vernunft, also Deines Willens, Deiner Kraft. Siehst Du aber die Woge einstmals noch höher daherstürmen und glaubst Du ihr nicht anders ausweichen zu können, dann raffe Dich schnell zusammen, dann hebe die Flügel und enteile dem tödtlichen und doch verderblichen Paradiese, in dem auch leider für Dich ein verhängnißvoller Baum der Erkenntniß steht.«

Als ich zu diesem Entschlusse gekommen war, athmete ich frei und wie neugeboren auf, ich schien mir selbst ein ganz anderer Mensch geworden zu sein und erst jetzt lernte ich den Segen und die Fülle von Kraft kennen, die in einem noch des Entschlusses fähigen Geiste verborgen liegt. Die Ueberzeugung aber, das Bewußtsein, daß ich noch im Besitz dieses kräftigen Geistes sei, stärkte mich allein schon wunderbar rasch und dauerhaft, und so kehrte ich mit neuer Lust, mit frischem Muthe an mein

Tagewerk zurück, dem ich durch die bedenklichen Ereignisse der letzten Woche fast gänzlich entzogen worden war. –

Acht oder zehn Tage waren mir auf diese Weise in kaum gehoffter Ruhe vergangen und schon glaubte ich mich ganz allen neuen Fährlichkeiten meiner Bahn entrückt, als ein abermaliger Ruf zur Fürstin mich in neue fluthende Bewegung versetzte. Diesmal aber war ich auf ein solches Ereigniß besser vorbereitet, wenigstens glaubte ich es zu sein, denn als die Glocke hinter der Tapetenwand mir das Zeichen gab sagte ich zu mir: »Nun ruhig, mein Herz, und fasse Dich männlich und vergiß keinen Augenblick, was Du Dir mit unumstößlichem Vorsatze feierlich gelobt hast. Wenn das herrliche Weib, dessen Seele, wie ihr Auge täglich mehr bezeugt, in der freien Entwicklung begriffen ist, Dich mit dieser ihrer Seele anblickt, dann blicke sie wieder ruhig und fest an, als wärest Du wirklich von Stahl, wie sie es einst im Scherze von Dir gesagt hat. Sie ist Feuer, mit dem Deine entzündbaren Sinne nicht spielen dürfen, ihr ganzes Wesen ist mit einem berauscheden Stoffe gefüllt, von dem Du keinen Tropfen schlürfen darfst – Du weißt es und so thue danach.«

Mit diesem Entschlusse gestählt, gepanzert, wie ich dachte, stieg ich die Treppe hinauf, trat in das Zimmer ein und sagte, da sie mich nicht kommen sah: »Guten Abend, Durchlaucht!«

Sie saß, wie an jenem ersten Abend, vor ihrem Schreibtisch, zwischen den beiden Lampen, eine Feder

in der Hand haltend und auf ein beschriebenes Blatt vor sich niederschauend. Als sie auf meinen Gruß sich lebhaft umwandte, bemerkte ich, daß ihr Antlitz klar, fast heiter und so ruhig war, als hätte auch sie einen Entschluß hinter sich, den zu fassen dem denkenden Menschen ungleich schwieriger, als dem mit roher Kraft begabten oft die augenblickliche unüberlegte That wird.

»Guten Abend, Flemming!« sagte sie mit ihrer glockenreinen und melodischen Stimme, die der köstlichsten Musik glich, aber heute, meinem Vorsatze getreu, auf den festen Panzer traf, den ich um meine Brust gelegt. »Ich habe Ihnen einmal mein Vertrauen geschenkt und muß nun darin fortfahren, wenn ich beweisen will, daß die Frauen nicht blos Laune und Eigensinn, sondern auch Consequenz und Willenskraft wie die Männer besitzen. Also nun lassen Sie uns in unserm neulichen Gespräche fortfahren. Wenigstens wird das heutige fast denselben Gegenstand berühren. Sehen Sie, was ich hier habe« – sie hob dabei einen großen, auf sehr feines Rosapapier geschriebenen Brief empor – »da ist ein sehr schön stylisirter Brief von dem edlen Prinzen von H*** angekommen, mit Feuer gedacht und beinahe mehr gemalt als geschrieben – ich will hoffen, daß er ihn selbst entworfen und mit eigener Hand verfaßt hat, was mir an einigen Stellen in der That zweifelhaft erscheint. Er macht mir darin nicht gerade mit klaren Worten den Antrag, seine Hand anzunehmen, denn das kann er ja nicht, aber er läßt mich doch genügend zwischen den Zeilen lesen, was er von meinem Entschlusse, also zunächst von meiner Antwort

erwartet. Er nennt mich das Ideal seines Lebens, den Stern seiner Hoffnung, die Quelle seines Glücks. Nicht wahr, das ist genug gesagt? In Wahrheit, diplomatisch ist der Brief nicht, aber deutlich, und darum glaube ich beinahe, daß er ihn selbst geschrieben hat. Doch – lesen Sie ihn selbst, ich vertraue seinen Inhalt Ihrer Discretion – oder vielmehr Ihrem Edelmuthe an.«

Sie stand vom Stuhle auf, reichte mir den Brief und ich trat der Lampe näher, um denselben aufmerksam zu lesen. Es war ganz einfach ein mit überschwänglichen Worten verblümter Antrag, wie ihn ein Prinz einer regierenden Fürstin machen kann, wenn er der Hoffnung ist, sie werde seine Liebe erwidern und ihm nun aus freien Stücken ihre schöne Hand zum ewigen Bündniß darreichen.

»Nicht wahr,« sagte sie lächelnd, als ich fertig war, »er meint es recht gut mit mir? Schade, daß ich mich nur entschließen kann, wohl das Ideal seines Lebens, der Stern seiner Hoffnung, aber nicht die Quelle seines Glücks, das heißt, das Weib seiner Liebe zu werden. Aber was thue ich nun? Der Brief ist vertraulichen Inhalts und allein an mich gerichtet, Niemand darf ein Wort davon erfahren, ich muß ihn also auch allein beantworten. Aber sehen Sie, das kann ich nicht, so sehr ich mich auch heute schon den ganzen Tag darum bemüht habe. Es will kein Wort aus meiner Feder, das nur im Entferntesten der Antwort gleicht, die ich ihm allein geben kann und will.«

Sie schwieg und blickte mich forschend an. Wenn mein Gesicht in diesem Augenblick so aussah, wie es in meiner Seele herging, so muß es einen wunderbaren Ausdruck geboten haben. Ich wußte nicht, ob ich vor innerem Frohlocken laut aufschreien oder mich in ein vollkommenes Schweigen hüllen sollte.

»Nun, was haben Sie denn,« fuhr die Fürstin plötzlich fort, die das Ebben und Fluthen meines Innern wahrgenommen haben mußte, »Sie sehen ja ganz verstört aus? Aha, ich begreife: Sie ahnen, was ich von Ihnen verlange und sträuben sich schon im Voraus. Ja, ich bin Ihnen vielleicht lästig, aber ich kann Ihnen diesmal nicht helfen – setzen Sie sich also getrost nieder und – schreiben Sie mir die Antwort, die ich auf diesen Brief ertheilen muß.«

»Gnädigste Frau,« rief ich vor Schreck zitternd aus und trat unwillkürlich einen Schritt zurück – »wie kann ich das – ich kenne ja Ihre Gefühle nicht – wenigstens nicht genau genug, um einen so wichtigen Brief richtig und Ihrem Wunsche gemäß zu beantworten.«

»O, ein Mann von Geist, wie Sie, kann sich diese Gefühle wohl vorstellen. Versetzen Sie sich nur in meine Lage – man möchte meine Hand erwerben und ich – ich möchte mir die Bestimmung über diese meine Hand – vorbehalten. Da, nehmen Sie Platz, dort liegt Papier und da sind Federn – entwerfen Sie mir ein paar Zeilen, die ich mit gutem Gewissen abschreiben kann – ich gehe so lange leise auf und ab und störe Sie nicht.«

Ohne eigentlich zu wissen, was ich that, ließ ich mich in den weichen Sessel fallen, der mir angewiesen war,

und nahm vor dem Schreibtische Platz, an dem noch nie ein Anderer gesessen als die Bewohnerin dieses Zimmers selbst. Eine Minute lang rollte mein Blut in mächtigen Wogen in mir auf und ab, ich sah nichts vor mir, in mir, als nur unbestimmte, unklare Visionen, dann aber, meine ganze geistige Kraft zusammen raffend, gebot ich meinen überströmenden Gefühlen Einhalt und – wunderbar genug goß sich plötzlich eine so wohlthuende Klarheit vor mir auf, daß ich instinctartig die Feder ergriff, und folgende Worte so rasch auf das Papier warf, als hätte sie mir ein wohlwollender Geist dictirt:

»Ew. Durchlaucht haben mich wider Erwarten mit einer mich tief ergreifenden Zuschrift beehrt. Sie wird mir, so lange ich lebe, ein Beweis Ihrer mir sehr werthen Gewogenheit und Freundschaft sein. Ich wünsche, daß Sie, der Sie ein so empfängliches Herz für alles Gute, Edle und Schöne auf der Welt besitzen, recht bald ein mit dem Ihrigen sympathisirendes Gemüth finden, um das vollkommene Glück zu erreichen, welches Sie so lebhaft zu erstreben scheinen. Was mich selbst betrifft, so werde ich mich freuen, recht bald von Ihnen die Kunde zu erhalten, daß dieses große Ereigniß eine Wahrheit geworden sei. Oesterreich ist reich an schönen und begabten Fürstinnen und Prinzessinnen, es wird Ihnen also auf keinen Fall schwer werden, die schönste und begabteste derselben durch Ihre Männlichkeit und die Fülle

Ihrer guten Eigenschaften zu bezaubern und zu gewinnen. Leben Sie wohl und mag dieser Rath Sie so glücklich stimmen, wie ich selbst es in dem Augenblicke bin, wo ich Ihnen denselben ertheilen kann.«

»Hier,« sagte ich, indem ich aufstand, »hier ist die befohlene Antwort, Durchlaucht. Die Anrede und Unterschrift aber werden Sie selbst hinzufügen müssen, da ich nicht weiß, wie Sie dieselbe gestalten wollen.«

Ich reichte das Blatt hin. Sie nahm es mit erwartungsvoller Miene und las es langsam und, wie mir schien, mehrere Male durch, denn die Lesung dauerte etwas lange, obgleich ich sehr deutlich geschrieben hatte. Endlich aber war sie damit zu Ende gekommen, ließ das Papier sinken und indem sie lächelnd, aber anscheinend zufrieden das Auge gegen mich aufschlug, rief sie:

»Der Tausend! Sie sind ein etwas drastischer und, wie mich bedünken will, sehr kurz angebundener und klarer Diplomat. So hätte ich diese Antwort nicht abgefaßt. Aber sie ist gut, wenigstens gefällt sie mir und ich werde sie buchstäblich abschreiben. – Doch halt! Was ist das? Wer sagt Ihnen, daß ich glücklich bin, indem ich dem Prinzen diesen Rath ertheile?«

Ich stand ohne Worte vor ihr, obgleich ich tausend hätte sagen können; ich blickte nur in ihr Auge, wie sie in das meine blickte, und so fand eine Pause zwischen uns statt, die mir ein Jahrhundert zu währen schien, aber, wunderbar genug, durchaus nichts Peinliches für mich hatte.

»Also Sie antworten mir nicht?« sagte sie endlich mit seltsamer Beklommenheit und hochathmender Brust.

»Wenn es denn sein muß,« erwiderte ich fest, »so will ich es. Ich kann mir nicht anders denken, als daß Sie glücklich sind, das schreiben zu können, sonst würden Sie etwas Anderes und – *selbst* geschrieben haben.«

»Sie haben Recht,« erwiderte sie mit einer Miene, als ob sie sich Gewalt anthue, »und so mag es also bleiben wie es ist. Ich danke Ihnen.«

Bei diesen Worten reichte sie mir wie aus einem unbewußten inneren Antriebe ihre schöne weiße Hand, die ich ehrfurchtsvoll küßte, als ich aber die meinige darauf zurückziehen wollte, behielt sie sie, sann eine Weile über etwas nach und sagte dann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Milde und Freundlichkeit: »Haben Sie an meinen Bruder in Adersbach geschrieben?«

»Ja, Durchlaucht, ich schreibe ihm oft und so bin ich so frei gewesen, ihm unser ganzes neuliches Gespräch mitzutheilen, welches die große Wunde seines edlen Herzens auf süße Weise kühlen wird.«

»Gut, ich bin damit zufrieden. Und wenn Sie ihm wieder schreiben, so grüßen Sie ihn von mir.«

»Das wird die größte Freude für ihn sein, die er seit Jahren empfunden hat. In seinem letzten Schreiben sagte er mir, daß er diesen Herbst mit seiner Familie nach Italien gehen werde, um ein ganzes Jahr daselbst zu verweilen.«

»Der Glückliche! Wer das auch könnte! Doch nun leben Sie wohl, das war ein angenehmer Abend und ich bekenne mich als Ihre Schuldnerin!«

FÜNFTES KAPITEL. DER CARDINALPUNKT.

Langsam trat ich in mein Zimmer ein, langsam entkleidete ich mich und ging zu Bett, und zum ersten Mal nach solcher Zusammenkunft war ich mit mir zufrieden, denn ich war meinem Vorsatze treu geblieben, ich hatte meine Ruhe bewahrt und meine Lippen von dem Becher fern gehalten, der den berausenden Nektar in sich schloß und meiner sehnsüchtig danach zuckenden Hand so nahe erreichbar gestanden hatte.

Auch am nächsten Morgen noch, wo ich, wie immer in meinem Leben, die am vergangenen Tage erlebten Dinge einer kälteren Beurtheilung unterwarf, gestand ich mir mit nicht geringer Befriedigung ein, daß ich vernünftig gewesen, und das kräftigte meinen guten Willen so sehr, daß ich die beste Hoffnung für alle Zukunft hegte. Daß die Fürstin meinen Brief abschreiben und an seine Adresse senden werde, bezweifelte ich keinen Augenblick, und so glaubte ich wenigstens diesen ersten Hauptsturm glücklich abgeschlagen zu sehen, was nicht wenig dazu beitrug, mir die bereits seit langer Zeit verlorene Gemüthsruhe wiederzugeben. Ob an diesem oder an einem der nächstfolgenden Tage, ich weiß es nicht mehr ganz genau, bestätigte mir auch die Fürstin diese meine Ansicht, indem sie mir in einer kleinen Gesellschaft

am Abend abseits sagte: »Nun, mein lieber Geheimsecretair, der Brief ist abgesandt und schwebt nun schon zwischen B*** und Wien; ich bin überzeugt, er wird keine so große Freude an letzterem Orte hervorrufen, wenn er ankommt, als er am ersteren verursachte, da er abgesandt ward. Sie aber,« fügte sie scherzhaft hinzu, »mögen es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn ich Sie von jetzt an recht häufig in Anspruch nehme.«

»Soll ich denn viele solcher Antworten schreiben?« fragte ich, indem ich mir erlaubte, auf den heiteren Scherz einzugehen.

»Gott bewahre mich und Sie davor!« erwiderte sie ernsthaft. »Es möchte uns Beiden nicht immer gelingen, einen so passenden Ton zu finden, und glücklicher Weise wiederholt sich eine einmal dagewesene Lage selten zum zweiten Mal auf dieselbe Weise in unserm merkwürdigen Menschenleben. Auch wünsche ich mir keinen zweiten Abend, wie der neuliche, obwohl er mir, wie gesagt, ganz angenehm war, wie es denn überhaupt nur wenige Augenblicke giebt, die man zum zweiten Mal erleben möchte. Man schreitet vorwärts, denke ich, jeden Tag, und so will auch ich zu Gott hoffen, daß das, was hinter mir liegt, nie wieder zum Vorschein kommt. Wenn ich indessen vorher sagte, daß ich Ihre Hülfe häufiger in Anspruch nehmen wolle, so meinte ich damit einen anderen Beistand, den ich ebenfalls von Ihnen erwarte. Also machen Sie sich darauf gefaßt, öfter zu mir beschieden zu werden als früher.«

Als ich mich darauf nur verbeugte, weil ich keine rechte Antwort zu finden wußte, dabei aber vielleicht eine nicht ganz verständliche Miene blicken ließ, fuhr sie fort: »Sie sehen mich dabei so fragend an, als zweifelten Sie an dem Ernste meiner Aussage. Nein, nein, ich meine es wirklich wie ich sage: ich habe gefunden, daß Sie meine Angelegenheiten aus dem richtigen Gesichtspunkte überschauen, und so will ich mich von Ihnen auch in anderen Dingen unterrichten lassen, die mir am Herzen liegen, da ich überzeugt bin, Sie werden ein eben so aufrichtiger Freund der Wahrheit wie der Menschheit sein – doch lassen wir das jetzt, morgen Abend sollen Sie mehr davon hören.«

Am nächsten Abend wurde ich denn auch wieder in ihr Gemach beschieden; diesmal aber und sehr häufig nachher war die Rede von Dingen, die ich hier nur oberflächlich berühren will. Die Fürstin hatte das von ihrem Schwiegervater herrührende Dokument in Händen, welches mir, wie sich der Leser erinnert, in dem Zwiste mit Herrn von Krachwitz einen so großen Dienst geleistet hatte, Sie las sehr häufig darin und die in demselben niedergelegte Hinterlassenschaft bildete jetzt den Hauptgegenstand ihrer Studien und unsrer darüber gepflogenen Unterredungen. Es galt ihr vor allen Dingen, klar zu werden über die Wünsche und Hoffnungen, die ihr Volk gegen sie auszusprechen das unveräußerliche Recht besaß, so wie die besten Wege und Mittel zu finden, um demselben gerecht zu werden. Seltsam genug war sie auf diese

Weise erst durch jahrelange Erfahrungen dahin gekommen, wovon ihr Bruder, noch lange bevor er zur Regierung gelangen konnte, ausgegangen war, und wenn ich ihr nun dessen Ansichten, so wie unsre früheren Unterhaltungen der Reihe nach mittheilte und sie mit Gründen unterstützte, die ich zum Theil aus ihrer eigenen Erfahrung entnahm, so war es nicht schwer, sie allmählig auf denselben geistigen Standpunkt zu versetzen, auf welchem ihr Bruder damals gestanden, als er sich berufen fühlte, das Amt eines regierenden Fürsten als eins der schwersten anzusehen, die einem Sterblichen auf dieser Erde zu Theil werden können. Die Fürstin, mit einem seltenen Scharfblick in solchen Dingen begabt, von dem besten Willen befeuert und eine große Meinung von den Rechten des Volkes wie den Pflichten ihrer Herrscher hegend, gelangte hierdurch sehr bald zu der Ansicht, daß die Zeit, in der sie lebte, eine sehr bedeutungsvolle sei, mit welcher Hand in Hand vorzuschreiten ihre erste Aufgabe sein müsse, und so bereiteten sich in ihr gewisse Pläne vor, die aber leider ein einsichtsvoller und wohlmeinender Herrscher niemals allein wird in's Leben führen können, wenn nicht seine obersten Diener, mit gleicher Einsicht begabt und von gleich gutem Willen getragen, ihn darin unterstützen und so mit ihm nach einem und demselben Ziele streben.

Die Herren Rätthe und Minister hier fanden aber den Fortschrittseifer ihrer Gebieterin nicht ganz nach ihrem Geschmack; überall, fast auf jedem Schritt, stieß Letztere auf Hindernisse, auf die sie in ihrer Herzensgüte

und im Vertrauen auf allseitiges, dem ihrigen gleichendes Bestreben nicht gerechnet hatte. Das erzeugte denn sehr häufige Mißverständnisse, Arbeit häufte sich auf Arbeit, Conferenzen wurden Conferenzen abgehalten, und nicht immer schied man von einander, wie der beiderseitige Wunsch und das allgemeine Bedürfniß es räthlich gemacht hätte. Denn einen solchen Widerspruch, wie ihn jetzt täglich wachsend diese weisen Herren hören ließen, hatte die Fürstin am wenigsten vorausgesehn; ihr uneigennütziges Handeln wurde dadurch gelähmt, ihr reiner Wille konnte nie zum Ziele gelangen und ihre ganze Hoffnung endlich, der in der Politik und der Freiheit der Völker tagenden Morgenröthe auch in ihrem Lande Eingang zu verschaffen, scheiterte zuletzt an den felsenharten Klippen, die eine durch Herkommen und Schlendrian üppig aufgeschossene Bürokratie dem edlen Bestreben eines hochherzigen Fürsten schon so oft entgegenzusetzen verstanden hat.

Als die Fürstin dies erkannte, wurde sie trübe und fast wehmüthig gestimmt. Schon sprach sie, wenn sie mit mir allein war, nicht mehr von Regierungsgeschäften, dagegen schien es ihr eine große Erleichterung zu verschaffen, wenn ich auf Befragen ihr recht viel von Bruno erzählte, auf den sie jedesmal am Schlusse unsrer Unterhaltung mit erneueter Interesse zurückkam.

So war der Sommer herangekommen und lud uns wieder zum Genusse der schönen Natur und ihrer so manichfachen Gaben ein. Aber diesmal schien die Fürstin

nicht den Gefallen daran zu finden, wie in früheren Jahren; mochte es nun sein, daß sie sich von den vielen unfruchtbaren Bemühungen der vergangenen Tage erschöpft fühlte, oder daß sie zu erregt und zerstreut war, um mit vollkommener Gemüthsruhe ihren früheren Liebhabereien nachzugehen. Sie ging oder fuhr daher oft allein, nur von einer oder der anderen Dame begleitet, aus, sprach sehr wenig und wurde sogar in den ihr abverlangten Unterschriften so bedenklich und häklig, daß die Herren Minister flüsternd die Köpfe zusammensteckten und sich ernstlich beriethen, ob es nicht ersprießlich sei, bei ihrer Gebieterin dahin zu wirken, daß sie dieses Jahr frühzeitig ein Bad besuche und ihre anscheinend leidende Gesundheit so bald wie möglich zu stärken trachte.

Eines Tages im Juni kam bei einer Landparthie, die auf Einladung der Fürstin ein größerer Kreis, zu dem auch ich gehörte, unternahm, die Rede hierauf, und als ein hoher Herr ihr geradezu rieth, sie solle sich rasch entschließen und eine recht schöne Reise unternehmen, sagte sie etwas hastig und wie aus längst gehegtem innern Herzenswunsche:

»Ja, ja, meine Herren, ich fühle mich in der That angegriffen und empfinde, wie selten, das Bedürfniß mich zu zerstreuen. Sie haben Recht mit Ihrem guten Rath und ich werde ihn diesmal buchstäblich befolgen.«

»Gewiß,« erwiderte ein Minister, der Hauptanfechter ihrer neuen Ideen, »Ihre Durchlaucht haben sogar die

Pflicht, an sich selbst und Ihre innere Ruhe und Befriedigung zu denken, und wohl dem, dessen Pflicht mit seinem Wunsche und seinen Mitteln in Einklang steht.«

»So,« entgegnete lächelnd die Fürstin und den Mann mit einem ganz eigenthümlich strahlenden Blicke betrachtend, »meinen Sie, daß ich die *Pflicht* habe, an meine innere Ruhe und Befriedigung zu denken?«

»Ganz gewiß, Durchlaucht!«

»Nun gut, so werde ich dieser Pflicht nachkommen. Ich theile Ihnen also mit, meine Herren, daß ich übermorgen nach Baden-Baden abreisen werde, und da ich diesmal ganz ohne Arbeit die *Pflicht* meiner Beruhigung erfüllen will, so werde ich nur zwei Damen, den Kammerherrn *** und einige Diener mitnehmen.«

»Durchlaucht!« rief da die Oberhofmeisterin mit einer stürmischen Geberde, »ich bitte es mir als eine Gnade aus, daß Sie auch mich diese Reise mitmachen lassen – wer könnte so für Ihre Ruhe und Bequemlichkeit Sorge tragen wie ich?«

Die Fürstin schien einigermaßen betroffen, denn sie glaubte in letzterem Punkte nicht ganz der Meinung ihrer ersten Hofdame sein zu dürfen. Nachdem sie sich aber eine Weile besonnen, sagte sie kalt: »Gut, ich gestehe es Ihnen zu, aber keine Erinnerung an die Heimat bitte ich mir aus, keine Klagen und vor allen Dingen – keine Hofgeschichten!«

Dies war das erste Mal, daß die Frau Oberhofmeisterin in öffentlicher Gesellschaft einen kleinen Verweis von ihrer Gebieterin erhielt, denn als solcher wurden die Worte derselben von allen Anwesenden gedeutet. Die hochmüthige Dame rümpfte darüber erschrecklich die Nase, aber nichts desto weniger traf sie so rasch ihre Reiseanstalten, daß sie sogar vergaß, an ihren lieben Sohn zu schreiben, den sie in Anbetracht der einstigen großen Erbschaft, die er in Folge des Aussterbens der männlichen Linie der Wetterau's im achtzehnten Jahre antreten sollte, bei Hofe stets ihren kleinen Majoratsherrn nannte.



Am letzten Abend vor ihrer Abreise ließ mich die Fürstin schon bei Zeiten durch ihren Kammerdiener benachrichtigen, daß sie mich nach der Abendtafel noch zu sprechen wünsche; ich fand mich also rechtzeitig in meinem Zimmer ein, schloß meine Thüren und harrte mit Spannung des Augenblicks, wo sie mich zu sich bescheiden würde. Es dauerte diesmal etwas lange, bis sie ihre Damen entließ, mit denen sie wahrscheinlich Mancherlei wegen der bevorstehenden Reise zu besprechen hatte, und erst kurz vor zehn Uhr ertönte die Glocke, die mich zu ihr berief. Als ich bei ihr eintrat, ging sie mit einiger Unruhe im Zimmer hin und her und auf ihrem sonst so geistig belebten Gesichte lag ein Ausdruck, den ich noch nie auf demselben wahrgenommen hatte. Mochten es die Spuren der in den letzten Tagen stattgehabten Kämpfe

mit ihren Reichswürdenträgern sein, die sich nicht ganz hatten verwischen lassen, oder war es der Widerstrahl einer inneren Ungewißheit und Spannung, die sie mit Mühe zu unterdrücken strebte, – ich konnte es nicht ergründen, aber dennoch ließ sie ihren Blick mit Sanftmuth auf mir ruhen, versuchte zu lächeln und wies mir einen nicht weit von ihrem Sessel entfernten Platz an, auf den sie sich sogleich niederließ, sobald ich eingetreten war.

»Nehmen Sie Platz, Flemming,« sagte sie, sich wenigstens zur äußeren scheinbaren Ruhe zwingend, »und hören Sie mich geduldig an. Ich weiß wohl, daß ich Sie häufig mit meinen Fragen und Forschungen bestürme, aber ich rechne auf Ihre Nachsicht und Ihren guten Willen, mir in meinen Wünschen gerecht zu werden. Sehen Sie, ich hätte so gern noch Vielerlei vor meiner Abreise mit Ihnen besprochen, nun aber muß ich mich beschränken, da die Zeit drängt und man sich auf jede Weise bemüht, mich auf einige Wochen los zu werden, als wäre man meiner schon halb überdrüssig. Da gebe Einer etwas auf die Liebe seiner Unterthanen, auf Popularität, auf – Gott weiß sonst noch was! Ich kenne es jetzt besser und weiß, was ich von allen diesen Feseleien zu halten habe. Doch – das war es nicht, was ich Ihnen mittheilen wollte, Sie wissen ja, wie man mich bestürmt, beengt, behindert, und was helfen die Klagen, wo es doch kein Mittel giebt, sich die Plagen und Lasten des Lebens von den Schultern zu streifen und zu sagen: Nehmt hin, was Ihr wollt; ich begnüge mich mit dem, was ich für mich behalten will. Ach! es ist eine traurige Zeit jetzt für die Fürsten! Die Stimmen der

Menschen sind zu Wogen geworden, die lauter brüllen als die entfesselte See, und wenn man sie nur ganz verstehen könnte, nur wüßte, was sie wollen, man könnte sich und ihnen vielleicht helfen.«

»Sie wissen am Ende selbst nicht, was sie wollen, und sind so wenig einig in ihren Wünschen wie in ihren Forderungen!« schaltete ich ein, da sie einen Augenblick schwieg.

»Das kommt mir auch bisweilen so vor – doch, ich will auf mein heutiges Thema zurückkommen, das weit von hier abliegt, und Sie müssen mir darüber eine so genaue Auskunft geben, als es Ihnen möglich ist.«

»Wenn es in mein Fach schlägt, so haben Sie über meinen besten Willen und alle meine Kräfte zu gebieten, Durchlaucht.«

»Es schlägt in Ihr Fach, hören Sie. – Ich habe schon lange und namentlich heute,« fuhr sie mit weicherer Stimme und gesenkten Augen fort, »recht viel und immer wieder an meinen Bruder Bruno denken müssen, vielleicht aus dem Grunde, weil wir in der letzten Zeit so oft über ihn gesprochen haben. Fast Alles in seiner Handlungsweise ist mir durch Ihre Mittheilungen klar geworden, nur Eins ist mir bis heute unerklärlich geblieben und auch darüber sollen Sie mir jetzt Aufschluß geben. Bruno hat, wie Sie wissen, immer eigenthümlich gehandelt, von seiner Kindheit an bis in spätere Jahre, und ist nicht selten von allen vorgeschriebenen Formen und Gebräuchen abgewichen. Er mag in vielen Punkten sehr recht gehandelt haben, nach seinen Gefühlen wenigstens, und ich stimme

ihm meist bei, nur in *einem* Punkte ist mir seine Handlungsweise dunkel, und das ist ein Cardinalpunkt.«

»Welcher mag das sein, gnädigste Frau?«

Bei den letzten Worten hatte sie mich voll und fest angeblickt, jetzt aber schlug sie gleichsam beschämt die Augen nieder und mit kaum hörbarer Stimme sprach sie: »Es betrifft das freiwillige Aufgeben seines unbestreitbaren Rechtes der Erstgeburt.«

»Ah,« rief ich unwillkürlich lebhaft aus, »Sie meinen, warum er einem Throne entsagt und ihn seinem Bruder überlassen hat, den ihm kein Mensch streitig machen konnte?«

»Das meine ich, Sie sagen es.«

»Aber das ist ja sehr einfach zu begreifen, Durchlaucht! Er wollte sich nach Neigung vermählen und ein glücklicher Familienvater sein – erklärt das seine Entsagung nicht genug?«

»Nein, nein, nein, das thut es nicht. Bruno wäre, glaube ich, auch ohne Elsbeth auf diesen Gedanken gerathen, denn schon zu der Zeit, als er von der Universität zurückkam, hat er Anspielungen darüber fallen lassen, die mir damals ganz unverständlich waren, jetzt aber sehr deutlich sind.«

»Ganz natürlich, gnädigste Frau, er hat schon damals Elsbeth geliebt.«

Sie erhob ihr Auge fragend gegen mich, als wolle sie in meiner Seele Tiefen lesen. »Sind Sie ganz aufrichtig gegen mich?« fragte sie dann mit einem lächelnden und fast besorgten Blick.

»Wenn Sie,« sagte ich ruhig und in einiger Verlegenheit nach Worten suchend, denn der Gegenstand, auf den sie das Gespräch gebracht, bot gewisse Seiten dar, die ich lieber nicht berührt gesehn hätte – »wenn Sie mich so auf mein Gewissen fragen, Durchlaucht, dann muß ich mein Gewissen sprechen lassen, obwohl ich voraussetzen kann, daß Sie aus den früher zwischen uns über Bruno's Ansichten im Leben und Wirken geführten Gesprächen längst erkannt halfen, was ihn außer seiner Liebe zu Elisabeth veranlaßt hat, lieber ein Privatmann als ein regierender Fürst sein zu wollen.«

»Lassen Sie Ihr Gewissen sprechen, ich höre es gern.«

»Aber verzeihen Sie mir im Voraus, wenn ich Einzelheiten berühre, die eben so gut auf andere Fürsten passend erscheinen können, als ich sie nur auf den Fürsten von Adersbach bezüglich aussprechen will.«

»Ich verzeihe Ihnen Alles – sprechen Sie ganz dreist.«

»Bruno's Handlungsweise in dieser Beziehung,« sagte ich, tief Athem schöpfend und gleichsam wie zu einer großen Schlacht alle Kräfte zusammenraffend, »liegt in dem Entwicklungsgange seines Geistes, in seiner Natur, seinem Charakter, kurz in seinem ganzen Wesen begründet. Er wollte und konnte nur etwas Großes oder – Nichts sein; Alles was in der Mitte zwischen Beiden liegt, verabscheut er, da er oft genug erkannt und gesagt hat, daß das in der Mitte Liegende in der Regel auch nur das Mittelmäßige sei, und davon ist er, wie Sie wissen, nie ein Freund gewesen.«

»O, ist er denn jetzt Nichts? Ich dünkte doch. Er ist ein mediatisirter Fürst, ungeheuer reich, Herr seines ganzen Willens, seiner Zeit, seiner Laune, wenn er sie haben will – ist das eine solche Kleinigkeit, daß man es mit ›Nichts‹ benennen kann?«

Ich athmete auf und von jetzt an sprach ich leichter, fließender und schneller, zumal ich sah, daß jedes meiner Worte eine größere Befriedigung auf dem Gesichte meiner Zuhörerin hervorrief. »Bruno,« sagte ich, »war von Jugend auf mit allen seinen Gedanken, Empfindungen, Wünschen und Hoffnungen ein deutschgesinnter Mann, das heißt, er wollte sein schönes Vaterland von jeher gern so groß wie glücklich sehen. Er hätte sein Blut dafür hingegeben, wenn er es damit hätte zu seinem erhabenen Ziele führen können. Da er aber als Einzelner nicht durchsetzen konnte, was er für vortheilhaft und in gewisser Beziehung sogar für nothwendig erachtete, wollte er lieber aus der Reihe Derer ausscheiden, die Deutschland zerstückeln helfen, anstatt es zu einem Ganzen zu verschmelzen. Er war mehr Philosoph als Fürst, mehr Mensch als Regent, mehr Patriot als Staatsmann, und fühlte er sich berufen, lieber ein Amt aufzugeben, in dem er nichts nützen konnte, als zu sehen, wie die Geschäfte, die er in diesem Amte führen mußte, den Rückzug antraten, statt den Fortschritt zu gewinnen. Ich habe keinen Beruf, sagte er mir oft, einen Herrscher zu *spielen*; *sein* möchte ich einer, aber dazu hat mich die Vorsehung nicht bestimmt, und wenn ich es den meisten kleinen Gewalthabern um mich her nachthun sollte, so *spielte* ich ihn

nur, aber *wäre* gewiß keiner. Vor allen Dingen aber sollte ein Fürst, der keinen Beruf in sich fühlt, das Scepter zu führen, sich nicht dazu zwingen, es zu halten, zu tragen, da es leicht seiner Hand zu gewichtig werden und bei Gelegenheit wider Willen entgleiten könnte. Ein mit Zwang auf einem Throne sitzender Gebieter macht nicht allein sich, sondern auch viele Andere unglücklich. Ich aber, sagte er, möchte mein Land, Volk und mich selbst glücklich machen auf *meine* Weise, denn die Weise Anderer behagt mir nicht. Deutschland ist immer nur groß gewesen durch sein Volk, mit wenigen Ausnahmen, und das Volk war nur groß, wenn seine Fürsten einig waren. Einig sind die Fürsten aber nicht mehr auf dieser Welt, und so ist es eine Wohlthat für das Ganze, wenn es nur wenige, dafür aber so mächtige Fürsten wie möglich hat, Darum also trete ich ab. Lieber allerdings wäre es mir gewesen, wenn ich meinen Platz ganz leer machen und mein Erbreich einem größeren hätte einverleiben können. Darauf würde mein ganzes Streben gerichtet worden sein, wenn ich allein und mein eigener Herr geblieben wäre. Aber ich habe eine Familie – Brüder – mögen sie also nehmen, was mir nur eine Quelle von Leid und Weh ist, und glücklicher damit sein als ich – und so, Durchlaucht, wurde er ein Privatmann – und – was ihm und mir auch als ein *Cardinalpunkt* erscheint – glücklich, wahrhaft glücklich!«

Ich schwieg und trocknete mir den Schweiß von der Stirn, denn ich hatte mich außerordentlich bemüht, Alles

zu vermeiden, was die Fürstin als eine regierende Herrscherin nur im Geringsten verletzen konnte, und doch hatte ich vielleicht schon zu viel gesagt. Das glaubte ich selbst, als ich fertig war; die Fürstin hatte sich in ihren Sessel zurückgelehnt, die Augen geschlossen und schien in ihrem Innern die Bedeutung der Worte nachschwirren zu lassen, die sie so eben vernommen.

»Habe ich zu viel gesagt?« fragte ich mit einiger Unruhe, da sie weder eine Bewegung machte, noch ein Wort hören ließ.

Sie öffnete die Augen, sah sich ringsum im Zimmer, als suche sie etwas, blickte dann mich an und sagte, indem sie die linke Hand auf das Herz drückte: »Zu viel? O nein, ich dachte, Sie würden noch weiter reden. Es hörte sich gut an. Das könnte man Alles als eine Lehre für sich selber gelten lassen.«

»Bei Gott, Durchlaucht,« rief ich aufspringend, »das habe ich nicht beabsichtigt.«

»Still! – Ich glaube es Ihnen. Aber sagen Sie, das war also Bruno's Ansicht, die Sie mir da eben entwickelt haben, nicht wahr?«

»Ja, Durchlaucht, ich habe nur Bruno sprechen lassen.«

»Aber wenn ich nun *Sie* auf Ihr Gewissen frage, ist Bruno's Ansicht auch *Ihre* Ansicht?«

»Soll ich als ehrlicher Mann vor Ihnen stehen?« fragte ich, die Hand auf das Herz legend.

»Wie Sie immer vor mir gestanden haben, ja!«

»Ich habe früher Bruno's Ansicht getheilt und selbst jetzt – jetzt, auch wenn Sie mich auf der Stelle aus Ihren Augen dafür verbannten, muß ich bekennen, daß ich sie auch heute noch theile.«

»Ah!« sagte die Fürstin mit weitgeöffneten Augen und mir zunickendem Kopfe, indem sie von ihrem Sitze aufstand. »Das ist gut, das ist gut – ich danke Ihnen – es hat mir wehe, aber es hat mir auch *wohl*gethan! Gute Nacht – gute Nacht, Flemming!«

»Durchlaucht,« rief ich, in dem Zweifel über die Wirkung meiner Rede beinahe außer mir – »Sie zürnen!«

Sie schüttelte sanft lächelnd den Kopf und sagte entschieden: »Nein, ich zürne nicht, im Gegentheile, ich muß Ihrer Ansicht Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie sogar loben. Ob ich sie theile – das weiß Gott, der in aller Menschen Herzen sieht. *Wenn* ich sie aber *einst* theile, sollen Sie es zuerst aus meinem Munde erfahren. Jetzt gehen Sie und – schlafen Sie wohl!«



Langsam, nicht mehr mit wirbelndem Kopfe wie früher, aber doch unendlich bewegt, schritt ich in mein Zimmer hinab und lange noch dachte ich über die Bedeutung der vielen seltsamen Worte nach, die ich heute Abend vernommen hatte. Als ich aber am nächsten Morgen mein Frühstück genoß, brachte mein Diener ein kleines Briefchen herein, welches ihm, wie er sagte, Zöllner

für mich eingehändigt hatte. Ich riß es schnell auf und las folgende Worte:

»Mein werther Freund!

Wie Sie wissen, reise ich heute Morgen um neun Uhr. Ich liebe das mündliche Abschiednehmen nicht und so sage ich Ihnen schriftlich Lebewohl. Arbeiten Sie nicht zu viel und denken Sie auch an Ihr Vergnügen – Ihre Ruhe. Außerdem habe ich noch *eine* Bitte, die ich gestern Abend auszusprechen vergaß. In acht Tagen erwarte ich Nachricht von Ihnen, wie es in B*** aussieht. Schreiben Sie Alles recht genau, ich lese gern dergleichen Berichte. Auf ein baldiges Wiedersehen!

Hildegard.«

Punkt neun Uhr sah ich den Wagen der Fürstin verfahren, der schon zu der Reise gepackt war. Dann aber, ihres Winkes eingedenk, zog ich mich in die Tiefe der Bibliothek zurück, um hier mit todten Geistern zu verkehren, da mir der Verkehr mit dem Geiste, der in meiner Seele am lebendigsten schaltete, untersagt war. Dennoch lauschte mein Ohr auf das Rollen der Räder, und als ich es endlich hörte, sagte ich im Stillen: »Leben Sie wohl – auf ein *baldiges Wiedersehen!*«

SECHSTES KAPITEL. DER WEIHNACHTSBAUM.

Nach der Abreise der Fürstin trat eine unbeschreibliche Stille und Eintönigkeit in den weiten Räumen des

Schlusses zu B*** ein. Ich konnte mich in den ersten Tagen gar nicht daran gewöhnen, so schwer fiel es mir auf's Herz, und jeden Augenblick glaubte ich, müsse die Gestalt der Abwesenden aus irgend einer Thür hervortreten oder um eine Ecke im Park biegen, wo ich sie so oft hatte lustwandeln sehen. Diese Oede und Stille wäre mir unerträglich geworden, hätte nicht zu gleicher Zeit die Angst und Beklommenheit ein Ende gehabt, die ich in den letzten Monaten ohne Unterlaß empfunden und die mich in einen so eigenthümlichen und unerklärlichen Zustand der Unruhe versetzt, hatte, daß ich sie mit Worten eigentlich nicht beschreiben kann.

Um mich aber den widersprechenden Empfindungen zu entziehen, die mich im Schlosse heimsuchten, verließ ich es so oft wie möglich, trat weite Spaziergänge in der malerischen Umgebung an und suchte auf diese Weise meinen Körper zu ermüden, um dadurch auch meinem Geiste die so nothwendige Ruhe zu verschaffen. Allein dieser Geist war diesmal hartnäckiger und widerspruchsvoller denn je, er ließ sich nicht zwingen, und immer von Neuem kehrte er in einsamen Stunden zu den Gedanken zurück, die ihn nun einmal seit langer Zeit gänzlich ausfüllten und meinem Herzen so viele Betrübniß und Aufregung bereiteten. Endlich aber brach sich mein fester Wille Bahn, ich riß mich mit Gewalt von den Erinnerungen los, die in bunten Gestalten bald gaukelnd und spielend, bald drohend und zürnend um mich her wogten, und kehrte zu der Geselligkeit des Lebens zurück, die ich so lange schon fast ganz außer Acht gelassen hatte.

Als Major Fuchs merkte, daß die Hypochondrie, wie er meinen unbegreiflichen Zustand nannte, mich verlassen habe, fand er sich oft bei mir ein und wir unternahmen nun wieder zu Pferde weite Ausflüge, wie wir es gethan, als ich noch nicht die Stellung einnahm, die mir eine so große Wonne, aber zugleich auch die größte Sorge meines Lebens bereitete.

Wenn ich aber von diesen Ausflügen und einzelnen Besuchen bei befreundeten Personen in mein jetzt so stilles Zimmer zurückkehrte, in dem mich keine rauschende Seide, kein leichter Tritt, kein einsamer Seufzer mehr störte und aufregte wie sonst, war es meine angenehmste Unterhaltung, an dem ersten Berichte zu schreiben, den mir die Fürstin an sie zu senden aufgetragen hatte. Ich sage mit Absicht: Bericht, denn zu einer solchen Ausdehnung war mein Brief allmählig gelangt. Als ich zu schreiben anfang, war ich in Zweifel, ob ich auch Stoff genug finden werde, der abwesenden Herrin einen Augenblick der Unterhaltung zu gewähren, als ich aber erst einige Seiten gefüllt, wuchs derselbe so sehr, daß ich mich über den Reichthum meiner Beobachtungen und die seltsamen Einfälle selbst wundern mußte, die sich aus meiner Feder loslösten. Ich sammelte Alles, was ich sah und hörte und wovon ich glaubte, daß es das Interesse der Fürstin zu erregen im Stande sei, weniger aber ließ ich mich auf meine eigenen Gedanken ein, die ich für die Kenntnißnahme der Empfängerin bei Weitem nicht so geeignet

hielt. So entstand im Laufe von acht Tagen ein ganz artiges Packet, und als ich es siegelte und adressirte, hatte ich die wohlthuende Empfindung, dem mir ertheilten Auftrage mit ganzer Hingebung nachgekommen zu sein.

Wie erstaunte ich aber, als ich beinahe umgehend eine Antwort von der Fürstin erhielt, die nur sehr wenig auf ihr eigenes Leben im Bade Bezug nahm, dafür aber um so mehr von unsern kleinen Erlebnissen sprach und – das setzte mich eben am meisten in Erstaunen – mit meinen Schilderungen durchaus nicht zufrieden war.

»Sie haben mir eigentlich nur sehr wenig geschrieben,« hieß es darin, »und hätten leicht etwas ausführlicher sein können.«

»Mein Gott,« rief ich unwillkürlich aus, »bin ich denn noch nicht ausführlich genug gewesen, habe ich nicht Alles gesagt, was ich wußte?«

»Ich bin viel neugieriger, als Sie denken,« hieß es weiter. »Ich möchte Alles wissen, was im heimischen Hause vorgeht, *Alles*, verstehen Sie? Sie haben mir auch nicht gesagt, wie Sie Ihre Zeit hinbringen und ob Sie sich Ferien gestattet haben, worauf ich Sie aufmerksam machte, denn Sie sahen in der letzten Zeit etwas angegriffen aus. Gehen Sie, reiten und fahren Sie fleißig? Mit wem? Wohin? Alles das möchte ich wissen, denn es ist wunderbar, wie alle Einzelheiten aus der Heimat uns interessiren, wenn wir davon entfernt sind. Beinahe geht es damit wie mit den Menschen, die man auch erst nach ihrem Werthe zu schätzen anfängt, wenn man sie verloren hat. Es

ist hier sehr hübsch, sehr lebhaft, in manchen Nebendingen des Lebens sehr unterhaltend, aber diese ganze Lebhaftigkeit und alle diese Nebendinge wiegen durchaus nicht den Hauptgenuß der ruhigen Häuslichkeit, einer ungestörten Unterhaltung, eines behaglichen regelmäßigen Lebensganges auf, wie man sie zu Hause gewohnt ist und so überaus gern hat. – Kommt Major Fuchs wieder recht häufig zu Ihnen? Ich denke mir, daß sein Umgang Ihnen am besten munden wird; er ist die ehrlichste Seele, die wir in B*** haben und Ihnen von ganzem Herzen ergeben. Solche Freunde sind heutzutage selten und wir haben an Menschen *der Art* in B*** überhaupt keinen Ueberfluß.«

In ähnlicher Weise ging der Brief noch einige Seiten lang fort und je weiter ich las, um so mehr fand ich zu meinem Erstaunen, daß die Fürstin in ihrer Abwesenheit sich mit Dingen beschäftigte, denen sie zu Hause, nach meinen Wahrnehmungen wenigstens, nicht die geringste Aufmerksamkeit gewidmet zu haben schien. Aber noch einen anderen seltsamen Eindruck machte dies rasch erfolgte Antwortschreiben auf mich. Es lag gar nichts darin, was den hohen Rang und Stand der Schreiberin verrieth, nichts, was an die Etikette und die hohe Ehrerbietung erinnerte, die man ihr schuldig war, Jedes Wort floß so natürlich und leicht aus ihrer Feder, wie es jede gebildete Frau von viel geringerem Stande auch schreiben könnte und würde, wenn sie mit einem vertrauten Freunde oder Verwandten über ihr am Herzen liegende Dinge sich unterhält. Und doch, wenn ich den Brief im Ganzen

nahm und mit den kritischen Augen des reinen Verstandes prüfte, fand ich den hohen Geist, das Gefühl der eigenen Würde und das Bewußtsein der Stellung der edlen Schreiberin darin vor, bis ich zuletzt, an meinem eigenen Urtheil irre werdend, vom Lesen abließ, welches letztere auch ziemlich überflüssig war, da ich endlich den ganzen Inhalt, Zeile für Zeile und Wort für Wort beinahe anwendig wußte.

Mit noch viel größerer Umständlichkeit begab ich mich daher an meinen zweiten Brief; ich erzählte ihr zunächst, was sie zu wissen wünschte, und ließ mich dann auf die Schilderungen von Außendingen ein, erwähnte, wie schön es jetzt bei uns sei, welche Naturwunder man in diesem Sommer von den Fenstern des Schlosses aus wahrnehme, wie köstlich der Gebirgswald mit seinen grünen Laubkronen prange und was dergleichen mehr war. So fügte ich wieder einen dem Umfange nach ganz erklecklichen Bericht zusammen und sandte ihn nach Ablauf der nächsten acht Tage an seinen Bestimmungsort ab.

Wenige Tage später kam aber schon wieder eine Antwort. Ich glaubte, ich würde diesmal wegen meiner Pünktlichkeit und Genauigkeit gelobt werden, allein ich hatte mich abermals geirrt. »Sie schreiben mir noch nicht genug,« hieß es. »Ob es die Wirkung meines hiesigen Aufenthalts oder die Folge der mich wirklich peinigenden inneren Leere ist. Ich weiß es nicht, aber ich leide an einer gewissen Unersättlichkeit nach Mittheilungen, die mich befriedigen, und möchte immer zu lesen, um nur

keine Pause, keinen Nachlaß in der Einsaugung des Neuen zu spüren, was in mir stets eine unbehagliche Stimmung hervorruft. Beinahe geht es mir hierin, wie einem heißblütigen Leser, wenn er den ersten Theil eines guten Buches verschlungen hat und nun voll Begierde ist, den zweiten Theil eben so rasch zu verschlingen und dieser ihm wider Erwarten entzogen oder vorenthalten wird. Um mich also nicht in diesen peinlichen Zustand zu versetzen, so schicken Sie mir gleich das ganze Buch mit einem Male, das heißt, kommen Sie lieber selbst, denn alle Personen, die ich diesmal mitgenommen, vorzüglich die Hohenheim, langweilen mich auf das Entsetzlichste und ich fühle das Bedürfniß, einen Menschen um mich zu haben und ihm in's Auge zu blicken, von dem ich bestimmt weiß, daß er es ehrlich mit mir meint. Kommen Sie also rasch, aber vergessen Sie in Ihrem Eifer, mir zu dienen, nicht, dem Hofmarschall Ihre Aufwartung zu machen, damit der Herr sich nicht in seiner Würde verletzt fühle und mir nachher mit Klagen in den Ohren liegt, deren ich schon lange herzlichst müde bin.«

Dieser unerwartete Schluß ihres Briefes gab meinem ganzen Wesen einen in dieser einsamen Prüfungszeit für unmöglich gehaltenen Anstoß und beflügelte mich in allem meinem Thun auf eine erstaunliche Weise. Ich schloß und riegelte das Archiv sogleich mit allen vorhandenen Schlüsseln zu, lief zum Hofmarschall, der sich über den seltsamen Befehl Ihrer Durchlaucht höchlichst

zu verwundern schien, sprach einen Augenblick bei Major Fuchs vor und eilte davon, in aller Hast meinen Koffer zu packen, womit ich Abends um zehn Uhr zu Stande kam.

Alo ich aber erst so weit war, deuchte es mir unmöglich, noch die lange Nacht hindurch bis zum nächsten Morgen meine Reise hinauszuschieben. Ich bestellte mir also in der Nacht noch Extrapost und flog am nächsten Morgen auf der Eisenbahn dem Süden entgegen, den ich sobald wiederzusehen vor vierundzwanzig Stunden noch nicht die geringste Ahnung gehabt hatte.

Wenn mir unterwegs aber meine Phantasie den losen Streich gespielt, mich denken zu lassen, ich werde in Baden-Baden von der Fürstin so ganz und gar im Style ihrer beiden Schreiben empfangen werden, so hatte ich mich doch in einer Kleinigkeit dabei geirrt. Briefe, also geschriebene Worte, sind immer nur Bruchtheile, oft sehr kleine sogar, von dem ganzen Menschen, der sie geschrieben hat, und wenn wir ihn nun mit unsern leibhaftigen Augen erblicken und ihn hören, so sieht er ganz anders aus, hört er sich ganz anders an, als wir ihn uns in der Abwesenheit vorgestellt haben.

So erging es mir diesmal auch mit der Fürstin, die mir zwar freundlich und wohlwollend wie einem alten geprüften Freunde entgegentrat, aber doch auf ein Haar der Fürstin glich, die ich in allen Einzelheiten so genau in B*** beobachtet hatte. Allerdings freute sie sich sehr, daß ich so rasch ihrem Wunsche nachgekommen

war, allein diese Freude erschien durch die ihr inwohnende Hoheit und Würde gemäßigt, sie blieb immer was sie war, in jeder Bewegung, jedem Worte, und höchstens aus ihrem Auge sprach gleichsam ein warmer dankender Willkommensgruß, der mir unglaublich wohlthat, indem er mich an die traulichen Worte erinnerte, die ich, von *ihrer* Hand geschrieben, noch vor wenigen Tagen in der meinigen gehalten hatte.

Unser Aufenthalt in Baden dauerte etwa noch drei Wochen; dann begab sich die Fürstin, vielleicht durch meine Lobpreisungen veranlaßt, nach Freiburg, Basel und besuchte von hier aus in kurzen Tagereisen, nur überall, wo es ihr gefiel, längere Zeit verweilend, die ganze Schweiz. Am Genfer See blieben wir die längste Zeit; da wir uns aber auf der Rückreise noch in Tyrol aufzuhalten beschlossen, mußten wir uns etwas beeilen, denn der äußerste Termin, bis zu welchem die Fürstin ihre Reise ausdehnen wollte, war längst überschritten und sehr zarte Mahnbriefe aus ministerieller Hand langten von Zeit zu Zeit von Hause an, die eine unendliche Sehnsucht aussprachen, die verehrte Landesmutter wieder in ihren heimatlichen Mauern zu begrüßen.

Nur mit einem gewissen innern Widerstreben trat die Fürstin endlich die Rückreise an, indem sie mir eines Tages, als wir zufällig allein waren, sagte:

»Flemming, nun gehen wir also nach Hause und lassen uns die alten Fesseln wieder anlegen. Ach! sie schmerzen mich schon, ehe ich sie noch um meine Handgelenke trage, und die Kerkerluft daheim wird mir um so dumpfiger

erscheinen, da ich einmal den köstlichen Balsam des freien Lebensäthers getrunken habe. Nun wohlan, gehen wir und erfüllen wir wieder unsre Pflicht! Der Herr hat in seiner Weisheit nicht blos Sonntage, er hat auch Werkeltage eingesetzt und damit müssen wir zufrieden sein!«

Erst in der Mitte des Herbstes trafen wir in B*** ein, und sehr bald hatten wir, die wir die Fürstin begleitet, uns an die Heimat, ihre Ansprüche und unsre Pflichten darin wieder gewöhnt. Nicht so ganz zufrieden mit den Rückkehrenden aber erwiesen sich die zu Hause Gebliebenen; ihnen war die Fürstin zunächst viel zu lange ausgeblieben und hatte ihnen dadurch so manche schöne Gelegenheit zum Vergnügen entzogen. Um so mehr erwarteten sie nun von dem Augenblick an, wo sie wieder in ihrer Mitte verweilte, ganz besondere Freuden und Festlichkeiten, und als dieselben, wundersam genug! ausblieben, wurden sie Alle von einem mißmuthigen Stauern ergriffen.

Wer diese Neuerung verschuldete, war mir sehr wohl bekannt; da sie mir aber im Widerspruch mit vielen Anderen ausnehmend beklagte, so hütete ich mich, den allgemeinen Weheruf durch meine Beistimmung zu vermehren, freute mich vielmehr in der Stille, daß auch einmal meine Wünsche am Hofe zu B*** in Erfüllung gingen, ohne daß ich ein einziges directes Wort dafür in die Wagschaale gelegt hätte.

Die Fürstin nämlich, die auf ihrer langen Reise stets nur in kleinen Kreisen gelebt und das Geräusch einer großen versammelten Menge überhaupt nie geliebt hatte, zeigte nach ihrer Rückkehr mehr denn je einen auffallenden Widerwillen gegen alle rauschenden Vergnügungen, dagegen eine ganz besondere Neigung für die Geselligkeit innerhalb eines kleinen Zirkels auserwählter Vertrauten, die sich mit Lesen oder mündlicher Besprechung in einer durchaus ungezwungenen Weise unterhielten, was allerdings für die Bevorzugten von sehr großer Annehmlichkeit war. Eine entschiedene Scheu aber verrieth sie gegen die ganz großen Festlichkeiten, Bälle und dergleichen Vereinigungen, wo man nur zusammen kommt, um einen übertriebenen Luxus zu entfalten, sich gegenseitig mit neidischen Blicken anzustaunen und nachher den Gastgeber wie die Gäste zu bekritteln, indem man natürlich von sich selbst die Ueberzeugung hegt, daß man allein die Rolle gespielt, die Kleidung getragen und die Laune gehabt, die ein solches Fest als unumgängliche Erfordernisse zu beanspruchen hat, wenn es eben so glänzend wie befriedigend ausfallen soll.

Auf diese Weise kam es denn, daß das Leben im Schlosse zu B*** natürlich den äußeren Comfort und Glanz abgerechnet, sehr bald mehr dem Verkehr in einem gemüthlichen und feinen Privathause als an einem fürstlichen Hoflager glich, und daß alle Diejenigen, welche dieses seltsame Vergnügen aus der Ferne betrachteten mußten, von einem dagegen eifernden Unwillen ergriffen wurden und sich nicht allein damit begnügten,

die Nasen zu rümpfen, sondern ihren überfüllten Herzen durch laute Worte Lust zu machen.

Die Oberhofmeisterin, die seit dem Augenblick, wo ich in Baden bei dem Gefolge der Fürstin so unerwartet eingetroffen war, sowohl gegen diese wie gegen mich einen neuen Groll hegte, fühlte sich kraft ihres herrischen Amtes vor allen Dingen berufen, erst leise, dann immer lautere und zuletzt sogar etwas übermüthige Aeüßerungen gegen diese unerhörte Neuerung fallen zu lassen. Als sie aber sah, daß ihre Ermahnungen bei der sie jetzt weniger denn je beachtenden Fürstin nichts fruchteten, daß das stille Leben fortgesetzt wurde und immer sparsamere Einladungen an die von ihr in Vorschlag gebrachten Personen ergingen, gerieth sie in einen heillosen Zorn und sprach bei verschiedenen Gelegenheiten ihren Grimm namentlich über mich, als den einzigen Urheber dieser Umwandlung aus. Dies that sie auch eines Abends in einer kleinen Gesellschaft bei Hofe, in der ich selbst noch nicht anwesend war, und sagte zu einer Dame, halb bei Seite, aber doch absichtlich so laut, daß die Fürstin es theilweise hören konnte:

»Meine Liebe, messen Sie nicht mir die Schuld an dem Ausfall größerer Festlichkeiten bei, ich habe weder die Macht noch den Einfluß mehr, die ich früher besaß und die jetzt ein Anderer besitzt. Es ist, Sie mögen es mir glauben, eine traurige Erfahrung, die ich mache, nämlich von Tage zu Tage mehr die Ueberzeugung zu erlangen, daß ich hier überflüssig und vielleicht gar lästig

bin. Wunder nimmt mich dies gewiß nicht. Denn wo solche bürgerliche und an eine feine und wirklich höfische Lebensweise nicht gewöhnte Alltagsmenschen das Regiment führen, da kann ich freilich mit meinen Wünschen und Bitten nicht durchdringen. Machen Sie mir also keine Vorwürfe, meine Liebe, und gedulden Sie sich mit mir, bis eine andere Persönlichkeit einmal an's Ruder kommt, die unsern Wünschen und dem öffentlichen Vergnügen weniger abgeneigt ist.«

Wenn auch nicht diese und vielleicht auch nicht so harte Worte es waren, welche die Fürstin von ihrer ersten Dienerin hören mußte, ähnlich lauteten sie gewiß und deshalb erzürnten sie die erhabene Frau ernstlich, die mit dem Benehmen ihrer Oberhofmeisterin schon lange nicht mehr einverstanden war.

»Meine liebe Hohenheim,« sagte die Fürstin, indem sie zu den beiden halblaut redenden Damen trat, »wenn die Worte, die Sie so eben gesprochen, für mich bestimmt waren, so bin ich verpflichtet zu erklären, daß sie ihr Ziel erreicht haben, und ich danke Ihnen für die Aufrichtigkeit, mit der Sie diesmal Ihre Meinung geäußert, obgleich Sie sich einer kürzeren Brücke hätten bedienen können, um sie mir zuzuführen. Erlauben Sie mir aber die Bemerkung dagegen, daß alle Ihre desfallsigen Bemühungen Ihnen sehr wenig nützen werden und daß Sie mich mit diesen und ähnlichen Lamentationen schon seit längerer Zeit über die Gebühr langweilen. Ich habe nun einmal die Lust, nach meinem eigenen Behagen zu leben, und

die Zeit ist vorbei, wo ich mich bewegen ließ, nach Ihrer Melodie zu tanzen. Vergessen Sie nicht, daß ich kein Mädchen mehr bin und daß ich im nächsten September dreißig Jahre alt werde. In diesem Alter tanzt man nicht mehr, sondern überlegt in Ruhe und Behaglichkeit, wie man sich das Leben angenehm macht und die wenigen Mußestunden mit einigem Nutzen verbringt.«

»Durchlaucht,« entgegnete die Oberhofmeisterin, die von dieser unerwarteten Strafpredigt doch gewaltig eingeschüchtert war und sich schnell durch eine sehr gewöhnliche Schmeichelei zu retten versuchte, »Sie haben gewiß in vielen Dingen Recht, aber daß Sie sich selbst ein Alter beilegen, welches Sie noch lange nicht erreicht haben, kränkt mich fast, denn auf Ehre! man sieht Ihnen kaum die Zwanzig an.«

»Still, still, das weiß ich besser als Sie oder wenigstens eben so gut, denn Sie können mein Alter von meinem fünften Jahre an Ihrem eigenen nachrechnen. Ueberhaupt, meine Liebe, wenn mein Alter auch nicht auf meinem Gesicht liegt, so hat mich doch eine langjährige Erfahrung belehrt, was ich von den Personen zu halten habe, die solche Worte sprechen, wie ich sie eben von Ihnen hören mußte, und ich ersuche Sie daher, meine kleinen Zirkel lieber einige Wochen zu meiden, damit Sie nicht Gefahr laufen, mit uns und den bürgerlichen Alltagsmenschen, die hier das Ruder führen, den Schwung

und die Grandezza einzubüßen, die Ihnen Ihre vornehme Erziehung und das Leben unter hochgestellten Personen eingeimpft hat. Wie ich an Ihrer Miene sehe, scheinen Sie mir leidend zu sein und daher frühzeitig der Ruhe und Stille zu bedürfen. Ich habe also nichts dagegen, wenn Sie sich in Ihre Zimmer zurückziehen wollen. Gute Nacht, Frau Gräfin! Ihre Pflicht, hier die Honneurs zu machen, werde ich heute selbst erfüllen!« –

Als ich etwa eine halbe Stunde später in den Salon der Fürstin eintrat, war ich nicht wenig verwundert, alle Anwesenden in sichtbarer Aufregung und jene selbst von einer gewissen Unruhe befangen zu sehen, wie sie ihr sonst nie in Gesellschaft anzumerken war. Indessen legte sich diese Mißstimmung sehr bald, als auch Major Fuchs erschien und einige Erzählungen mitbrachte, die eben so neu wie pikant waren. Zu mir aber sagte die Fürstin am nächsten Tage, wo ich sie eine halbe Stunde allein sprach, nachdem ich ihr den Rapport über einen das Archiv betreffenden Auftrag abgestattet hatte:

»Sie werden sich gestern gewundert haben, als Sie uns bei Ihrem Eintreten sämtlich in einiger Verlegenheit antrafen. Ich habe es endlich für zeitgemäß gehalten, der Gräfin Hohenheim zu erkennen zu geben, daß ich sie durchschaue und ihre Eigenheiten, wenn sie bei denselben beharrt, nicht mehr lange zu ertragen gedenke. Ach, was ist das für eine unangenehme und lästige Frau! Sie lauert auf jeden meiner Schritte, horcht auf jedes meiner Worte, als wäre sie meine geheime Polizei, der ich Rechenschaft von meinem Thun zu geben habe. Was ist

doch mein Bruder Bruno glücklich gegen mich! Er kann frei und offen allen seinen Neigungen folgen, hat mit keinem Minister zu überlegen, mit keinem Hofmarschall zu rechten und keine Oberhofmeisterin widerstrebt seinen persönlichen Wünschen. Warum darf ich nicht auch solches Glück erleben? O, da war es doch in W*** noch viel besser als hier, obwohl mir schon dort nicht Alles gefiel. Aber sehr oft sind wir bei meinen Eltern doch recht glücklich gewesen, zum Beispiel zu Weihnachten. Wissen Sie noch, wie wir damals als Kinder Alle in den großen Saal geführt wurden, wo der große Baum, fast erdrückt von der Menge der Kerzen und Geschenke, in der Mitte der Gaben der Liebe stand, die meine guten Eltern einem Jeden von uns bescheerten? O mein Gott, ja! was war das schön und feierlich! Und warum sollten wir das nicht auch bei uns haben können? Gebe doch Gott, daß bis zum nächsten Weihnachten alle Fehden um uns her geschlossen sind, dann wollen wir uns auch einen Weihnachtsbaum aufputzen und einmal fröhlich und glücklich wie die Kinder sein! – Wollen Sie ihn mir ausputzen helfen, lieber Flemming?«

»Von ganzem Herzen gern, und was mich betrifft, so will ich bis dahin jeden Groll zu vertilgen und zu vergessen suchen, den ich vielleicht gegen Diesen und Jenen zu hegen berechtigt bin. Weihnachten ist ja das Fest des Friedens und der Freude.«

»Da haben Sie Recht! Und so soll es sein! Ich will hoffen, daß auch Andere ein so gutes Herz haben, wie Sie,

und ich will sie Alle beschenken, als hätten sie mir nie eine Sorge gemacht.«

Der Menschen Hoffnungen aber sind trügerisch und selten nur gehen ihre Wünsche, selbst die unschuldigsten und harmlosesten, auf die Weise in Erfüllung, wie man es oft mit Bestimmtheit erwarten zu dürfen glaubt. Das sollten auch wir, die Fürstin und ich, noch im Laufe dieses Jahres von Neuem erfahren.

Das Fest des Friedens und der Freude kam allerdings, denn die Zeit läßt ja niemals vergeblich auf sich warten, wenn man nur die nöthige Geduld dazu hat, aber es sollte kein Weihnachtsbaum ausgeputzt und die Erinnerung an unsre schöne Jugendzeit dadurch aufgefrischt werden. Der Himmel hatte es diesmal, selbst über das vielvermögende Haupt einer regierenden Fürstin anders beschlossen.

Wir hatten den December bis etwa zur Hälfte hinter uns. Ich war mit dem Major schon eines Tages in den mit den herrlichsten Tannen bestandenen Gebirgswald geritten und hatte einen prächtig gewachsenen und im leuchtendsten Grün prangenden Baum ausgesucht, um den Tisch der Gaben unsrer vielgeliebten Gebieterin zu zieren, da lief von W*** her eine Depesche ein, mit der Meldung, daß beide fürstliche Eltern an der Grippe erkrankt seien, daß ihr Leiden jedoch nur mäßig sei und ihre Genesung in einigen Tagen erwartet werden dürfe.

Die Fürstin erschrak und sandte sogleich an ihren Bruder Alexander die Bitte, ihr täglich eine neue Meldung über den Gesundheitszustand der Eltern zukommen zu lassen.

Als dieser Brief abgeschickt war und die nächste Antwort darauf günstig lautete, beruhigte sich die Fürstin und gab mir eines Abends den Auftrag, den mit Fuchs ausgesuchten Baum fällen und in das Schloß bringen zu lassen.

Ich wollte am nächsten Morgen schon mein Pferd besteigen und hinausreiten, als ich einen Postillon die Lindenallee, die zum Schlosse führt, heraufjagen sah. Ein inneres Gefühl sagte mir, daß dieser Mann eine inhaltsschwere Botschaft bringe, und so ließ ich mein Pferd wieder abführen und kehrte in das Schloß zurück. Wenige Minuten später war es Niemanden ein Geheimniß mehr, daß es in W*** schlecht stehe und daß die Fürstin, nur von zwei Damen und zwei Cavalieren begleitet, noch heute dahin abreisen werde. Ich war dadurch weniger überrascht, als man denken sollte, allein ein seltsames und mich beinahe überzeugendes Vorgefühl hatte mich vorbereitet und so sagte ich mir fast mit Bestimmtheit voraus, was kommen würde. Ich wäre unter diesen Umständen gern mit nach W*** gereist, um vielleicht Diesem oder Jenem in irgend etwas nützen zu können, jedoch erhielt ich keinen Befehl dazu und es war mir nicht einmal vergönnt, einen längeren Abschied von der Fürstin zu nehmen, da sie mit ihren ersten Räthen viel zu besprechen und im Schlosse Manches anzuordnen hatte.

Erst als sie in den Wagen stieg, sah ich sie auf einige Augenblicke und mein Beileidswort war auch zugleich das meines Abschieds.

Unter den Zurückgebliebenen, unter denen ich diesmal auch die immer noch heimlich grollende Oberhofmeisterin befand, trotzdem ihr die Fürstin seit jenem Tage schon wiederholt Beweise ihres Wohlwollens gegeben, herrschte eine dumpfe Stille und Schweigsamkeit. Jeder stellte sich ein bevorstehendes Unheil vor, aber kein Einziger sprach es aus. Wir gingen Alle ruhig unsern Verrichtungen nach und erwarteten mit Spannung die Nachrichten, die zu senden die Fürstin versprochen hatte und denen wir, da der größte Theil des Weges bis auf der Eisenbahn zurückgelegt ward, – Telegraphen gab es leider damals in B*** noch nicht – spätestens in zwei Tagen entgegensehen konnten.

So rückten wir dem Feste schon näher, aber natürlich war von dem Weihnachtsbaume keine Rede mehr. Am dritten Tage nach der Abreise der Fürstin erhielt der Hofmarschall die erste Nachricht aus W***. Sie lautete schlimm genug. Die Tochter hatte ihre Eltern noch am Leben gefunden, aber wenige Hoffnung war nur vorhanden, dasselbe erhalten zu sehen. Zwei Tage lang schwebten wir nun in großer Sorge, am Heiligabend aber traf zu unserm größten Schrecken die Nachricht ein, daß der

Fürst und seine Gemahlin, Beide an einem Tage, nur wenige Stunden nach einander, der heimtückischen Krankheit erlegen und wie zwei Kerzen zu gleicher Zeit erloschen seien, deren Licht vom Schöpfer aller Dinge fast auch zu gleicher Zeit angezündet war.

Nachdem der erste Schrecken überwunden und einer tiefen und aufrichtigen Trauer gewichen war, begab man sich in B*** in allen dem Hofe nahe stehenden Häusern an die Anfertigung von Trauerkleidern, und nach wenigen Tagen schon sah man die vornehmen Damen darin einherstolzieren und auch so Parade machen, wie ja das Trauerkleid bei vielen feinen und koketten Frauen für das vollkommenste Paradekleid gehalten und darum so lange zur Schau getragen wird.

Wie lange unsre Fürstin aber in W*** bleiben würde, ging aus jener letzten Benachrichtigung nicht klar hervor und obgleich wir unter diesen Umständen auf keine lange Abwesenheit derselben rechneten, so waren wir doch sämtlich äußerst überrascht, als wir sie wenige Tage später unverhofft zurückkehren sahen.

Alle im Schlosse Anwesenden stürzten die Treppe hinab, um bei dem ersten Empfange zugegen zu sein, und der Zufall wollte es, daß die Oberhofmeisterin und ich die Ersten waren, die die Zurückkehrende schon am Wagen bewillkommneten. Sie sah bleich, angegriffen, aber in ihrem vollständigen Traueranzuge wunderbar schön aus. Still stieg sie aus dem Wagen und ohne ein Wort zu sprechen, reichte sie der Gräfin und mir zugleich die

Hand. Wir Beide waren von diesem feierlichen Vorgange so tief ergriffen, daß auch uns das Wort auf der Lippe erstarb und wir der Voranschreitenden schweigend in Schloß folgten. Oben auf der Treppe aber erwarteten sie schon Mehrere, und als sie die Menge vor ihren Zimmern sich drängen sah, blieb sie auf der Mitte der Treppe einen Augenblick stehen und sagte, mit sanftem Blicke sich zu mir wendend und so laut, daß es alle Umstehenden vernahmen:

»Herr Archivrath, ich habe mit Ihnen zu reden. In zwei Stunden werde ich meine nächsten Geschäfte vollendet haben, erwarten Sie nach dieser Zeit meine Befehle!«

Diese Worte sagten mir, daß ich für's Erste verabschiedet sei, und so begleitete ich sie nur bis auf den Corridor vor ihrer Thür, wo so eben die schnell herbeigeilten Hochwürdenträger des Landes eintraten und ihre Beileidsbezeugungen in den schmelzendsten Tönen und mit feierlich emporgewandten Augen aussprachen, wie es bei dergleichen traurigen Ereignissen und Ceremonien einmal Sitte ist.

Ich verließ mein Zimmer an diesem Tage mit keinem Tritt, um ja nicht die wichtige Minute zu versäumen, allein ich sollte länger als zwei Stunden auf die verheißene Benachrichtigung warten, denn die Unterhaltungen mit den Ministern, der Oberhofmeisterin, den anderen nach und nach ankommenden Hofdamen und Cavalieren nahmen eine sehr lange Zeit hinweg, und erst, nachdem der

Thee servirt war, bat die Fürstin die Anwesenden, sie allein zu lassen, da sie der Ruhe und des Nachdenkens bedürfe.

Jetzt endlich hatte die Stunde meiner Berufung geschlagen und Zöllner kam leise, als fürchte er die Todten in W*** mit seinen Tritten zu stören, in mein Zimmer und flüsterte mir mit thränenden Augen zu, daß Ihre Durchlaucht ihm befohlen habe, mich zu ihr zu bescheiden.

»Jetzt gleich?« fragte ich.

»Das hat sie nicht gesagt,« erwiderte der Kammerdiener schluchzend, »es scheint aber keine besondere Eile zu haben.«

»Warum weinen Sie denn so sehr?«

»Ach Gott, Herr Archivrath, ich weine nicht um die Todten, denn die sind ja glücklich, aber um unsre liebe gute Fürstin weine ich. Es ist zum Erbarmen, Herr, was sie leidet, und der Schmerz ist auch wirklich groß, an einem Tage Vater und Mutter zu verlieren. O Gott, und wie schön sieht sie in ihrem Schmerze aus! Ich wenigstens habe sie noch nie in solcher Verklärung gesehen!«

»Es ist gut,« sagte ich, Hut und Handschuhe ergreifend, »ich komme schon!« und so ging ich denn, einen angreifenden Auftritt erwartend, die Treppe hinauf bis zur Thür, wo Zöllner mich anmeldete. Gleich darauf kam er wieder aus dem Zimmer hervor und wies mich schweigend und seufzend hinein. Ich trat näher. Im Empfangszimmer war die Fürstin nicht, aber in ihrem Arbeitscabinet hörte ich ein leises Geräusch. Ehe ich durch die

Thür trat, sah ich sie auch noch nicht; erst als ich mitten im Zimmer stand und mich darin umblickte, gewahrte ich sie auf einem Sessel im Hintergrunde, wo sie ihre Thränen trocknend saß und in träumerisches Nachdenken versunken schien. Sobald sie mich aber erblickte, stand sie auf, trat einige Schritte vor und reichte mir, von Neuem in Thränen ausbrechend, die Hand.

»Durchlaucht,« sagte ich, als ich mich von dieser Hand wieder erhob, »es war Gottes Wille und so müssen Sie sich fügen!«

»O Flemming, ich füge mich ja, gern, willig. Was bleibt denn auch Anderes übrig! Aber Vater und Mutter auf *einen* Schlag zu verlieren – das ist hart!«

»Es ist sehr hart, Durchlaucht, mehr will ich nicht sagen, und meine Gefühle bei *Ihrer* Trauer kennen Sie.«

»Ja, ja, ich kenne sie. Ach – nehmen Sie einen Augenblick Platz – hier wollen wir uns setzen – ich scheue das Licht. Es ist mir, als ob es mir in allzu heller Beleuchtung zeigte, was ich verloren. Ach, ich war schon so ruhig gestimmt, als ich kam, hatte mich schon vollständig ergeben, aber die vielen langen Reden, die ceremoniösen Beileidsbezeugungen haben mich wieder von Neuem aufgeregt – o und diese Ceremonie – dies Maskengesicht des Lebens, ewig grinsend, ewig winselnd – wie ist sie mir zuwider geworden, seitdem ich gesehen, daß der Tod – das Natürlichste nach unserm Leben – nicht die geringste Ceremonie mit den Fürsten anstellt, wenn er in ihre Nähe tritt. O mein Freund, ich hatte acht recht bittere, bittere Tage verlebt, ich werde Ihnen nachher alles Einzelne

erzählen, da Sie ja so vertraut mit den Verhältnissen in W*** sind, wie ich selber und gewiß gern wissen wollen, wie es dort zugegangen ist. Aber wir sind auf recht unerwartete Weise um unsere Festfreude betrogen und haben uns keinen Weihnachtsbaum ausgeputzt. Ach!« Und sie fing wieder an zu weinen, wobei ich kein Wort äußerte, da ich wußte, daß Worte unter diesen Umständen doch wie Rauch in der Luft verschwinden und empfindungsvolles Schweigen das tiefste Mitgefühl beweist.

»Nun,« sagte sie nach einer Weile, »das ist vorüber und wir müssen uns ein andermal dafür entschädigen. Aber was ich sagen wollte – Sie wundern sich vielleicht, daß ich so früh von W*** zurückgekehrt bin, wie?«

»Ja, und doch kann ich mir vorstellen, daß Sie gern wieder in Ruhe sein wollten.«

»Gewiß, aber, auch ohne diesen Grund hätte ich es nicht länger unter meinem väterlichen Dache ausgehalten. Sie glauben nicht, eine wie schreckliche Oede auf dem lieben Hause lag, das ich bisher nur im Glücke und im lebhaften Glanze gesehen. Die großen Räume starrten mir wie weite Gräfte entgegen, und die Menschen, die ich dort fand, waren nicht mehr dieselben, die ich früher darin gekannt und geliebt. Ach, es war Alles anders, anders und Nichts war besser. Und so küßte ich meine Eltern zum letzten Mal und – schied von ihnen – für immer! Ach!« und sie bedeckte sich das Gesicht mit ihrem Tuche – »nun habe ich keinen Menschen auf Erden mehr, der mir so nahe steht, der mich so zärtlich liebt, und ich bin – selbst auf einem Fürstenthron – allein!«

»Nein,« rief ich, mit Gewalt den Krampf bezwingend, der meine Kehle vor Schmerz bei diesem Anblick zusammenzog, »nein, gnädigste Frau, Sie sind nicht allein. Sie haben außer drei Brüdern –«

»Ach, schweigen Sie mir von diesen drei Brüdern still,« unterbrach sie mich sanft. »Das sind drei wunderliche moderne Herrchen geworden, die kein Herz für die ältere Schwester haben, die ihrer Erinnerung und vielleicht auch ihrer Liebe längst entwachsen ist.«

»Außer ihnen, wollte ich sagen,« fuhr ich fort, »haben Sie einen Bruder, wie ihn selten eine Schwester den ihrigen nennt. Hat denn Bruno gar keinen Werth mehr für Sie, daß Sie sich in seinem Besitze *allein* auf Erden nennen können?«

»O mein Freund!« rief sie, stand auf und ging mit emporgehobenen Armen ein paar Mal rasch im Zimmer auf und ab. »Wer ist er! Wo ist er! Daß er auch gerade jetzt so weit von der Heimat entfernt sein muß, daß man ihn nicht einmal finden kann! Ja, wenn *er* dagewesen wäre, dann wäre es anders gewesen! Nur eine Stunde hätte ich ihn sehen, sprechen, mit diesen meinen Armen umschließen und an seinem Herzen ruhen wollen, und Alles, Alles, was uns je getrennt, wäre in den Meeresschooß der Vergessenheit gesunken. Ach, am Grabe beider Eltern muß es sich leicht versöhnen lassen, aber obgleich ich nur allein an dem Grabe stand, hatte ich ihn doch im Geiste neben mir und da – da habe ich mir und ihm gelobt, bald, bald wieder zu sein, was ich in meiner Jugend für ihn gewesen bin, eine Freundin im Geist und Herzen

– und das tröstet für viele Leiden, die man nicht besprechen kann, mein guter Flemming!«

»So lassen Sie ihn doch kommen,« sagte ich herzlich. »Er fliegt hierher, wenn er die geringste Kunde von Ihrem Wunsche erhält.«

»Nein, nein, noch nicht – warten Sie noch damit, auch möchte ich ihn lieber zuerst bei sich sehen, denn hier – hier würde es ihm nicht gefallen; Bruno findet hier nichts, was für ihn geschaffen ist.«

Sie sprach das mit einem eigenthümlichen Ausdruck, als finde auch sie sehr wenig hier, was für sie geschaffen wäre. Ich konnte mich aber auch in der Entzifferung ihrer Meinung täuschen, ich war zu bewegt, um meinem Urtheil völlig trauen zu können.

»Wenn Sie diesen Plan ausführen wollten,« sagte ich freudig, »so bin ich überzeugt, Sie würden bei ihm glücklich sein, denn er ist es im vollkommensten Maaße, und das macht auch Andere glücklich, wenn sie es sehen und begreifen.«

»Auch mich?«

»Auch Sie, Durchlaucht, denn Sie haben das Herz dazu.«

»Glauben Sie?«

»Ich glaube es nicht nur, ich weiß es.«

»Ach, täuschen Sie sich nicht – doch nun will ich Ihnen erzählen, was ich in W*** erlebt habe, Sie haben mir den Muth dazu eingeflößt.« –

Ich blieb beinahe noch eine ganze Stunde bei ihr und hörte Alles voller Theilnahme an, was sie selbst wußte.

Nach dieser Zeit aber entließ sie mich, indem sie sagte, sie sei ermüdet und wolle zu schlafen versuchen.

SIEBENTES KAPITEL. KABALE UND LIEBE.

Ueber die Schwelle des Jahres 1848 traten wir also in Trauerkleidern, im Herzen betrübt, aber glücklicher Weise ohne Ahnung, daß noch vor Ablauf desselben Jahres in unzähliger Menschen Herzen eine ähnliche Trauer einziehen würde, denn vielen Sterblichen war es in diesem Jahre bestimmt, Lücken in ihre Familien und Furchen in ihre Gemüther gerissen zu sehen, ohne den Trost zu besitzen, den die Fürstin besaß, deren Volk in politischer Beziehung sich verhältnißmäßig ruhig verhielt, da die Bewegung bei uns glücklicher Weise mehr von Oben als von Unten ausging, im ganzen Lande, aber weder eine aufrührerische Gesinnung noch ein böswilliger Neid auf die Vorrechte der höheren Stände zum Vorschein kam. Was die Fürstin ihrem Volke gewähren konnte, hatte sie schon früher aus eigenem Antriebe gewährt, und wenn ein Kampf dabei stattfand, loderte er nur zwischen ihr selbst und ihren weniger dem allgemeinen Fortschritt huldigenden Räthen auf, deren Geist und Sinn dem schnell sich fortbewegenden Flügelschlage der Zeit offenbar nicht gewachsen war.

Das Leben am Hofe zu B*** im Beginn dieses Jahres entsprach ganz dem am Ende des vorigen. Die Fürstin fuhr fort, nur in kleinen Kreisen sich wohl zu fühlen, und achtete dabei sehr wenig auf das Murren der Hofleute und solcher Residenzbewohner, die sich vorzugsweise für

die höchste Gesellschaft berufen wählten. Die Trauer um ihre Eltern kam ihr dabei sehr zu Statten; während der Dauer derselben konnte Niemand größere Feste fordern, und was nach dem Ablauf derselben folgen würde, kümmerte sie noch nicht.

Was mich selbst betrifft, so kam ich beinahe täglich mit ihr in Berührung, bald in Geschäften, bald in den kleinen Zirkeln, die sich vor wie nach an bestimmten Abenden bei ihr versammelten. Ich konnte aber dabei nicht umhin eine Bemerkung zu machen, die mir an der geistig regsamem und früher so gern arbeitenden Frau neu erschien und die ich lange Zeit mit der in ihrem Herzen liegenden Trauer in Verbindung brachte. Es kam mir nämlich vor, als arbeite sie nicht mehr aus innerem Triebe und mit der alten Kraft und Lust. Sie wich zwar in nichts von dem gewöhnlichen Geschäftsgange ab, conferirte vor wie nach mit ihren Räten, aber Alles was sie that, schrieb und sprach, sah aus, als ob es mechanisch geschähe, als ob ihre Seele nichts damit gemein hätte und als zwänge sie mehr eine äußere Nothwendigkeit als ein inneres Bedürfniß dazu. Oft, wenn ich ihr meine Aufwartung machte, fand ich Thränenspuren auf ihrem Gesicht, sie war viel zerstreuter als früher, nie aber hörte ich eine Klage mehr über den gehabten Verlust, den sie nur für sich innerlich zu verarbeiten schien. Nur dann, wenn sie von ihrer Jugend und ihrem Bruder sprach, der aus Rom an mich geschrieben und seine Rückkehr im Frühjahr verheißen hatte, klärte sich ihre Miene zu einem sanften Lächeln

auf, und dann sprach sie davon wie von einer bestimmten Sache, daß sie Bruno in diesem Sommer besuchen und sich völlig mit ihm aussöhnen werde.

Dieser Ausspruch machte mich überaus glücklich, und da ich also einen angenehmen Sommer voraussah, so ertrug ich mit um so größerer Geduld die Herzensängstigung, die mir seit langer Zeit zu eigen geworden war, wenn ich in die Nähe der über Alles geliebten Fürstin kam.

Eines Tages, als wir allein waren und von W*** recht angelegentlich gesprochen und unsre Meinungen ausgetauscht hatten, wie sich die Dinge nun dort gestalten würden, sagte sie plötzlich und mit Lebhaftigkeit sich zu mir wendend: »Ach, Flemming – gut, daß es mir heute einfällt – ich hatte bisher ganz vergessen, Ihnen eine Neuigkeit aus W*** mitzutheilen, die allerdings ihre Schattenseiten hat, Sie jedoch sehr interessiren wird. Sie haben wohl sehr lange nichts mehr von dem Herrn Hofrath Beau gehört?«

»Wie,« rief ich eifrig aus, »spukt dieser unreine Geist noch immer daselbst?«

»Nein, mein Freund, er spukt nicht mehr daselbst, im Gegentheil, er hat sogar ein für alle Mal ausgespukt. Sie und Bruno haben in Bezug auf diesen Menschen doch vollkommen Recht gehabt, wenn Sie ihm nur Böses zutrauten, und das Einzige, was ich dabei bedaure, ist, daß mein guter Vater nicht mehr erfahren konnte, daß er einem Unwürdigen so lange seine Huld und sein Vertrauen geschenkt. Denken Sie nur, Beau ist ein Betrüger, wie er

glücklicher Weise nur selten gefunden wird. Schon während der Krankheit meines Vaters hegten einige Männer Verdacht, daß der Herr Hofrath es nicht ganz ehrlich mit der ihm anvertrauten Stellung meine, allein man wollte den Kranken nicht beunruhigen und so schwieg man noch. Als aber mein Vater seinen Leiden erlegen war, kam das Unheil sehr rasch und im weitesten Umfange von selbst an den Tag, indem Herr Beau plötzlich verschwunden war und mit ihm viele Documente, Briefe und Papiere von bedeutendem Geldeswerth. Mein Vater hatte ihm schon seit Jahren die Verwaltung seiner Privatkasse anvertraut, und der gute Hofrath hatte Gelegenheit genug gehabt, mit dem fürstlichen Vermögen zu seinem eigenen Vortheil zu wuchern. Das hat er auch redlich gethan, allein man hätte ihm vielleicht nichts Schlimmes beweisen können, wenn er den so überaus raschen und unerwarteten Sterbefall nicht für einen großen Gaunerstreich geeignet gefunden hätte. Genug, mit Herrn Beau waren bedeutende Summen, die Belege für sehr hübsche Capitalien und dergleichen Dinge mehr verschwunden, aber noch bevor ich W*** verließ, verfolgten die nach aller Welt fliegenden Depeschen den sauberen Herrn. Ob man seiner habhaft werden wird, steht dahin; der Mann war schlau und hat ohne Zweifel längst an dem großen Schlage gearbeitet, den er nun so glücklich ausgeführt. Was sagen Sie dazu?«

Ich äußerte natürlich mein Erstaunen, konnte aber nicht umhin, die Bemerkung fallen zu lassen, daß an unserm Hofe noch *eine* Person wäre, auf welche diese Neuigkeit einen noch viel größeren Eindruck als auf mich bewirken werde, obgleich in ganz entgegengesetztem Sinne.

»Ah, Sie meinen die Hohenheim! Von der aber schweigen Sie, wenn Sie mich nicht trübe sehen wollen. Ich liebe sie nicht. Sie wissen es wohl, aber erst seit meiner Rückkehr von W*** empfinde ich eine Art unheimlichen Widerwillens gegen sie, den ich nur mit Mühe unterdrücken kann, wenn sie in meine Nähe kommt. Mir ist immer zu Muthe, wenn ich ihr gleißnerisches Gesicht sehe, als ob sie auf einen geheimen Schlag sinnt, der mir recht wehe thun soll. Ist es nicht merkwürdig, daß diese beiden Personen – die ich übrigens, bewahre mich Gott davor! nicht in eine und dieselbe Kategorie setzen will – gegen Sie von Ihrer Jugend an intriguiert haben und sogar die Eine noch immer fortfährt, gegen Sie zu intriguiern?«

»Allerdings ist es merkwürdig, gnädigste Frau, indessen – den Einen hat das Verhängniß ereilt, seine Handlungen und sein Charakter sind aufgedeckt, und die Andere –«

»Sie denken doch nicht,« fuhr sie leiser sprechend fort, »daß die Oberhofmeisterin auf eine ähnliche Weise zu Grunde gehen wird?«

»Wie Herr Beau? Gott bewahre mich davor, das zu denken, sage auch ich. Aber auf *ihre* Weise, Durchlaucht, wird sie sich unmöglich machen, wie sich Jener auf *seine*

unmöglich gemacht hat. Die Vorsehung ist gerecht und wenn sie uns auch spät belohnt oder bestraft, sie belohnt und bestraft uns einmal doch, wie wir es verdienen, und so wird die Gräfin Hohenheim auch nicht dem Lohne entgehen, der ihr gebührt.«

Die Fürstin sah mich lange Zeit lächelnd an. Ich wußte nicht, warum sie lächelte. »Sie mögen auch hierin Recht haben,« sagte sie endlich. »ja, ja! Aber hoffen Sie nicht auf zu großes Unheil für Ihre gute Freundin. Sie kann höchstens den Hof verlassen und sich in die Einsamkeit zurückziehen, um von den Reichthümern ihres Sohnes zu leben, der der Majoratsherr der Wetteraus wird – das ist eben keine harte Strafe.«

»Ich wünsche ihr auch keine Strafe, gnädigste Frau; halten Sie mich nicht für rachsüchtig.«

»Nein, nein, aber daß Sie ihr die Erbschaft der Wetteraus nicht gönnen, denke ich mir doch so halb und halb.«

»Ich kenne ihre Verhältnisse nicht genau genug, und liebe und hasse sie nicht so sehr, um ihr weder etwas Gutes zu gönnen, noch etwas Böses zu wünschen, sie ist mir in der That gleichgültig und mein Bestreben geht nur dahin, mich so fern wie möglich von ihr zu halten.«

»Da thun Sie, was auch ich thue, und also auch darin haben wir gleiche Ansichten und Gefühle. Leben Sie aber für heute wohl, ich erwarte sogleich meinen Herrn Finanzminister.«

Sie entließ mich mit einem so gütigen Blick, daß ich vor Wonne zusammenschauerte. Ich war nahe daran,

wieder in meine frühere Leidenschaftlichkeit zu verfallen; wenn ich das aber nicht so schnell und kopfüberthat, wie Mancher wohl denken mag, so war daran nicht mein durch die Vernunft gezügeltes Herz, vielmehr äußere Umstände schuld, die ich jetzt in übersichtlicher Folge dem Leser vortragen will.

Ich habe jenes Gespräch mit der Fürstin über Herrn Beau und die Gräfin Hohenheim, diese beiden in ihrer Jugend sich platonisch Liebenden, nicht ohne Grund mitgetheilt, denn ich muß jetzt kurz vor dem Schlusse meiner Laufbahn am Hofe zu B*** noch einmal auf die Person zurückkommen, die seit meiner Jugend einen so bedeutenden Einfluß auf meine Stimmung und mein Glück ausgeübt, da gerade sie es war, die mir die Sonne jener Tage trübte und vielleicht nur durch ihr rücksichtsloses Vorgehen gegen mich die Katastrophe beschleunigte, der entgegenzugehen nun einmal meine Bestimmung war.

In der That hatte der ziemlich deutlich kundgegebene Widerwille der Fürstin gegen diese hinterlistige und durchaus falsche Person, die Keiner liebte, aber Alle fürchteten und gerade aus dieser Furcht ihr einen Schein von Anhänglichkeit bewiesen, vor allen Dingen aber ihre dem Leser mitgetheilte vierzehntägige Verbannung vom Hofe, eine böse Saat ausgestreut und diese war in dem dämonischen Herzen der rachsüchtigen Frau üppig aufgeschossen. Daß die Fürstin sie später freundlich bewillkommnet und in ihr Amt wieder in alter Weise und im ganzen Umfange eingesetzt, hatte sie nicht im Mindesten gerührt, vielmehr betrachtete sie es nur als ein ihr

gebührendes Recht, auf das kein Anderer irgend einen Anspruch besitze.

Schon seit der Rückkehr der Fürstin von W*** und während der ganzen Trauerzeit, die wir bis etwa Mitte Mai im stillsten Frieden verlebten, trotzdem draußen in der Welt die Furie des Aufruhrs in allen Ecken tobte, hatte die Miene dieser Frau einen Ausdruck angenommen, der nicht nur der Fürstin, sondern auch mir sehr auffällig war. Ganz gegen ihre frühere Gewohnheit hatte sie in ihrem Wesen, das stets zur Herrschsucht und zu einer gewissen imponirenden Herbheit neigte, eine Unterthänigkeit gegen ihre Gebieterin blicken lassen, die mir nicht ganz natürlich erschien. Sie liebte sie, schmeichelte ihr auf jede Weise und mich ergriff dabei, wenn ich es sah, immer das Gefühl, als werde sie plötzlich die sanfte Miene bei Seite legen und die Tigerklaue hervorstrecken, um endlich mit einem kühnen Griff die heiße Rachgier zu kühlen, die mir, dem scharfen Beobachter, in ihrem Auge zu lauern, also auch in ihrem Herzen zu brüten schien.

Aber nicht allein gegen die Fürstin zeigte sie diese unterwürfige, sclavische, von süßer Hingebung schwellende Maske, auch gegen mich hatte sie schon seit längerer Zeit eine Art wohlwollender Gönnermiene hervorgekehrt, die sich das Ansehn gab, als sehe sie großmüthig über meine kleinen Gebrechen hinweg und schätze dafür um so mehr die Fähigkeiten, die in mir lagen und deren sie nun so oft und laut selbst im Beisein der Fürstin Erwähnung that,

als wären sie ihr erst jetzt urplötzlich zum Bewußtsein gekommen.

Die Dame war, wie man sieht, in ihren alten Tagen noch so schlau, wie in ihren früheren; vielleicht mochte sie eingesehn haben, daß sich gegen den herrschenden Strom und Wind mit Gewalt nicht gut anschwimmen lasse. Die Fürstin, eine so offene, edle und großartige Natur, war in ihren Aeußerungen und Handlungen gegen mich niemals geheimnißvoll und diplomatisch zu Werke gegangen, sie hatte aufrichtig vor aller Welt bewiesen, daß sie mich schätze und mir ihr ganzes Vertrauen schenke.

Das aber war es eben, was ihr die Gräfin Hohenheim nun und nimmer vergeben konnte, und da sie gegen Einen von uns nicht im offenen Kampfe aufzutreten wagte, davon auch keinen erwünschten Erfolg sah, so beschloß sie im Geheimen uns eine Mine zu graben und wenigstens das bedeutsame Gewicht einer weiblichen Zunge mit in die Waagschaale zu legen. Verläumdung ist ja stets die vergiftete Waffe einer ränkesüchtigen und bösen Frau gewesen und warum sollte sie, da alle übrigen nicht helfen wollten, nicht wenigstens diese einmal gegen uns versuchen.

Und hatte sie nicht, von ihrem Gesichtspunkt aus betrachtet, ein volles Recht dazu? War sie durch mich nicht schon seit Jahren wiederholt und tödtlich gekränkt? Sah sie nicht auch hier am Hofe zu B*** durch mein Dazwischentreten, wie sie wenigstens meinte, ihren Einfluß geschwunden, ihre Macht geschmälert? Verhallte ihre Stimme bei der Fürstin nicht wie in der Wüste, wenn ich die

meine dagegen erhob, und war sie noch Herrin ihres Willens, wenn ich auf die Anfrage der Fürstin meine bessere Ueberzeugung laut werden ließ?

War nicht durch mich, wie sie sagte, der ganze Hof umgewandelt, hatte ich nicht alle hoffähigen Cavaliere und Dämchen verdrängt, die früher hier eine so zierliche Rolle gespielt, und anstatt einer stolzen üppigen Hofhaltung ein ruhiges, gleichmäßiges Familienleben in derselben einzubürgern gesucht? Galten ihre Einladungslisten für untrüglich, wenn sie sie einreichte, und wurden trotz ihrer Widersprüche die Kreise unmittelbar um die Fürstin nicht alle Tage enger gezogen und wahrscheinlich durch meine Einwirkung eine behutsamere Auswahl vorgenommen? Und hatte ich endlich ihrer Meinung nach dem großen glänzenden Haufen nicht allen Boden unter den Füßen und leider Gottes auch alle Nahrung vom Munde weggezogen?

Allerdings war es wahr, daß durch alle diese Isolirungen und Beschränkungen im fürstlichen Hofhalt Viele sich gekränkt, zurückgesetzt fühlten und namentlich waren die Aufgeblasenen und Dünkelhaften, die da glaubten, die Fürstin müsse schon ihretwegen ein großes Haus ausmachen und kostbare, prunkende Feste geben, tief beleidigt. Allein, trug ich denn von diesem Allen allein die Schuld? Hatten nicht die äußeren Umstände, die Neigung und der ureigene Wille der Fürstin das Meiste dazu beigetragen? Was war ich denn am Hofe zu B***, wenn die Fürstin sich gegen mich und für alle Uebrigen erklärte, als ein einfacher, stiller Mann, der von jeher lieber den

Wissenschaften, als dem lauten Gelärm der Welt Ohr und Herz geliehen? Daß die Fürstin nach den sie so tief erschütternden Schicksalsschlägen sich endlich selbst nach Ruhe und Frieden sehnen könne, das bedachten die Uebelwollenden nicht, und da sie nur ihren eigenen Vortheil im Auge behielten, so wandten sie sich, von einer spitzen Zunge aufgestachelt, natürlich gegen den, dem sie allein die Ursache aller dieser Verluste und Kränkungen aufbürden zu dürfen glaubten.

So galt ich denn, da kein anderer angreifbarer Urheber dieser Attentate auf die höhere Geselligkeit bei Hofe aufzufinden war, für den allgemeinen Sündenbock, der diese vielen getäuschten Hoffnungen verschuldete und unter dessen Fuchtel die ganze Residenz litt. Alle Welt schrie mit einem Male empört auf: eine Stellung, wie ich, habe noch niemals Jemand am Hofe zu B*** eingenommen, ich sei der Günstling der Fürstin, ich mißbrauche das mir ohne Recht und Gebühr überkommene Ansehen und suche mich jetzt nachdrücklich an allen Jenen zu rächen, die mir früher irgend einmal ohne böse Absicht in den Weg getreten wären. Vor allen Dingen aber waren es die Rätthe der Fürstin, die am Anfang dieses Jahres in Harnisch gegen mich geriethen, indem sie behaupteten, daß Alles, was an Neuerungen am Hofe zu B*** von Oben ausgehe, eigentlich von mir stamme und daß dadurch nicht allein die Herrscherin vollständig über die Stimmung ihres Volkes getäuscht, sondern auch das Volk selbst benachtheiligt werde.

Die Thoren! Sie bedachten nicht, daß die Fürstin sowohl mit der Stimmung ihres Volkes zufrieden sein konnte, wie auch, daß dies Volk selbst mit der ihm zu Theil werdenden Regierung ganz einverstanden war, daß alle in den letzten Jahren aus dem fürstlichen Cabinet hervorgegangenen Erlasse und Neuerungen dem Wunsche des ganzen Landes und namentlich dem der freisinnig Denkenden und eifrigst Fortstrebenden entsprachen, und daß in dem Fürstenthum B*** mehr Ordnung, Ruhe, Zufriedenheit und Eintracht zwischen Regierung und Volk herrsche, als im ganzen übrigen Deutschland, welches damals in feuriger Lohe aufzuglühn begann.

Das Lächerlichste und Unwahrste bei der ganzen Sache waren aber die Behauptungen der eifrigsten Lästerer, die insgeheim überall ausposaunten, daß ich mich mit der größten Behaglichkeit in der Glorie meines Triumphes sonne, daß ich ein Herrenleben führe und mich auf Kosten des Staats bereichere. In der That, das war eine so handgreifliche und grobe Lüge, daß sie schon der Hofmarschall allein als solche hätte bezeichnen und durch eine Verweisung auf seine Rechnungsbücher den Schreibern thatsächlich den Mund stopfen können, indem mir für die Verwaltung der Bibliothek und des Archivs ein so unbedeutendes Gehalt ausgesetzt war, daß es nicht einmal ausgereicht, eine Familie anständig zu ernähren, wenn ich eine solche gehabt hätte.

Alle diese liebenswürdigen Dinge und noch viele andere ähnlicher Art erzählte mir eines Tages in seiner ehrlichen Weise Major Fuchs, und zwar bezeichnete er ausdrücklich die Oberhofmeisterin als diejenige Person, die, von Groll und Gift gegen mich aufgeschwellt, von Haus zu Haus gehe, wie ein Telegraph die Hände über den Kopf zusammenschlage und der Weltuntergang prophezeihe, wenn ich nicht rasch über die Gränzen des Fürstenthums gejagt würde.

Ich muß bekennen, daß mich diese Mittheilung, die so wohlgemeint und nur in der Absicht gesprochen war, meine Thatkraft gegen die Verläumderin aufzustacheln, auf das Tiefste erschütterte. So bös und hinterlistig hatte ich mir die intriguante Frau denn doch nicht vorgestellt. Mein Freund sah mir den inneren Kampf an, den ich bestand, und lächelte mit einer bedeutungsvollen Miene dabei.

»Fuchs,« sagte ich, »das ist nicht zum Lachen, hier muß im Gegentheile etwas Ernstliches geschehen.«

»Der Meinung bin ich auch und darum habe ich Dir die Hülle weggezogen, die vor Deinen Augen lag.«

»Aber was soll ich thun, um mein Schiff flott zu halten und aus diesem Klippengrunde zu steuern, auf dem es nothwendig zu Grunde gehen muß, wenn ich mir nicht zu helfen weiß?«

»Eins oder das Andere, mein Freund. Wenn Du den Rath befolgen willst, den ich Dir als Soldat geben kann, so gehe mit gefälltem Bajonet im Sturmschritt auf den

bisher verkappten aber jetzt entlarvten Feind los und renne ihn zu Boden. Das hilft am schnellsten und sichersten, glaube mir.«

»Das ist das Eine – und das Andere?«

»Mein Lieber, hier kann nur die Wahl zwischen zwei Personen sein, entweder die eine siegt oder die andere. Ziehst Du es vor, langsam unter den feinen Stichen dieses Scorpions zu verbluten, so thue nichts und warte geduldig und ergeben das Kommende ab. Willst Du aber männlich Deinem Schicksal entgegengehen, so bleibt Dir wiederum nur Zweierlei übrig. Du gehst zur Fürstin und forderst *Deinen* Abschied oder – die Entlassung der Oberhofmeisterin.«

»Das ist bitter!« sagte ich nach langer Ueberlegung, wobei mir das Herz so mächtig hämmerte, daß ich seine Schläge hören konnte.

»Ja, aber ein bitterer Trank hat oft die beste Wirkung zur Folge. Also vorwärts. Flemming, Du bist ein Mann, der sich sehen lassen kann! Lege die Lanze ein und fordre den Uebelthäter vor die Schranken.«

»Wie soll ich das anfangen, der Uebelthäter ist leider diesmal eine Frau.«

»So jage ihr wenigstens einen Schrecken ein, das hilft bei schwachen Nerven oft am schnellsten.«

»O, ihre Nerven sind stark, ich habe sie schon oft erprobt. Am liebsten handelte ich hier, wie ich immer handelt – als ein Mann von Ehre!«

»Ha! Fehlgeschossen mein Freund! Dies Weib ist eine Schlange, was ist der an einem Mann von Ehre gelegen?

Einer Schlange aber muß man entweder aus dem Wege gehen oder ihr den Kopf zertreten, einen Mittelweg giebt es nicht, um ihren Windungen und ihrem Giftzahn zu entgehen.« –

Als ich den Major nach diesem Gespräch verließ, ging ich nach meiner Wohnung und brachte mehrere Stunden im tiefsten Nachdenken zu. Ich hatte einen mich beinahe lähmenden Schlag empfangen, denn an solche Stiche, wie diese Dame sie vertheilte, war ich nicht gewöhnt, dagegen nützte mir der Harnisch meines guten Selbstbewußtseins nicht, und sie griff nicht allein mich, sondern auch die Fürstin an. Für den Angriff auf diese in meinem eigenen Herzen aber war ich empfindlich. Ich sah ein, ich war abermals an eine Krisis meines Lebens gelangt und diese konnte mir auf die eine oder andere Weise verderblich werden. Das Entweder–Oder des ehrlichen Majors ging mir fortwährend im Kopfe herum, ich erkannte, daß er Recht hatte, und doch konnte ich mich nicht entschließen, augenblicklich meine Hand zu erheben, um den Kampf zwischen jener Frau und mir zur Entscheidung zu bringen. Endlich aber siegte bei mir die Einsicht der Nothwendigkeit, daß etwas und zwar bald geschehen müsse, nicht allein um mich meiner Haut zu wehren, sondern auch, um mir den hinterlistigen Feind vom Nacken zu schütteln, der mir noch Gott weiß was für Wunden beibringen konnte. Ich wollte den gewaltigen Strauß aber mit Ruhe beginnen, wollte noch einmal

versuchen, ob eine gewisse Milde auch hier nicht die geeignetste Waffe wäre und ich auch so als Mann von Ehre, ohne zum Schwerte der Gewalt greifen zu müssen, zu meinem Ziele gelangen könnte. Das hielt ich fest, das überdachte ich mir schnell und endlich stand mein Entschluß fest, mich an die Quelle selbst zu wenden, aus der aller Unrath floß, um vielleicht durch sanftere Mittel dem Strömen derselben Einhalt zu thun. Als ich einmal erst den Weg vor mir sah, den ich einschlagen wollte, ging ich meinem Naturell gemäß rasch an's Werk, sandte meinen Diener sofort zur Oberhofmeisterin und ließ sie bitten, mir eine Stunde zu bestimmen, in der ich sie in seiner wichtigen Angelegenheit sprechen könne.

Ein solches Gesuch war von mir an die erste Hofdame der Fürstin noch nie gerichtet worden; sie stutzte darüber, fand dasselbe aber so originell und neu, daß sie schon deshalb darauf einging, und so ließ sie mir sagen, daß sie mich in einer Stunde bei sich erwarten werde. Auf keine Weise gegen das bei der Oberhofmeisterin so sehr beliebte Ceremoniell zu verstoßen, kleidete ich mich wie zu einem Hoffeste an und begab mich auf die Minute in den Flügel des Schlosses, welchen sie bewohnte. Ich wurde diesmal in ein Zimmer geführt, das auf Sesseln, Stühlen, Teppichen und Tapeten mit Stickereien überladen war, auf denen sämmtlich das schöne Wappen der Grafen von Wetterau prangte, das sich mit dem weniger schönen der Grafen von Hohenheim hier so geschwisterlich verbunden zeigte. Nachdem ich an diesem, von prunkendem Adelstolze starrenden Orte einige Minuten hatte

warten müssen, wahrscheinlich um Zeit zu gewinnen, die Insignien und Farben beider Heldengeschlechter, welche die Gräfin hier in einer Person vertrat, zu bewundern, öffnete ein Lakai eine Flügelthür und hieß mich zu der Frau Gräfin eintreten.

Die edle Dame saß bei meinem Eintritt mit dem Rücken gegen die Thür, durch welche ich eintrat, und erst, nachdem ich einige Zeit gehabt, ihre mageren Schultern und ihren gelben Hals, die sie wie das jüngste Mädchen vollständig entblößt trug, mit kalter Verwunderung zu betrachten, stand sie langsam auf, drehte mir ihr dämonisches Antlitz zu und machte mir eine so steife ceremoniöse Verbeugung, wie sie Herr Beau selber einst nicht besser hätte machen können.

»Herr Archivrath,« sagte sie, ihre dünnen Lippen zu einem spitzen Lächeln zwingend, und blickte mich dabei scharf vom Kopf bis zu den Füßen an, wobei sich denn doch eine gewisse Unruhe und Unbehaglichkeit in ihren Mienen wahrnehmen ließ, zumal sie mein Gesicht unendlich ernst und sogar bedenklich finden mußte, »in der That, mir wird eine seltene Ehre zu Theil.«

»Mir noch eine viel größere, Frau Gräfin, denn Sie lassen sich herab, mich bei sich selbst zu empfangen.«

»So mögen wir Beide diese Ehre nach ihrem ganzen Umfange würdigen – bitte jedoch, machen Sie keine lange Vorrede und kommen Sie bald zur Sache selbst, meine Zeit gehört nicht mir allein und die Ihrige ist, wie ich weiß, auch sehr kostbar.«

»Nicht, wenn ich mit Ihnen etwas Wichtiges zu verhandeln habe, Frau Gräfin, doch da ich mir nach Ihrer gütigen Bemerkung die Vorrede ersparen kann, so schreite ich sogleich zum Zweck meines Besuche und bitte Sie daher, mir gewogentlichst Ihren Rath in einer höchst wichtigen Sache ertheilen zu wollen.«

»Meinen Rath? – Ich, die Gräfin Hohenheim, soll Ihnen, dem Archivrath ihrer Durchlaucht, einen Rath ertheilen?« sagte sie mit sichtbarer Spannung und immer unruhiger werdend, je mehr meine Ruhe und Kälte zunahm.

»Ja, Ihren Rath. Sie müssen wissen, ich befinde mich augenblicklich in einer seltsamen Lage. Es giebt nämlich sehr böse Menschen in hiesiger Residenz – vielleicht haben Sie nicht einmal eine Ahnung davon, da Sie nur mit den guten verkehren – und diese bösen Menschen haben sich erlaubt, höchst verdammungswürdige Verläumdungen über mich in der Stadt zu verbreiten.«

Elle ich diese Worte mit starkem Nachdruck sprach, entfärbte sie sich, schlug die Augen nieder, erhob sie jedoch rasch wieder und sah mich stolz und schon jetzt in Zorn auflodernd an. »Welche Verläumdungen meinen Sie?«

Ich erzählte ihr jetzt, was mir Fuchs gesagt, bemühte mich aber möglichst, Alles aus dem Spiele zu lassen, was irgend einen Bezug auf die Fürstin haben konnte, deren Person ich hier auf keine Weise betheiligen wollte. Sie hörte mich anscheinend ruhig an, stützte sich aber dabei

auf einen Sessel, denn sie hatte mich stehend empfangen, um mir nicht einmal die Ehre des Sitzens zu Theil werden zu lassen. Als ich fertig war, gab sie sich große Mühe, kalt und gleichgültig zu erscheinen und dabei die Miene anzunehmen, als betrachte sie das Gehörte gewissermaßen nur als eine Bagatelle.

»Mein Herr,« sagte sie dann mit höhnischem Nasenrümpfen, »Sie behelligen mich mit einer Erzählung, die mir an und für sich sehr gleichgültig ist und worin ich sehr wenig thun kann. Allein ich habe sie einmal angehört und so frage ich Sie, warum erzählen Sie *mir* das?«

»Eben darum, weil ich Sie um Ihren Rath bitten wollte, wie ich mich solchen unwahren Beschuldigungen gegenüber verhalten soll?«

»Aber was geht es mich denn an, wenn Beschuldigungen – seien sie wahr oder nicht – gegen Sie vorgebracht werden?«

»Es geht Sie sehr viel an, denn Sie, Frau Gräfin wissen am besten, daß diese Beschuldigungen falsch sind; Sie kennen mich hier am längsten und Ihnen muß also mein Charakter und meine Handlungsweise, mein ganzes Leben hindurch, den Beweis liefern, daß ich solcher Handlungen nicht fähig bin, wie sie mir jetzt zugeschrieben und nachgeredet werden.«

»So. Aber abgesehen davon, ob ich Sie überhaupt so genau kenne und Sie anders richtig beurtheile – was verlangen Sie denn von mir, was soll ich thun?«

»Ich verlange einfach nur, Frau Gräfin, daß Sie Ihre bessere Meinung von mir gegen diese bösen Gerüchte

in die Wagschaale legen und die aufgeregten Ohren der Menschen beruhigen.«

»Ha!« rief sie mit ihrer ganzen häßlichen Dreistigkeit und indem sie ihrem so lange unterdrückten Grimm die Zügel schießen ließ, »soll ich auf Ihren Wunsch etwa eine Trompete sein, die herumfährt und überall Ihr Lob ausposaunt?«

»Nein, keine Trompete, Frau Gräfin,« sagte ich, mich tief verneigend und auf ihre Redeweise eingehend, »vielmehr nur eine Flöte, die sanften Balsam in die aufgeregten Ohren träufelt.«

»Sie verspotten mich, Herr Archivrath, jetzt verstehe ich Sie erst und ich erkenne darin weiter nichts, als einen neuen Angriff Ihres alten Hasses gegen mich.«

»Haß? Ich sollte Sie hassen? Nein, Frau Gräfin, mit Haß verfolge ich Sie nicht, habe Sie auch nie damit verfolgt. Allerdings – ich bin ein offener, gerader Mensch, wie Sie wissen – besonders geliebt habe ich Sie auch nicht und leider auch keinen Grund dazu gehabt; Ihre Person – ich will Ihre Worte von vorher nur einfach wiederholen – ist mir sogar so gleichgültig, wie ein Mensch auf der Welt sein kann, aber hier handelt es sich nicht um unsre Personen, sondern um die Wirkungen, die unsre Personen hervorzubringen im Stande sind. Doch ich sehe, was ich darin von Ihnen zu erwarten habe – nichts, geradezu gesagt, nichts – denn Sie weichen mir aus, da Sie nur zu gut wissen, was ich mit diesen Verläumdungen meine, und können sogar jetzt kaum die geheime Freude

unterdrücken, daß mich dieselben getroffen und verwundet haben. Um also noch offener zu sprechen – ich fordere Sie jetzt auf, diesen Verläumdungen nach bestem Wissen und Gewissen zu widersprechen oder –«

»Herr Archivrath! Wollen Sie mir drohen – *Sie – mir?* Wollen Sie mir etwa auch thun, was Sie dem armen Herrn von Krachwitz gethan, der jetzt zum Scandal der Welt herumläuft, wollen Sie mir auch die Nase abschneiden?«

»Wenn Herr von Krachwitz ein armer Mann ist und jetzt zum Scandal der Welt herumläuft, so ist das nicht meine, sondern allein Ihre Schuld, Frau Gräfin, denn Sie haben ihn gegen mich aufgestachelt, und nun, da Sie doch einmal die Wahrheit hören wollen und mich zwingen, sie Ihnen zu sagen, so sage ich Ihnen unter vier Augen, hier in Ihrem eigenen Zimmer, daß gerade *Sie – Sie* am besten wissen, daß die Gerüchte, die man über mich umherträgt, Verläumdungen sind.«

»Halt, mein Herr, bis hierher und nicht weiter!« rief sie, trat dicht an mich heran und ließ mich dabei tief in ihr graugrünes Auge sehen, das unheimlich blitzte und, wie ich voraussah, zugleich mit den bittersten Worten einen spitzen Pfeil absenden wollte. »Ehe sie noch ein Wort sprechen,« fuhr sie zischelnd und hämisch grinsend fort, »so hören Sie nun mich. Sie, Herr Archivrath, haben mich mit Ihrer Feindschaft verfolgt, so lange Sie mich kennen. Warum, weiß ich nicht. Ich aber, ich habe, was ich auch von Ihnen gesagt, niemals das Bitterste gesagt, was ich von Ihnen sagen konnte –«

»Was hätten Sie denn noch Bittereres von mir zu sagen?«

»Unterbrechen Sie mich nicht, ich bin gleich zu Ende, denn mit Ihnen muß man kurz und deutlich reden. Ihnen aber allein will ich das jetzt sagen, und damit Sie es beherzigen, hinzufügen, daß ich es, wenn Sie es *nicht* beherzigen, bald und laut der ganzen Welt sagen werde.«

»Nun?« rief ich, fast erschreckend vor dem dämonischen Blick ihres Auges und der charakteristischen Betonung ihrer Worte.

»Denken Sie denn, mein Herr, daß ich nicht weiß, was Sie hier am Hofe der Fürstin beabsichtigen?«

»Was beabsichtige ich denn, Frau Gräfin?«

»O, mein Herr, Sie sind ein feiner Mann, aber doch nicht so fein, daß man Ihre Schlangenwindungen nicht durchschauen sollte. Sie sind aber auch ein eitler und ehrsüchtiger Mann, und, vertrauend auf Ihre äußere Begabung und Ihre äußeren Mittel, die Ihnen Gott leider verliehen zu haben scheint, um sie auf Kosten Anderer zu mißbrauchen, suchen Sie – schon lange und vom ersten Tage Ihrer Ankunft hierselbst – die Fürstin selbst zu berücken, sie, die vertrauensvolle, edle, hochherzige Dame, auf irgend eine Art in Ihre Gewalt zu bekommen und dadurch zu einer Macht zu gelangen, die Sie über uns Alle erhebt und Ihnen gestattet, uns, wie wir hier sind, unter Ihre Füße zu treten –«

»Frau Gräfin,« rief ich empört, »halten Sie inne –«

»Nein, nun nicht mehr, und Sie sollen Alles hören, was ich für Sie in mir aufgespeichert habe, warum haben Sie

mich herausgefordert! – Aber da Ihnen das nicht ganz und nicht so bald, wie Sie dachten, gelingen will, weil *wir* noch hier auf unsern Posten stehen und unsre Schuldigkeit thun, so greifen Sie uns mit Ihren zweischneidigen Waffen an. Das ist Ihre Absicht, das Ihr Charakter, das Ihre Handlungsweise. Aber noch ist es Ihnen nichts geglückt, mein Herr. Noch ist die Fürstin – Dank unsers Beistandes – eine tugendhafte Frau – und so schön so erhaben, so mächtig sind Sie nicht, eine Fürstin zu verführen, wie Sie Gott weiß wie viele andere Frauen schon verführt haben!« –

Ich stand da, mit gestäubtem Haar, in Angstschweiß gebadet und mit fliegenden Gliedern. So hatte mich noch Niemand verwundet, indem er das Edelste, Göttlichste in mir mit seinem frechen Geifer entweihte und, mich selbst in meinen eigenen Augen erniedrigend, Empfindungen aus ihrem Schlummer wachrief, die, fern vom Tageslicht, in meinem Herzen wie auf einem Altare brannten.

Ohne Zweifel erkannte das höllische Weib vor mir ihren augenblicklichen Triumph und, kalt und gleißnerisch lächelnd und ohne mir weiter Zeit zu einer Entgegnung zu lassen, machte sie mir eine tiefe Verbeugung und zog sich, wie eine Schlange rückwärts schleichend, rasch in ihr Nebenzimmer zurück.

»Wie,« rief eine Stimme in mir, »habe ich recht gehört und sie recht verstanden? Hat sie meine innersten Gefühle belauscht, aber falsch gedeutet, und macht sie zu einem Verbrechen, was ich für ein Unglück, das größte Unglück meines Lebens hielt? Nun dann, dann, dann

– hat Fuchs Recht, dann muß ich mich zu seinem letzten Entweder–Oder entscheiden, und sie oder ich muß von diesem Platze weichen, denn die Fürstin soll sie mir nicht, am wenigsten in meinem Herzen besudeln, dazu hat selbst Kurt Flemming, der Gärtnerssohn, zu viel Ehre in seinem Blute!«

Und rasch mich aus den Räumen fortbegebend, die mir zur Hölle geworden waren, ging ich nach meinen eigenen Zimmern, suchte mich einigermaßen zu beruhigen und trat dann den schweren Gang zu der Fürstin an, um mich von dem dienstthuenden Kammerherrn bei ihr melden und sofort um eine Audienz bitten zu lassen.

Als ich dies an diesem Orte noch nie vernommene Gesuch dem mir sehr wohlwollenden Herrn vortrug, schüttelte er den Kopf und nahm eine Miene an, als begreife er mich nicht recht, da ich doch sonst zu der Fürstin gegangen war, ohne mich seiner Vermittlung bedient zu haben.

Als ich aber auf meinem Gesuche beharrte und ihm bemerkte, daß ich früher nur in Geschäften, heut' aber in persönlichen Angelegenheiten Ihre Durchlaucht zu sprechen begehre, that er seine Pflicht, kam aber bald wieder von der Fürstin heraus und sagte lächelnd:

»Herr Archivrath, Ihre Durchlaucht fragte mich, was es so Wichtiges sei, das Sie ihr auf so ceremoniose Weise mitzutheilen hätten, und da ich erwiderte, ich wisse es nicht, aber aus eigener Anschauung hinzusetzte, Sie schienen mir in einer seltsamen Bewegung zu sein, so befahl sie mir Ihnen zu sagen, daß Sie sich bis gegen

Abend gedulden möchten, wenn Ihr Anliegen sich bis dahin verschieben lasse, da sie alsdann mehr Muße hätte, Sie anzuhören.«

Ich dankte dem Kammerherrn und entfernte mich, anfangs einigermaßen unbefriedigt, sodann aber bald einsehend, daß die Fürstin es nur gut mit mir meine, wenn sie mir erst am Abend die erbetene Audienz bewillige, da sie dann länger und ungestörter mit mir sprechen könne.

Ich kehrte also auf mein Zimmer zurück, denn weder das Archiv noch die Bibliothek zog mich an diesem Tage an. Ich aß und trank aber auch nichts, denn die Seele in mir war aus ihren Fesseln gewichen und mein Gemüth so tief erschüttert, daß ich an nichts außer an die schreckliche Unterhaltung dachte, die ich am Mittag dieses Tages hatte überstehen müssen.

Wie es uns Menschen aber wohl beschieden ist, daß wir nach so großer Gemüthsbewegung oft durch eine Kleinigkeit beruhigt und in das stille Geleise unsers alltäglichen Empfindens zurückgeleitet werden, so geschah es auch mir diesmal, indem ich durch die Hinweisung der Fürstin auf den Abend plötzlich an das Glück der Stunden erinnert wurde, die ich zu dieser Zeit bisweilen in ihrer Nähe hatte verschwinden sehen, und endlich, als ich zufällig vernahm, daß die Fürstin die Abendtafel auf eine frühere Stunde verlegt, wurde ich so ruhig gestimmt, wie ich es unter den obwaltenden Umständen nur werden konnte. –

Der Abend war gekommen und ich stand in meinem Zimmer, fertig angekleidet und meine Ohren scharf auf

jedes Geräusch richtend, das aus dem oberen Stockwerk hernieder scholl. Endlich wurden die Sessel am Tische gerückt, bald darauf stiegen einige Damen und Herren laut redend die Treppe herab, fuhren nach Hause und es wurde still im Schloß, wie es jeden Abend um diese Zeit zu werden pflegte. Aber noch etwa eine Viertelstunde mußte ich mich gedulden, da erst hatten die Lakaien ihren letzten Dienst verrichtet und die Fürstin hatte sich in ihr Arbeitscabinet zurückgezogen, wo sie mich in der Regel zu empfangen pflegte.

Plötzlich erscholl der lange erwartete Glockenruf und eine Minute später stieg ich die kleine Treppe hinauf und trat in das trauliche Gemach ein, um – ach! der Fürstin eine Bitte vorzutragen, die sie eben so wenig erwarten mochte, wie sie mich selbst mit dem herbsten Schmerze erfüllte.

Die Fürstin saß fast regungslos auf dem Sopha, mit gespanntem Gesichtsausdruck, das Auge forschend auf mich gerichtet, als ob sie schon aus meiner äußern Erscheinung auf den Gegenstand meiner seltsamen Bitte schließen wolle.

»Nun,« sagte sie mit ihrer seelenvollen Stimme, in der, wie es mir schien, eine gewisse besorgnißvolle Unruhe durchklang, »da sind Sie ja! Guten Abend, Herr Archivrath! Wie geht es Ihnen? Ich hoffe, Sie sind mit der Entscheidung zufrieden, die ich Ihnen heute Mittag zu Theil werden ließ, oder wie – habe ich vielleicht Unrecht gethan, unsre Unterhaltung auf diese Abendstunde zu verlegen?«

»Durchlaucht,« erwiderte ich, »Sie haben mir noch nie ein Unrecht angethan, und damit mir auch heute kein solches gegen Ihr Wissen und Wollen geschehe, erbat ich mir eine Stunde Audienz, um Ihnen eine dringende Bitte vorzutragen, von deren Gewährung mein persönliches Wohl für jetzt und alle Zukunft abhängig ist.«

»Sie setzen mich in Erstaunen,« erwiderte sie, sich aus ihrer bequemen Stellung erhebend und aufmerksam vorbeugend; »was ist denn geschehen? Es ist doch kein neues Unglück vorgefallen?«

Ich mußte bei diesen Worten schmerzlich lächeln, denn sie dachte ohne Zweifel an die Nase des Herrn von Krachwitz, entgegnete aber ruhig, obwohl mit Wärme, wie denn immer mein Blut lebhaft kreiste, wenn ich die holdselige Frau vor mir sah, in deren Gemüth ich jetzt ohne mein Verschulden wieder einen neuen Wermuthstropfen träufeln sollte:

»Nein, Durchlaucht, es ist gerade kein Unglück vorgefallen, nur ein neues Weh hat mein Herz gepackt und – so ungern ich es thue – ich muß Sie damit behelligen, da ich mehr als je Ihrer Hülfe, Ihrer Beistimmung bedarf, um die Vorsätze auszuführen, die ich leider heute Mittag habe fassen müssen.«

»Mein Gott, was werde ich hören!« rief die Fürstin, indem sie von dem Platze hinter dem Tische, auf dem sie saß, aufstand und sich auf einen Sessel niederließ, der dicht an ihren Arbeitstisch gerollt war. – »Wollen Sie aber nicht Platz nehmen, Flemming? Ich bitte!«

»Nein, Durchlaucht,« entgegnete ich fest und sicher, denn mein Vertrauen auf die Gerechtigkeit meiner Sache und die Bereitwilligkeit der Fürstin, mir zu helfen, war ganz in mich zurückgekehrt, »lassen Sie mich heute meine Stellung behaupten; es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich die Ehre habe, vor Ihnen in diesem Zimmer zu stehen und da ziemt es sich denn für mich, daß ich unverrückt die Schranke inne halte, welche die Natur zwischen Ihnen und mir aufgerichtet hat, indem sie Sie zu einer Fürstin, mich aber zu Dero untergeordnetem Diener bestimme.«

»Flemming!« rief die Fürstin, sichtbar erschrocken von ihrem Stuhle aufspringend. »Was heißt das? Ich verstehe Sie nicht. Hat man Sie wiederum gekränkt oder hat irgend Jemand es gewagt, Ihnen noch einmal einen Vorwurf über Ihre Herkunft zu machen, die ich selbst immer als eine sehr achtbare anerkannt habe und ferner anerkennen werde?«

»Durchlaucht, es ist mir noch viel Schlimmeres begegnet. Erlauben Sie mir aber, daß ich in Ruhe und in möglicher Kürze erzähle, was mir heute Morgen der Major Fuchs, als treuer Freund, in wohlmeinender Absicht mitgetheilt hat.« Und so erzählte ich ihr denn Alles Wort für Wort, was ich dem Leser so eben vor Augen geführt, jedoch vermied ich es vorläufig, dessen Erwähnung zu thun, was sich auf die Fürstin selbst bezog. Je weiter ich in meiner Erzählung vorrückte, um so mehr Gelegenheit hatte ich, mich über ihr Benehmen dabei zu verwundern. Ich dachte, sie würde staunen und unwillig werden über

die bösen Leute, die so falsche Nachrichten verbreiteten, aber nichts von dem Allen geschah. Zwar hörte sie mit großer Aufmerksamkeit von Anfang an zu, als sie aber erst eine Uebersicht über das Ganze gewann, ließ die Spannung ihrer Gesichtsmuskeln nach, ihr Auge blickte ruhiger und als ich zu Ende war, nahm sie wieder auf ihrem Sessel Platz und sagte mit unendlich gütigem und sanftem Tone:

»Mein lieber Flemming! Also das ist es, was Sie bekümmert und so in Aufregung versetzt hat? Gott sei Dank, daß es nur das ist, ich dachte schon etwas weit Schrecklicheres und bin außerordentlich beruhigt, daß ich mich darin getäuscht habe. O, warum quälen und betrüben Sie sich um das unbedeutende Gewäsch dieser Leute? Sind sie es denn an und für sich werth oder haben sie es um Sie verdient? Nein, gewiß nicht! So viel ich weiß, hat man sich um Sie, als Sie hier ankamen, sehr wenig bekümmert, und erst nach dem Vorfall mit Herrn von Krachwitz sind Sie in der Leute Ansehen gestiegen und dadurch auch in ihren Leumund gerathen. Also die Steigerung Ihrer Lebensverhältnisse hat dies kleine Unglück herbeigeführt, denn um geringe Leute ereifert man sich nicht. Sehen Sie nun, wie wohl ich daran that, daß ich Sie nur Archivrath bleiben ließ, da es mir doch ein Leichtes gewesen ware, Sie zu meinem wirklichen Geheimen-Rathe zu ernennen? Um solcherlei erbärmliche Angriffe aber müssen Sie sich kein graues Haar wachsen lassen; die Natur dieser Menschen verlangt einmal nach Schmähung des ihnen weniger Zugänglichen, und das

werden weder Sie noch sonst Jemand ändern. Ich sollte auch meinen, ein Mann von Ihrer Lebenserfahrung und Menschenkenntniß, mit einem durch manche Prüfungen gestählten Herzen, in dem gleichwohl das Wohlwollen für das ganze Geschlecht nicht erloschen ist und so viel Nachsicht für alle Irrthümer der Welt lebt, ein solcher Mann sollte darüber erhaben sein, sich durch dergleichen unwürdige Reden gekränkt zu fühlen. Lassen Sie den großen Haufen reden was er will, es darf Sie nicht erschüttern, nicht einmal so viel bewegen, wie ein leichter Wind die kleinen Blätter eines mächtigen Baumes bewegt. Mögen sie also über Sie sticheln, Ihnen drohen, Sie mit Worten befeuern – hören Sie es ruhig an, alle diese und andere Aeüßerungen der erbärmlichen Menschen sind Ausflüsse ihrer gemeinen Natur, die vorgenommene freundliche Maske kann nur Solche täuschen, die sich noch blenden lassen, und ebenso ist ihr Stirnrunzeln nur ein Schreckgespenst, von dem sich Kinder einschüchtern lassen.«

»Sie mögen Recht haben, Durchlaucht,« erwiderte ich, bei ihren liebevollen Worten, die von so holden Blicken begleitet waren, schon wieder freier Athem schöpfend, »aber ich habe Ihnen bei Weitem noch nicht Alles gesagt.«

Ihre Miene wurde wieder gespannter. »Nun,« fuhr sie fort, »was giebt es denn noch?«

»Ich muß ganz aufrichtig gegen Sie sein, Durchlaucht; Alles, was Sie bis jetzt wissen, ist nur erst der Anfang meines Vortrages.«

»So lassen Sie hören, ich will Alles – verstehen Sie? – Alles bis zu Ende hören.«

»Mein Freund sagte mir auch, und er gestattete es mir, Ihnen seinen Namen dabei zu nennen, daß die Urheberin und Verbreiterin dieser schlimmen Gerüchte Niemand anders sei als die Gräfin Hohenheim –«

»Ah! Da sagen Sie mir nichts Neues!« rief die Fürstin lächelnd aus, »das weiß ich selber, sie hat es sogar gewagt, Sie bei mir zu verschwärzen, aber das hat ihr eben so wenig geholfen, wie ihr jetziges Gerede ihr in der Stadt helfen soll. Sie ist ein böses Weib, mein Freund, das weiß ich schon lange und sie war schon in ihrer Jugend so, ehrgeizig, habsüchtig und über die Maaßen hochmüthig. Aber in einer Beziehung muß man sie bedauern: die Natur hatte sie an Geist und Leib sehr stiefmütterlich behandelt und die Welt – ach, die sonst so viel gewährende, aber in manchen Dingen Alles versagende Welt – hat ihr nichts gewährt, nichts geholfen, so ist sie ihrem unglücklichen Naturell gefolgt und immer schlimmer geworden. Was sie und ihresgleichen also über Sie sprechen, ist nicht von der geringsten Bedeutung, Sie verlieren dadurch bei Keinem, der Sie wirklich kennt und schätzt, an Achtung und Vertrauen.«

»Ich danke Ihnen, Durchlaucht, für diesen mich sehr beglückenden Trost, allein ich bin mit meinem Vortrage noch nicht zu Ende und das Bitterste kommt erst noch.«

»Noch mehr? Mein Gott, was giebt es denn nun noch, was *kann* es denn geben?«

»Wenn die Gräfin Hohenheim mich bei Ihrer Durchlaucht angeschwärzt hat,« fuhr ich mit bebender Stimme fort, denn ich rückte jetzt meinem Ziele näher, »so hat sie ein doppelt verrätherisches Spiel getrieben und ist zweizünftig, wenn nicht mehrzünftig gewesen. Hören Sie weiter. Ich begab mich, nicht ganz dem Rathe meines Freundes folgend, aber doch in der Hoffnung, eine milde Darstellung des Vorgefallenen werde auf irgend einen weichen Fleck in ihrem Herzen treffen und ich würde Gelegenheit haben, mit ihr, wenn nicht Frieden, doch wenigstens Waffenstillstand zu schließen, heute Morgen zu der Gräfin selber. Aber da begegnete mir etwas Unerwartetes – und hiervon weiß mein Freund nichts, denn nur ich allein *darf* es wissen.«

»Was ist das? Darf ich es denn nicht auch wissen?«

»Nein, Durchlaucht, Sie dürfen es nicht wissen, denn die Gräfin Hohenheim verschwärzte und besudelte nicht allein mich, sondern in mir auch etwas *Anderes*, auf dem, in meinem Herzen wenigstens, kein Flecken ruhen darf und kann, und die Voraussetzung daß die Gräfin ihre Rede nicht allein gegen mich führen, sondern seither oder später ihr Gift auch in andere Ohren träufeln wird, veranlaßt mich zu diesem schweren Gange und zu der bedeutungsvollen Bitte, die ich jetzt endlich – trotzdem mein ganzes Herz sich schmerzlich dagegen krampft – aussprechen muß.«

Die Fürstin war wieder aufgestanden und dabei ganz bleich geworden. »Mein Gott,« sagte sie mit seltsam bewegter Stimme: »Sie haben eine Bitte?«

»Ja, Durchlaucht, die habe ich. Ich kann – ich darf – nicht meinetwegen – allein auch anderer Leute wegen – nicht länger – in Ihren Diensten bleiben.«

»Ha!« rief die Fürstin laut aus und trat einen Schritt zurück, wobei sie sich seltsam entfärbte. »Was wollen Sie noch sagen?«

»Verstehen Sie mich nicht falsch. Durchlaucht – ich für mich – obgleich es auch für mich vielleicht gut gewesen wäre, wieder in die kalte, gleichgültige Welt zurückzukehren – wäre nie auf den Gedanken gerathen, Ihrer Huld zu entsagen, Ihre Gegenwart zu meiden, Ihr ergebenster Diener nicht mehr zu sein, aber – man zwingt mich dazu mit einer Gewalt, die mächtiger ist, als alle meine Wünsche, denn sie zerstört nicht mein Glück allein, sondern tastet auch – die Tugendhaftigkeit und Unschuld eines Anderen an.«

Der Fürstin kehrte die Farbe auf fast stürmische Weise zurück, so daß ihre Wangen fast glühten und sie blickte mich frei, stolz und kühn an, wobei ihr Busen von innerer Bewegung heftig wogte und ihre Lippen zuckten, als bemühe sie sich mit Gewalt, ihre Gefühle unausgesprochen zu lassen.

»Vollenden Sie,« sagte sie endlich, »ich verstehe. Die Schlange hat das bitterste, aber auch das am sichersten wirkende Gift gewählt!«

»Ich bitte also in aller Demuth und Ergebenheit um – meinen Abschied aus Ihren Diensten.«

»Ah, also wirklich! Wollen Sie vielleicht nach Wien, um sich die Connexionen und die Freundschaft des Prinzen von H*** zu Nutzen zu machen?«

»O nein, Durchlaucht, dahin zieht mich nichts – ich habe aber noch einen anderen Freund – Ihren Bruder. Erst gestern habe ich von ihm einen Brief erhalten und zwar aus W***, wo er, wie er mir schreibt, mehrere Wochen bleiben wird, um gewisse Geschäfte mit seinen Brüdern zu ordnen.«

»Aha, ich verstehe und ahne, was er dort thut. Und zu ihm wollen Sie?«

»Ja, zu ihm will ich.«

»Und was dann, wohin dann?«

»Gott weiß es! – Ich habe kein eigenes Dach, wohin ich mein Haupt lege, denn Niemand von meiner Familie lebt auf der Welt, dessen Leben ich versüßen und mein eigenes dadurch weniger bitter gestalten könnte.«

Die Fürstin sank in ihren Stuhl zurück und bedeckte sich eine Weile die Augen mit der Hand. Als sie sie aber dann bald wegnahm, lag ein ganz anderer, noch nie von mir in dieser Vollendung wahrgenommener Zug auf ihrem Gesicht; die lange aus demselben verschwundene Seele war ganz aus dem Innern wieder hervorgetreten und sprach sich in dem seelenvollen Auge, in den gütigen sanften Linien um den Mund, mit einem Wort, in allen ihren Zügen aus.

»Flemming!« sagte sie leise und reichte mir langsam die Hand hin, die ich ergriff und mich dabei feierlich auf ein Knie vor ihr niederließ. »Flemming, Sie wollen fort

von hier? Und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich Ihrer nothwendig bedarf? Auch dann wollten Sie noch fort? O, das ist nicht hübsch von Ihnen, mir das jetzt zu sagen, wo ich noch so viel Trauer im Herzen habe und gern Gesichter von Menschen sehe, auf deren Zügen ich, wenn sie auch nicht laut von den Todten sprechen, doch die Theilnahme daran lesen kann.«

»Durchlaucht!« rief ich, »ich fürchte, ich muß fort, und wie ich mich einmal kenne, so giebt es keine Gewalt auf Erden, die im Stande ware, mich von einer Bahn abzulenken die zu betreten ich einmal für nothwendig erkannt habe.«

»Nicht? Giebt es nicht solche Gewalt? Also die Böswilligkeit der Menschen ist so viel kräftiger, daß sie Sie fortreibt, als der Wunsch von meiner Seite der Sie an – an Ihren Dienst fesseln möchte?«

»Durchlaucht, nein, so ist es nicht! Nicht die Böswilligkeit der Menschen treibt mich am unerbittlichsten von hier fort – sondern – vielleicht – gerade *Ihr* Wunsch – der mich in Ihren Diensten bleiben heißt –«

»Dieser Wunsch – soll Sie vertreiben?«

»Ja, Durchlaucht, er thut es und ich muß – ich muß dem Rufe – meiner Ehre gehorchen!« –

Woher ich die Kraft nahm, diese Worte zu sprechen, begreife ich heute noch nicht. Kaum aber waren sie gesprochen, so erschrak ich vor mir selber, sprang auf und rief: »Verzeihung, Durchlaucht, wenn ich etwas gesprochen habe, was ich nicht vertreten kann.«

Sie hob ihren Kopf hoch empor, sah mir fest und tief in die Augen, und wie dieser Blick immer länger und länger sich ausdehnte und immer tiefer und tiefer in mich drang – da fühlte ich, wie eine magnetische Gewalt sich in mein Herz bohrte und dieses arme Herz zu immer lauterem, wonnigeren Schlägen trieb. Endlich aber endete dieser Blick, nachdem er seine Wirkung gethan, nämlich mir bewiesen hatte, daß es doch noch eine Gewalt auf der Welt gebe, die im Stande wäre, mich von einer Bahn abzulenken, deren Betretung ich selbst für nothwendig erkannt, und eine seltsam weiche, schmelzende Stimme, als käme sie nicht mehr aus eines Menschen, sondern aus eines Engels Brust, sagte:

»Wollen Sie wirklich zu meinem Bruder?«

»Durchlaucht,« rief ich und stürzte noch einmal vor ihr nieder, ergriff die mir halb entgegengereichte Hand und bedeckte sie mit Küssen, ohne daß es mir verwehrt wurde, »Durchlaucht, nein, nein, nein! Ihr Bruder selbst hat mich an Sie gewiesen und so will ich auch ganz seinem Willen folgen, bis die Unmöglichkeit von *Ihnen* mir bewiesen wird, noch länger in dieser meiner Stellung zu verbleiben.«

Da stand sie auf und zog mich so langsam mit empor, und indem sie sich auf einen anderen Sessel niederließ, neben dem ein zweiter stand, sagte sie mit einer ganz anderen, aber unglaublich warmen und mich beruhigenden Stimme:

»Nun sehen Sie! Kommen Sie und setzen Sie sich zu mir. Lassen Sie uns recht ruhig diese Unterhaltung beenden, die so stürmisch begonnen hat, denn in der Ruhe, mag sie sich ausdehnen über eine stille Gegend in der Natur oder über ein sich selbst bezwingendes Menschenherz, liegt allein das Glück und die Zufriedenheit der Seele. Mit dieser Ruhe, die auch jetzt in mein Herz eingezogen ist, sage ich Ihnen, daß nicht Sie, sondern die Gräfin Hohenheim den Hof verlassen wird, aber das braucht nicht so eilig zu geschehen. Ich werde eine Gelegenheit suchen, die mich wie zufällig darauf führt. Das ist das Eine. Das Andere aber ist mein Wunsch, Sie ferner vor allen Stürmen des Lebens geschützt zu sehen, denn Sie sind mir werth, nicht nur als ein Mann, der mir einst das Leben gerettet, der der Freund meines Bruders geworden und sich auf jedem Pfad des Lebens treu und edel bewährt hat, sondern auch, weil Sie ein Mann sind, der – seine eigene Ehre verletzt fühlt, wenn die Ehre eines Weibes – mag sie Fürstin sein oder nicht – verletzt wird, und der diese Verletzung dadurch zu sühnen sucht, daß er sich selbst eines Glücks – ja, eines Glückes – beraubt. Nun aber, mein Freund, verlassen Sie mich und nehmen Sie die Versicherung von mir mit fort, daß ich auch bei Ihnen die Gelegenheit wahrnehmen werde, Ihnen eine solche Stellung in meiner nächsten Nähe anzuweisen, daß Niemand es wagen wird, auch nur noch in Gedanken einen Stein gegen Sie zu erheben. Gute Nacht also für heute – und auf Wiedersehen für morgen Abend – im Bilde des Herrn von Brandeis.«

Wirbelnd im Kopfe, den Himmel im Herzen, die ganze Seele überfluthet von Glück und Segen, kam ich auf meinem Zimmer an. Worte konnte ich nicht von mir geben, aber mein Herz übernahm dieses Amt und hämmerte seine Wonne in lauten Schlägen aus, denn ich glich einem Menschen, der vom Stabe eines mächtigen Zauberers berührt ist und dessen Sinne Dinge schauen, die anderen Sterblichen nicht sichtbar sind. Als ich mich aber nach einigen Stunden in mein Bett warf, sagte ich, an Gott, den Helfer in jeder Noth mich wendend:

»Mein Schöpfer und Vater! Gieb mir eine Erklärung von Dem, was ich heute Abend gesehn und gehört oder vielleicht zu sehen und zu hören mir auch nur eingebildet habe – oder laß es geschehen, daß mir die Unmöglichkeit, noch länger an diesem Orte zu bleiben, bald von *Der* selbst bewiesen werde, die mich heute wider meinen Willen hier bleiben hieß, denn lange ertrage ich dieses Schweben zwischen Himmel und Hölle nicht mehr. Mag sie es selber verantworten, daß sie mich zurückhielt, ich habe mein Möglichstes versucht, sie vor mir und mich vor ihr zu schützen, aber sie trägt eine magische Gewalt im Auge, die mich gebannt und gefesselt hält, und so bin ich haften geblieben auf der Scholle, die schon unter meinen Füßen schwankte und in den Abgrund zu rollen drohte. Herr Gott, steh mir bei, daß ich ein Mann von Ehre bleibe, wie sie mir gesagt, daß ich einer sei, damit ich Nicht in meinen eigenen Augen zu Schanden werde!«

ACHTES KAPITEL. DAS OPFERFEST DER GRIECHEN UND
DIE GEHEIMNISSVOLLE COUR.

Die unbeschreiblich wohlthätige und beruhigende Empfindung, welche ich nach dem Gebete dieser Nacht in mein Herz einziehen fühlte, hatte mich auch am nächsten Morgen noch nicht verlassen und hielt fast den ganzen Tag über an, alles Aeußere, was mich umgab, gleichsam mit einem Heiligenschein vergoldend und dadurch eine unübersteigliche Schranke zwischen mir und der Außenwelt auferbauend. Diese Außenwelt kam mir an diesem Tage so profan, kalt und unwirthlich vor, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ihrer Einwirkung mich von Neuem auszusetzen, und, das stille Nachdenken aller Beschäftigung vorziehend, verließ ich daher an diesem Tage mein Zimmer nicht.

Leider sollte diese meine gehobene Stimmung am Abend eine Unterbrechung erleiden, der ich mich auch beim besten Willen nicht entziehen konnte, da ein großer Theil des Hofes schon seit langer Zeit sein Augenmerk auf diesen Tag gerichtet hatte. Es fand nämlich ein ganz eigenthümliches und nebenbei das erste kleine Fest seit dem Tode des Fürstenpaares von W*** statt, dessen Erklärung ich hier mit wenigen Worten folgen lassen will.

Unter den Hofleuten in B*** gab es wie an fast allen Höfen gewisse productive Talente, die sich mit verschiedenen schönen Künsten beschäftigten und, obgleich sie kaum die Stufe eines mäßigen Dilettantismus erreichten, doch von allen ihren Freunden für höchst bedeutsame

Genies verschrieen wurden. Es ist eine seltsame aber sehr häufig zu machende Erfahrung, daß dergleichen Leute aus der sogenannten vornehmeren Welt, wenn sie einmal in irgend einer Kunst etwas mehr leisten können als der große sie umgebende Haufe, dann gleich für einen zweiten Raphael oder Goethe oder Mozart gehalten und schon bei Lebzeiten den Unsterblichen angereiht werden, was um so wunderbarer ist, da man doch sonst die wirklichen Künstler, wenn sie von geringerer Geburt sind, so selten mit Auszeichnung behandelt und sie nur als die Handlanger der vornehmen Welt und die Vermittler eines zur Gewohnheit gewordenen Genusses betrachtet. Es scheint, daß man in diesen Fällen durch den Stand der Künstler die Kunst für geadelt hält, statt daß die Kunst an und für sich schon den Mann, wenn er ein wirklicher Meister ist, adeln sollte, aus welchem Stande er auch hervorgegangen sein möge.

So hatten auch wir am Hofe zu einen jungen Cavalier, der erstaunlich viel Oelfarben auf die Leinwand trug, und augenblicklich war er zu einem Künstler gestempelt, der in der ganzen Welt vergebens seines Gleichen suche. Und zu bewundern war es, daß unser großes Genie, das Kleinere, Bedeutungslosere in seinem Fach nicht beachtend, sogleich die höchste Staffel erklimmen und durch großartige Compositionen aus der Geschichte sich den Namen eines Historienmalers erworben hatte.

Da seine Verwandten bedeutende Stellen im Hofhalte der Fürstin bekleideten, so war es sehr natürlich,

daß man dieselbe schon lange auf den genialen Künstler aufmerksam gemacht und sogar bestürmt hatte, seinem Wunsche Genüge zu leisten und ihm Gelegenheit zu geben, seine neuste Composition, ein Opferfest der Griechen vor Troja darstellend, dem ganzen Hofe im sogenannten lebenden Bilde vor Augen zu führen. Die Fürstin, mit ihrem wohlwollenden Herzen auf dergleichen Gesuche immer leicht eingehend, hatte schon zu Weihnachten das schöne Bild bewundern wollen, da aber war der unglückliche Trauerfall dazwischen gekommen und so war bis zum Mai davon keine Rede gewesen. Nun aber bedrängte man die allmählig dem Leben sich wieder zuneigende Frau mit solchem Eifer, daß sie endlich den heutigen Tag zu der Ausführung bestimmt und eine große Anzahl Gäste zur Theilnahme eingeladen hatte.

Der junge Künstler war übergücklich. Er hatte schon längst seine Vorbereitungen getroffen und namentlich die Personen gewählt, die mit ihren Gestalten und Gesichtern seiner künstlerischen Idee zur natürlichsten Anschauung verhelfen sollten. Unter Andern war auch mir die Ehre zugefallen, eine Figur in dem menschenreichen Bilde darzustellen, noch dazu die des Achill, der, wie man sich denken kann, eine Hauptrolle in dem großen Ganzen spielen mußte. Die Kleidung, die ich bei dieser Gelegenheit tragen sollte, war schon lange besorgt, jedoch mit ganz anderen Dingen beschäftigt, hatte ich sie arglos in den Winkel geworfen, in der Hoffnung, daß es mir durch irgend einen neuen Zwischenfall erspart bleiben würde,

sie anzulegen. Allein dies sollte nicht geschehen und gerade dieser Tag, der mich innerlich auf eine ganz andere Art in Anspruch nahm, war dazu auserlesen, mich im griechischen Gewande, mit Helm und Speer bewaffnet, den Augen des schaulustigen Publicums vorzuführen.

Weiß es Gott, daß es mir sehr schwer wurde, mich in mein Glück zu finden, und daß ich mit der größten Mühe die Stimmung zu erringen suchte, die zur Kundgebung desselben unerläßlich war. Allein schon ging es gegen Abend, ich saß in meiner gewöhnlichen Hofkleidung zum Gange in die oberen Gemächer bereits gerüstet, und immer noch nicht war ich im Stande, mich von meinen Gedanken und Empfindungen loszureißen. Ohne daß ich sichtbar etwas that, war ich doch auf das Eifrigste innerlich beschäftigt. Langsam und mit vor der Brust verschränkten Armen ging ich in meinem Zimmer auf und nieder und dachte über mein vergangenes Leben nach, das mir so manches seltsame Ereigniß geboten, in diesen gegenwärtigen Tagen aber das allerseltsamste und vielleicht auch bedeutsamste von allen bot. Jeden Hauptpunkt desselben rief ich dabei in meine Erinnerung zurück und das war abermals eine Beschäftigung, die mein Herz mit neuer feierlicher Stimmung übergöß.

Zuerst sah ich mich in Gedanken als kleinen Buben, der in den Treibhäusern des Vaters und zwischen den Blumenbeeten des schönen Gartens sich umhertreibt, Blüten und Früchte betrachtet und Schmetterlinge fängt. Die rauhe Behandlung meines unglücklichen

Vaters schreckt mich zwar auf einen Augenblick aus meiner Erhebung auf, aber gleich darauf mildert meine Empfindungen die That des Knaben an jenem Wintertage, die sein ganzes Leben von Grund auf umgestaltete. Ich sehe mich dann am Hofe des Fürsten von W*** als den Gefährten seines ältesten Sohnes – Herr Beau und die Gräfin Wetterau tauchen trübe vor meinen Blicken auf, aber als Herr von Transfeld, Alessandra, die Zigeunerin und vor Allen Elsbeth, des Försters Tochter, verwischen schnell diese schwarzen Punkte in meiner schönen Jugendzeit. Das Attentat auf Herrn Beau erwirbt mir die Freundschaft Bruno's, die Ereignisse im bairischen Häuschen befestigen sie und wir beziehen die Universität, zwei hoffnungsvolle Jünglinge, deren empfänglichem Gemüth die Stimmen der Völker und die Geschichte der Welt einen unauslöschlichen Eindruck aufprägen. Aus den Studenten werden allmählig denkende Männer und wir treten unsre großen Reisen um alle Länder der Erde an und kehren überfüllt von den Wundern derselben, in unsre stille Heimat zurück. Da naht denn die Katastrophe mit Bruno und Elsbeth, die abermals unserm Leben eine unerwartete Richtung anweist. Wir ziehen nach Adersbach, ich begrabe mich in endlose Studien, und Bruno ist so glücklich, wie ein Mensch es auf Erden nur sein kann. Aber auch in den Büchern finde ich nicht die Lösung der Aufgabe meines Lebens und ich entschieße mich, meinen Freund zu verlassen und an den Hof nach B*** übersiedeln. Wir nehmen Abschied von einander, er bittet mich, seiner Schwester ein treuer Hort zu sein, wie ich

es ihm selber gewesen, und händigt mir als sichtbare Beweise seiner Fürsorge zwei Briefe ein –

»Ha!« rief ich plötzlich und blieb mitten im Zimmer stehen, als mir diese beiden Briefe in's Gedächtniß kamen, an die ich so lange nicht gedacht hatte und die mich jetzt ganz aus meinem ruhigen Gedankengange warfen. »Ja, er händigte mir zwei Briefe ein,« sagte ich zu mir, »den einen gab ich ab, aber den andern besitze ich noch. Welche Absicht hat Bruno wohl eigentlich gehabt, als er mir denselben überreichte? Er lächelte so fein und hinterhältig dabei und doch so gütig! Bewahre ihn ja sorgfältig auf, sagte er, und gib ihn nur dann meiner Schwester, wenn Du einmal in große Noth oder gar in eine verzweiflungsvolle Lage geräthst. Was wollte er damit sagen, was bedeuteten diese seltsamen Worte? – Ich weiß es nicht, doch wo ist der Brief? Hier – ja – in diesem Kasten muß er liegen – da ist er, er hat lange unberührt, unbeachtet gelegen, das sieht man dem Papiere an, das beinahe vergilbt ist.«

Ich nahm den Brief in die Hand, setzte meinen Gang im Zimmer fort und sprach dann weiter zu mir:

»Da steht die Adresse an die Fürstin, von seiner Hand fest und schön, wie immer, geschrieben, Welches Geheimniß mag in diesen Blättern verborgen sein? Nur die Noth also sollte es dem Siegel entreißen – die Noth? Wie ist mir denn? Bin ich nicht schon oft in diesen Jahren in Noth gewesen und hat meine Seele nicht oft und lange genug gezittert? Warum habe ich ihn da nicht abgeliefert, um – doch nein, alle meine bisherige Noth habe ich selbst

überwinden und beseitigen können – erst jetzt – ha! ja, jetzt – welcher wunderbare Gedanke, der mir alles Blut in das klopfende Herz zusammendrängt – jetzt bin ich in einer so großen Noth, wie ich sie niemals bisher kennen gelernt, und es kämpft in mir mit tausend Schwertern und blutet in mir aus tausend Wunden, denn eine Leidenschaft hat mich gepackt, die ich nicht abschütteln kann, da sie mit glühenden Zangen mein ganzes Innere ergriffen hat und damit bis in alle Ewigkeit festhält. O ja, o ja, verhehle es Dir nicht, Kurt, was soll daraus folgen, zu welchem Ende wird sie Dich führen? Sie kann Dich nur zur Verzweiflung bringen, denn eine Leidenschaft, wie die, die Dich erfüllt, kann und darf und wird nie gelöscht und befriedigt werden.«

In diesem Augenblick legte sich vom Corridor aus eine Hand rasch auf das Schloß meiner Thür. Ich fuhr zurück und unwillkürlich, wahrscheinlich in der Absicht, den Brief nicht sehen zu lassen, weil er die Aufschrift an die Fürstin trug, steckte ich ihn rasch in meine Brusttasche. Fast zu gleicher Zeit trat mein Diener ein, und da er mich fertig angekleidet fand, lächelte er befriedigt und sagte:

»Herr Archivrath, die Damen und Herren sind oben alle versammelt und erwarten nur noch Sie. Herr von Brandeis bittet Sie, so bald wie möglich zu erscheinen, da es die höchste Zeit sei.«

»Ich komme!« sagte ich, warf einen Blick in den Spiegel und fuhr mit einem Tuche über meine tropfende

Stirn, ordnete rasch mein Haar, ergriff Hut und Handschuhe und stieg dann langsam und ganz in Gedanken verloren die Treppe zu den gefüllten Fürstengemächern hinauf.

In der That fand ich schon die ganze Gesellschaft versammelt und den Künstler selbst beinahe außer sich, daß ich allein der Lösung seiner freudigen Spannung so lange einen Riegel verschob. Kaum aber hatte er mich erblickt, so trat er in den kleinen Versammlungssaal, der die Darsteller seines Bildes beherbergte und, vor Freude entzückt, sein Werk endlich in's Leben treten zu sehen, hielt er uns eine feierliche Rede, worin er uns im Voraus seiner Dankbarkeit versicherte, aber schließlich auch ermahnte, doch alle Kräfte aufzubieten, um das mit so vieler Mühe ersonnene Werk recht würdig zur Anschauung zu bringen. Jeden Augenblick möchten wir bedenken, das Auge Ihrer Durchlaucht ruhe auf uns; dieser Gedanke würde uns sicherlich ein Sporn sein, unsern besten Willen in Thätigkeit zu setzen.

Gleich nach dieser Rede begaben die Darstellenden sich in die ihnen zum Umkleiden angewiesenen Gemächer. Der Major Fuchs, der ebenfalls zu den Schauspielern gehörte, ein junger Officier von seinem Bataillon und ich wählten ein kleines Cabinet, wo die Gewänder bereit lagen, in die wir uns hüllen sollten, und ein Haarkünstler schon seine Instrumente in der Hand hielt, um unsern Köpfen ein griechisches Ansehen zu verleihen.

Nachdem diese sehr langweilige Arbeit glücklich vollbracht war, erschien der Künstler als Oberleiter des Ganzen bei uns, besichtigte uns im Costüm und sprach laut seine Zufriedenheit über unser Aussehen aus. Hiernach aber begaben wir uns in den Raum, wo die Darstellung des Bildes stattfinden sollte und wo schon die Zuschauer vor dem herabgelassenen Vorhang saßen, dessen Aufzug sie mit unglaublicher Spannung erwarteten, wie uns Herr von Brandeis versicherte.

Als die Damen und Herren, die das Opferfest der Griechen vor Troja darstellen sollten, sich zum ersten Mal in ihren verschiedenen Costüms erblickten, mußten sie unwillkürlich über die Veränderung lächeln, die mit ihnen vorgegangen war. Namentlich mir, als Achill, sähe Niemand mehr die Gelehrsamkeit an, sagte der Major scherzend, vielmehr müsse man vor meinen gewaltigen Armen einen ganz besonderen Respect haben und könne froh sein, daß hier keine Gelegenheit zu befürchten sei, deren Kraft an sich selber zu erproben. »Und in der That,« fuhr er fort, »Du hast immer eine große und mächtige Gestalt gehabt, aber so imponirend wie heute habe ich Dich noch nie gesehn. Wir sind Alle Pygmäen neben Dir.«

»Lieber Fuchs,« erwiderte ich, da diese Bemerkungen nicht den geringsten Eindruck auf meine besondere Stimmung hervorbrachten, »das ist nur ein äußerlicher Vorzug, den Ihr mir immerhin gönnen mögt, innerlich ist es gerade umgekehrt bei mir; ich wünsche Keinem von Euch das Gefühl von Schwäche und Ohnmacht, welches

gerade heute mein ganzes Wesen durchdringt und diesen modernen Achill in meinen eigenen Augen zu einer Vogelscheuche macht.«

»Was!« rief der ehrliche Mann, »hast Du schon wieder eine so schlechte Meinung von Dir? Nun, bei Jupiter! zu dem wir sogleich unsre Blicke erheben werden, ich habe selten Jemanden, selbst in seinen großen Augenblicken so kleinmüthig gesehen wie Dich. Weg mit der Hypochondrie für heute Abend, das bitte ich mir aus, und morgen will ich Dir einen guten Rath geben, wenn Deine quäkerhafte Stimmung bis dahin noch anhalten sollte.«

»*Mes Dames et Messieurs!*« rief hier Herr von Brandeis, von Glück und Aufregung strahlend, »nehmen Sie gefälligst Ihre Stellungen ein, es ist die höchste Zeit.«

Das geschah denn auch und bald waren wir fertig und unser Meister, nachdem er noch Hunderterlei an Diesem und Jenem zu bessern gefunden, erklärte sich endlich zufrieden und das Zeichen mit der Glocke ward gegeben, welches den bedeutungsvollen feierlichen Aufzug des Vorhangs bewirken sollte.

Von den Zuschauern konnten diejenigen Darsteller, deren Augen nicht gerade dahin gerichtet waren, nichts wahrnehmen und ich gehörte nicht zu diesen Glücklichen; daher vernahm ich nur das feine Gesumme der Beifall spendenden Lippen und athmete den süßen Duft ein, der aus dem Zuschauerraum von den Toiletten der Damen zu uns emporstieg. Glücklich, daß in wenigen Sekunden der ganze Auftritt vorüber war, wollte ich eben

nach wieder gefallenem Vorhange meinen Platz verlassen, als der Wunsch laut wurde, das Bild noch einmal zu bewundern, und erst als auch dieser erfüllt, schlüpfen wir in unsre Gemächer, nachdem uns der überaus glückselige Künstler seinen vollen Beifall und den herzlichsten Dank gespendet.

In einer Viertelstunde standen wir uns wieder in unserer gewöhnlichen Tracht gegenüber und ich muß gestehen, ich fühlte mich in ihr wohler und natürlicher, als im leichten griechischen Gewande. Darauf verfügten wir uns in einen großen Saal, wo uns die Fürstin begrüßte, und unterhielten uns, im bunten Gewirr durch einander gemengt, wohl eine Stunde lang. Nach dieser Zeit versammelten wir uns zu einem einfachen Souper, zu welchem wir im Namen der Fürstin vom Herrn Hofmarschall eingeladen waren, und um zwölf Uhr gingen wir friedlich auseinander, nachdem fast den ganzen Abend über nichts, als den genialen Künstler und die großen Hoffnungen gesprochen war, zu denen er die Mit- und Nachwelt berechtigte. So kam es mir wenigstens vor, doch ich kann nicht recht dafür einstehen, da ich kein allzu aufmerksamer Zuhörer des allgemeinen Gesprächs gewesen. Mit der Fürstin, von der ich bei der Tafel ziemlich entfernt gesessen, hatte ich nur wenige Worte gewechselt.

»Sie haben kein griechisches Gesicht,« sagte sie mir kurz vor Tische freundlich lächelnd, »aber ein deutsches, und das gefällt mir besser. Gott sei Dank, daß auch dieser griechische Abend vorüber ist, morgen wollen wir uns

in kleiner Gesellschaft bei mir zusammenfinden und, so Gott will, recht fröhlich sein.«

Diese kurze Unterredung mir immer von Neuem wiederholend und darüber tief in Gedanken versenkt, stieg ich mit dem Major die Treppe hinab. Er wunderte sich über meine anhaltende Schweigsamkeit und neckte mich mit Gott weiß was! darüber.

»Laß es gut sein,« erwiderte ich ihm, »der Eine hat heute, der Andere morgen seine muntere Stunde. Wir haben für jetzt die Rollen mit einander getauscht; früher war ich, nun bist Du der Redselige.«

»Wenn ich nur erst wüßte, was Du eigentlich hast,« fuhr er ernsthafter fort, »dann würde ich ganz ruhig sein, aber da ich es nicht weiß, beängstigt mich fast Dein unerklärlicher Zustand.«

»Gute Nacht, Fuchs!« sagte ich, alle Erwiderung vermeidend. »Laß Dir das Opferfest gut bekommen und morgen wollen wir einen tüchtigen Ritt machen, das wird uns Beiden wohl thun.«

»Ich bin dabei, ja, das wird gut sein. Gute Nacht, Fleming, und angenehme Träume!«

Als ich in meinem Zimmer angekommen war, fühlte ich mich ungewöhnlich ermüdet und ging daher schnell zu Bett. Am nächsten Morgen aber war ich früh auf, legte mich in's Fenster und betrachtete den blauen Himmel, den herrlichen Frühlingssonnenschein und freute mich schon im Voraus auf einen heiteren und genußreichen Tag. Als ich noch in diese Betrachtung vertieft war, trat

mein Diener in's Zimmer, meine Kleider über dem Arme tragend, und wollte sie, mir einen guten Morgen bietend, in den Schrank hängen. Da, als ich ihn eben meinen Frack ergreifen sah, fiel mir plötzlich, durch eine seltsame Ideenverbindung, wie sie uns so oft überkommt, mein Brief ein, den ich Abends vorher bei seinem Eintritt so schnell in die Brusttasche gesteckt und bis jetzt ganz vergessen hatte. Ich sprang sogleich an den Schrank, um ihn in dem Rocke zu suchen. Aber er war nicht darin, alle Taschen leer, so oft und rasch ich auch in eine nach der anderen faßte.

»Suchen Sie etwas, Herr Archivrath?« fragte mein Diener, der noch dicht neben mir stand und meinem Beginnen aufmerksam zusah.

»Um Gotteswillen, ja, Wolfram; ich habe gestern Abend einen wichtigen Brief in diese Tasche gesteckt und jetzt ist er fort. Hast Du ihn etwa herausgenommen?«

»Ich nicht, Herr Archivrath, und es war gar nichts darin, als das Taschentuch, denn ich untersuche jeden Morgen Ihre Taschen, da Sie so oft etwas darin lassen.«

»So gehe so schnell wie möglich dahin, wo Du die Kleider gereinigt hast, es ist nur zu klar, der Brief muß dort herausgefallen sein.«

Wolfram, dem ich die Angst ansah, ich könne glauben, er habe sich eines Gegenstandes, der mir gehörte, bemächtigt, sprang wie vom Winde fortgeblasen aus der Thür. Nach einer Weile aber kam er sehr betreten wieder und berichtete, der Brief *könne* nicht herausgefallen sein, er habe genau nachgesehen und es sei noch Niemand in

dem Raume gewesen, den er zu seiner Arbeit zu benutzen pflege.

Jetzt war es an mir, in Angst und Bestürzung zu gerathen und zwar auf eine noch nicht dagewesene Art. Der Gedanke, daß dieser wichtige Brief verloren gegangen und wohl gar in Hände gefallen sein könne, in die er am wenigsten gehörte, beunruhigte mich über alle Maaßen. Allein die Ueberzeugung, daß ihn im Schlosse wenigstens Niemand zu öffnen wagen werde, da er an die Fürstin adressirt und mit einem fürstlichen Wappen verschlossen war, beruhigte mich gleich darauf wieder und endlich gerieth ich auf den Einfall, daß ich ihn nur in dem Zimmer verloren haben könne, wo ich mich gestern Abend umgekleidet hatte.

Schnell faßte ich daher einen Entschluß, und in der Voraussetzung, daß in der frühen Morgenstunde nur erst wenige Menschen außer dem Bette sein würden, sprang ich die Treppe hinauf, um den Kammerdiener der Fürstin zu wecken und mir das kleine Cabinet aufschließen zu lassen. Allein ich hatte mich getäuscht, Zöllner war schon munter und in ganz ungewöhnlicher Thätigkeit. Als er meinen Wunsch vernahm, erfüllte er ihn sogleich; wir traten Beide in das Cabinet, suchten den Brief in allen Ecken, aber nirgends war er zu finden. Von einem neuen Gedanken erfaßt, daß mir Fuchs einen kleinen Streich gespielt und den Brief entwendet haben könne, trat ich meinen Rückweg an. Als ich aber eben den Corridor entlang ging, der zu der nächsten Treppe führte, öffnete sich

eine Thür und die Fürstin, schon in vollständiger Morgentoilette, trat hastig daraus hervor, um sich in ein anderes Zimmer zu begeben.

Da ich ihr nicht ausweichen konnte, vielmehr dicht an ihr vorübergehen mußte, wenn ich nicht eine auffällig erscheinende Flucht antreten wollte, so kreuzten sich unsere Schritte. Als sie mich plötzlich vor sich sah, stutzte sie und überflog mich dann mit einem Blicke, so seltsam, so forschend und dabei so geheimnißvoll, daß ich nicht im Stande war, mir denselben zu erklären. Da sie aber auch mich in Verlegenheit sah, besann sie sich rasch und meinen Gruß flüchtig erwidernnd, sagte sie hastig:

»Flemming! Es ist etwas ganz Besonderes geschehen! Wundern Sie sich über nichts, was sich auch zutragen möge! Ich werde Ihnen zur geeigneten Zeit eine Erklärung darüber geben. Guten Morgen!«

Mit diesen Worten, die ihr eine unwillkürliche Regung ausgepreßt zu haben schien, verschwand sie hinter einer der Thüren und ich, von ihrem halb schmerzlichen, halb freudigen Blick auf das Tiefste betroffen, stieg nachdenklich nach meinem Corridor hinab, worauf ich wieder in meinem Zimmer suchte, aber eben so wenig eine Spur von dem vermißten Briefe fand, wie ich mir die geheimnißvolle Rede der Fürstin zu enträthseln wagte.

Bald darauf aber riß mich ein an so frühem Morgen niemals gehörter Lärm aus meiner inneren Versunkenheit empor, eine in diesem Hause nie vernommene Bewegung ward in allen Winkeln und Ecken laut und in kurzer Zeit schien das ganze Schloß in einen Bienenkorb

verwandelt zu sein, dessen Bewohner in die seltsamste Bestürzung gerathen sind. Lakaien, Jäger und Kammerdiener flogen nach allen Seiten, die in der Stadt wohnenden Kammerfrauen wurden schleunigst herbeigerufen und eilten keuchend Trepp' auf, Trepp' ab, um ein mir unbekanntes Werk verrichten zu helfen. Ich gerieth immer mehr in Erstaunen, klingelte meinem Diener, der verschwunden schien, und als er endlich athemlos angelaufen kam, fragte ich ihn, was denn los und warum die ganze Hofdienerschaft in diese Treibjagd gerathen sei.

»Gott im Himmel, Herr Archivrath,« rief er, »ich weiß es nicht, und kein Mensch weiß es, aber es muß etwas höchst Wichtiges vorgefallen sein. Die Trauer ist für einen Tag abgesagt und heute Abend Punkt sechs Uhr findet große Cour im Schlosse statt, wozu alle Honoratioren der Stadt auf das Eiligste befohlen sind, und deshalb laufen die Lakaien Hals über Kopf nach allen Seiten.«

»Eine Cour?« rief ich. »Und heute Abend um sechs Uhr? Aber zu welchem Zweck denn?«

»Ja, das weiß eben Niemand – und das ist noch nicht Alles. Auf neun Uhr heute Abend ist der große Reisewagen der Fürstin bestellt und nur eine Kammerfrau und Zöllner sollen Ihre Durchlaucht begleiten – weit also kann sie nicht fahren, aber verreisen will sie gewiß; doch wohin, weiß kein Mensch.«

Ich stand ganz verwirrt bei allen diesen seltsamen Nachrichten in meinem Zimmer und gab mir vergebens die größte Mühe, den Grund dieser Vorfälle zu errathen. Rasch aber kleidete ich mich an, um in das Archiv zu

gehen und vielleicht auf dem Wege dahin Jemanden zu begegnen, der mir irgend einen wünschenswerthen Aufschluß geben könnte. Als ich aber eben im Begriff war, die große Treppe zu ersteigen, kam der dienstthuende Jäger der Fürstin in voller Galauniform mir entgegen, zog, als er mich gewahr wurde, tief seinen Federhut und lud mich im Namen Ihrer Durchlaucht heute Abend Punkt sechs Uhr zur feierlichsten Cour ein.

»Was für ein Fest wird denn so plötzlich gefeiert?« fragte ich den mir sehr höflich begegnenden Jäger.

»Ich weiß es in der That nicht, Herr Archivrath,« antwortete er, »aber es muß etwas Außerordentliches sein, ich habe alle Damen und Herren in großer Gala befehlen müssen.«

»Wird denn nachher etwa gespeist oder gar getanzt?«

»Nein, Herr Archivrath, es ist bloße Cour. Und um neun Uhr reist Ihre Durchlaucht schon ab, um vierzehn Tage von der Residenz abwesend zu sein.«

Meine Spannung wurde immer größer, meine Unruhe nahm mit jeder Minute zu, zumal jeder mir Begegnende eine gleiche Verlegenheit blicken ließ und kein Mensch auch nur eine Ahnung von der Ursache dieses ungewöhnlichen Vorfalles hatte. Sinnend trat ich in das Archiv, aber ich war nur zum Schein an meine Arbeit gegangen, denn meine Hand rührte kein Papier und meine Augen schauten kein Außending an. Dennoch hielt ich mich hier ein paar Stunden auf, die mir wie im Fluge verstrichen, als mich etwa um zwölf Uhr Major Fuchs rufen ließ, der in meine Wohnung getreten war.

Auch er empfing mich mit fragender Miene und forschte nach dem Grunde dieses unerklärlichen Ereignisses.

Ich zuckte die Achseln. »Du siehst mich so unwissend wie Jedermann,« sagte ich, »und wenn Du keine Pythia kennst, die das Räthsel lösen kann, so werden wir bis zum Abend in einer ergötzlichen Spannung verharren müssen.«

»Vielleicht ist es eine fürstliche Laune, die uns diese Freude bereitet, eine Auferstehungsscene früherer Ueerraschungen, wie?«

»Mag sein, ich weiß nicht, was es ist.«

»Nun, wir können dabei noch lachen, wir sind doch wenigstens mit unsern Kleidern in Ordnung. Aber in der Stadt herrscht ein Beben, wie weiland in Babel, als kein Mensch aus dem andern klug werden konnte. Die ganze Geschichte ist Allen so über den Hals gekommen, daß sie schier in Verzweiflung sind. Die Galatoiletten der Damen insbesondere sind lange Zeit außer Gebrauch gerathen und ich bin überzeugt, alle sind in Verlegenheit über Tailen und Röcke, Spitzen und Gott weiß was zu einer solchen Cour gehört. Nun haben sie Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um zur Stunde fertig zu werden, denn diese Cour versäumen, hieße die ewige Seligkeit an den Nagel hängen. Sapperloth, wie werden da die Kammerjungfern im Preise steigen und wie viele Nadeln werden heute das aristokratische Blut fließen machen! Es ist ein Spaß, Flemming, wie er noch nicht vorgekommen, wahrhaftig, und ich begreife nicht, wie Du so sauertöpfisch dabei aussehen kannst.«

Ich lachte unwillkürlich, der Major hatte seinen besten Humor angelegt und eine so komische Miene aufgesetzt, daß mir ordentlich behaglich in seiner Nähe zu Muthe wurde. Aber er hielt sich leider nicht lange auf, sondern verließ mich, indem er sagte, er müsse die Kammerkätzchen springen sehen und einige Schneider besuchen, denn die Komödie in ihren Werkstätten sei Goldwerth und sicher niemals in solcher Vollkommenheit dagewesen.



Das Leben auf den Straßen verlor sich aber sehr bald und auch im Schlosse fing es an ruhiger zu werden. Die Bestellenden hatten ihre Pflicht erfüllt, die Arbeitenden saßen in ihren Zimmern und die Eingeladenen zerbrachen sich im Stillen die Köpfe, was das Alles zu bedenken habe und ob es möglich sein werde, Punkt sechs Uhr auf dem Platze zu sein. So herrschte denn von drei Uhr Nachmittags an eine Todtenstille in der Stadt, nur auf dem Schloßplatze stand ein Haufe Volks, wie immer, wenn große Festlichkeiten bei Hofe stattfanden und die in ihren glänzenden Carossen anlangenden Gäste einen seltenen Augenschmaus darboten. Um vier Uhr aber ging der Lärm von Neuem los, die Bedienten stürzten wie unsinnig auf den Straßen umher, nach Friseuren und Coiffeuren rufend, und diese brachen sich beinahe die Beine, als sie treppauf, treppab flogen und Alles umrannten,

was ihnen in den Weg kam, denn nach diesen unentbehrlichen Künstlern fand eine ungeheure Nachfrage statt.

Als Wolfram mir gegen vier Uhr diese Nachrichten in's Zimmer brachte und die Hetzjagd in den vornehmen Häusern beschrieb, mußte ich trotz meiner ernststen Stimmung lächeln; allerdings mochte die Verwirrung einen hohen Grad erreicht haben, da kein Mensch auf ein solches Fest bei Hofe während der Trauerzeit vorbereitet war. Um mich einigermaßen von den Vorfällen des Tages abzuleiten, setzte ich mich nieder und versuchte dem Briefe an Bruno einige Zeilen beizufügen, den ich bereits begonnen hatte und ihm als Antwort auf das vor zwei Tagen an mich gelangte Schreiben aus W*** zukommen lassen wollte. Allein meine Gedanken gehörten mir nicht oder ich war nicht Herr über sie, mein ganzes Innere fluthete in einer unbeschreiblichen Gährung, und trotz der größten Mühe, die ich mir gab, war ich nicht im Stande, meiner Feder einen einzigen vernünftigen Satz entfließen zu lassen.

Endlich um fünf Uhr dachte ich auch an meine Toilette. Sie war sehr einfach und bestand aus meiner gewöhnlichen Kleidung, da ich mich ja auch sonst jeden Augenblick bereit halten mußte, zur Fürstin berufen zu werden, nur kamen diesmal meine neusten Kleider an die Reihe. Als ich mir die Cravatte umlegte, begann das Rollen der Equipagen sich schon in der Ferne hören zu lassen. Die Glücklichen! Sie waren die Ersten gewesen, die Jungfern, Schneider und Friseure gefunden, und konnten

nun in aller Gemüthsruhe die weniger Glücklichen später anlangen sehen. Aber auch unter die Kutscher schienen ein Gewitter geschlagen zu haben, sie trieben ihre Pferde mit einer Eile auf den Schloßhof herauf, daß es wie ein naher Donner klang und als gälte es einen Wettlauf, der dem Sieger einen Lorbeerkrantz verschaffe. Auch das Gedränge vor den Thüren des Schlosses wurde jeden Augenblick größer und bei jedem Aussteigen ließ sich ein entzücktes ›Ah!‹ von den Lippen der Zuschauer vernehmen. Im Schlosse selbst rauschte es bereits auf den Treppen und Corridoren von langen Schleppen und seidenen Gewändern, auch einige Säbel klapperten schon dazwischen. Die Gasflammen waren längst angezündet, obwohl es noch heller Tag war, aber die Laternen mußten bei einer großen Cour brennen, selbst wenn sie zur Mittagszeit stattfand, so schrieb es einmal das Ceremoniel des fürstlichen Hofes vor, das die Gräfin Hohenheim in Compagnie mit Herrn von Breitspur ausgeheckt hatte.

Als ich das Alles sah und hörte, wurde mir etwas bänglich zu Muthe. Der wilde, ungebändigte Strom eines unbekanntes Ereignisses riß auch mich wieder fort, trotzdem ich mich mit äußerster Kraftanstrengung in eine gewisse Gemüthsruhe hinein gearbeitet hatte. Ohne zu wissen wie es kam, oder zu ahnen was uns Allen bevorstand, ertappte ich mich dabei, mir Muth einzusprechen, als hätte ich einen besonderen Stoß zu erwarten, und als ich dieses seltsame Beginnen erkannte, belächelte ich mich selber und raffte allen Geist zusammen, um

mich, wie sonst bei wichtigen Ereignissen, hoch oben auf schaukelnder Woge zu erhalten.

Zehn Minuten vor sechs Uhr trat der Major bei mir ein. »Guten Abend, Flemming!« rief er lustig. »Bist Du fertig und gehen wir zusammen zu Hofe?«

»Ja,« sagte ich, »wir wollen uns gegenseitig secundiren, wenn das Gefecht heiß wird.«

»Das wird's, gieb Acht. Die halbe Residenz ist schon oben, die Bogen sind gespannt, die Pfeile aufgelegt. Wenn alles Blut fließen sollte, was heute im Galopp durch die Adern rinnt, so könnte eine Fregatte darauf schwimmen. Uebrigens ist es mir lieb, daß es heute oben voll wird, da kann man ruhig in sechster Reihe stehen und braucht nicht immer die Paradedepositor beizubehalten. Auch ist man im Schatten der Anderen wenigstens vor dem Sonnenstich geschützt, an dem heute Abend Viele laboriren werden.«

Endlich waren wir fertig. Er bot mir seinen Arm und wir stiegen langsam die große Treppe hinan, die zu beiden Seiten mit blitzenden Lakeien und Jägern besetzt war, die sich wohl fünfhundertmal verbeugen mußten, denn so viele Gäste waren wenigstens geladen worden. Alles flimmerte von Gaslichtern, eine tropische Hitze glühte in der Luft, alle Wangen waren schon jetzt hochroth, und man kam doch eben erst und befand sich noch im kühlen Vorhofe des feurigen Hofkreises.

Wir hatten glücklich die geöffneten Thüren des großen Empfangssaales erreicht, aber hinein konnten wir noch

lange nicht, denn ein Dutzend Damen mußte erst voran und es dauerte lange, ehe solch' eine Armee von Maschinen – dazu macht sich ja heutzutage das schöne Geschlecht! – sich durch die engen Gassen Bahn brechen konnte. Im großen, herrlich mit Blumen geschmückten und nach tausenderlei verschiedenen Wohlgerüchen duftenden Saal wimmelte es von Menschen und funkelte es von Gold und Edelsteinen. Ein ungeheures Gemurmel wogte durch den ganzen großen Raum, denn Jeder flüsterte, fragte, forschte, und das gab eine solche Summe von Lärm, daß man an das Gestade eines wild aufgeregten Meeres versetzt zu sein glauben konnte.

Wie es hier bei ähnlichen Gelegenheiten Sitte war, standen auch heute die Damen vor den Fenstern, ihnen gegenüber die Herren in langen Reihen an der Hauptwand entlang, auf diese Weise einen großen freien Raum zwischen sich lassend, den der Hof selbst einzunehmen bestimmt war. Ich ließ meine Augen rasch über die Versammlung fliegen und drückte mich dann mit dem Major durch die eiserne Phalanx der Männer, die dicht gereiht und unbeweglich wie zur mörderischsten Schlacht bereit stand. Heute aber lag auf allen Gesichtern nur ein einziger Ausdruck, eine unglaubliche, über alle Schranken brechende Neugierde, denn noch immer wußte, ahnte kein Mensch, was er erleben sollte. Endlich erreichte ich mit dem Major glücklich ein Plätzchen, wo man vor Tritten und Stößen sicher sein konnte, – denn auch bei Hofe war man denselben ausgesetzt, wenn es galt, etwas Neues zu sehen oder zu hören – und vermöge meiner Größe

blickte ich frei und ungestört über die ganze Versammlung hinweg, die, leise durch einander wogend, augenblicklich etwas gedämpfter flüsterte und mit gesteigerter Aufregung forschte, denn so eben hatte sich die Flügelthür von der Wohnung der Fürstin her geöffnet und ein allbekanntes, in diesem Augenblick unentbehrliches, hochwichtiges Paar war eingetreten und schritt stolz und feierlich durch den freien Raum die langen Reihen hinab. Es waren der Hofmarschall und die Oberhofmeisterin, denen einige Kammerherren auf dem Fuße folgten, die heute Adjutantendienste verrichteten. Der Hofmarschall ging an der Reihe der Herren hinab, zählte die Häupter seiner Lieben und sprach mit Diesem und Jenem ein paar, wahrscheinlich sehr bedeutsame, aber von Keinem verstandene Worte. Die Oberhofmeisterin dagegen stolzirte mit steifem, hoch ragendem und bei jedem Schritte wogendem Federschmuck auf der Seite der Damen einher, reckte den Kopf unglaublich in die Höhe und warf bald dieser, bald jener Freundin einen vielsagenden, doch wenig Eindruck machenden Blick zu, denn das Gerücht hatte sich blitzschnell verbreitet, die hohen Hofchargen wußten so wenig, warum diese Cour angesetzt sei, wie alle übrigen Sterblichen der Residenz.

Nachdem nun beide Häuptlinge eine Weile auf- und abgeschritten waren und sich in der Mitte des freien Raumes einige Worte zugeflüstert hatten, die augenblicklich eine großartige Stille hervorriefen, erhob der Hofmarschall seinen goldenen Stab, und sogleich schlossen sich die Flügelthüren – wer noch nicht anwesend

war, konnte draußen lauschen, und die allgemeine Spannung erreichte hierdurch eine ungeheure Höhe, da Jedermann wußte, daß nun der bedeutungsvolle Augenblick der Cour gekommen sei.

Plötzlich schritten die beiden obersten Hofchargen mit Grandezza noch einmal die Reihen hinab, dann, von ihren Adjutanten gefolgt, verschwanden sie hinter der vergoldeten Thür, durch welche sie die Fürstin zu holen im Begriff standen.

Da dies Jedermann wußte, entstand eine schwüle Stille wie vor dem Ausbruch eines gewaltigen Gewitters. Alle Lippen verstummten, einige alte podagrische Herren nahmen sich schon die Baumwolle aus den Ohren, um besser hören zu können, und alle Augen, vor Erwartung blitzend, wurden auf die Thür gerichtet, durch welche sogleich die schönste Dame, die gütigste Fürstin, das edelste Weib treten sollte.

Da ging die Thür, welche die lodernden Blicke beinahe in Brand setzten, mit ihren breiten Flügeln auf und Allen voran trat der Hofmarschall mit seinem Amtsstabe einher, hinter ihm, etwas lahm und gebrechlich, die alten Herren, welche seit urewigen Zeiten die erblichen Würden der hohen Hofchargen inne hatten, von zwei Reihen Kammerherren begleitet, die alle wunderschön frisirt und einige sogar geschminkt waren. Unmittelbar hinter ihnen und vor der Oberhofmeisterin, die, wie Diana ihre Nymphen, den Chor der Hofdamen anführte, trat die Fürstin herein, in einem weißen, schwerwogenden, mit

Silber durchwirkten Atlaskleide, dessen schwere Schleppe von Purpursammt, mit Gold und Perlen bestickt, zwei Pagen trugen. Hoch und hehr, mit entblößten Schultern und Armen, die wie Marmor bleich und doch sanft strahlten, kam sie festen Schrittes heran, den von einer Fülle dunkelblonder Locken umwallten Kopf ganz natürlich tragend, welchen ein ganz kleines blitzendes Diamantendiadem schmückte und ein Kranz von dunkelglühenden Kamelien umgab.

Ach! so strahlend und glänzend hatte ich sie noch nie, wohl aber schon oft so schön, so freundlich, so holdselig gesehen! Auf ihrem rosig angehauchten Antlitz lag eine wohlthuende Ruhe und ein zufriedenes, fast, ich möchte sagen, glückliches Lächeln um die frischen Lippen, die fest geschlossen gehalten wurden und doch so viel Güte und Milde zu sprechen schienen. Aus ihren Augen aber leuchtete ein triumphartiger Blick, ohne Hohn, ohne Kampf, aber einen Stolz verrathend, der weniger dem Fürsten als überhaupt dem erhabenen, edlen und begabten Menschen von der Natur zu Theil geworden ist.

Ich konnte mit meinen Augen nicht lange auf diesem Gesichte verweilen, so gern ich das geheimnißvolle Räthsel, welches diese Brust noch verbarg, mir durch eigene Kraft und Beobachtung gelöst hätte, denn die Fürstin, obgleich sie langsam und hoheitsvoll daher kam, hatte bald die Mitte des freien Raumes erreicht, in dem sie stehen blieb und einen Augenblick schweigend wartete, bis sich ihr Hof um sie herum nach der vorgeschriebenen Ordnung aufgestellt hatte.

Als dies geschehn, traten der Hofmarschall und die Oberhofmeisterin dicht vor sie hin und machten eine tiefe und lange Verbeugung, was so viel sagen sollte als: »Unser Werk ist vollbracht, jetzt beginnen Durchlaucht das Ihrige!«

Die Fürstin, sobald sie diese ehrerbietigen Grüße freundlich erwidert, erhob ein wenig das edle Haupt und schaute sich, die Versammlung überfliegend und musternd, eine Weile nach allen Seiten um, als suche sie etwas. Dann aber trat sie noch einige Schritte weiter vor und kam so gerade mitten im Saale unter dem großen Lüstre zu stehen, der all sein funkelndes Wachskerzenlicht auf ihre herrliche Gestalt ausgoß. Alles, auf das Höchste gespannt, kaum athmend, weil es den Augenblick der Befriedigung der unerhörtesten Neugierde gekommen sah, drängte unwillkürlich einen Schritt vor, Jeder wollte, wenn nicht der Nächste, doch so nahe wie möglich dem fürstlichen Munde sein.

Endlich erhob die Fürstin langsam und feierlich die rechte Hand – jeder Mund ward noch stummer, jeder Athem noch unhörbarer – und sie öffnete endlich lächelnd die Lippen und ließ ihre glockenreine Stimme hören, die bis in die entferntesten Winkel des weiten Raumes drang.

»Meine Herren,« sagte sie, »und meine Damen. Ich habe Sie heute zu mir geladen, um Sie sämmtlich noch einmal um mich versammelt zu sehen, bevor ich eine kurze Reise antrete, deren Nothwendigkeit mir erst gestern

am späten Abend klar geworden ist. Ich hoffe auf denselben das Ziel zu erreichen, welches nicht allein zu meinen, auch zu Ihren Gunsten zu erreichen ich seit Jahren unablässig bemüht gewesen bin. Sobald es mir gelungen sein wird, die Pläne auszuführen, deren Verwirklichung ich beabsichtige, werde ich Sie persönlich davon benachrichtigen, denn ich glaube, daß es meine Pflicht ist, Sie keinen Augenblick in Unklarheit über gewisse Punkte zu lassen, die für Sie Alle wie für mich von gleich großem Interesse sind.«

»Ah! Sie will sich vermählen!« flüsterte mir der Major in sichtbarer Erregung zu, und manche der Anwesenden mochten in diesem Augenblick wohl derselben Ansicht sein.

»Jedoch,« fuhr die Fürstin mit erhobener Stimme und einem leichten inneren Erbeben fort, das ihre Wangen einen Moment etwas bleicher erscheinen ließ, »bevor ich von Ihnen scheidet, habe ich noch eine andere Pflicht zu erfüllen, die nicht sowohl mich als zwei Personen aus Ihrer Mitte betrifft, die seit langen Jahren in meiner Nähe leben und mir durch vielerlei Beweise ihrer Aufopferung, ihres guten Willens und reiner Ergebenheit für mich werth und theuer geworden sind. – Gräfin Hohenheim, bitte, treten Sie näher!«

Die Oberhofmeisterin, bei diesem plötzlichen und hier am wenigsten erwarteten Aufruf vor Schreck zusammenschauernd, als lasse sich eine gewitterschwere Wolke unmittelbar auf ihr Haupt herab, erhob mit einer Miene den Kopf, als wollte sie fragen, eh sie recht gehört habe. Als

aber die Fürstin sie unverwandt in's Auge faßte und die zunächst Stehenden scheu aus einander traten, um ihr Platz zu machen, bewegte sie sich, nicht frei und kühn wie eine Person, die ein gutes Gewissen hat, sondern mit einer Langsamkeit und inneren Gebrochenheit heran, die nur zu sehr die Erschütterung verrieth, mit der sie das zunächst Kommende erwartete.

»Ich weiß nicht,« fuhr die Fürstin mit einer leicht bebenden Stimme fort, »ob Sie ein so gutes Gedächtniß haben, wie ich?«

Die Oberhofmeisterin verneigte sich, als ob sie die Frage bejahen wolle, aber sie konnte nicht verhindern, daß ihr Gesicht von einem bald rothen, bald bleichen Schimmer, dem Widerstrahl ihrer inneren Aufregung, überflogen ward.

»Sie hatten einst einen Bruder, den Majoratsherrn Ihrer Familie, den Grafen von Wetterau, den Sie so sehr liebten und tief betrauertem, als er das Unglück hatte, auf einer Reise durch einen bejammernswerthen Zufall das Leben zu verlieren. – Still! ich will durch die Erinnerung daran nicht den Schmerz in Ihrer Brust wach rufen, vielmehr will ich Ihnen eine unverhoffte Freude bereiten. Den verlorenen Bruder kann ich Ihnen freilich nicht wiedergeben, indessen hat er, ganz gegen Ihre Erwartung, Ihnen einen Trost hinterlassen, und diesen wiederaufzufinden bin ich durch einen unvorhergesehenen Umstand so glücklich gewesen. Ihr Bruder ist nicht, wie Sie annehmen, unvermählt aus diesem Leben geschieden, nein, er war in der That insgeheim durch eines Priesters Hand

vermählt und hat sogar, was Sie vielleicht nicht wissen oder glauben, einen Sohn hinterlassen.«

»Großer Gott!« schrie die schon lange schwankende Oberhofmeisterin laut auf und that, wie von einem unsichtbaren Schläge getroffen, einen Schritt zurück, so daß sie den hinter ihr Stehenden beinahe in die Arme sank.

»Dieser Sohn,« fuhr die Fürstin mit fester Stimme und freudigerer Miene fort, während ein lautes Ah! der Verwunderung durch die Versammlung flog, »war lange aus Ihren und aller Welt Augen verschwunden, kein Mensch wußte von seiner Existenz, und erst jetzt taucht er plötzlich aus dem Dunkel der Vergessenheit auf. Nicht durch ein Wunder, wohl aber durch eine mit Dank angenommene Enthüllung seiner Pflegemutter, die mir erst heute oder vielmehr gestern Abend spät vor Augen gekommen, ist dieser Sohn aufgefunden und zwar unter uns, die wir hier versammelt sind, von denen kein Einziger gewußt hat, daß dieser Sohn Ihres edlen Bruders, der Erbe des verwaisten Majorats und also Ihr Neffe, nur eine bescheidene Stelle an meinem Hofe einnahm, trotzdem seine Kenntnisse, seine hohe geistige Bildung und moralische Würde ihn zu einer viel höheren berechtigten. Jetzt nun, Frau Gräfin, frage ich Sie, schlägt Ihr Herz nicht vor Freude, wünschen Sie nicht sehnlichst, Ihren Neffen kennen zu lernen und ihn, der so lange einer zärtlichen Mutter beraubt gewesen ist, mütterlich an Ihr Herz zu schließen?«

Es ist mir unmöglich, die Bestürzung zu beschreiben, die sich bei diesen Worten, deren Stachel nur die Oberhofmeisterin allein fühlen konnte, da alle Uebrigen keine Ahnung von dem Zusammenhang der erwähnten Verhältnisse hatten, auf ihrem Gesichte in ihrem ganzen Verhalten anspragte. Sie erbebte, wie von einem Sturmwind erschüttert, einmal über das Andere, wurde todtenbleich und wagte nicht mehr, die falschen Augen zu der Fürstin zu erheben, die ihr nur mit gütigen und milden Worten ihre verrätherische Handlungsweise zu Gemüthe führte.

»Ja, meine Liebe,« fuhr die Fürstin fort, »und Sie, hier um mich Versammelte, der edle Mann, der selbst nicht wußte, wer sein Vater und seine Mutter war und schon in seiner unberathenen Kindheit durch harte Prüfungen heimgesucht ward, die zu meinem tiefsten Bedauern selbst in unsern Tagen einen Widerhall in der unbegründeten Anfeindung böswilliger Menschen fanden, dieser edle Mann lebte in unsrer unmittelbaren Nähe, verkannt fast von Jedermann und nur von Wenigen, die seinen Geist und sein Herz zu würdigen wußten, als ein treuer, bewährter und aufopfernder Freund *geliebt* und *geehrt*. Ich bin stolz darauf, auserwählt zu sein, ihn aus seiner unfreiwilligen Dunkelheit an das Licht des Tages zu ziehen und ihm die Ehren und Auszeichnungen zurückzugeben, die ihm ein noch nicht ganz aufgeklärter Irrthum und ungünstige Verhältnisse so lange ungerechter Weise entzogen haben. – Herr Archivrath Flemming, ich bitte, treten Sie vor!«

Aber ich stand wie angefesselt. Der Schreck, die allgemeine Verwirrung, die sich um mich her in verschiedenen Ausrufen kund gaben, hatten auch mich ergriffen, denn trotzdem mir in jeder Sylbe der Fürstin ein geheimnißvoller und mich tief berührender Sinn zu liegen schien, hatte ich doch keine Ahnung gehabt, daß ich ein Sohn des so früh Verstorbenen, von dem ich so oft sprechen gehört, sein könne. Jetzt aber, sobald mein Name genannt war, wurde mir zu Muthe, als ob mich plötzlich eine gewaltige Meereswelle erhöbe und hoch über die Oberfläche des gewöhnlichen Lebens trüge, zugleich aber stieg mir das Blut so heftig in den Kopf und hämmerte so dumpf in meinen Schläfen, daß ich weder sah noch hörte, was mir zunächst geschah.

»Flemming!« rief es da laut an meiner Seite – »hörst Du nicht?« Und von des Freundes Arm in die Richtung geschoben, die mir die zurückweichenden Menschen durch die Bildung einer leeren Gasse andeuteten, trat ich halb bewußtlos in den glänzenden Kreis, der sich jetzt um mich wie um seinen Mittelpunkt zusammendrängte.

Da hob ich das Auge und mein Bewußtsein kehrte fast augenblicklich zurück. Vor mir sah ich die göttliche Gestalt der Fürstin und ihr Auge ruhte mit sichtbarem Stolze, mit einer herzlichen Freude gemischt, fast wie verklärt auf mir. Allein ich hatte nicht lange Zeit, ihre Miene zu betrachten, ich mußte auch ihren Worten meine Aufmerksamkeit schenken, die sie alsbald an mich richtete.

»Kurt Flemming, Graf von Wetterau, wie Sie von diesem Augenblick an heißen,« sagte sie, »ich grüße Sie jetzt

nicht allein als einen meiner treuesten und mir ergebensten Diener, sondern auch als den ersten und reichsten Edelmann des Fürstenthums W***, in dessen Gränzen Ihre Besitzthümer liegen, und stelle Sie hier als solchen sowohl meinem Hofe als auch der Schwester Ihres Vaters vor. Sie erwartet Sie schon mit offenen Armen und sehnt sich nach dem Augenblick, Sie an ihr Herz zu drücken.«

Da sie nach diesen Worten schwieg und auf die Oberhofmeisterin deutete, so wandte ich mich nach dieser um, die, eine so schlaue Diplomatin sie war, doch nicht umhin konnte, nur mit einem Schauer ungebändigten Hasses meine kalte Umarmung zu empfangen und sich dann wieder wegwendete und das Tuch vor's Gesicht nahm, als weine sie vor Rührung und unendlicher Herzensfreude.

»Damit Sie aber glauben, was ich sage,« fuhr die Fürstin, die diese kalte Umarmung mit heiterer Miene angesehen, freudig fort, »so lesen Sie dies Dokument hier« – ein Page überreichte es mir auf einen Wink der Fürstin auf einem goldenen Teller – »welches gestern Abend von meiner Kammerfrau in einem meiner Zimmer gefunden ward und welches mir mein *vielgeliebter* Bruder, der Fürst von Adersbach, zur Bestätigung des Gesagten sendet. Sie aber, meine liebe Gräfin, mögen Ihren theuren Neffen bitten, dasselbe auch Ihnen vorzulegen, wenn er es selbst gelesen und Einsicht von dem wichtigen Inhalt genommen hat.

Meine Herren und Damen! Somit habe ich freudig die Pflicht erfüllt, die mir mein fürstlicher Bruder in jenem

Schreiben auferlegt hat. Ich grüße Sie, indem ich zugleich Abschied von Ihnen nehme, und hoffe Sie in wenigen Wochen glücklich und froh an dieser Stelle wiederzusehen.«

Als diese Worte, noch Jedem vernehmbar, gesprochen waren, erhob sich ein Staunen und Murmeln, wie wenn in einem Schauspiel das versammelte Publicum seinen herzlichsten Beifall hören läßt, und während desselben entfernte sich die Fürstin langsam und feierlich, wie sie gekommen war, mit ihrem ganzen Hofstaate. Auch die Oberhofmeisterin war mit ihr verschwunden und schien keine besondere Neigung zu haben, sich sofort mit ihrem geliebten Neffen auszusprechen und ihre Freude über das Wiederauffinden desselben an den Tag zu legen.

Kaum aber hatte der Hof den Saal verlassen, so umringte mich ein dichter Schwarm theilnehmender und glückwünschender Menschen, und wunderbare Aeüßerungen, Ausrufe und Bemerkungen wurden laut, wie man sie bei solchen Gelegenheiten nur zu oft hören kann. ›Ich habe es mir immer gedacht!‹ ›Mir hat es gleich geahnt!‹ ›Habe ich nicht schon lange dergleichen vorausgesagt?‹ und Vieles Andere dieser Art wurde mir zu hören gegeben und ich that, als ob ich es glaubte und von den außerordentlichen Beifallsbezeugungen herzlich beglückt ware. Wer weiß, wie lange diese Glückwünsche und Freudenrufe gedauert hätten, wäre nicht bald darauf ein Kammerherr erschienen und hätte mir mit einer Verbeugung, wie sie mir hier noch nicht zu Theil geworden, den Befehl überbracht, mich sogleich zur Fürstin zu

verfügen, da sie mit mir zu sprechen wünsche. Ich hatte nur noch Zeit, meinen treuen Fuchs herzlich zu umarmen und zu bitten, mich in meinem Zimmer zu erwarten, dann, aufgeregt bis in die tiefsten Fugen meines Wesens und mir kaum einer genügenden Erklärung des Vorgehenden bewußt, schritt ich den fürstlichen Gemächern zu, deren Flügelthüren mir mit seltener Dienstfertigkeit ein Kammerherr öffnete und dann, nachdem er sie wieder geschlossen, aus meiner Hör- und Sehweite entschwand.

Als ich in den Empfangssaal der Fürstin eintrat, den ebenfalls schon die angezündeten Kronleuchter erhellten, flimmerte es mir so vor den Augen und hämmerte mir so stark im Herzen, daß ich nichts um mich her genau erkennen konnte. Da aber rauschte eine glänzende Gestalt auf mich zu und als ich sie dicht vor mir sah, sank ich auf ein Knie, ohne im Stande zu sein, ein einziges Wort hervorzubringen. Sie aber legte mir sanft ihre entblößte Hand auf den Kopf und mich dann zu sich emporhebend und mir mit flammenden Wangen in's Gesicht blickend, sagte sie:

»Kurt Flemming – so nenne ich Sie immer noch am liebsten, denn unter diesem Namen habe ich Sie kennen gelernt – was sagen Sie nun?«

»Durchlaucht, ich bin stumm vor Erstaunen; ich begreife den Zusammenhang dieser Enthüllung und Ihre Ergründung meiner Lebensverhältnisse noch nicht; verzeihen Sie mir daher, wenn ich weder meine Freude noch

meine Dankbarkeit in Strömen ergieße, aber diese öffentliche Erhebung hat mich zu mächtig ergriffen und ich bin noch nicht Herr meiner Gedanken, viel weniger aber meiner Empfindungen.«

»Diese öffentliche Genugthuung, so gern ich Ihnen unter vier Augen das Siegel von dem Räthsel Ihres Lebens gelöst hätte, war ich Ihnen schuldig, mein Freund. Die langen und bitteren Verfolgungen der Gräfin Hohenheim, Ihrer Tante, haben nie das Licht des Tages gescheut, warum sollte ich also auch nicht laut und unumwunden verkünden, was dieselben auf einen Schlag und für immer zu Schanden macht? Alle Hindernisse, die sie Ihrem Emporkommen in den Weg legte, sind nun hinweggeräumt und zugleich auch die Beweggründe ihrer Handlungsweise aufgeklärt. Ohne Zweifel wußte sie längst, daß Sie ihr Neffe waren, aber aus Furcht, daß ihr Sohn beraubt würde, wenn Ihre Herkunft an den Tag käme, beraubte sie lieber Sie selbst und suchte Sie nicht allein in meinen, sondern auch in den Augen aller Uebrigen als den Sohn des Gärtners darzustellen, der nur Ihr Pflegevater gewesen ist. Lesen Sie meines Bruders Brief, er wird Ihnen die gewünschte Aufklärung geben und was noch daran fehlt, wird er, wie er darin sagt, mündlich hinzufügen. Nun aber erklären Sie mir, wie es kommt, daß dieser wichtige Brief erst jetzt in meine Hände gelangt ist, da mein Bruder ihn schon vor drei Jahren geschrieben und in Ihre Hände niedergelegt hat.«

Ich erzählte ihr den Zusammenhang und mit welchen Worten mir dieser Brief eingehändigt und wie er erst für

den Augenblick der Noth bestimmt war, vor ihre Augen zu gelangen, – und als ich damit fertig war, setzte ich hinzu: »Ohne Zweifel hat Ihrer Durchlaucht Bruder eine geheime Absicht, die ich noch nicht ergründe, damit verbunden, ich hoffe aber, daß auch diese seine Absicht einst an das Tageslicht kommt, wie einmal Alles, wenn nicht vor den Menschen, doch vor Gott an das Licht kommt, was in den Winkeln und Falten des menschlichen Herzens verborgen liegt.«

»Gott gebe es, ja! Aber nicht wahr, Sie waren bisher noch nicht in die Noth gerathen, deren Möglichkeit mein guter Bruder in seiner großen Menschenkenntniß und seiner Freundschaft und Neigung für Sie voraus zu sehen geglaubt hat?«

Sie sah mich freudig lächelnd bei diesen Worten an und ich wurde dadurch so ermuthigt und beglückt, daß ich zu erwidern wagte: »Die Wahrheit zu sagen, Durchlaucht, befinde ich mich schon lange in dieser Noth, und gestern sogar hatte dieselbe ihren höchsten Gipfel erreicht. Daher erinnerte ich mich auch an diesen Brief, nahm ihn in die Hand und fragte mich, ob es nicht Zeit sei, ihn in Ihre Hände gelangen zu lassen. Allein ich wurde durch einen Zufall in meinem Nachdenken gestört und so steckte ich ihn in die Tasche, aus der er wahrscheinlich, als wir uns gestern in jenem Cabinet umkleideten, gefallen und abermals durch einen Zufall in die Hände gelangt ist, für die er von Anfang an bestimmt war.«

»Aha, so hängt es zusammen! Also es war ein Zufall, der ihn mir zuführte? Zufall aber, wissen Sie, ist Fügung, und Fügung ist Vorsehung! Ich halte diesen Zufall für gut, und bin der Vorsehung dankbar dafür. Doch – wir wollen ein andermal weiter darüber reden. Für heute muß ich leider abbrechen, denn in einer oder zwei Stunden muß ich fort, und bis dahin habe ich noch Manches zu thun. Ich *muß*, mein Freund, sonst ließe ich Sie heute nicht so bald aus meiner Nähe. Fragen Sie mich auch nicht, wohin ich so plötzlich gehe; wenn ich zurückkehrte, werden Sie es erfahren und eben so die Ursache und den Zweck, die mich fortgehen heißen. Es genüge Ihnen, zu wissen, und das können Sie auch Anderen sagen, daß ich Briefe empfangen habe, deren Ruf ich folgen muß. Der Inhalt derselben ist im Ganzen kein Geheimniß, aber ich möchte ihn noch eine Weile für mich behalten. Heute über vierzehn Tage treffe ich wieder hier ein und ich hoffe Sie anwesend zu finden, um Weiteres mit Ihnen zu verabreden. So lange lasse ich Ihnen Zeit, sich in Ihren neuen Verhältnissen zurecht zu finden und mit Ihrer herrlichen Tante in freundschaftlichen Verkehr zu treten. Sollten Sie aber dazu keine Lust haben, so können wir diese Zeit auch zu irgend einem Ausfluge benutzen, um sich zu zerstreuen, denn die letzte Epoche, die Sie durchgemacht, war etwas aufregend – oder irre ich mich darin?«

»Durchlaucht,« erwiderte ich, obgleich ich ihr eigenthümliches Lächeln und ihren beinahe schelmischen Blick nicht recht verstand, »sie war nicht allein aufregend, sie war eine Marter, mit der höchsten Wonne gepaart, also

weniger für einen Menschen, als für ein Wesen geeignet, dem die Natur statt des Herzens einen Stein verliehen hat, und so glücklich oder unglücklich, was hier fast dasselbe sagen will, bin ich nicht.«

Sie nickte mir mit halb abgewandtem Kopfe Beifall zu, reichte mir noch einmal die Hand, die ich mit Gefühlen küßte, deren Beschreibung unmöglich ist, und ich zog mich dann zurück. An der Thür aber blieb ich noch einmal stehen und wagte noch einen Blick zurückzuwerfen. Sie war ebenfalls stehen geblieben und sah mir nach. Ihr Auge haftete, nicht flammend, nicht glühend, aber mit einem seelenvollen Ausdrücke auf mir, der mir beinahe das Hirn versengte.

Als ich in mein Zimmer trat, bemerkte ich Major Fuchs, der mich mit seiner glücklichen Laune gleich auf andere Gedanken brachte.

»Gott sei Dank!« rief er, »daß Du endlich kommst, mir ging schon vor Ungeduld der Athem aus. Wo hast Du den Brief? – Aha, da ist er. Nun ließ ihn rasch und dann gieb ihn mir, ich habe nicht eher Ruhe, als bis ich Alles weiß, und dann erst will ich Dir meinen Glückwunsch aussprechen. Die Geschichte ist zu merkwürdig; Deine Tante, dieser alte Drache, hat Dir, ich bin davon überzeugt, schon seit Jahren ein X für ein U gemacht, denn das Wetterau'sche Majorat schmeckt gut und sie hat einen vortrefflichen Appetit nach solchen Ragouts.«

Ich zog mich an das Fenster zurück, wo es noch mäßig hell war, und las rasch den von Bruno an seine Schwester geschriebenen Brief. Er war in einem überaus herzlichen und liebevollen Tone gehalten und aus jeder Zeile leuchtete unverkennbar der edle menschenfreundliche Sinn und der biedere Charakter meines erhabenen Freundes hervor. Er erinnerte seine Schwester zunächst an ihre beiderseitige innige Genossenschaft im elterlichen Hause und in der unvergeßlich schönen Jugendzeit, sodann an die spätere Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen in Bezug auf alle ernsten Dinge des Lebens, namentlich auf die Förderung der Edlen, Reinmenschlichen und die Huldigung alles Würdigen, die irdische Vollendung Anstrebenden. Er habe auch in späterer Zeit an seiner innern Vervollkommnung gearbeitet und dabei stets nicht nur sich allein, sondern vorzüglich das allgemeine Menschenwohl im Auge gehabt, und er zweifle nicht, daß auch seine Schwester von ähnlichen Gesinnungen beseelt gewesen und einem gleichen Ziele entgegengesritten sei. Leider aber habe vor Jahren eine Art Trennung zwischen ihnen stattgefunden, indessen sei er gewiß, daß diese nur durch zufällige äußere, nicht durch absichtliche innere Verhältnisse angeregt worden. Er sei seinem geistigen Ideal jederzeit treu geblieben; daß er aber sein eigenes Wohl und Glück dabei im Auge gehabt, werde sie ihm jetzt um so weniger verargen, da eine traurige Erfahrung sie belehrt haben müsse, daß in der strikten Befolgung des Herkömmlichen und allein für schicklich Erachteten nicht immer das Glück des Lebens und die Zufriedenheit

der Seele enthalten sei. Jetzt habe er erst recht die Einsicht gewonnen, daß seine Lebensanschauungen die richtigen gewesen und daß das Bestreben für das allgemeine Wohl sich ganz gut mit dem für das eigene verschmelzen lasse, ohne dem Einen oder Andern etwas zu vergeben. Ob sie auch schon zu dieser Ueberzeugung gelangt oder noch dazu gelangen werde, lasse er dahin gestellt sein, doch wünsche und hoffe er es zu ihrer eigenen vollen Zufriedenstellung und Beglückung auf Erden.

Nach dieser allgemeinen Einleitung wandte sich der Schreiber zu mir, indem er sagte, er wolle jetzt von einem Menschen sprechen, von dem er sich nur ungern getrennt habe. Kurt Flemming sei von dem Tage an sein herzlicher Freund und unzertrennlicher Gefährte gewesen, wo er dadurch seinen Muth bewiesen, daß er das Leben einer dem fürstlichen Hause zu W*** so nahe stehenden Person mit Gefahr seines eigenen Lebens unzweifelhaft vom Tode errettet habe. Jahrelanges inniges Zusammenleben habe ihn belehrt, daß der Genannte ein braver und edler Mensch sei und, obgleich anscheinend dem gewöhnlichen Stande entsprossen, habe er doch durch viele Züge bewiesen, daß sein Herz für alles Gute, Schöne und Erhabene auf Erden offen und empfänglich sei. Er habe sich endlich von ihm getrennt, einzig und allein aus dem Grunde, um seiner Schwester mit ihm gleichsam ein kostbares Geschenk zu machen, in der vollen Ueberzeugung, daß sie keinen treueren, ergebneren und hülfsbereiteten Freund und Diener finden werde als ihn. Kurt habe von

jeher eine ungemaine Verehrung und eine mehr als warme Neigung für sie an den Tag gelegt und er hoffe, eine nähere Bekanntschaft, ein innigerer Verkehr werde diese Wärme eben so wohl bei Jenem auf gleicher Höhe erhalten, wie bei ihr zu aufrichtiger Ergebenheit steigern. In dem trügerischen Labyrinth eines durch menschliche Leidenschaften und Gebrechen so tief zerrissenen Lebens brauche sie aber einen zuverlässigen Hort und Halt, und in Kurt habe er denselben für sie zu erblicken geglaubt. Wie weit die Achtung und Freundschaft der Fürstin für ihren neuen Diener und Kurt's Ergebenheit für sie gehen werde und könne, lege er in Gottes Hand. Seine Wünsche in diesem Punkte behalte er für sich, seine Hoffnungen aber schienen ihm nicht ganz unbegründet zu sein.

Dies sei indessen bei Weitem nicht Alles, was er ihr jetzt mittheilen müsse. Durch eine wunderbare Fügung sei er gerade zu einer Zeit in W*** gewesen, als Kurt's vermeintliche Mutter ebenfalls besuchsweise daselbst ihren Aufenthalt genommen. Sie sei wider alles Erwarten von einer tödtlichen Krankheit überrascht worden und habe auf ihrem Sterbebette Bruno zu sprechen gewünscht, nachdem sie erfahren, daß er in W*** sich aufhalte, da sie wisse, daß er von jeher der edle Beschützer ihres Sohnes gewesen. Er sei dem Rufe gefolgt und da habe sie ihm vertraut und die Beweise davon eingehändigt, daß Kurt nicht ihr, sondern ihrer früh verstorbenen und innigst geliebten Schwester Sohn sei. Zu dieser habe schon in sehr jugendlichem Alter der junge Erbgraf von

Wetterau eine zärtliche Neigung gehegt, und da sie Dieselbe mit ganzem Herzen erwidert, so habe sie sich auf sein Zureden mit ihm ehelich, vor der Hand aber insgeheim verbunden, in der Voraussetzung, die stolzen Verwandten des Grafen würden sich in der Folge damit einverstanden erklären, wenn sie Kunde von dem Schritte des Erbherrn des Hauses erhielten. Die Verbindung habe im Hause des Vaters der Braut stattgefunden und jener selbst, da er ein Geistlicher war, habe den Bund eingeweiht und als Beweis der gesetzlichen Handlung die Namen der Liebenden und den Tag ihrer Vermählung in das Kirchenbuch zu M*** eingetragen. Zeugen seien nur zwei anwesend gewesen, die ältere Schwester von meiner Mutter und der seitdem auch verstorbene Bruder des Geistlichen. Leider aber sei der junge Graf früh auf einer Reise durch den Sturz von einem Felsen um's Leben gekommen und seine Gemahlin sei ihm bald nach der Geburt Kurt's in das Jenseits gefolgt. Der Großvater des Letzteren habe sich darauf an die Gräfin Wetterau, die spätere Gräfin Hohenheim, das damalige Haupt der Familie gewandt und ihr die Anzeige von dem Vorgefallenen gemacht. Da diese Dame aber nichts davon habe wissen wollen und sogar mit Drohungen geantwortet, so habe der alte schwache Geistliche sich einschüchtern lassen, und seine älteste, damals noch unverheirathete Tochter das verwaiste Kind einstweilen gepflegt, aber der Gräfin Wetterau von diesem Schritte Kunde gegeben, für den Fall, daß diese sich besinne und einst den Knaben

vielleicht anerkennen wolle. Dies sei jedoch nicht geschehen, vielmehr alles Mögliche von der hochmüthigen Gräfin aufgeboten worden, der jetzigen Pflegerin Kurt's den Wahn zu benehmen, als könne dieser jemals von ihrer Familie anerkannt werden, da alles Vorgeben des Geistlichen und seiner Familie erdichtet und erlogen sei, um sich die reichen Güter des verstorbenen Majoratsherrn anzueignen.

Der Geistliche habe nun Kurt für's Erste bei sich behalten, später aber seine älteste Tochter denselben in ihr Haus genommen, nachdem sie sich mit dem Hofgärtner des Fürsten von W*** verhehelicht und demselben die Verhältnisse des Kindes schon vor ihrer Verbindung auseinandergesetzt. Anfangs sei der Gärtner wohl geneigt gewesen, den Knaben für seinen eigenen Sohn gelten zu lassen, die Welt habe sich darum nicht gekümmert und Niemand sonst nach dem wahren Herkommen des Kindes gefragt. Sehr bald aber begannen sich die Verhältnisse im Gärtnerhause sehr übel zu gestalten. Der Mann verfiel dem Trunke und bildete sich im Rausche ein, Kurt sei ein uneheliches Kind seiner eigenen Frau von irgend einem früheren, ihm unbekannt gebliebenen Liebhaber, aus welchem Grunde er sowohl auf Kurt wie auf seine Frau den bittersten Haß warf, beide tyrannisirte und seine Geschäfte vernachlässigte. Durch den bekannten Zufall sei nun Kurt in die Familie des Fürsten versetzt worden und seine Tante, die Gärtnersfrau, obwohl sie die Absicht gehabt, dem Fürsten seine Herkunft zu entdecken, habe doch nie den Muth dazu besessen, weil sie sich vor

dem angedrohten Hasse und der Verfolgung der Gräfin Wetterau gefürchtet, die damals eine so bedeutende Stellung am Hofe zu W*** einnahm, daß selbst hochstehende Männer sie zu scheuen Ursache zu haben schienen. Uebrigens habe die Gräfin, so oft sie die Frau des Gärtners gesprochen, ihre Drohungen erneuert, falls sie ihre fein ausgespinnene Lüge zu Tage fördern werde, um ihrem Sohne das Majorat der Wetteraus zu erschwindeln, habe auch gegen den unschuldigen Kurt ihre Feindseligkeit fortgesetzt und demselben allerlei Hindernisse auf einer Lebensbahn entgegengeworfen, ohne jedoch jemals im Stande gewesen zu sein, ihn aus der fürstlichen Familie zu verdrängen, worauf ihr ganzes Trachten Jahre hindurch gerichtet gewesen sei.

Als nun Kurt erwachsen und mit dem Prinzen Bruno lange Jahre dem Hause entfernt gewesen, dann aber als stattlicher Mann zu seiner Tante zurückgekehrt sei, habe sie nicht mehr die ehemalige mütterliche Zärtlichkeit gegen ihn an den Tag legen können, da er ihr in seiner geistigen und leiblichen Ausbildung eher als ein vornehmer Mann, denn als der Sohn ihrer einfachen Schwester erschienen sei. Hieraus seien viele Bitterkeiten entsprungen, Kurt selbst habe darüber große Schmerzen empfunden und ihr häufig zärtliche Vorwürfe gemacht. Jetzt aber, da ihre Sterbestunde gekommen, müsse sie dem Prinzen, den Gott ihr zugeführt, Alles enthüllen und er möge in seiner Güte und Menschenfreundlichkeit dazu beitragen, daß dem gesetzlicher Sprößling der Wetteraus das Erbe seiner Väter zuerkannt werde.

Mit dieser Enthüllung nun übergebe der Prinz seiner Schwester den bewährten Freund und Gefährten, und beauftrage sie, zu geeigneter Zeit dem Manne sein Recht widerfahren zu lassen, welches ihm bisher gegen alles göttliche und menschliche Gesetz vorenthalten worden. Ihrer mächtigen Hand vertraue er das Schicksal des so schmachvoll Beraubten an, sie möge nicht zugeben, daß er in Noth und Bedrängniß gerathe und, wenn er durch irgend ein Schicksal darin befangen sei, ihn aus dem Staube eines dunklen Herkommens emporziehen und ihm den Lohn für seine ihrem väterlichen Hause so oft bewiesene Treue und Ergebenheit gewähren. Mit dem herzlichsten Wunsche, am Abend seines Lebens wieder in der alten Eintracht mit der geliebten Schwester zu verkehren, schloß nun der Brief, fügte aber zuletzt noch die Bemerkung bei, daß alle gesetzlichen Beweise, die Kurt's Herkunft aufklärten, in den Händen des Schreibers sich befänden und dasselbst verbleiben würden, bis Kurt selbst den Beweis seiner Abstammung auf gesetzlichem Wege antreten werde.

Als ich den langen Brief zu Ende gelesen und während ihn nun Major Fuchs mit neuer Aufmerksamkeit las, hatte ich große Mühe, die innere Bewegung zu verarbeiten, die mein Herz fast zum Zerspringen anfüllte. Jetzt erst war mir der Schleier von meiner Jugend, meinem väterlichen Hause, meiner ganzen Vergangenheit gelüftet worden, ich blickte mit dankbarer Ergebnug auf die mannigfachen

Fügungen der Vorsehung hin, die mich trotz aller Verfolgungen und Bestrebungen der Menschen, meine Herkunft im Dunkel eines alltäglichen Lebens zu verbergen, väterlich beschützt und mir so viele Wohlthaten bezeigt hatte, die ich durch mein persönliches Verhalten zu verdienen mich kaum überzeugen konnte. Ich war also, wie so viele Andere schon, das unschuldige Opfer des dünkelfhaften Hochmuths und der unnatürlichen Habsucht einer vornehmen Familie gewesen, die in der Person einer herrschsüchtigen Frau den Faden meines Schicksals auf Erden zu ihrem Vortheil und zu meinem Schaden hatte abwickeln wollen. Daß ihr dieses Vorhaben schließlich nicht gelungen, war die Folge von unberechenbaren und von ihr gewiß nicht vorausgesehenen Fügungen gewesen, und so nahm ich die köstliche Gabe meines neuen Daseins mit dem warmen Herzen hin, das mir die Natur geschenkt und welches mir bisher kein böser Wille, keine dämonische Leidenschaft übel berathener Menschen hatte rauben können. Brauche ich noch hinzuzufügen, daß mein persönlicher Stolz und meine menschliche Einbildung auf meinen eigenen Werth durch meine endliche Erhebung nicht gewachsen war? Ich glaube es nicht, da der Leser, dem ich von Kindheit an mit vollkommener Aufrichtigkeit vor Augen getreten, mich fast so genau kennt, wie ich mich selber kenne. Meine Gesinnung und Denkweise, und hoffentlich auch meine Handlungen, waren immer die eines Ehrenmannes gewesen, und höhere und bessere kann kein Adliger der Welt hegen und vollführen, selbst wenn ihm von Jugend an die Traditionen

eines hochachtbaren Geschlechts als Hüter und Mahner zur Seite stehen.

Endlich war auch Major Fuchs mit dem Lesen des Briefes zu Ende gekommen. Ich glaubte, er würde danach sehr redselig sein und seine Gedanken stromweise in humoristischen Bemerkungen ausschütten, aber ich irrte mich diesmal in ihm. Er sprach sehr wenig, sah sehr nachdenklich aus und drückte mir nur herzlich die Hand, wobei er mir so treufest in die Augen blickte, wie ich es von jeher an ihm gewohnt war. Schließlich aber lächelte er doch etwas auf seine alte Weise und sagte:

»Nun bist Du also ein Graf geworden –«

»Nein,« unterbrach ich ihn, »darin irrst Du, ich bin es immer gewesen!«

»Ja freilich, für Dich; aber für mich und die Welt bist Du es jetzt erst geworden. Das ist doch Etwas, und Du stiehst, daß die Soldaten nicht allein auf ein gutes Avancement zu rechnen haben. Ich werde nie ein Graf werden –«

»Nein, nein,« unterbrach ich ihn noch einmal mit scherzhafter Miene, »Du wirst ewig bleiben, was Du bist – ein Fuchs!«

»Ha! Gut, daß Du mich daran erinnerst. Ich spüre mit einem Male die Lust, einige spitzfindige Entdeckungen zu machen: Also Du bist es gewesen, der die Prinzessin Hildegard dem Wassertode entrissen hat?«

»Ja, ich war der Glückliche, mein Freund!«

»So, dann magst Du Dich bei mir bedanken. Nun weiß ich auch, warum meine Erzählung an jenem Abend eine

so große Wirkung auf die Fürstin hervorgebracht hat. Eigentlich habe ich doch nur Dir allein damit den größten Vorschub geleistet.«

»Reuet Dich das?«

»Soll ich Dir eine füchsige Antwort darauf ertheilen?«

»Nein, nein, nein, gieb mir gar keine und bleibe mein Freund, wie Du es bisher gewesen. Das ist die einzige Bitte, die ich jetzt an Dich zu richten habe.«

»So will ich denn selbst als Fuchs großmüthig sein und sie Dir gewähren!«

Und er öffnete die Arme und wir drückten uns fest an einander, worauf er mich verließ und an seine täglichen Geschäfte ging.

NEUNTES KAPITEL. DAS BAIRISCHE HÄUSCHEN.

In den ersten drei Tagen nach der Abreise der Fürstin ging mir sehr Vieles durch den Kopf und, warum soll ich es jetzt noch verschweigen, auch durch das Herz. Bald fühlte ich mich überaus glücklich, so daß ich in lautes Frohlocken hätte ausbrechen können, bald wieder so unglücklich, daß ich in Nichts einen Trost für das Weh meines Herzens finden konnte; am allermeisten bedrückte mich das Bewußtsein, daß ich gerade in dieser Zeit Etwas zu entbehren genöthigt war, was ich nicht mehr entbehren zu können vermeinte. O, hätte ich nur eine Stunde an jedem Abend dort oben eine Unterhaltung pflegen können, wie sie mir schon mehrmals zu Theil geworden, Angesicht in Angesicht der schönsten und edelsten der Frauen – es hätte mir Wenig an meinem vollkommenen

Glücke gefehlt, ja ich hätte ohne Zaudern mein ganzes neues Grafenthum hingegeben, wenn ich mir eine solche selige Stunde täglich damit hätte erkaufen können. Allein, es sollte und konnte nicht sein und so blieb mir nichts übrig, als mich ruhig in mein Geschick zu ergeben, und in Angst und Bangen, aber auch mit Sehnsucht und unendlicher Freude die Rückkehr der Fürstin zu erwarten.

Wo war sie wohl jetzt? Welche Luft war so glücklich, sie zu umfächeln, welche Menschen so auserlesen, sie zu sehen, mit ihr zu sprechen, zu verkehren? Ich konnte es nicht ergründen, so viel Mühe ich mir auch darum gab. Ich sprach mit mehreren Personen darüber, die wohl eine Ahnung von dem Ziel der schnellen Reise haben konnten, ich forschte sogar, da sie mit Postpferden abgefahren war, auf der Post nach, und da hörte ich, daß man ihre Spur nur bis zu dem kleinen Orte verfolgen könne, wo die Eisenbahn mündete, die nach W***, aber allerdings auch nach vielen anderen Orten führte. Ein hoher Beamter wollte jedoch in Erfahrung gebracht haben, daß sie zunächst nach W*** gereist sei, und einige kluge Leute, wie es deren so viele giebt, die immer mehr wissen als alle übrigen Menschen, wußten sogar ziemlich bestimmt, daß sie einer Einladung ihres Bruders Alexander, des jetzigen regierenden Fürsten in W*** gefolgt sei, um an den großen Festlichkeiten Theil zu nehmen, die am dortigen Hofe, nach Ablauf der Trauerzeit, bezüglich der Huldigung und des Regierungsantritts in rascher Folge

auf einander stattfinden sollten. Das glaubte ich selbst jedoch am wenigsten, denn um solchen Festen beizuwohnen, denen sie nie zugeneigt gewesen war und die sie in W*** nur zu lebhaft an die verstorbenen Eltern würden erinnert haben, hätte sie in dieser Zeit gewiß keine Reise angetreten, viel eher war ich der Meinung, sie sei nach W*** gereist, um ihren Bruder Bruno daselbst zu sprechen und vielleicht bei ihrem zweiten Bruder die Herausgabe meiner Güter zu beantragen, wenn sie neben ihren persönlichen Geschäften noch an mich und meinen Vortheil denken sollte. Wie dem nun auch sein mochte, Näheres konnte ich nicht ergründen und so bat ich nur den Himmel, die vierzehn Tage recht schnell vorüberfließen zu lassen, damit ich bald wieder ihr Antlitz sähe, ihre Stimme hörte und mich wieder wie früher in ihrer Nähe glücklich fühlte.

Einen beinahe lächerlichen Eindruck machten bei dieser meiner Stimmung die auf mich einstürmenden Besuche und Anfragen verschiedener Herren aus der Residenz, die, von entsetzlicher Neugierde geplagt, den ganzen Tag über zu mir gegangen und gefahren kamen, um irgend eine Mittheilung zu erhaschen, die ihnen über meine früheren Verhältnisse Aufschluß gäbe. Aber nicht allein mit meiner Vergangenheit beschäftigten sich diese lieben Freunde, auch über meine Gegenwart und Zukunft zerbrachen sie sich den Kopf, und fast keiner von ihnen schied von mir, ohne die Frage laut werden zu lassen:

»Aber, mein lieber Graf, nun werden Sie doch der Bibliothek und dem Archiv Lebewohl sagen.«

»Mit Nichten,« antwortete ich ihnen, »denn die Bücher sind einmal meine Freunde und gehören zu den nothwendigsten Bedürfnissen meines Lebens. Solange ich in B*** bleibe, werde ich auch die Verwaltung der Bibliothek und das Archiv behalten, nach andern Aemtern strebt weder mein Ehrgeiz noch mein Gemüth.«

»Ah! So werden Sie wohl bald auf Ihre Güter in W*** gehen?«

»Noch habe ich sie nicht,« tröstete ich sie, »und wenn ich sie erst haben werde, wird Gott mir wahrscheinlich einen guten Gedanken eingeben und den werde ich befolgen, verlassen Sie sich darauf.«

Auf diese Weise verabschiedete ich die Ueberlästigen, die sich für Freunde ausgaben und doch nur Lauscher und Ohrenbläser waren, und es erweckte mir immer ein wohlthätiges Gefühl, wenn Major Fuchs Nachmittags zu Pferde vor meiner Thür hielt und mich zwang, mit ihm einen tüchtigen Ritt zu unternehmen. So ritten wir eines Tages – es war der dritte oder vierte nach der Abreise der Fürstin – nach der Felsenburg und versetzten uns dabei lebhaft in das erste Jahr meines Aufenthalts in B*** zurück, wo wir denselben Weg am Geburtstage der Fürstin zurückgelegt hatten. O, wie wichen unsre Gespräche so weit von den damaligen ab und was hatte ich nicht Alles erlebt und erlitten seit jenem Tage, wo ich der Fürstin noch so fern stand, ein unbeachteter Mann an diesem Hofe und von Seiten der mir jetzt unschädlichen Tyrannin des Hofes und ihrer Trabanten alle Tage neuen Kränkungen und Beleidigungen preisgegeben war!

Von der angenehmen Unterhaltung über alle diese Punkte erfrischt, langte ich am Abend spät mit Fuchs zu Hause an, und als mir Wolfram das Pferd abnahm, sagte er mir, es sei ein mit einem fürstlichen Wappen verschlossener Brief angekommen, den ich auf meinem Schreibtische finden würde.

Fuchs rasch einen guten Abend zureufend, sprang ich mit beflügelten Schritten die Treppe hinauf; ich glaubte schon, die Fürstin habe an mich geschrieben und lade mich am Ende ein, ihr zu folgen, wie nach Baden-Baden. Als ich den Brief aber erblickte, erkannte ich sogleich Bruno's Handschrift, und schnell riß ich das Couvert auf, um die Worte des treuen Freundes zu lesen. Der Brief aber lautete wörtlich folgendermaßen:

»Mein treuer und lieber Kurt! Wie Du siehst, schreibe ich Dir diese Zeilen aus dem bairischen Häuschen, welches mir mein Bruder Alexander in Folge meiner Bitte auf vier Wochen überlassen hat, um darin den lieblichen Frühling in der Heimat zu verleben und Elsbeth und mir noch einmal unsere wonnigsten Erinnerungen zurückzurufen. Ich bin einige Tage, wie ich Dir schrieb, in W*** gewesen und habe mit meinen Brüdern den Nachlaß meiner so plötzlich verstorbenen Eltern geordnet, die ich nicht mehr so glücklich war, am Leben zu treffen. Es war das ein sehr trübes und mich ungemein belästigendes Geschäft, aber es mußte vollbracht werden und, Gott sei Dank! liegt das Bitterste hinter mir. Dafür will ich

mich nun aber auch hier in der Stille und dem Frieden des Waldes erholen, und es ist in der That so lieblich hier, daß ich schon halb an Geist und Seele genesen bin. Elsbeth's Munterkeit und unserer Kinder Frohsinn an diesem Orte trägt viel zu meinem Wohlbehagen bei, aber wir würden noch glücklicher und zufriedener sein, wenn auch Du der Theilnehmer unserer ländlichen Freuden sein könntest. Drei Jahre sind wir nun schon getrennt und haben uns in dieser Zeit nicht mit Augen gesehen.

Ich fühle ein beinahe unwiderstehliches Bedürfniß, Dich zu sprechen und Dir die Hand zu drücken. Du wirst mir gewiß Manches zu erzählen haben, was Du leider Deinen Briefen nicht anvertraut hast, und auch ich habe Dir manches Neue mitzutheilen.

Für Deine letzten ziemlich ausführlichen Benachrichtigungen danke ich Dir herzlich. Daß meine Schwester Dir wohl will, ja, Dich mit ihrer Gunst beglückt, freut mich ungemein; ich hatte diesen etwas späten Erfolg sogar schon früher erwartet. Hast Du denn noch keine Gelegenheit gehabt, ihr meinen zweiten Brief zu überreichen? Glaube nicht, daß ich Dir ein besonderes Unheil wünsche, aber ein kleines Mißgeschick ist oft im Menschenleben nothwendig, um daraus ein größeres Wohlergehen entspringen zu lassen. Falls Du den Brief noch in den Händen hast, so gieb ihn ihr jetzt noch nicht, ich möchte ihn lieber noch einmal zurückhalten, um noch

einen kleinen Zusatz beizufügen, der Dir von Vortheil sein dürfte. Um dies zu bewerkstelligen, bietet sich aber jetzt die beste Gelegenheit dar, da ich den Brief nicht der Post anvertraut sehen möchte. Trage meiner Schwester, in meinem Namen die Bitte vor, Dich auf einige Zeit zu beurlauben und dann komm schnell nach dem bairischen Häuschen, um mit uns ein paar glückliche Tage zu verleben und jenen Brief von mir vollenden zu lassen. Ich bin überzeugt, Hildegard wird mir diese Bitte erfüllen und Dir ein paar Tage harmloser Ruhe in meiner Nähe gönnen, vorausgesetzt, daß Du selbst Neigung hast, mich und die Meinigen nach so langer Trennung wiederzusehen. Bist Du aber durch ernstliche Hindernisse von dieser kurzen Reise abgehalten, so gieb mir unverweilt Nachricht, jedoch hoffe ich das nicht und so erwartet Dich bald mit schmetterndem Posthorn in unsre stille Lichtung einfahren zu sehen

Dein treuer Bruno.«

Dieser Brief hätte zu keiner gelegeneren Zeit in meine Hände gelangen können, als eben jetzt. Ich brauchte die Fürstin nicht um Urlaub zu bitten, sie hatte mir ja selbst, bevor sie in den Wagen stieg, den Gedanken an eine kleine Erholungsreise eingegeben. Mein Entschluß war also bald gefaßt. Während Wolfram einen kleinen Koffer packte, verfügte ich mich zum Hofmarschall und einigen

anderen Hofleuten, um ihnen wenigstens aus Höflichkeitsrücksichten meine kurze Abwesenheit anzudeuten. Bei diesen Besuchen hörte ich zufällig, daß die Gräfin von Hohenheim nicht mehr in B*** sei. Gleich nach der Abfahrt der Fürstin, die ihre Begleitung abgelehnt, war sie in einem Anfälle von Wuth abgereist, überall die unbedachte, aber gar nicht überraschende Aeußerung fallend, sie werde gar nicht wiederkommen und um ihre Entlassung bitten, da sie ferner nicht mehr mit Ehren an einem Hofe weilen könne, wo untergeschobene Kinder Auszeichnungen und Namen beanspruchten, die nur vollblütigen und ehelichen Sprößlingen gebührten.

Ich glaube nicht, daß irgend Jemand in B*** diese ihre freiwillige Verbannung aufrichtiger bedauert hat, als sie vielleicht späterhin selbst. Sie sandte in der That nach einigen Wochen die Bitte um ihre Entlassung ein und die Fürstin, dankbar erfreut, daß sie ihrem Wunsche zuvor gekommen, erfüllte dieselbe auf der Stelle.

Nachdem ich meine Besuche beendet und auch meinem treuen Fuchs Lebewohl gesagt, stieg ich in den Postwagen und in wenigen Stunden langte ich auf der nächsten Eisenbahnstation an. Von da flog ich nach M***, dem nächsten Orte des Habichtswaldes auf der, der kleinen Residenz W*** entgegengesetzten Seite, und hier nahm ich Extrapost, um die Hoffnung Bruno's zu erfüllen und mit schmetterndem Posthorn in die heimische Lichtung einzufahren.

Es war am Ende des Mai, der sich diesmal als wirklicher Frühlingsmonat erwies. Der schöne Habichtswald

prangte im frischesten Grün, das Laub der alten Bäume hatte sich früh entwickelt und die Matten und Niederungen ringsum waren mit smaragdenem Rasen und duftendem Moos überzogen. Blitzend strahlte die Nachmittags-sonne durch die Baumwipfel und die Luft war so goldklar und mild, daß man sich unter dem reinen azurnen Himmel in eine südliche Region hätte versetzt denken können. O, wie ging mir das Herz auf, als ich in rascher Aufeinanderfolge einen der alten wohlbekanntem Plätze nach dem andern wiedersah! Hier war nichts verändert, nichts veraltet, hier war Alles frisch, heiter, natürlich, und außerdem mit den süßesten Erinnerungen aus unsrer Jugend wie mit den Trophäen von Glück und Sieg einer nicht vergebens durchlebten Vergangenheit bedeckt.

Ach ja! Aeufferlich blitzte Alles so heiter in den Strahlen dieser gütigen Sonne, rings um mich her bauten sich Siegeszeichen und Denksteine einer köstlichen, glücklichen Zeit auf, aber wie sah es dagegen in meinem Innern aus? War es auch da wonniger Frühling, leuchtete auch da eine von Glück und Frohsinn strahlende Sonne, sproßten auch da die jungen Knospen, sich rasch zu Blüthen und Blättern entfaltend, denen die Frucht auf dem Fuße folgte? Wie man es nehmen will, ich selbst war mir darüber nicht recht klar. Es war wohl ein Frühling in mir, sonnenklar und lebenswarm, aber es zog auch ein eisiger Winter über die Quellen meiner Brust mit frostigem Reife hin. Eine unbezähmbare, zwar nicht ausgesprochene, aber um so tiefer empfundene Leidenschaft bebte in meinem Blute, preßte mein Gehirn zusammen, das nur für

einen und denselben Gegenstand Raum und Gedanken hatte, und bedrückte mein Herz, daß es die süßen Stimmen der Natur nicht einmal Verstand und beantwortete, für die es einst so empfänglich gewesen war.

Doch als ich mit raschen Pferden schnell vorwärts kam, Lichtung auf Lichtung hinter mir blieb, jeder Baum mir eine anmuthige Geschichte erzählte und ich endlich in der größten Lichtung die weit umspringenden Giebel des bairischen Häuschens sah und dieses zuletzt selbst in seiner ganzen lieblichen Romantik und heimatlichen Einsamkeit mir entgegentrat, und nun auch der Postillon sein trauliches Horn zwischen den Bäumen schmettern ließ, da wurde mir mit einem Male wunderbar feierlich und fröhlich zu Muthe und, wie durch einen Zauberschlag herabgezogen, fiel der Schleier vor meinen Blicken und die Rinde von meinem Herzen, und ich war wieder in meine frische Jugendzeit zurückversetzt, als noch kein Kummer mir den Schlaf verschreckte und meine Tage eine Reihenfolge köstlicher und harmloser Genüsse darboten.

Hastig streckte ich den Kopf aus dem Wagenfenster und schaute schon von ferne das liebe Haus und seine reizende Umgebung an. Da lag es, einsam und still, wie immer, – mit der schönsten Zierde, die solch ein Haus nur haben kann, geschmückt; der Rasen umher funkelte im Licht der Sonne und die blühenden Gebüsche in dem nahen Garten nickten mir mit dem frischen Blätterwerke ihre freundlichsten Grüße zu.

Aber das Alles zog meine Blicke bei Weitem nicht am meisten an. Mein Auge suchte nach lebenden Wesen, die ich mit den Armen umfassen und an mein Herz drücken könnte. Allein ich sah Niemanden. Auch der Balkon, der rings um die Mauern in halber Höhe des Ganzen mit der schön geschnittenen Gallerie lief, war leer und nur zwei Jagdhunde kamen bei dem Schall des Posthorns aus dem Innern hervor und schauten sich neugierig nach dem Ankommenden um.

Der Wagen hielt – mein Auge flog in die offenstehende Thür hinein und verschlang Alles, was es erschauen konnte, mit einer wahren liebevollen Inbrunst. O, aus dieser Thür heraus und in sie hinein war ich so oft getreten, um da drinnen am lodernden Feuer mit meinen Freunden so harmlos, namenlos glücklich zu sein – und jetzt war wohl noch eine Hoffnung in mir, daß ich jemals wieder so glücklich werden könnte!

Doch was ist das? Täuschen mich meine Augen nicht? Sind die Jahre spurlos an uns vorübergeflogen und haben sie um das Innere, nicht aber das Aeußere um uns her verwandelt? Denn siehe, da tritt der alte gute Waldstein, wie ehemals in einen grünen Jagdrock gekleidet, aus der Thür hervor. Er stößt einen Freudenruf aus, fährt mit beiden Händen in seine schneeweiß gewordenen Haare und streckt mir dann wie früher die Arme entgegen, um mich mit väterlicher Innigkeit an das Herz zu schließen.

Aber nicht lange sollte ich in seinen Armen liegen und nur wenige Worte der Begrüßung von seinen Lippen vernehmen, denn mit heftigem Freudenruf, der aus einer

kräftigeren jüngeren Brust tönt, stürzt mein edler Freund die Außentreppe herunter, schlingt wie ein Bruder seinen Arm um mich und ruft mir ein so volltönendes Willkommen zu, daß ich nicht allein sehe, sondern auch höre, daß ich wirklich willkommen bin. Wie im Triumphe führt er mich dann, nachdem er dem Schwiegervater nur wenige Minuten gegönnt, tausend Fragen an mich zu richten, von denen ich keine einzige vollständig beantworte, die Treppe hinauf, stößt eine Thür auf und siehe da, ich befinde mich wieder in dem traulichen kleinen Cabinet, das so viel von unsern Jugendjahren zu erzählen wußte und das sich weder in seinen Bildern, seinen Sesseln, seinem Wandgetäfel, noch seinen grünen Vorhängen und Portieren verändert hat.

Im Kamin sogar brennt ein leichtes Holzfeuer, knisternd und prasselnd, als wolle es noch seine alte Thätigkeit bewähren, dicht daneben steht noch das kleine Sopha, mit grünem Sammt überzogen, und ehe ich noch recht zu Athem gekommen, hat mich der in seiner Freude so ungestüme Bruno in die Ecke desselben gedrängt und sitzt nun an dem kleinen Tische mir gerade gegenüber, sein treues dunkles Auge fest in das meine bohrend und bald die eine, bald die andre meiner Hände ergreifend und in langem warmem Drucke festhaltend.

»Also da bist Du wieder bei mir!« sagt er zum zehnten Male, und ich sage immer wieder, »Ja, da bin ich, da hast Du mich, und ich Dich – o welche Freude, Bruno, und wie wollen wir uns so recht die Herzen frank und frei sprechen! – Aber wo ist Deine Frau – geschwind, daß

sie mir auch ihr Willkommen ausspreche, eher fühle ich mich nicht ganz wohl bei Dir, bis ich es von ihren schönen Lippen vernommen habe.«

»Dann mußt Du Dich schon eine Weile nur halb wohl bei mir fühlen und Dich mit mir allein begnügen, mein Freund. Elsbeth ist mit den Jungen in den Wald gelaufen, um Erdbeeren zu suchen, obgleich sie gewiß noch keine finden wird, aber die Rangen zwangen sie dazu und wir Eltern sind ja stets die gehorsamen Diener unsrer Kinder!«

»Nicht immer, Bruno, nicht immer! Man muß sie oft zwingen, sich unsern Wünschen zu fügen, meinst Du nicht auch? – Doch was macht die edle Frau? Sie ist doch wohlauf und frisch?«

»Prächtig, prächtig, mein Junge, die solltest Du sehen! Und die Kinder gedeihen herrlich, gerade wie wir, aber sie werden nicht so streng geschult wie wir. Haha! – Nun erzähle aber, wie es Dir seit Deinem letzten Schreiben ergangen ist – doch halt, Du hast doch den Brief mitgebracht, den ich vervollständigen wollte?«

Bei diesen Worten wurde ich sehr ernst, und die trübe Wolke, die bis vor Kurzem meinen Horizont verdüstert, schwebte schon wieder näher, meine Blicke auf die Ferne zurückleitend, die ich so eben erst überwunden zu haben glaubte.

»Laß mich ruhig erzählen,« sagte ich zu dem mich erwartungsvoll anblickenden Freunde, »denn seit meinem letzten Schreiben sind bedeutsame Dinge in B*** vorgegangen.«

Darauf berichtete ich ihm umständlich die äußeren Vorfälle, die den Verlust des so wichtigen Briefes zur Folge gehabt hatten und was darauf geschehen war.

Bruno machte große Augen. Ich sah ihm an, daß ihm die Art und Weise, wie seine Schwester den Brief empfangen, nicht ganz angenehm war, da er sich die Ueberreichung desselben wahrscheinlich unter anderen Verhältnissen vorgestellt hatte.

»Also das ist das Neuste!« sagte er nachsinnend. »Die Kanone ist etwas zu früh losgegangen, Schade, ich hätte gern noch eine etwas stärkere Ladung aufgesetzt. Aber, da es einmal so geschehen ist, muß man es dabei bewenden lassen. Du willst gewiß jetzt meine Glückwünsche vernehmen, weil Du nun ein Graf geworden bist, nicht wahr? Na, das ich nach meiner Ansicht der Dinge auch was Rechtes! Wenn Du nichts weiter für mich und Andere wärest, wärest Du in der That sehr wenig. Allein die Menschen pflegen sich einmal bei dergleichen Beförderungen zu gratuliren, und so gratulire ich Dir auch. Da hast Du meine Hand! Nun laß das aber abgemacht sein, ich spreche nicht gern von Dingen, die mir gleichgültig sind.«

»Wie, ist es Dir gleichgültig, daß ich zu meinen Rechten gekommen bin?«

»Bewahre, das nicht, im Gegentheile freut es mich, daß Dich die dummen Menschen nun endlich für etwas halten, wofür ich Dich immer erkannt, für einen Mann, der der Freundschaft und Liebe der Größeren werth ist; und um so mehr freut es mich, als Deine Erhebung gewiß

so Manchem einen kleinen fühlbaren Rippenstoß versetzt hat. – Siehst Du wie weit ich auch in diesem Punkte meinen Zeitgenossen voraus war? Doch, wir wollen uns nicht rühmen und Du mußt nicht denken, daß ich ein Prahlhans geworden bin. Wenn Du wüßtest, wie sehr ich mich Deinetwegen freute, als Deine gute Pflegemutter auf ihrem Sterbebette mir ihr Geheimniß vertraute, Du würdest mir diesen kleinen Triumph über die *großen* winzigen Menschen der Gegenwart verzeihen. Allein – jetzt laß uns einmal vertraulich mit einander reden – was sagte denn meine Schwester, als Du nun nach der großen Cour und Deiner Standesenthüllung mit ihr allein warst?«

Ich seufzte und schwieg, indem ich mir jene kurze Unterredung noch einmal vor die Erinnerung zurückrief.

»Nun, hat sie Dir denn gar nichts gesagt und Dir nicht wenigstens ihre Freude und Theilnahme zu erkennen gegeben?«

»Ich habe nur wenige Worte mit ihr zu sprechen das Glück gehabt. Sie war sehr eilig und reiste eine Stunde darauf ab.«

»Sie reiste ab? Ei, das ist merkwürdig. Wohin denn?«

»Man sagte allgemein, nach W***, und auch ich habe das aus verschiedenen ihrer Andeutungen vermuthet.«

»Nach W***? Nein, da ist sie nicht, da hat sie Euch Allen wahrscheinlich ein kleines Räthsel aufgegeben.«

»Woher weißt Du denn, daß sie nicht in W*** ist?«

»Weil ich erst gestern bei Hofe gewesen bin und mit meinem Bruder über sie gesprochen habe. Er wollte aber

vor einigen Tagen einen Brief erhalten haben, woraus hervorgeht, daß sie Willens sei, nach irgend einer stillen Gebirgsgegend zu ziehen, um sich von den Strapazen des Regierens ein wenig auszuruhen. Man hat ihr einige Hindernisse auf ihre glatte Bahn gelegt, wie man sagt, und sie findet es nicht so leicht, einige störrische Räthe zu lenken, wie man ein gutes und nachgiebiges Volk lenkt.«

»Das mag wohl sein. – Aber was sollte sie wohl in dieser frühen Jahreszeit in dem rauhen Gebirge thun?«

»Wer weiß es? Sie sammelt vielleicht heilsame Kräuter, um sie zu pressen und auf eine große Wunde zu legen, die um so schmerzlicher brennt, als sie sie Niemanden zeigen darf.«

»Bruno, Du scherzest, und das thut mir fast weh.«

»O, und Du seufzest, und darüber muß ich fast lachen, so trübe Du mich auch dabei anblickst. Alter Freund, ich sehe, wie die Sachen stehen: Dir ist es nicht ganz behaglich in Deiner höfischen Haut. Sei doch einmal aufrichtig, viel aufrichtiger, als Du in Deinen kargen, rüchhaltenden Briefen gewesen, die immer etwas ahnen lassen und niemals den Nagel auf den Kopf treffen. Sprich, wir sind allein, wie gefällt es Dir denn eigentlich in B***? Bist Du wirklich gesonnen, noch lange Archivrath daselbst zu bleiben oder willst Du wieder nach Adersbach kommen und mit mir die harmlosen Freuden des Privatlebens genießen?«

Ich schwieg und senkte den Blick. Ich wußte selbst nicht, was ich thun wollte, und das ganze fernere Leben lag mir wie ein wüstes, geheimnißvolles Chaos vor den

Augen. Aber ich hatte einen scharfsichtigen Beobachter vor mir, der zugleich sehr hartnäckig und nicht so leicht von seinem Ziele abzubringen war.

»Kurt,« fuhr er ernst und mit einem Nachdruck fort, der mich erkennen ließ, daß er auf den Grund meiner Seele schauen wolle, »sprich die Wahrheit und erinnere Dich, daß ich es bin, zu dem Du sie sprichst. Sagt Dir meine Schwester zu? Behandelt sie Dich gut oder läßt sie Dich noch immer fühlen, daß sie eine geborene Prinzessin von W*** und eine regierende Fürstin von B*** ist?«

»Bruno,« rief ich, allmählig in Feuer gerathend, »sprich von Deiner Schwester nicht in diesem Tone, ich *kann* es nicht hören. Es steigt mir eine glühende Flamme in das Gehirn, wenn ich annehmen muß, daß irgend ein Mensch, sei es selbst ihr eigener Bruder, nicht von ihr das Edelste, Erhabenste denkt.«

»Nun, mein Gott, in welchem Tone soll ich denn von ihr sprechen? Was nimmst Du für eine geheimnißvolle Miene an? – Hast Du für *mich* Geheimnisse? Beinahe muß ich es denken, denn, wie gesagt, Du hast den Erwartungen nicht entsprochen, die ich von Dir hegte, als Du vor drei Jahren nach B*** reistest. Ich bat Dich, mir Alles zu schreiben, was um Dich und *in Dir* vorgeht. Das Erste hast Du redlich gethan, mit dem Letzteren bist Du, wie mir scheint, weit im Rückstande geblieben. Also mit einem Wort – Du *willst* mir Dein Inneres nicht aufschließen?«

»Nein, ja – mein Gott, Bruno, was *soll* ich Dir sagen?«

»Alles, mein Freund, das Geringste, wie das Bedeutsamste, ich muß es wissen.«

»Ach, mein Freund, Alles was ich Jahre lang gedacht und empfunden, was mir das Herz bluten und erbeben und doch wieder unendlich selig gemacht hat, das läßt sich nicht in einer kurzen Minute mit Worten wiedergeben. Laß mich erst zu Athem, zur Ruhe, zur Besinnung kommen. Mir ist zu viel des Guten geschehen, und fast, fürchte ich, hast Du Unrecht gethan, mich noch einmal den Strahlen einer Sonne auszusetzen, deren Wärme und Licht nicht für mein armes Herz bestimmt gewesen sind.«

Der Fürst wurde bei diesen mit einer bei mir sehr natürlichen Wehmuth gesprochenen Worten ungewöhnlich ernst und reichte mir die Hand über den kleinen Tisch, indem er mir tief in die Augen sah. »Du hast meine Schwester *schön* gefunden?« sagte er dann warm und eindringlich.

Ich wollte aufspringen, aber er hielt mich sanft und mit einem unwiderstehlichen Blick zurück. »Ich will eine Antwort haben!« sagte er dann mit tiefer Stimme, die seinen festen Willen, nicht vom Platze zu weichen, nur zu deutlich verrieth.

»Schön,« rief ich, »schön? Nein, nein, das ist nicht das Wort, Bruno – aber ich gebiete über keines, welches nur annäherungsweise im Stande wäre, den Inbegriff dessen auszusprechen, wie ich sie gefunden habe und was sie mir Alles ist.«

»O, o, mein armer Freund. Du liebst sie doch wohl nicht?«

»Ob ich sie liebe und wie lange und wie unbeschreiblich innig! – das weiß wohl nur Gott, mein Freund, nicht ich. Versteh mich recht und zürne mir nicht, daß ich – ich von *Deiner* Schwester so rede. Wenn Du das nämlich Liebe nennst, was ich für sie empfinde! Aber eine Fürstin darf und kann man ja nicht lieben, wie ein anderes sterbliches Weib.«

»Warum nicht? Habe ich doch als Fürst ein Weib geliebt, das weit unter meinem Stande geboren war, warum sollte nicht ein unter ihrem Stande Geborener eine Fürstin lieben? Sieh, das wäre ja beinahe eine neue Art Wahlverwandschaft zwischen uns. Freilich kannst Du nicht Fürst werden, wie Dir jene Alessandra es geweissagt, aber das schadet auch nichts; denn wie ich einer Krone entsagt, um als einfacher Mensch ein Weib zu lieben und zu besitzen, so könnte ja meine Schwester auch ihrem Throne entsagen, um in Dir einen Menschen zu lieben und Dich glücklich zu machen, und zwar aus demselben Grunde wie ich, nämlich um selbst glücklich zu werden.«

»Bruno!« rief ich, heftig mich erhebend und seine nach mir ausgestreckte Hand zurückstoßend, »sprich nicht weiter, Du machst mich rasend; ich bin unglücklich genug durch diese unbezwingliche Leidenschaft am unrechten Orte.«

»Rasend!« wiederholte der Fürst nachdenklich »Wie Du das sagst! Bist Du so geistesschwach geworden, daß Du eine ruhige Meinungsäußerung nicht einmal ertragen kannst? Hat Dich das traurige Hofleben in B*** so

entnervt, daß Du schon von der Möglichkeit eines allerdings seltenen Schritts zurückbebst? Bitte, setze Dich noch einen Augenblick und höre mich ruhig an. Sieh, unsre alten Eltern leben ja nicht mehr und bieten also Hildegard kein Hinderniß dar, ihrer Neigung zu folgen, wie sie es mir dargeboten haben. Wenn ihr das Regieren und Herrschen nun selbst eine Last geworden wäre oder würde, wie es mir von jeher ein Schmerz däuchte, den man nur durch Gottes Fügung und auf sein Geheiß trägt, und wenn sie Dir ihre Hand anböte oder Dir ihre Gegenliebe zu erkennen gäbe, würdest Du Dich dann noch für rasend halten und ein Gut von Dir stoßen, was nur selten einem Menschen vom Himmel in den Schooß geworfen wird?«

Ich war auf meinem Sitze hintenüber gesunken und hielt mir die Hand vor die Augen. Das Licht, welches Bruno vor mir angezündet, blendete mich, die Gestalt, die er vor mir heraufbeschworen, erfüllte meine Phantasie so ganz und gar, daß ich mich in einer Art Besinnungslosigkeit befand und das Gefühl hatte, als würde ich in berausender Windesschnelle wie auf Wolken durch die brausenden Lüfte getragen.

»Nun, wie dann?« fragte er dringend, mir die Hände von den Augen wegziehend.

»Dann, dann,« strömte es wider meinen Willen aus mir heraus, »würde ich schon hier auf Erden, wie uns einst im Himmel zu Muthe sein mag.«

»Wenn das ist – so nimm Dir doch dies irdische Himmelreich.«

Da hoben sich meine Augen auf und ich glaubte zu träumen. Denn vor mir, dicht an Bruno's Seite, thaten sich die grünen Vorhänge auseinander, welche die Thür des nächsten Zimmers bedeckten und ein göttliches Gesicht, rosig angehaucht, von köstlichen Thränen überfluthet, schaute mich lächelnd, ermuthigend, beseligend daraus an.

Ich sah noch einmal hin, gleichsam erstarrt, wie aus mir selbst gerückt, aber je länger ich hinsah, um so mehr erkannte ich, daß es keine Täuschung, kein Traum, sondern Wirklichkeit war. Es war die Fürstin von B*** selber, in ganzer holder Person, die ohne mein Wissen eine unsichtbare Zeugin meines Gesprächs mit ihrem Bruder von Anfang an gewesen war.

Ein unwillkürlicher lauter Ausruf des Erstaunens rang sich aus meiner Brust los, ein zweiter, mehr freudige Ueberraschung aussprechend, ließ sich dagegen vernehmen, dann stürzte ich hinter dem Tische hervor und im nächsten Augenblick lag ich zu den Füßen der Fürstin, die unterdeß in's Zimmer getreten war.

Aber ich blieb nicht lange in dieser Lage, denn zwei schöne Hände erfaßten die meinigen, ohne daß ich wußte, wie sie zu einander gerathen, und erhoben mich. So hielt sie mich dicht vor sich fest, sah mir tief in die von Wonne überströmenden Augen und sagte mit ihrer sanftesten Stimme, wie ich sie noch nie, selbst früher gegen ihre Mutter nicht, von ihr vernommen:

»Ist es wahr, was ich da eben gehört? Wollen Sie es mir noch einmal freiwillig und ohne einen unberufenen Zeugen wiederholen?«

»Ist es denn wahr, was ich mit Augen sehe und mit diesen meinen Händen fühle?« fragte ich dagegen, und ein lautes: »Ja! Ja!« erscholl von beiden Seiten und wie sie sagte, daß ich der einzige Mann sei, den sie lieben könne, den sie lange geliebt, erst ohne es zu wissen und dann mit allmählig tagendem, endlich vollem Bewußtsein, so sagte ich, daß sie das einzige Weib sei, dem ich anbetend nahen könne und in meinem Leben genaht sei.

»Nein, nein, nicht anbetend, aber liebend, recht wahr, recht innig, recht treu liebend, wie Bruno seine Elsbeth liebt!«

»Und wenn ich nun kein Graf gewesen wäre?« wagte ich noch hervorzustammeln, denn ich zweifelte noch immer an der Liebe des Menschen zum Menschen, und meine Menschenwürde galt mir weit mehr, als mein Rang und Stand in den Augen dieser Menschen.

»Dann hätte es vielleicht noch etwas länger gedauert,« antwortete sie ehrlich, »bis dieser Moment eingetreten wäre, aber gekommen wäre er doch, ich ahnte, ja, ich wußte es schon lange, lange, und immer wieder sagte es mir eine innere Stimme, so oft ich Sie sah, sprach und von Tage zu Tage lieber gewann.«

Da erst erkannte ich, daß diese köstlichen Augenblicke der Wahrheit und Wirklichkeit angehörten, daß ich lebte und liebte und eben so innig und warm wiedergeliebt wurde. Meine Arme thaten sich unwillkürlich und von

einem innern Instincte auseinander gerissen auf und ich lag an der schönen klopfenden Brust, die Gott der Herr in seiner Gnade für mich geschaffen und mit so warmer Liebe erfüllt hatte.

Nach einer Weile erst bemerkte ich, daß wir allein waren, denn Bruno hatte uns lächelnd verlassen, sobald er uns einander gegenüberstehen sah. Aber als wir nach geraumer Zeit – ich weiß nicht, wie wir dahin gekommen – auf dem kleinen Divan am Kamin saßen und Hildegard meinen Arm um ihre Schulter gezogen und mit beiden Händen meine Hände haltend, mir Auge in Auge sah, wir uns liebeselig anlächelten und nur uns allein verständliche Worte flüsterten, die bald die Vergangenheit, bald die Gegenwart berührten, da that sich plötzlich an unsrer Seite wieder der grüne Vorhang auf und zwei blühende Menschengesichter, ein männliches und ein weibliches, schauten uns freudig theilnehmend und heiter lächelnd an, wobei eine tiefe Stimme die Worte sprach:

»Sieh, Elsbeth, da sitzen sie Beide, wie wir einst auf demselben Platze gesessen, uns geküßt haben und wunderbar glücklich gewesen sind. Es hat lange Zeit gedauert, ehe sie sich gefunden, und hohe Berge und tiefe Thäler haben sie überschreiten müssen, ehe sie Mund an Mund und Brust an Brust zusammentrafen. Aber habe ich es nicht immer gesagt, daß das Menschenherz auch über Fürstenherzen zuletzt seine Triumphe feiert und daß Gott, als er uns schuf, nicht daran gedacht hat, uns nur mit Denen zu vereinen, die der kurzsichtige Mensch für seines Gleichen hält? Was ist sich so gleich auf der

Welt, als das edle Herz dem edlen Herzen und der reine Geist dem reinen Geiste? Und was will es heißen, ob ich in einer Hütte oder in einem Palaste geboren ward, wenn ich die Aufgabe mit Ehren löse und die Pflichten mit reinem Herzen erfülle, die mir Gott in seiner Weisheit und seiner Güte zu lösen und zu erfüllen aufgetragen hat?«

Als der Fürst diese Worte halb gegen Elsbeth, halb gegen uns gewendet zu sprechen begonnen, waren wir aufgestanden; als er sie aber beendet, streckten die Fürstin und ich die Hände aus und bald lagen zwei Hände und Herzen in und an den unsrigen und laute, wenn auch nur wenige Worte gaben kund, was Jene und wir Beide fühlten.

»Sieh,« sagte der Fürst von Adersbach zu mir, »ich habe meine Perle früher gefunden als Du, Du aber hast männlicher um sie gekämpft als ich; wer nun der Glücklichere von uns Beiden ist, wage ich nicht zu entscheiden, eben so wenig, wessen Perle schöner, besser und köstlicher ist.«

»Nein, nein,« rief ich, »laß sie uns Beide genießen, wie sie sind, denn sie sind gleich schön, gut und köstlich, und hoffentlich sind wir Beide ihrer werth.«

»Ich weiß wenigstens, was ich an ihm habe!« rief Elsbeth, schon wieder in ihrer munteren Art ihren Mann scherzhaft liebkosend.

»Und ich weiß, was ich an ihm haben werde!« sagte Hildegard und drückte fest meine Hand in ihre, »denn ein Mann, der so lange liebt und schweigt, ohne zu werben, verdient, daß man ihn liebt und um ihn wirbt, ohne

zu schweigen, und das hat mein guter Bruder auf seine Art redlich für mich gethan, wofür ich ihm von ganzem Herzen dankbar bin.«

SCHLUSSKAPITEL.

Etwa zehn Tage hielten wir uns im bairischen Häuschen auf, in welches ich durch die List meines Freundes und die Liebe seiner Schwester, völlig ahnungslos, was mir darin bevorstand, auf so anmuthige Weise gelockt worden war; es waren zehn Tage des reinsten menschlichen Glücks, die alle überstandenen Sorgen und Schmerzen wie durch einen Zauberschlag in das Meer der Vergessenheit sinken ließen. Hildegard und ich unterhielten uns von unsrer Liebe, wie sie bei mir schon in früher Jugend entstanden, dann in späterer Zeit auch bei ihr angefacht und in uns Beiden allmählig zu ihrer jetzigen Höhe gewachsen war. Ich erspare jedoch dem Leser die Erzählung ihres Entwicklungsganges; wenn er aufmerksam darauf gewesen ist, wird ihm das Geheimniß schon längst enthüllt sein, daß aber der gute Fuchs mit seiner Darstellung jener Wasserfahrt auf der Saale, und die später zwischen der Fürstin und mir erfolgten Abendgespräche für uns Beide entscheidend gewesen waren, will ich denn doch zu bemerken nicht ganz unterlassen.

In unsern allgemeinen Unterhaltungen gaben wir alle Vier uns der heitersten und harmlosesten Zwanglosigkeit hin. Wir waren sämmtlich wieder jung geworden, wie das vollkommenste Glück den Menschen ja immer verjüngt, und trieben unser Wesen in Haus und Wald

wie die Kinder, aber mit Bewußtsein der Gegenwart und einer weisen Erkenntniß des bedeutungsvollen Werthes derselben, weshalb sich damit eine innige Dankbarkeit gegen den Schöpfer und Geber alles Guten verband, wie sie die Jugend leider noch nicht besitzt.

Während unsers Aufenthalts in dem einsamen Waldhause waren wir bemüht, unsre Anwesenheit so viel wie möglich verborgen zu halten, da wir jetzt mehr wie je die Zudringlichkeit der Menschen fürchteten, deren Besuch uns nur einen Zwang auferlegen mußte, dem wir vor allen Dingen in den jetzigen Verhältnissen aus dem Wege zu gehen beflissen waren. Darum besuchten wir auch erst am letzten Tage vor unsrer Rückkehr nach B*** in Gesellschaft Bruno's und Elsbeth's das Schloß W***, indem wir die Gegenbesuche von daher gern vermeiden wollten. Wir wurden, wie man es nicht anders erwarten konnte, von dem jetzigen noch unvermählten regierenden Fürsten – seine jüngeren Brüder waren auf Reisen abwesend – mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, lehnten aber seine wiederholten Einladungen, an gewissen, unsre Anwesenheit verherrlichenden Festlichkeiten Theil zu nehmen, dankbarlichst ab. Für die gesetzliche Ueberweisung meiner Güter, die seit meines Vaters Tode unter gerichtlicher Verwaltung lagen und deren Ertrag

sammt den Zinsen seines Vermögens in Ermangelung eines majorennen Erben zu einer sehr großen Summe angewachsen waren, versprach er noch im Laufe dieses Jahres Sorge zu tragen; aller Voraussicht nach konnte diese Ueberweisung keinen Anstand haben, da die schriftlichen Beweise, die der Fürst von Adersbach aus dem Nachlaß meiner Pflegemutter in Händen hatte, meine Abstammung so klar erwiesen, daß Niemand den geringsten Zweifel dagegen erheben durfte.

Als wir nun aber dem jungen Fürsten von W*** endlich das neueste Ereigniß im Schooße seiner Familie seiner Schwester Hildegard bevorstehende Abdankung und die darauf folgende Verbindung mit mir mittheilten, gerieth er in ein sichtliches Erstaunen, und wir erkannten nur zu deutlich, daß sein stolzes Herz dadurch einen empfindlichen Stoß erlitt. Allein da ihn diese Neuerung nicht persönlich betraf und er schon von Jugend an durch seinen älteren Bruder an ähnliche Vorkommnisse gewöhnt war, so fand er sich allmählig in das Unvermeidliche, sprach uns mit bebenden Lippen seinen Glückwunsch aus und verhiess, das Geheimniß bis zu dem Augenblick für sich zu behalten, wo seiner Schwester Abdankung öffentlich bekannt und sie selbst von B*** geschieden wäre, was er auch redlich hielt und wodurch er bewies, daß er unsers Vertrauens und unsrer ferneren brüderlichen Zuneigung würdig war, die wir ihm bis auf den heutigen Tag bewahrt haben und noch ferner bewahren werden.

Endlich aber mußten wir an die Trennung von unseren Lieben und dem bairischen Häuschen denken, und indem wir unser Wort verpfändeten, so bald wie möglich nach Adersbach zu kommen, was groß genug war, vier glückliche Menschen bequem zu beherbergen, ohne sich gegenseitig im Wege zu stehen, und wo wir einstweilen bleiben wollten, bis ein anderer zeitweiliger Aufenthaltsort ausgewählt, schieden wir von Bruno, Elsbeth und dem traulichen Waldhause und traten den Weg nach B*** an, um dort Hildegard's letzte Verpflichtungen zu erfüllen und in möglichster Eile die Einleitungen zu ihrer Abdankung zu treffen.

Zu diesem Zwecke hatte sie schon einige Tage früher an den Prinzen von H*** nach Wien geschrieben und ihn unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit von ihrer Absicht in Kenntniß gesetzt. Wie vorausgesehn war, ging er mit der größten Bereitwilligkeit auf diesen Vorschlag ein, und schon drei Tage nach unsrer Ankunft in B*** langte er daselbst an.

Mit einer unglaublichen Liebenswürdigkeit trat er der Fürstin gegenüber auf und traf in Gemeinschaft mit ihr und ihren Räthen alle Vorbereitungen, die einem so wichtigen Acte vorhergehen müssen, ohne daß irgend ein Uneingeweihter die geringste Ahnung von dem Vorgehenden hegte. Klüglicher Weise aber vermied er es, seine Anträge auf der Fürstin Hand zu wiederholen was uns als neuer Beweis galt, daß es ihm bei seiner ersten Bewerbung mehr um den Kronenreif des Fürstenthums B***

als um den Trauring der schönen Inhaberin desselben zu thun gewesen sei.

In Bezug auf unsre Rückreise bemerke ich noch, daß wir, um den neugierigen und ideenreichen Bewohnern der Residenz keine Gelegenheit zu dem naheliegenden Argwohn zu bieten, als hätten die Fürstin und ich eine gemeinschaftliche Reise unternommen, dieselbe getrennt antraten, so daß ich schon eines Abends in B*** eintraf, während die Fürstin am darauf folgenden Morgen ihren Einzug hielt. Wir erreichten damit vollständig unsern Zweck; Niemand hatte eine Ahnung, weder von dem bereits Vorgefallenen, noch von dem Bevorstehenden, und erst als wenige Tage später der Prinz von H*** erschien und im Verlauf einer Wache die Vorbereitungen des Thronwechsels zu Ende gediehen waren, wurde die große Neuigkeit dem Hofpersonale und den Bewohnern der Residenz durch eine Mittheilung der Fürstin bekannt, die auf eine ähnliche Weise erfolgte, wie sie an jenem Tage stattgefunden, als dem Hofe mein wirklicher Name und meine Abstammung eröffnet worden war.

Welchen Eindruck diese Mittheilung auf den Hofstaat, die höchsten Würdenträger des Landes, den Adel und das ganze Volk hervorbrachte, will ich hier nicht wiederzugeben versuchen, nur so viel muß ich erwähnen, daß die öffentlichen Blätter jener Zeit den Rücktritt der Fürstin in das Privatleben lächerlicher Weise mit den Ereignissen des Jahres 1848 in Verbindung brachten, was um so mehr zu bewundern, weil das Fürstenthum B***

eins der wenigen in ganz Deutschland war, wo die Wühlerereien der damaligen Zeit nicht den geringsten Boden zu einem Umsturz der Regierung gefunden hatten, und also die Regentin auch nicht den mindesten Anlaß zur Aufgabe ihrer Rechte darin erblickt haben konnte.

Nur noch einmal in späteren Tagen mag die kleine Residenz von einem noch größeren Erstaunen ergriffen werden sein, und das war an dem Tage der Fall, als die Nachricht von ihrer Vermählung mit mir daselbst eintraf, wovon wir jedoch nur durch einzelne Briefe unterrichtet wurden, die unsere Vertrauten an uns schrieben, während wir in Böhmen im frischesten Strome unsers neuen Glückes schwelgten und die Plagen und Mühen der großen Welt schon längst hinter uns gelassen hatten.

Zufolge eines Uebereinkommens mit dem neuen Fürstin von B*** erhielt die Fürstin außer einer ihr von Rechtswegen zukommenden nicht unbedeutenden Apanage noch einen Freisitz im Fürstenthume B*** überwiesen. Es bestand derselbe in einem herrlichen Gute mit fürstlichem Schloß und Park im Gebirge, nur wenige Meilen von B*** entfernt. Die Besitzerin hegte zwar nicht die Absicht, beständig auf demselben zu wohnen, nichtsdestoweniger aber wurden die nöthigen Befehle ertheilt, es in bewohnbaren Zustand zu versetzen, damit wir, wenn uns ein solcher Wechsel einmal beliebte, auch hier in Zukunft ein heimatliches Dach hätten, das uns einen angenehmen Aufenthalt bot.

Der Privatbesitz der Fürstin wurde natürlich durch ihren Rücktritt von der Regierung nicht im Mindesten beschränkt, und so gingen allmählig ihre beweglichen Güter theils nach Adersbach, theils nach dem obenerwähnten Schlosse ab, wo sie für die Zukunft in passender Weise zu verwenden unserm eigenen Ermessen vorbehalten blieb.

Während unsers Aufenthalts in B***, und während daselbst die Geschäfte abgewickelt wurden, welche der bevorstehende Regierungswechsel in's Leben rief, der damals der Welt noch ein Geheimniß, den wenigen Eingeweihten aber ein Gegenstand vieler Mühen und Berathungen war, lebte die Fürstin still für sich, ohne im Geringsten den Anforderungen zu entsprechen, die ihre Umgebung in Betreff der üblichen Festlichkeiten laut oder im Stillen an sie stellte; daß aber die Glocke hinter meiner Tapetenthür fleißig und wiederholt im Laufe des Tages in Bewegung gesetzt wurde, sobald die Berathungen beendet und die Gesellschafter entfernt waren, wird mir wohl Jeder ohne besondere Versicherung glauben. Für uns hatten diese geheimen und jetzt von beiden Seiten so ungezwungenen Zusammenkünfte einen ungeheuren Reiz; kein Mensch ahnte dieselben, da wir auch jetzt noch eifrigst bemüht waren, das strengste Geheimniß walten zu lassen und in Anwesenheit der unvermeidlichen Damen und Herren des Hofes, so wie selbst der vertrautesten Dienerschaft, jeden Schein zu vermeiden, der auf eine nähere Uebereinstimmung zwischen uns Beiden konnte schließen lassen. Allerdings konnten diese Zusammenkünfte bei Tage nur sehr kurz sein, nur des

Abends war es uns vergönnt, einige Stunden in glücklichster Ruhe zu verbringen, da die Abwicklung und Uebertragung der Geschäfte an einen neuen Herrn eben so viel Zeit wegnahm, wie an und für sich selbst höchst unerquicklich war.

Endlich aber war man an den letzten Tag dieser Arbeiten gelangt und ich, der ich davon die genaue Kunde hatte, saß voller Spannung in meinem Zimmer, jeden Augenblick erwartend, die im Gemache der Fürstin abgehaltene Schlußconferenz werde ihr Ende erreichen und der Prinz von H***, wie die anwesenden Minister und höchsten Hofbeamten würden nach Vollzug ihrer Unterschrift sich aus den Zimmern der Fürstin zurückziehen.

Allein Stunde auf Stunde verrann und, von innerer Ungeduld verzehrt, saß ich noch immer auf derselben Stelle, mit angehaltenem Athem nach oben lauschend, um die unausbleibliche Bewegung über mir wahrzunehmen. Da war endlich der sehnlichst erwartete Augenblick gekommen. Sessel wurden gerückt, Schritte hin und her ließen sich unterscheiden, und bald darauf traten die Herren auf den Corridor hinaus und kamen in schweigendem Nachdenken die Treppe heruntergeschritten. Kaum aber waren die Letztern in die ihrer harrenden Wagen gestiegen und in gestrecktem Trabe vom Schloßhofe abgefahren, so erschallte meine Glücksglocke so heftig, daß ich fast erschrak und anfangs glaubte, es habe sich irgend ein Unfall in den oberen Gemächern ereignet. Rasch meine Thüren schließend, um vor jedem Ueberfall sicher zu

sein, sprang ich die kleine Treppe hinauf und trat behenden Schrittes in das Gemach der Fürstin ein.

Lebhaft, mit strahlenden Wangen und offenen Armen kam sie mir entgegen. »O mein Freund,« rief sie mir entzückt zu, »da hast Du mich! Komm an mein Herz! Endlich, endlich ist der lange ersehnte Augenblick, dann ich bin frei, frei, frei, darf zum ersten Mal in meinem Leben athmen wie ich will, brauche nie mehr eine Maske vor mein Gesicht zu legen und meine Worte nicht mehr nach den Regeln der Etikette abzuwägen! O mein Gott, ich bin ein Mensch – ein Weib und keine Fürstin mehr! Mich begünstigen keine auf ihre Gewalt eifersüchtigen Minister, mich beaufsichtigt keine Oberhofmeisterin mehr – da hast Du mich, nimm mich hin wie ich bin, und lehre mich glücklich sein, wie Ihr Alle es immer gewesen, denen die Vorsehung nicht die goldene Last, eine Krone zu tragen, aufgebürdet hatte!« –

Dies war der letzte süße Augenblick im Schlosse zu B***, das wir bald darauf verließen, um nach süßeren an andern Orten entgegenzugehen. Es war am Ende des Juni, gerade als in Deutschland die wildeste Furie tobte, als wir von einem Landhause in der Nähe der Residenz, welches die Fürstin in den letzten Tagen bezogen, um den überlauten Huldigungen der Ergebenheit und Liebe und den endlosen Abschiedsbesuchen ihrer ehemaligen Unterthanen aus dem Wege zu gehen, abfahren und unsre Reise nach Böhmen antreten. Ich muß aufrichtig gestehen, daß wir ohne Bedauern die Thürme der Residenz

am Horizont verschwinden sahen, denn an dem Horizonte unsers Geistes tagten ganz andere und noch höhere Thürme von Glück und Hoffnung auf.

Nach wenigen Tagen trafen wir, nur von zwei Damen und einigen treuen Dienern begleitet, die fußfällig gebeten hatten, sie mit uns zu nehmen, in Adersbach ein, und wurden an der großen Treppe des mächtigen alten Schlosses vom Fürsten von Adersbach und seiner Gemahlin, so wie von deren Vater und dem guten Herrn von Transfeld mit offenen Armen empfangen, welcher Letztere noch immer als treuer Gefährte bei seinem ehemaligen Zöglinge lebte.

Hier aber sollte mir sogleich eine große Ueberraschung zu Theil werden. Ich erkannte Schloß Adersbach, das ich in seinem grauen mittelaltrigen Gewande verlassen, kaum wieder, denn nicht allein hatte es ein neues und schöneres Kleid angezogen, sondern Bruno hatte während meiner Abwesenheit auch einen neuen großen Flügel angebaut, der in seinem modernen, dem älteren sich wieder nähernden Style einen Anblick darbot, wie ich ihn in der Art noch nicht vor Augen gehabt. Der geschickte Baumeister hatte es verstanden, einen umfassenden Bau mit Thürmen und Zinnen herzustellen und ihn auf allen Seiten mit Erkern und Altanen, Veranden und Balkonen und wie dergleichen Verzierungen heißen mögen, zu schmücken, so daß schon der Anblick des Aeußeren dem Auge wohlthuend war und die Vorstellung erweckte, es müsse sich da drinnen, wenn das Innere dem Aeußeren entspräche, köstlich und herrlich leben lassen.

Bruno verfolgte unsre erstaunten Blicke mit der freudigsten Miene, denn auch Hildegard mußte bekennen, daß sie ihres Bruders Residenz weder in einer so schönen Gegend gelegen, noch so reich und geschmackvoll ausgestattet sich dargestellt habe.

»Seid Ihr zufrieden?« fragte er, uns Beide an die Hand nehmend und um das Schloß herumführend, um uns zunächst einen Totaleindruck davon zu verschaffen. »Ich hoffe Euern Erwartungen entsprochen zu haben, denn daß Ihr doch einmal zu mir kommen und mit mir in meinem kleinen Paradiese leben würdet, habe ich mir immer gedacht, und da habe ich Euch denn eine Wohnung bereitet, die ebenso wohl Euren äußeren Verhältnissen wie Euern Wünschen entspricht.«

Im innersten Herzen befriedigt, folgten wir ihm nun in das Schloß selbst, und auch da fanden wir Alles so vor, wie es sich nur der Reichthum des Menschen verschaffen kann, wenn er mit Geschmack und Eleganz sich verbindet und die Künste und Künstler der Welt als gehorsame Vollstrecker seines Willens ihm helfend zur Seite stehen.



Den ganzen Sommer und Herbst, sogar einen Theil des Winters hindurch blieben wir in Adersbach bei unsern Verwandten und Freunden und ruhten uns völlig von den Mühseligkeiten unsrer letzten Erlebnisse aus. Erst als Hildegard den Tag unsrer Vermählung auf den 28. Februar des Jahres 1849 angesetzt hatte, weil erst zu dieser Zeit

das Trauerjahr um ihre Eltern vollständig abgelaufen war, verließ ich Adersbach, um bei den Vorbereitungen nicht gegenwärtig zu sein, die zu dem Feste getroffen wurden, und begab mich nach dem Gute in B***, um daselbst die neue Einrichtung zu überwachen, damit wir insgesamt im nächsten Sommer eine Reise dahin antreten und uns behaglich daselbst zurecht finden konnten, zugleich aber wollte ich auch nach meinen eigenen Gütern sehen, da die Uebergabe derselben, wie der Fürst von W*** mich wissen ließ, nur auf mein Erscheinen wartete, und die mir zugehörigen Summen unterdeß flüssig geworden waren.

Bevor ich jedoch von Adersbach auf einige Wochen Abschied nahm, begab ich mich zu meinem Freunde und bat ihn, unter der Bedingung des Geheimhaltens, eine gewisse Einrichtung in den künftig zu beziehenden Gemächern seiner Schwester, meiner Gemahlin, zu treffen, die ich ihm so genau wie möglich bezeichnete, und womit ich Hildegard am Tage unsrer Verbindung überraschen wollte, da ich ihren Geschmack und ihre Wünsche in dieser Beziehung zu kennen glaubte.

Als Bruno diese Bitte vernahm, lächelte er auf seine feine, mir nur zu wohl bekannte Weise, wenn irgend eine geheime Absicht hinter seinem Schweigen verborgen lag. »Sieh da,« sagte er, »auch Du kommst zu mir mit einer stillen Bitte? Ich bin also, wie es scheint, in *einer* Person Vertrauter und Sachwalter von zwei verschiedenen Parteien geworden. Nun, ich will sehen, ob ich beide

befriedigen kann, denn fast überschreitet die Erfüllung ihrer Bitten meine kleine Macht.«

»Wie,« rief ich freudig überrascht aus, »hat die Partei, für die ich mich bei Dir bemüht habe, schon ein ähnliches Verlangen gestellt?«

»Ich weiß es nicht,« entgegnete der viel beschäftigte Sachwalter kopfschüttelnd, »wenigstens darf ich es vor der Zeit nicht verrathen und Du wirst Dich gedulden müssen, bis der Tag der Wonne gekommen ist.«

Mit diesem Bescheide verabschiedete er mich und mir blieb nichts übrig, als seiner Freundlichkeit zu vertrauen und mich in Geduld zu fügen, wie er mir empfohlen hatte.

Kurz vor meiner Rückkehr nach Adersbach schrieb ich an Major Fuchs und bat ihn mit den freundlichsten Worten, nach Böhmen zu kommen und an dem dazu bestimmten Tage ein Zeuge meiner zu schließenden Verbindung mit einer sehr schönen Frau zu sein, deren Namen ich ihm natürlich verschwieg.

Umgehend erhielt ich seine Antwort, die dahin lautete, daß er nicht begreifen könne, wie ich mich so schnell zu einer Heirath entschlossen habe, und noch mehr wundere er sich, daß ich in so kurzer Zeit eine Wahl habe treffen können, da ich doch sonst so wählerisch gewesen und keine Frau – außer einer, die er nicht nannte – ganz nach meinem Geschmack gefunden, was in der That in Bezug auf die Frauen und Mädchen in B***, die ich außer der Fürstin kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der

Fall war. Allein, hieß es in seinem Briefe weiter, er werde jedenfalls zu dem festgesetzten Termine in Adersbach erscheinen, nur bitte er mich, ihn, falls meine künftige Frau eine Schwester oder Cousine habe, mit der Werbung um diese zu verschonen. Er sei bisher Junggeselle geblieben und wolle es noch ferner bleiben, denn er habe noch keinen Mann kennen gelernt, der nicht bei nüchterner Betrachtung zur Einsicht gelangt, daß er im Rausche seiner Leidenschaft ein menschliches Wesen für einen Engel gehalten, also in seinen himmlischen Erwartungen sich getäuscht gesehen habe.

Ich mußte unwillkürlich lächeln, als ich diesen, seinem Wesen ganz entsprechenden Erguß las, und freute mich um so mehr auf seine Ueberraschung, wenn er die von mir getroffene Wahl in Augenschein nehmen würde. Diese sollte denn auch nicht ausbleiben.

»Wo ist die Göttin, die Dich bezaubert hat?« rief er, als er in Adersbach zwei Tage vor meiner Hochzeit aus dem Wagen stieg und ich ihm voller Freude, daß er Wort gehalten, bis vor die Thür entgegengelaufen war.

»Gedulde Dich, mein alter Fuchs,« sagte ich, »und begrüße erst den Fürsten von Adersbach und Deine ehemalige Gebieterin, die Fürstin von B***. Beide erwarten Dich mit Ungeduld und – siehe, da kommen sie schon die Treppe herunter.«

Nachdem aber die wechselseitigen Begrüßungen im Schloß stattgefunden und auch Elsbeth dem Major Fuchs als die Wirthin des Hauses entgegengetreten war und er ihr, wie der Fürstin, seine Ehrerbietung erwiesen, schaute

er sich verlegen nach allen Seiten um, als vermisse er die Person, derentwegen er eine so weite Reise unternommen; und als ich darauf das Wort ergreifen und mit einigem Herzklopfen meine Braut vorstellen wollte, fiel mir Hildegard in die Rede und sagte, indem sie mir lächelnd einen verstohlenen Wink gab:

»Herr Major! Ohne Zweifel sind Sie begierig, die Braut Ihres Freundes kennen zu lernen, die Sie des Genusses beraubt hat, in demselben einen Junggesellen zu sehen, wie Sie selbst einer bleiben zu wollen scheinen?«

»Ganz gewiß, Durchlaucht, dieser Begierde muß ich mich schuldig erklären, aber man scheint mir eine kleine Geduldsprobe auferlegt zu haben.«

»Doch keine zu arge. Wie muß denn wohl nach Ihrer Ansicht die Dame beschaffen sein, die im Stande ist, den Archivrath außer Dienst und den jetzigen Grafen Kurt Flemming von Wetterau für das ganze Leben zu fesseln und zu bezaubern?«

»Gnädigste Frau,« erwiderte der nie verlegene Major, der aber in seiner Harmlosigkeit keine Ahnung von dem wahren Verhältnisse hatte, »ich kenne so ziemlich den Geschmack des Archivraths, und der des Grafen wird auch wohl kein anderer geworden sein. Mein guter Freund war etwas häklich in dem Punkte; allerdings war sein Ideal, das er damals vor Augen hatte, so vollkommen, daß es gewöhnliche Sterbliche für so gut wie unerreichbar halten mußten. Daher muß ich mich wohl etwas diplomatisch ausdrücken und sage also: wenn die

jetzige Dame seines Herzens nur so viel von *Ihren* Eigenschaften besitzt, wie ich von den *seinigen* zu besitzen wünschen möchte, um auch ein begehrenswerther Gatte zu werden, so könnte er sich glücklich schätzen, und damit will auch ich meine Ansicht und meine Hoffnungen über ihre Vollkommenheiten ausgesprochen haben.«

»Nun, mein lieber Major, dann sehen Sie mich einmal für diese Dame mit so herrlichen Eigenschaften an, denn ich selbst nehme mir die Freiheit, mich als die geliebte und liebende Braut Ihres Freundes, des Mannes meiner Wahl, vorzustellen!« und damit umschlang sie mich und hauchte rasch einen flüchtigen Kuß auf meine Wange.

Der Major stand wie vom Donner gerührt, als er dies hörte und sah, und wie er mir nachher wonnetrunken erzählte, wäre es ihm bei diesen Worten wie Schuppen von den Augen gefallen, und die ganze Vergangenheit in B*** hätte ihm so klar vor der Seele gestanden, daß er sich mit eigenen Händen hätte erwürgen können, daß er so lange in Blindheit gelebt und meine Liebeskrankheit für Hypochondrie gehalten, wo doch so viele Dinge ihn sehend hätten machen können. –

Ein weniger günstiger, aber auch bei Weitem nicht so sicher erwarteter Erfolg wurde der Einladung zu Theil, die wir zu demselben Zwecke nach gesandt hatten. Der regierende Fürst sowohl wie seine Brüder lehnten es ab, Zeugen der zweiten Vermählung ihrer Schwester zu sein, indem sie als einzigen Grund ihres Nichterscheinens die Ungunst der Zeiten angaben, die ihnen nicht erlaube, ihr Land zu verlassen und an Freuden Theil zu nehmen, die

schon in der Entfernung ihr Herz mit einer süßen Befriedigung erfüllten.

Wir glaubten die Wahrheit dieser letzten diplomatischen Bemerkung etwas bezweifeln zu müssen, bedauerten diese Ungunst der Zeiten, fanden aber, daß dieselbe uns günstiger gestimmt sei, und trugen diese brüderliche Abwesenheit mit derjenigen Resignation, wie sie uns das Leben und mannigfache Erfahrungen in diesem Punkte endlich an die Hand gegeben hatten.



Hildegard sowohl wie ich bewohnten vor unsrer Vermählung noch nicht die Gemächer, die Bruno für uns hatte in Stand setzen lassen, wir hatten sie sogar noch nicht einmal betreten dürfen, da er sie uns erst am Morgen des Hochzeitstages selbst, gleichsam als seine Morgengabe überreichen und zur ferneren Benutzung überweisen wollte. Der Tag des Festes war angebrochen. Ich hatte schon früh mein Lager verlassen, denn eine leicht erklärliche Unruhe regte mein Herz so wonnig auf, daß ich mir Gewalt anthun mußte, um das berauschte Glück, welches in allen meinen Adern pulsirte, nicht vor Jedermann blicken zu lassen.

Aber ich war nicht der Einzige, der so früh in Thätigkeit gerathen war. Noch bevor der Tag eigentlich angebrochen, klopfte es an mein Zimmer und zu meinem Erstaunen trat Bruno selber bei mir ein.

»Aha, sagte er, »es giebt also auch im Winter Lerchen, die früh singen, wie ich sehe. Doch – ich komme, um der Erste zu sein, der Dir seinen Glückwunsch zu diesem Tage ausspricht.«

»Ich danke Dir von Herzen, mein Freund. Aber wie steht es mit Deinem Versprechen? Hast Du ausgeführt, um was ich Dich gebeten?«

»Das ist mit ein Grund, warum ich Dich so früh aufsuche. Höre mich an. Wir sind nicht die Einzigen, die schon auf den Beinen sind, auch die Frauen sitzen bereits am Frühstückstisch, an dem sie sich heute von uns nicht stören lassen wollten. Bereite Dich darauf vor, Hildegard wird Dich abrufen lassen, sobald sie ihre Toilette beendigt hat, um Dich in die Wohnung zu führen, die Du von heute an mit ihr inne haben wirst, so lange Ihr bei uns leben wollt. Alles, was darin und daran ist, ist Euer Eigenthum – es ist dies *meine* Ausstattung, die ich Euch zukommen lasse.«

»Bruno! Wie soll ich Dir danken, für alles Gute, was Du mir im Leben erwiesen hast?«

»Still, danke mir gar nicht mit Worten, Du weißt, das liebe ich nicht. Willst Du mir aber nach meinem Gefallen danken, so sei meiner Schwester Freund und Hort, wie Du es mir das ganze Leben hindurch gewesen bist. Und nun machen wir ein Ende damit. Nur noch Eins. Wenn Hildegard Dir eine kleine Ueberraschung bietet und Du darüber erfreut bist, so erwidere dieselbe dadurch, daß

Du den *blauen*, wohlgemerkt, den blauen Vorhang zurückziehst, den Du alsdann vor Dir sehen wirst. Er verhüllt alles das, was Du mir für Deine Frau vorzubereiten aufgetragen hast. Und nun beeile Dich, die Zeit vergeht dem Glücklichen schnell.«

Es bedurfte keines äußeren Antriebes zur Eile, ich trieb mich schon selbst genug. In kurzer Zeit war ich fertig, und bald nachdem die klare Wintersonne über die fernen Gebirge hervortauchte und die weiße Schneelandschaft mit einem rosigen Schimmer übergießt, konnte ich sagen: »Blicke auch mich freundlich an, Du holdes Tagesgestirn, Du siehst einen Mann vor Dir, wie es keinen zweiten auf dem ganzen Erdenrund giebt, das Du bescheinst, der sich in diesem Augenblicke mit mir und meinem Glücke messen könnte.«

In der That, der 28. Februar, unser Hochzeitstag, war gut gewählt. Nur wenige Grade Kälte machten die Luft frisch und gossen Leben und Bewegung in die Adern alles Lebendigen. Azurblau und in unendlicher Reinheit lächelte über und vor mir der gütige Himmel, und die dunkelblauen Gebirgsfernen mit ihren weißen Kuppen und Zacken ragten milde herüber, strahlend im jungfräulichen Glanze ihrer Schönheit und doch dabei ernst mahnend an den großen allmächtigen Schöpfer, der auch sie in's Dasein gerufen.

Ich stand am Fenster und schaute, von Außen und Innen dazu angeregt, überglücklich in die weite Ferne hinaus, die auf den hellen Schwingen des Tages immer näher zu kommen schien, je weiter die Stunden verrückten,

Endlich schlug die Uhr zehnmal an und ich blickte wiederholt sehnsuchtsvoll nach der Thür, ob mir nicht bald ein Freudenbote erscheinen würde, der mich zu meiner Braut und ach! bald meiner Gattin beschiede.

Plötzlich rauschte es draußen vor der Thür. Ich drehte mich hastig um. Da that sie sich schon auf und herein schwebte, nicht der Bote meiner Göttin, sondern sie selber in ganzer holder Person, in vollem Tagesschmucke, gleich einer Fürstin, was sie ja wirklich war, reich mit Diamanten und anderen Kostbarkeiten bedeckt. Doch, was schauten meine Augen nach diesen Diamanten, diesem schweren weißen Atlaskleide, das ihre herrlichen Formen so wunderbar schön einschloß – nur nach dem Gesichte, den Augen sah ich, die mich so freundlich und herzlich und voll einer inneren Glückseligkeit betrachteten, wie ich sie früher niemals in denselben wahrgenommen hatte. Leise und holdselig lächelnd schwebte sie mir mit dem Vertrauen entgegen, wie es nur das Weib zu dem Manne hegen kann, dem es in wenigen Stunden sein ganzes Lebensglück anheimgiebt; ich aber, wie berauscht mitten im Gange inne haltend, konnte nichts sagen als: »Hildegard! Gehst Du zu Hofe, daß Du wie eine Fürstin zu mir, Deinem Diener, eintrittst?«

»Nein, mein Freund,« erwiderte sie mit sanfter, melodischer Stimme, »nicht zu Hofe gehe ich, sondern zu Dir, der von heute an mein gütiger Fürst sein wird, wie ich Dir es ja immer als Fürstin war, denn nur für Dich allein habe ich diesen Schmuck angelegt. Ich komme aber zuerst aus eigenem Antriebe, Dir einen guten Morgen zu bieten,

sodann aber auf meines Bruders Wunsch, um Dich in die Wohnung zu führen, die er für uns bereitet hat. Sieh, hier in meiner Hand halte ich schon den Schlüssel dazu.«

Ich öffnete die Arme und wollte auf sie zueilen, um ihr den guten Morgen auf die innigste Weise zu erwidern.

»Halt!« rief sie mir da entgegen. »Gedulde Dich noch einen Augenblick. Weißt Du auch wohl, mein Freund, was heute für ein Tag ist?«

»So Gott will, unser Hochzeitstag!« erwiderte ich nach kurzem Bedenken.

»Ja, das ist er gewiß, aber es ist noch ein anderer merkwürdiger Tag aus unserm Leben – wie, Du weißt das nicht?«

»Nein!« sagte ich, indem ich mich selbst fragte, was sie wohl meinen könne.

»Ach, mein Freund, Du hast ein schlechtes Gedächtniß. Es ist gut, daß das meinige besser ist, Heute sind es gerade vier und zwanzig Jahre, daß ich – daß ich –«

»Ha!« rief ich, sie endlich begreifend, »ja, es ist wahr, und zum ersten Male habe ich im Rausche meiner gegenwärtigen Freuden vergessen, daran zu denken.«

»Höre mich an. Sieh, es war ein so schöner und fast eben so kalter Tag wie heute. Da ging ich, ein argloses Kind, auf das trügerische Eis, und ehe ich es dachte, sank ich in die kalte schauerliche Tiefe. Da lag ich und da sank ich immer schneller meinem Untergange entgegen; aber als ich eben meinen Geist aushauchen wollte, faßte mich eine kräftige wohlthätige Hand, zog mich an diesen Haaren empor und – ich war gerettet. Sieh, um Dir an diesem

Tage noch einmal für jene Hülfe zur rechten Zeit zu danken, so recht aus Herzensgrunde, wählte ich diesen Tag zu unserm Hochzeitstag – und in Erinnerung daran, daß mich damals die kalten Arme des Todes ergreifen wollten, will ich mich heute an die lebenswarme Brust eines Menschen legen und ihm und mir geloben, ihm ewig dankbar, liebend und völlig ergeben zu sein!«

»Hildegard!« rief ich, sie, die sich an meine Brust warf, mit meinen Armen inbrünstig umschlingend, »wie bist Du so gut, so liebevoll –«

»Still, still!« flüsterte sie, alle Worte, die ich noch sprechen wollte, mit ihren Küssen erdrückend, »kein Wort mehr – nicht ein einziges – wir haben genug gesprochen, und nun, ehe wir zu unsern Lieben gehen und sie an unserm Glücke Theil nehmen lassen, folge mir. Bruno hat mich gebeten, Deine Führerin zu sein, und nur wir Beide allein sollen uns an seiner Hochzeitsgabe erfreuen.«

Von unbeschreiblicher Rührung und Freude erfüllt, bot ich ihr den Arm. Sie stützte sich fest darauf, trocknete rasch die Freudenstränen, die ihr entschlüpft waren, und trat mit mir auf den breiten warmen Corridor hinaus, der meine Wohnung, die noch in dem alten Gebäude lag, mit dem neuen Anbau verband.

Ohne weiter zu reden, schritten wir auf eine große Flügelthür zu, die, wie wir schon von Weitem sahen, mit den schönsten Kränzen und Blumen, die Bruno's Treibhäuser hegten, behangen war und schon dadurch verrieth, daß sie in die Gemächer der Neuvermählten führt. Hildegard

zog ihren Schlüssel hervor und schloß die Thür mit eigener Hand auf. Wir traten in eine Reihe von Zimmern, deren Pracht und geschmackvolle Anordnung uns weniger blendeten als entzückten, denn für jedes Bedürfniß, jede Neigung, jede Liebhaberei war die äußerste Sorgfalt angewendet, um sie so bequem und anmuthig wie möglich zur Hand zu legen. Und dabei war es so behaglich da drinnen, in allen weiten Räumen loderten lustig prasselnde Kaminfeuer und die himmlische Sonne hatte sich mit ihnen verbündet, denn sie schien hell und strahlend durch die großen Spiegelscheiben herein.

»Diese schönen Zimmer,« sagte endlich meine Führerin, nachdem ich wiederholt Ausrufungen der Freude und des Erstaunens, hatte hören lassen, hat der gute Bruder für mich bestimmt. Jetzt kommen wir in *Dein* kleines Reich. Sieh Dich um, mein Lieber, gefällt Dir das?«

»Mit Dir würde es mir in einer unterirdischen Höhle gefallen, meine Theure, wie viel mehr nicht hier?«

Sie lächelte und schritt weiter. »Dies ist Dein Wohnzimmer,« sagte sie. »Es ist freundlich und angenehm.«

»Gewiß, o wie sehr! Aber diese verschlossene Thür – wohin führt die?«

»Ach, mein Freund, das sollst Du gleich hören. Das ist eine kleine Ueberraschung, die ich Dir bereitet habe, und ganz allein auf meinen Antrag hat Bruno mir gestattet, diese verschlossenen Räume nach meinen Angaben für Dich herstellen zu lassen. Was Du darin findest, ist ein Geschenk von mir, welches ich Dir als Morgengabe an diesem glücklichen Tage biete. Da, öffne selbst!«

Mir zitterten die Hände, als ich von ihr einen Schlüssel empfing und damit die Thür von Polysanderholz aufschloß. Aber sobald sie geöffnet, blieb ich verwirrt stehen und sah Hildegard vor Wonne bebend an.

»Immer hinein, hinein, es ist *Dein* Reich allein!«

Wir traten ein. Ein hoch gewölbter, weiter und von edlem Holze duftender Raum umfing uns. An den langgestreckten Wänden standen bis zur Decke reichende Regale, kunstreich von volirtem Holze geschnitzt, und auf ihnen von der Erde bis oben hinauf strahlten mir in brächtigen Einbänden die schönsten und besten Bücher aller Sprachen und aller Völker der Erde entgegen. Mit einem Wort, es war eine Bibliothek, so groß, so schön, so reich, wie sie sich ein die Wissenschaften liebender begüterter Mann nur wünschen kann, und mir schwoll das Herz noch einmal so hoch auf, das an diesem Morgen doch schon mit so vieler Wonne gefüllt war. An der vorderen Fensterwand aber – und siehe da, dies große Fenster war mit einem Vorhang von dunkelblauer Seide verhüllt – stand ein kostbarer Schreibtisch, mit einem herrlichen Sessel davor, und auf und in dem geöffneten Pulte war Alles zu sehen, was ein viel schreibender Mann nur in seiner nächsten Umgebung wünschen kann.

»Hildegard!« rief ich, »wie soll ich Dir auch das vergelten! Diese schöne Gabe ist so recht nach meinem Herzenswunsche erdacht!«

»So sollte es auch sein, mein Freund! Und wenn Du hier auf diesem Stuhle, vor diesem Pulte sitztest und Dich in Deine geliebten Wissenschaften, Deine theuren Bücher

vertiefst, dann erlaubst Du mir wohl, daß ich auf irgend einem Sessel in der Nähe sitze, lese oder arbeite und dann und wann einen Blick auf Dich, auf Deine Arbeit richte. So habe ich mir gedacht, würden wir Beide glücklich sein und das würde unser Beider Wünschen entsprechen.«

»Ja,« sagte ich, »so soll es sein und es entspricht vollkommen meinem Wunsche. Aber damit Du einen recht bequemen Platz an meiner Seite hast, so habe ich mir ebenfalls erlaubt, in aller Stille Dir einen solchen bereiten zu lassen, Bitte, ziehe nun selbst diesen Vorhang zurück und sieh, was dahinter verborgen ist.«

Hildegard trat rasch vor und zog schnell an der seidenen Schnur, die an der Seite des Vorhangs herabhing. Er rollte auseinander und ein lauter Ausruf der Verwunderung entfloß ihren, aber auch meinen Lippen, denn wir waren Beide gleich mächtig überrascht von dem Anblick, der sich uns bot. Der weiteste, geräumigste Erker des ganzen Neubaus befand sich hinter diesem Rundfenster, das aus den herrlichsten Glasmalereien zusammengesetzt war. Er bildete ein kleines Haus für sich und dieses ganze Haus war mit den seltensten Topfgewächsen gefüllt, vom Boden bis zur Kuppel, die ihre blühenden Kelche und ihre immergrünen Blätter wie ein duftendes Meer ringsum austreuten. In der Mitte aber stand ein mit blauem Samt überzogener Divan, davor ein Tisch von köstlicher Marmorarbeit, und wenn man auf dem Divan saß, konnte man sowohl in das Innere der Bibliothek nach meinem Arbeitstisch, wie hinaus in die lachende

Gegend blicken, die weit und reich ausgebreitet darunter lag und die allein die tiefblauen Berge in der Ferne wie ein köstlicher Rahmen umschlossen.

»Hier, meine Liebe, in diesem Erker, unter diesen Blumen, auf diesem Divan sollst Du sitzen, wenn ich dort arbeite, und dabei Dir stets bewußt bleiben, daß es doch eigentlich nur der Sohn des Gärtners war, wie meine böse Tante sagte, dem eine Fürstin ihre schöne Hand gereicht hat. In diesem Sinne mag Dir diese kleine Gabe eine stete Erinnerung sein, daß ich nicht ganz die Kunst meines Pflegevaters verlernt habe, sie wenigstens zu rechter Zeit in's Leben zurückzuführen verstehe.«

Hildegard lehnte sich an mich, umschlang mich mit ihren Armen und nun küßte ich *ihr* die Worte von den Lippen weg. –

Zwei Stunden später aber war sie mein Weib geworden, vor Gott und den Menschen, und der Tag, der so schön begonnen, hatte ein Ende gefunden, wie ich es mir vor vierundzwanzig Jahren in dieser Stunde nicht hatte träumen lassen.



Was wir uns am Morgen unsers Hochzeitstages, wie eben berichtet, vorgenommen, sollte eine schöne Wahrheit werden. Es ist jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, hoher Sommer; die Luft strömt süß und milde durch das geöffnete Erkerfenster herein, die Fluren draußen prangen im frischesten Grün und auf den blauen Bergen in der

Ferne ruht ein linder Duft, der in dieser Jahreszeit den Felswänden Böhmens eigen zu sein pflegt. Ich sitze an meinem Schreibtische, mit dem Schlusse meiner Lebensbeschreibung beschäftigt, die ein gütiger Freund auf meinen Wunsch künftig den Augen des Publicums verlegen wird, nachdem er sie in eine der Zeit und den Anforderungen der Lesewelt entsprechende Form umgewandelt hat. Nur wenige Schritte von mir entfernt, mitten unter ihren Blumen, ihren steten Lieblingen, sitzt das holdselige Weib, welches mir Gott zur Gefährtin der letzten und schöneren Hälfte meines Lebens gegeben, und während sie von Zeit zu Zeit von ihrer Arbeit – sie näht oder stickt an einem Kinderhäubchen – aufsieht, ob ich noch nicht bald fertig bin, kommt sie bisweilen in meine Nähe, lehnt sich an meinen Stuhl, blickt auf meine Schreiberei und beugt sich dann über mich hin, um mir ganz leise, leise, damit sie mich ja nicht störe, den Kopf, das Ohr oder gar eine Wange zu küssen, und sich dann rasch wieder unter ihre Blumen zurückzuziehen, unter denen sie die schönste Blume ist. Endlich aber, nachdem sie eine Weile ruhig auf ihrem Platze gesessen, fragt sie lächelnd, als ich gerade die Feder niederlege:

»Bist Du fertig, mein Freund?«

»Sogleich, meine Liebe.«

»Hast Du denn auch,« fährt sie fort, »in Deiner Lebensbeschreibung gesagt, daß ich, die ehemalige Fürstin von B***, mit dem Sohne des Gärtners von ganzem Herzen glücklich geworden bin?

»Ich will es sogleich thun,« sagte ich und nahm schnell die Feder wieder auf.

»Dann füge doch noch hinzu, daß ich schließlich vielen Frauen und Männern einen Rath zu geben im Stande bin.«

»Und welcher wäre denn das?« fragte ich neugierig, den Kopf voller Spannung zu ihr wendend.

»Daß man nicht immer achtzehn Jahre alt zu sein braucht, um einen Mann zu beglücken und daß man selbst noch mit dreißig Jahren, wie ich sie jetzt zähle, das vollste und reinste Glück der Liebe in seinem ganzen Umfange empfinden kann.«

»Wohl wahr, aber es sind nicht alle Frauen so schön und bleiben so lange jung und frisch wie Du!«

»Still, Schmeichler, die wahre Jugend liegt im Herzen, und die wahre Schönheit in dem guten Willen, für das Wohl und die Zufriedenheit des geliebten Mannes zu leben. – Was schreibst Du da wieder?«

»Ich füge auch diese Deine letzten Werte hinzu in der Erwartung, daß jeder Leser so gern wie ich allen Deinen Bemerkungen lauschen wird.«

»Ich bin es zufrieden. – Hast Du das schon in Betreff des Gärtnerssohnes geschrieben?«

»Soll ich es denn durchaus sagen?«

»Unter jeder Bedingung.«

»Gut, so schreibe ich es.« Und ich schrieb: »Auf Geheiß meiner geliebten Hildegard schreibe ich: Hildegard, geborene Prinzessin von W***, verwittwete Fürstin von B***, jetzige Gräfin von Wetterau, behauptet, das sie mit

Kurt Flemming, dem Sohne des Gärtners, vollkommen glücklich geworden ist.«

»Ich muß es selbst lesen!« sagte sie, rasch aufspringend und hinter meinen Stuhl tretend. »Du lächelst mir zu schelmisch dabei.«

Ich hielt ihr das Blatt entgegen und las ihr laut vor, was ich so eben geschrieben.

»Nun ja,« sagte sie, »es ist wahr, ich bin *vollkommen* glücklich, und wenn die Leute, die es einmal lesen werden, mit dem *Sohne des Gärtners* so zufrieden sind, wie ich, wünsche ich Dir Glück zu dem Erfolge Deines Buches.«

»Das wollte ich so eben schreiben oder wenigstens etwas Aehnliches,« erwiderte ich. »Jetzt aber schreibe ich etwas Anderes, was Dir nicht weniger angenehm sein wird.«

»Da bin ich doch neugierig!« rief sie, blieb hinter meinem Stuhle stehen und beugte sich vornüber, um den schnellen Zügen meiner Feder zu folgen. Diese Feder aber schrieb:

»Hildegard's Glück mag groß und selten sein, sie kann es aber doch noch beschreiben. Das meinige aber ist nicht zu beschreiben und so überlasse ich es der Phantasie des gütigen Lesers, sich den Umfang und die Tiefe desselben vorzustellen, wenn er gar überhaupt davon eine Ahnung hat, was für ein Glück ein Weib einem Manne zu bereiten vermag, wenn es ein ächtes wahres und edles Weib ist.«

»O Du unverbesserlicher Schmeichler!« rief Hildegard und umschlang mich liebkosend mit ihren Armen.

Da aber warf ich die Feder ganz bei Seite, sprang auf und indem ich sie fest an mein Herz schloß und dabei auf den blauen Himmel über uns da draußen deutete, rief ich:

»Gott hat uns Alles gegeben, was wir besitzen und woran wir uns erfreuen, und zuletzt die Krone von allen Gütern, das *herrliche Weib!* So wollen wir ihm denn danken, daß er uns schon hier auf Erden so reich gesegnet hat, und namentlich dieser letzten und herrlichsten Gabe würdig zu werden suchen!«